LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Die Grenzboten

69. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

Nr. 40

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Weiterentwicklung des deutsch-österreichischen Bündnisses. Von Prof. Dr. P. Samassa-Berlin 1

Hundert Jahre Berliner Universität. Skizze von K. Bruchmann-Berlin 8

Postsparkassen. Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel 18

Dmitri Mereshkowsky. Von Eugen Zabel 28

Maßgebliches und Unmaßgebliches 37

Reichsspiegel: Aufruhr. Schuld der Regierung daran. Russische Reminiszenzen. Ausländische Journalisten. Kassel. — Zum Kunstproblem in der Jugenderziehung. — Dr. Anna und Otto Neurath, Lesebuch der Volkswirtschaft. — Ausstellungs-Architektur.

---

50 Pf. das Heft.

Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11.

6 Mark. das Vierteljahr.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1909:
826,4 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1909:
367,7 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.
Dividende nach Plan B bis zu 85 1/4 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Garantiert naturreine Weine

von der **Mosel** und **Saar.** Fass- und Flaschen-Weine von 75 Pf. an.

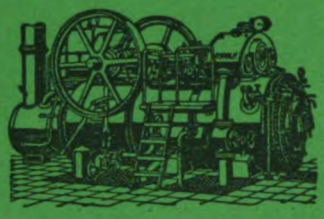
Trierischer Winzer-Verein A.-G., Trier.

Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.
:: Ausführliche Preislisten zu Diensten. ::

Filialen:
Berlin SW. 68, Zimmerstrasse 29, **Leipzig,** Tröndlinring 6.

Linz 1909: Goldene Medaille.

R. WOLF Magdeburg-Buckau



Patent-
Heißdampf-Lokomobilen
mit **ventilloser** Präzisions-Steuerung
Original-Bauart Wolf:
10—800 PS.

gewährleisten **sichersten Betrieb** bei **überragender Wirtschaftlichkeit.**

Bisherige Gesamterzeugung 700 000 PS.

J. A. Henckels. Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärnthnerstraße 24

Die Grenzboten

69. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

69. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1910.

F.P30
S7
v.53:4

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1910. Viertes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär.

Heft Seite

Aehrenthal, Graf: Besuch in Turin . . R. 41, 84
Aehrenthal, Graf: Sein Exposé in der ungarischen Delegation . . . . . R. 42, 132
Allislamischen Bewegung, Die Krisis in der —, von Dr. Frhr. v. Mackay 42, 97
Andrássy, Graf Julius —, von Dr. J. v. Newald 51, 545
Antisemitismus und Konservative . . . R. 41, 83
Aufruhr in Berlin und Schuld der Regierung hieran . . . . . R. 40, 37
Ballons, Beschießung deutscher — in Frankreich, siehe „Wir Wilden sind doch bessere Menschen", von A. Pz. 44, 238
v. Bethmann Hollweg und Fürst Swatopolk-Mirski . . . . . R. 43, 182
v. Bethmann Hollweg und die Parteien . R. 51, 580
v. Bethmann Hollweg: Seine Etatsrede im Reichstag . . . . . R. 50, 530; 51, 579
v. Bethmann Hollweg: Rede über die auswärtige Politik . . . . . R. 51, 582
Brasilianischen Marine, Meuterei in der — R. 48, 436
Christlich-sozialen, Die — und die Deutschkonservativen . . . . . R. 48, 436
Dahlmann, Friedrich Christian —: Zu seinem 50. Todestage 5. Dezember 1910, von Dr. Jul. Heyderhoff 49, 487
Deutsch-österreichischen Bündnisses, Die Weiterentwicklung des —, von Prof. Dr. P. Samassa 40, 1
Elsaß-Lothringen siehe „Reichslande".
England, Die politische Lage in —, von Dr. Hans Plehn 47, 354
Erbrecht des Reiches, Für das —, von Justizrat Bamberger.
1. „Principiis obsta" 41, 49
2. Das Interesse der Gemeinden . . . 41, 52
3. Die Höhe des Ertrages 43, 153
4. Die Aussichten einer neuen Vorlage . 44, 201
Frankreich und Deutschland . . . . . R. 46, 326
Hansabund, Der — und die Reichsregierung R. 43, 180
Hansabund, Austritt des Frhrn. v. Pechmann aus dem — . . . . . R. 48, 436
Hansabund, vgl. „Industriepolitik".
Heeresetat, Der — . . . . . R. 46, 327; 49, 484
Japanischen Menschheit. Was der — zugrunde liegt, von Richard Barry, übersetzt von Helene Hamerling 48, 422
Industriepolitik, von A. G. 46, 289
Innere Lage, Die . . . . . R. 46, 327
Iswolskis Fiasko und Rücktritt . . . R. 41, 84
Kaiserrede, Die — im Kloster Beuron . R. 47, 382
Kaiser und Nation . . . . . R. 49, 485
„Kathedersozialisten" . . . . . R. 50, 533
v. Kinderlen-Wächter und die Reform des Auswärtigen Amts . . . . . R. 51, 582
Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, von Rud. Wagner 49, 449; 50, 502
Konservative, Unternehmerorganisationen und — R. 44, 231
Konservative Hetzereien . . . . . R. 49, 486
Konservative Ratschläge . . . . . R. 43, 188
Kreuzzeitung, Ratschläge der — anläßlich der Revolution in Portugal . . . . . R. 41, 82
Labiau-Wehlau, Reichstagsersatzwahl in . R. 49, 483
Mexiko, Revolution in — . . . . . R. 48, 436
Militärische Hochschule, Unsere —, von Major a. D. v. Schreibershofen 45, 257
Nationalliberaler Parteitag in Kassel . R. 40, 40 (Berichtigung 41, 85)
Nationalliberalen Jugend, Der Reichsverband der — . . . . . R. 43, 184; 44, 231
Nationalpolitische Erziehung der Jugend R. 44, 280
Nikolaus II., Zar — in Potsdam R. 45, 275; 46, 324
Oberhaus, Ein deutsches — . . . . . R. 47, 387
Offiziere, Das Dienstalter der — und Vermehrung des Unteroffizierkorps . . . R. 44, 282
Österreich, Ministerkrisis in — . . . . R. 51, 582
Persien, Rußland und — . . . . . R. 46, 325
„Polennot", Die — und das Enteignungsgesetz . . . . . R. 47, 384
Polnische Politik in Österreich und Preußen R. 51, 583
Portugal, Revolution in — . . . . . R. 41, 81
Regierung, Pläne und Aufgaben der — im Reich und in Preußen . . . . . R. 43, 181
Regierung, Die Haltung der — im Kampfe gegen den Umsturz . . . . . R. 44, 229
Reichslande, Der Verfassungsentwurf für die — und die Entwicklung der Frage . . . R. 52, 627
Reichstags, Zusammentritt des — und das Regierungsprogramm . . . . . R. 48, 435
Rußland und Persien . . . . . R. 46, 325
Schoen, Frhr. v. — übernimmt den Botschafterposten in Paris . . . . . R. 46, 326
Ssasonow, russischer Minister des Auswärtigen R. 45, 277; 46, 324
Unternehmerorganisationen und Konservative R. 44, 231
Völker, Die — des alten Testaments, von Dr. A. Köster 51, 552
Zentralverband Deutscher Industrieller, Der — und seine Stellung zum Bunde der Landwirte und zum Hansabunde . . . . R. 50, 531

Volkswirtschaft, Sozialwesen, Verwaltung, Verkehr.

Eigenheim, Das — des Mittelstandes, von A. Reich 43, 145
Elektrische Überlandzentralen, von Lesser 47, 361; 50, 534
Fernsprechgebührenordnung, Die deutsche —, von E. Niemann 51, 564
Fleischteuerung, Zur Frage der —, von Beudel 42, 103

21116

Heft Seite

Kanada, siehe „Westkanada".
Kommunalbank, Das Projekt einer deutschen —, von Geh. Reg.-Rat Dr. Seidel 50, 513
Malaien, Eine große Soziale unter den —, von Dr. Emil Carthaus 44, 215
Metallindustrie, Waffenstillstand in der — R. 41, 84
Niederlande, Der Übergang der — zur Schutzzollpolitik und die Frage eines deutsch-holländischen Zollbündnisses 52, 593
Postsparkassen, von Geh. Reg.-Rat Dr. Seidel 40, 18
Reichsversicherungswesens, Die Organisation des —, von Dr. R. Köhler 48, 416
Rußlands Eisenbahnpläne und Finanzwirtschaft . . . . . R. 48, 437
Sozialen Gesetze, Nachteile der —, von Dr. F. Ritter 52, 609
Staatsarchive, Die Verwertung der — in Preußen und in Frankreich, von Heinr. v. Poschinger 43, 166
Städt. Wohnungsfürsorge, von Dr. Seidel . 52, 633
Verwaltung, Wirkliche Schäden in der preußischen — 45, 250; 46, 304
Verwaltung, Juristen und Laien in der preußischen — 48, 401
Westkanadas Eintritt in die Weltwirtschaft 45, 241

Rechtspflege, Heilkunde, Unterricht und Erziehung, Kirche.

Biologie und Schule, von H. G. Holle . . . 46, 297
Erziehung in den Vereinigten Staaten, von Bürgers 41, 67
Forschungsinstitute, Die neuen — und die Zukunft der deutschen Universitäten, von Prof. Dr. Hans Paalzow 47, 337
Jäger, Oskar —, Gedächtnisrede 2. Oktober 1910, von P. Cauer 41, 56
Kindes, Die Seele des —, von W. M. . . . 45, 280
Mittelschulen, von Prof. O. Hesse 44, 193
Professoren, Außerordentliche —, von „Quispiam academicus" 50, 497
Psychiatrie, Beitrag zur Geschichte der —, von G. Benn 41, 92
Referendarexamens, Die Neuordnung des —, von Dr. A. Grabowsky 47, 387
Roms Machtansprüche und die Pflichten des Staates, von Lic. Dr. H. Becker 49, 462
Rute, Die — in der Kunst und im Leben, von G. Gerhard 50, 540
Sensationsprozessen, Der Umfang der Beweisaufnahme in —, von Landrichter Dr. Riedinger 43, 186
Strafgesetzbuches, Kritische Aufsätze zum Vorentwurf eines neuen deutschen —, von Dr. E. Sontag 49, 467
(vgl. III. Bd. 27, 18; 34, 369; 37, 522)
Universität, Hundert Jahre Berliner —, von K. Bruchmann 40, 8
Universität, Die Jahrhundertfeier der Berliner R. 42, 133
(vgl. auch „Forschungsinstitute".)

Kunst, Kultur, Länder- und Völkerkunde.

Aberglaube in Thüringen, von Ed. Heyck . . 43, 188
Ausstellungs-Architektur 40, 44
Aviatik, Publikum und Presse, von Dr. M. R. Kaufmann 41, 88
Comenius-Gesellschaft, Die — und die geistigen Strömungen der Gegenwart, von L. Keller 51, 559
Genesis der Gesellschaft, von L. Brieger-Wasservogel 46, 332
Graphik-Ausstellung der Berliner Sezession, Zur —, von Dr. B. Fleischer 50, 536
Kunstproblem in der Jugenderziehung, Zum . 40, 41
Larasch, von Dr. H. Handke 43, 156
Leistikow, Walter —, In memoriam, von Heinz Amelung 48, 441
Presse, Publikum und —. Ketzerische Betrachtungen von F. S. 48, 442
Rhythmus, Vom —, von Wilhelm Meißner . 42, 136
Schwedische Kunst, von Wilhelm Meißner . 46, 328
Selbstmord, Der —, seine Zunahme und Präventivmittel, von Dr. F. Schilling 44, 206
Toten, Vom Dienst an den —, von R. Breuer 46, 330
Völker, Die — des Alten Testaments, von Dr. A. Köster 51, 552
Zeitungen, Sammlung deutscher —. Zuschriften von Dr. W. Ermann und Dr. St. Kekule v. Stradonitz 48, 438
(vgl. II. Bd.. 23, 456)

Literatur, Philosophie.

Brunner, Constantin —, von Bernhard Münz 47, 393
Bücher, Neue —, von Heinr. Spiero . . . 49, 474
Deutschamerikas, Die Muse —, von Fr. Huffong 47, 371
Dichtergemüt, Ein —, von A. Petrenz . . . 51, 589
Grimm, Das Heimatsgefühl der Brüder . . 48, 444
Hauptmann, Gerhart —, von Wilh. Meißner 49, 491
Hildebrandts Sonntagsbücher, von R. W. . 50, 538
Homer und Aschylus in moderner Bearbeitung, von Dr. Kurt Hildebrandt 52, 615
Kaufmannsstand, Der — in der deutschen Literatur bis Ausgang des 17. Jahrhunderts, von Dr. M. R. Kaufmann 42, 110
(vgl. 52, 636)
Klassiker-Ausgaben, Neue —, von H. Spiero 51, 584
Klassiker-Bibliothek, Die „goldene —" . . . 47, 390
Kolonialliteratur, Grundlegende —, von R. Wagner 41, 85
Mereshkowski, Dimitri —, von Eugen Zabel 40, 28
Musset, Alfred de —: Zu seinem 100. Geburtstag 11. Dezember 1910, von W. Haape . . . 49, 454
Philosophischer Dogmatismus, von Dr. G. Sellin 52, 600
Raabe, Wilhelm — und Berlin, von Prof. Th. Hänlein 48, 410
Reuter, Fritz —: Zu seinem 100. Geburtstag, von E. Schlaikjer 45, 263
Runge, Philipp Otto — und die Romantiker, von Jos. Budde 50, 508
Rute, Die — in der Kunst und im Leben, von G. Gerhard 50, 540
Schlagworts, Vom Wesen des —, von K. W. Goldschmidt 42, 141
Tockenburg Der arme Mann im —, von Dr. Ed. Korrodi 52, 640
Tolstoi, Leo 47, 389
Unfug des Sterbens, Der —, von L. v. K. . 45, 282

Erzählungen.

„Im Flecken", Erzählung aus der russischen Provinz, von Alex. Andreas-v. Reyher. Heft 41 bis 52, S. 71, 122, 171, 223, 268, 318, 377, 427, 478, 519, 571, 618.

Bücherbesprechungen.

Adler, Dr. Max: Der Sozialismus und die Intellektuellen 44, 238
Algenstädt, Luise: Die große Sehnsucht . . 49, 475
Böttger, Dr. Hugo: Die Industrie und der Staat 42, 134
Brunner, Constantin: Die Lehre von Geistigen und vom Volke 47, 393
Brunner, Constantin: Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit 47, 393
Büchner, Georg: Gesammelte Schriften. Ausgabe von Paul Landau 51, 585
Buschan, Dr. G.: Illustrierte Völkerkunde . . 42, 137
Coopers Lederstrumpferzählungen. Ausgabe von R. Zoozmann 51, 586
Corinth, Lovis: Das Leben Walter Leistikows 48, 441
Deutsche Raumkunst und Kunstgewerbe auf der Weltausstellnng zu Brüssel 1910 . . . . 44, 234
Dickens Werke, Ausgabe von R. Zoozmann . 51, 585
Dubois, Prof. Dr.: Über den Einfluß des Geistes auf den Körper 45, 282
„Ernte", Aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik, II. Teil 51, 586
Eyth, Max: Gesammelte Schriften 51, 586

	Heft	Seite
Franck, Hans: Thieß und Peter	49,	476
Genz, Friedrich v.: Briefe von und an ihn	41,	91
Goeppert, Geh. Oberregierungsrat Dr. Heinr.: Hypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899, II. Aufl., bearbeitet von Dr. M. Seibel	50,	585
Grad, Max: Die Andere	49,	476
Grillparzer, Franz: Sämtliche Werke, Ausgabe von Aug. Sauer	47,	398
Grün, Anastasius: Sämtliche Werke. Ausgabe von Ed. Castle	51,	585
Gutjahr, Prof. Dr. Emil A.: Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache vor Luther	44,	284
Haffert, Prof. Kurt: Deutschlands Kolonien	41,	85
Hauptmann, Gerhart: Der Narr in Christo Emanuel Quindt	49,	498
Herrmann, Georg: Kubinke	49,	475
Hildebrand, Rudolf: Gedanken über Gott, die Welt und das Ich	50,	538
Hoche, P.: Pädagogische Himmelsstürmer	49,	488
Hölderlins Ausgewählte Briefe, herausgegeben von Böhm	47,	392
Jentsch, Carl: Christentum und Kirche	45,	278
Kierkegaard, Sören: Gesammelte Werke in deutscher Übersetzung	48,	439
Knapp, Fritz: Mantegna	42,	140
Kreuzlam, Dr.: Das soziale und wirtschaftliche Element in der elsaß-lothr. Frage	52,	630
Lenz, Jacob Michael Reinhold: Gesammelte Schriften. Ausgabe von E. Lewy	51,	585
Lublinski, Sam.: Der urchristl. Erdkreis und sein Mythos. I. Bd.	52,	635
Maydolf, Eduard: Mephistos Wiederkehr	47,	392
Meyr, Melchior: Erzählungen aus dem Ries	51,	585
Miltons Werke. Ausgabe von H. Ullrich	51,	585
Monrad, O. P.: Sören Kierkegaard	48,	439
Mulford, Prentice: Der Unfug des Sterbens	45,	282
Neurath, Dr. Anna und Otto: Lesebuch der Volkswirtschaft	40,	43
Patáky, Hubert: Wie sie träumen, die Gedanken	51,	589
Petrarca, Francesco: Briefe und Gespräche	49,	495
Pilf, Traugott: Grete Rautenstrauch	49,	475
Platens Werke. Ausgabe von M. Koch und E. Petzet	51,	584
Popert, Hermann: Helmuth Harringa	49,	477
Rantzau, Adeline Gräfin zu: Der Dritte	49,	477
Reinach, Josef: Die diplomatischen Ursachen des Krieges von 1870/71 (I. Bd. 1863/64)	43,	169
Reinach, Salomon: Orpheus	52,	635
Savits, Josza: Von der Absicht des Dramas	43,	184
Schäfer, Rudolf: Vom „Wandsbecker Boten". Bilder zu Mathias Claudius	51,	586
Schwabe, Kurd: Die deutschen Kolonien	41,	87
Shakespeare in deutscher Sprache. Ausgabe von F. Gundolf	45, 279;	47, 345
Steinmann-Bucher, Arnold: Offenherzige Betrachtungen über Industriepolitik	46,	293
Tockenburg, Der arme Mann im	52,	637
Wagner, Rudolf, u. C. Uhlig: Eine Reise durch die deutschen Kolonien	41,	87
Wertheimer, Eduard v.: Graf Julius Andrássy	51,	545
Wippermanns Deutscher Geschichtskalender 1910	52,	681
Witkowski, Georg: Aus Schillers Werkstatt	51,	584
Zobeltitz, Hans v.: Auf märkischer Erde	49,	474

Mitarbeiter-Verzeichnis.

	Heft	Seite
A. G.: Industriepolitik	46,	289
Amelung, Heinz: In memoriam Walter Leistikow	48,	441
Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken. Erzählung aus der russischen Provinz. Heft 41 bis 52		
A. Pz.: Wir Wilden sind doch bessere Menschen	44,	283
Bamberger, Justizrat: Für das Erbrecht	41, 49;	48, 153; 44, 201
Barry, Richard: Was der japanischen Menschheit zugrunde liegt	48,	422
Becker, Lic. Dr. Hans: Roms Machtansprüche und die Pflichten des Staats	49,	462
Benn, Gottfried: Beitrag zur Geschichte der Psychiatrie	41,	92
Bendel, Handelskammersyndikus: Zur Frage der Fleischteuerung	42,	106
Breuer, Robert: Vom Dienst an den Toten	46,	330
Brieger-Wasservogel, Lothar: Genesis der Gesellschaft	46,	332
Bruchmannn, K.: Hundert Jahre Berliner Universität	40,	8
Budde, Josef: Philipp Otto Runge und die Romantiker	50,	508
Bürgers: Erziehung in den Vereinigten Staaten	41,	67
B. B.: „Shakespeares Werke", Ausgabe von F. Gundolf	45,	279
Carthaus, Dr. Emil: Eine große Soziale unter den Malaien	44,	215
Cauer, Paul: Oskar Jäger	41,	56
C. J.: „Mephistos Wiederkehr" von Ed. Maydolf	47,	392
C. J.: Wippermann	52,	631
Erman, Dr. W.: Zuschrift betr. Sammlung deutscher Zeitungen	48,	438
Fleischer, Dr. Victor: Zur Graphik-Ausstellung der Berliner Sezession	50,	536
Frankenberg, Egbert v.: „Von der Absicht des Dramas", von J. Savits	43,	184
F. S.: Publikum und Presse	48,	442
Gerhard, Georg: Die Rute in der Kunst und im Leben	50,	540
Gleichen-Rußwurm, Alexander v.: Sören Kierkegaard	48,	439
Goldschmidt, Kurt Walter: Vom Wesen des Schlagworts	42,	141
Grabowsky, Dr. Adolf: Die Neuordnung des Referendarexamens	47,	387
Gürtler, Dr. H.: „Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache vor Luther", von Dr. E. A. Gutjahr	44,	284
Haape, Wilhelm: Zum 100. Geburtstag Alfred de Musſets, 11. Dezember 1910	49,	454
Handke, Dr. H.: Larasch	43,	156
Hänlein, Prof. Theodor: Wilhelm Raabe und Berlin	48,	410
Hauser, Otto: „Illustrierte Völkerkunde" von Dr. G. Buschan	42,	137
Hesse, Prof. Otto: Mittelschulen	44,	198
Heyck, Ed.: Aberglaube in Thüringen	43,	188
Heyderhoff, Dr. Jul.: Briefe von und an Friedr. v. Genz	41,	91
Heyderhoff, Dr. Jul.: Friedrich Christian Dahlmann	49,	487
Hoche, P.: Zum Kunstproblem in der Jugenderziehung	40,	41
Hoche, P: „Pädagogische Himmelsstürmer", von P. Hoche	49,	488
Holle, H. G.: Biologie in der Schule	46,	297
Huffong, Friedrich: Die Muse Deutschamerikas	47,	371
Janell, Dr. W.: Erwiderung auf: „Der Kaufmannsstand in der deutschen Literatur usw." von M. R. Kaufmann	52,	686
Kaufmann, Dr. Max Rudolf: Aviatik, Publikum und Presse	41,	88
Kaufmann, D. Max Rudolf: Der Kaufmannsstand in der deutschen Literatur bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts	42,	110
Kekule v. Stradonitz, Dr. Stephan: Zuschrift betr. Sammlung deutscher Zeitungen	48,	439
Keller, Ludwig: Die Comenius-Gesellschaft und die geistigen Strömungen der Gegenwart	51,	559
Knatz, Karlernst: Kunstgenüsse	51,	587
Köhler, Dr. Raimund: Die Organisation des Reichsversicherungswesens	48,	416
Korrodi, Dr. Ed.: Der arme Mann im Tockenburg	52,	637
Köster, Dr. A.: Die Völker des Alten Testaments	51,	552
Lesser, Regierungs- und Gewerberat: Elektrische Überlandzentralen	47, 361;	50, 534
L. v. K.: „Der Unfug des Sterbens", v. Prentice Mulford	45,	282
Mackay, Dr. Freiherr v.: Die Krisis in der allislamischen Bewegung	42,	97
Mießner, Wilhelm: Vom Rhythmus	42,	135
Mießner, Wilhelm: Schwedische Kunst	46,	328
Mießner, Wilhelm: Gerhart Hauptmann	49,	491
Münz, Bernhard: Constantin Brunner	47,	398
Newald, Dr. J. v.: Graf Julius Andrássy	51,	545
Niemann, Ernst: Die deutsche Fernsprechgebührenordnung	51,	564

	Heft	Seite
Baalzow, Prof. Dr. Hans: Die neuen Forschungsinstitute und die Zukunft der deutschen Universitäten	47,	337
Petrenz, Adolf: Ein Dichtergemüt	51,	589
Plehn, Dr. Hans: Die politische Lage in England	47,	354
Poschinger, Heinr. v.: Die Verwertung der Staatsarchive in Preußen und in Frankreich	43,	166
„Quispiam academicus“: Außerordentliche Professoren	50,	497
Reich, A.: Das Eigenheim des Mittelstandes	43,	145
Riedinger, Landrichter Dr.: Der Umfang der Beweisaufnahme bei Sensationsprozessen	43,	186
Ritter, Dr. F.: Nachteile der sozialen Gesetze	52,	609
R. W.: „Mantegna“, von Fritz Knapp	42,	140
R. W.: Hildebrands Sonntagsbücher	50,	538
Samassa: Die Weiterentwicklung des deutsch-österreichischen Bündnisses	40,	1
Schilling, Kreisphysikus a. D. Dr. F.: Der Selbstmord, seine Zunahme und Präventivmittel	44,	206
Schlaikjer, Erich: Zum hundertsten Geburtstag Fritz Reuters	45,	263
Schreibershofen, Major a. D. v.: Unsere militärische Hochschule	45,	257
Seidel, Geh. Reg.-Rat Dr.: Postsparkassen	40,	18
Seidel, Geh. Reg.-Rat Dr.: Das Projekt einer deutschen Kommunalbank	50,	513
Seidel, Dr.: Städtische Wohnungsfürsorge	52,	633
Sellin, Dr. Georg: Philosophischer Dogmatismus	52,	600
Sontag, Amtsrichter Dr. Ernst: Kritische Aufsätze zum Vorentwurf eines neuen deutschen Strafgesetzbuches	49,	467
(vgl. III. Bd. 27, 18; 34, 369; 37, 522)		
Spiero, Heinrich: Neue Bücher	49,	474
Spiero, Heinrich: Neue Klassiker-Ausgaben	51,	584
Ballentin, Berthold: Der neue deutsche Shakespeare	47,	345
W., Dr.: „Der Sozialismus und die Intellektuellen“, von Dr. M. Adler	44,	238
W., Dr.: „Lesebuch der Volkswirtschaft“, von Dr. Anna und Otto Neurath	40,	43
Wagner, Rudolf: Grundlegende Kolonialliteratur	41,	85
Wagner, Rudolf: Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft	49, 449;	50, 502
W. M.: Die Seele des Kindes	45,	280
Wustmann, Lic. G.: Zur Religionsgeschichte	52,	635
Zabel, Eugen: Dmitri Mereshkowsky	40,	28

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Die Weiterentwicklung des deutsch-österreichischen Bündnisses

Von Prof. Dr. P. Samassa-Berlin

Zwischen dem Bürgermeister von Wien und dem Deutschen Kaiser sind im Wiener Rathause Begrüßung nnd Dank getauscht worden, die über den Rahmen konventioneller Höflichkeit hinausgingen. Der jetzige Bürgermeister — eine höchst unpolitische Persönlichkeit, besonders wenn man sie an ihrem Vorgänger mißt — konnte naturgemäß nicht mehr zum Ausdruck bringen als Gefühle der Bevölkerung; bedeutungsvoller war, daß der Kaiser bei seiner Ausdeutung des Bündnisses sich auch im wesentlichen auf Gefühle berief und das Wort prägte, daß das Bündnis „als Imponderabile in das Leben der beiden Völker übergegangen" sei. Eine kritische Exegese könnte ja wohl bei diesen Worten einsetzen, das österreichisch-ungarische Volk, das hier auf der einen Seite als Besitzer des Imponderabiles erscheint, in seine neun Völker zerlegen und prüfen, wie jedes einzelne davon sich zu dem Bündnis verhält, wobei denn wohl recht beträchtliche Unterschiede herauskämen — von liebevoller Pflege des Imponderabiles bis zu haßerfüllter Ablehnung. Aber das soll hier nicht untersucht werden. Es besteht noch ein andrer Widerspruch: zwischen diesem Gefühlswert und dem tatsächlichen Wortlaut des Bündnisses. Der Kaiser sprach davon, daß es ein Gebot der „Pflicht und Freundschaft" zugleich gewesen sei, daß das Deutsche Reich sich in der Annexionskrise vor zwei Jahren „in schimmernder Wehr" an die Seite seines Bundesgenossen gestellt habe. Es hat angesehene Politiker und nationale Blätter von Bedeutung gegeben, die diese Pflicht bestritten haben; in der Tat ist sie aus dem Wortlaute des Bündnisvertrages kaum abzuleiten. Vielleicht aber aus Zweckmäßigkeitsgründen, die zu erwähnen der Kaiser keinen Anlaß hatte, ganz

abgesehen davon, daß dies zum Stimmungsgehalt seiner Rede schlecht gepaßt hätte. Und dies bringt mich auf den schwachen Punkt des deutsch-österreichischen Bundesverhältnisses.

Es handelt sich um folgendes: Nach dem Wortlaute des Vertrags war das Deutsche Reich vor zwei Jahren sicherlich nicht verpflichtet, sogleich zu erklären, daß es sich unbedingt auf Seite Österreichs stelle; aber in dem Augenblick, wo Rußland, etwa infolge des Einmarsches österreichischer Truppen in Serbien, Österreich den Krieg erklärte, war der Bündnisfall zweifellos gegeben. Die spitzfindigste Haarspalterei hätte hier nicht Österreich — etwa deshalb, weil es durch die Annexion Bosniens den Berliner Vertrag verletzt habe — als den Angreifer hinstellen können; denn erstens wäre Rußland doch unter allen Umständen formell der Angreifer gewesen, aber auch materiell im Unrecht, weil es tatsächlich durch Geheimverträge, die zum Teil zeitlich weit zurückliegen, zum Teil jüngsten Datums waren, zur Annexion seine Zustimmung gegeben hatte. Aber sehen wir selbst davon ab, nehmen wir an, daß Österreich wirklich und ganz unzweideutig der Angreifer gewesen wäre: wenn der Bismarcksche Standpunkt richtig war, daß das Deutsche Reich Österreich als Großmacht auf der Landkarte Europas nicht entbehren könne, dann hätte es doch mindestens einspringen müssen, wenn Österreich von Rußland, Serbien und wahrscheinlich als drittem im Bunde Italien besiegt am Boden gelegen hätte. Man lese in den „Gedanken und Erinnerungen" nach: als Bismarck von russischer Seite gezwungen wird, zwischen Österreich und Rußland zu wählen, läßt er Rußland wissen, „daß wir zwar ertragen könnten, daß unsre Freunde (d. i. Österreich und Rußland) gegeneinander Schlachten verlören oder gewönnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet und geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde". Das war drei Jahre vor Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses.

Nach Abschluß des Bündnisses hat es eine Situation gegeben, die mit der Annexionskrise vor zwei Jahren sehr viel Ähnlichkeit hatte: die bulgarische Krise in den Jahren 1885 bis 1887. Die deutsche und die österreichische Politik gingen damals sehr verschiedene Wege. Nach Bismarcks Meinung hätte man Rußland an der Gewaltpolitik gegenüber Bulgarien gar nicht hindern sollen; denn sicherlich hätten die Russen ganz erfolglos an diesem Knochen herumgewürgt und der Panslawismus hätte einen unheilbaren Stoß erhalten, wenn die Bulgaren die russische Liebe einmal recht gründlich am eigenen Leibe genossen hätten; schließlich hätten sie sich ihre Freiheit doch auch gegen Rußland erkämpft. Und da sah Bismarck zweifellos viel weiter als die die österreichische Politik leitenden magyarischen Politiker. Das formale Recht war indes zweifellos auf Seite Österreichs: eine Besetzung Bulgariens durch Rußland hätte dem Wortlaut des Berliner Vertrags widersprochen. Bismarck legte ihn jedoch in seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888 eher zugunsten Rußlands aus, d. h. er sprach nicht vom Wortlaute des Vertrages, sondern von den Gedanken, die

die Vertragsmächte sich beim Kongreß über die künftige Stellung Rußlands in Bulgarien gemacht hätten. Der Zwiespalt zwischen der deutschen und der österreichischen Auffassung war damals so groß und so offenkundig, daß man das zur Zeit in seinem Wortlaut noch nicht bekannte Bündnis in der öffentlichen Meinung ernstlich für erschüttert hielt. Recht bezeichnend ist eine Rede, die Graf Andrassy am 16. November 1886 in der ungarischen Delegation hielt. Von verschiedenen Seiten waren Vorwürfe gegen das Bündnis erhoben worden, das Österreich-Ungarn in der Balkanpolitik offenbar keinen Rückhalt gewähre. Andrassy, der das Bündnis geschlossen hatte und nun der Delegation als Abgeordneter angehörte, fühlte sich dadurch getroffen und versetzte seinem Nachfolger, dem Grafen Kalnoky, dessen Politik ihm zu bedächtig war, folgenden Hieb: das Bündnis werde nur deshalb in der bulgarischen Frage nicht ausgenützt, weil Österreich Deutschland immer als Vermittler Rußland gegenüber in Anspruch nehme; es möge seinen Weg geradeaus gehen, ohne auf Rußland irgendwie Rücksicht zu nehmen. Man mag bezweifeln, ob seinen Hörern — mit Ausnahme der Vertreter des Ministeriums des Äußeren, die den Vertrag kannten — der Sinn seiner Worte sehr deutlich war; heute, wo wir den Wortlaut des Vertrages kennen, kann darüber gar kein Zweifel sein: Andrassy wollte es ohne Rücksicht auf Deutschland zum Kriege treiben; griff Rußland an, dann war Deutschland eben zur Hilfe verpflichtet. Bismarck hat den Krieg ja schließlich verhindert; Kalnoky war von seinen Landsleuten mehr gedrängt als selbst konfliktslustig, Rußland gegenüber machte Bismarck aber von den stärksten Beschwörungsformeln Gebrauch, ließ es schließlich auch wissen, daß er Österreich doch nicht im Stiche lassen werde, wenn er auch dessen Standpunkt nicht teile. Der Zorn der Panslawisten richtete sich denn auch mehr gegen Deutschland als gegen Österreich. Skobeleff hatte das Wort geprägt, daß der Weg nach Konstantinopel durchs Brandenburger Tor gehe; und das blieb schließlich richtig, trotzdem Bismarck wiederholt ausgesprochen hat, daß er den Russen den Besitz von Konstantinopel durchaus gönne.

Bismarck hat damals eine andre Taktik eingeschlagen als in ähnlicher Lage vor zwei Jahren Bülow, und letzterem ist dies unter Hinweis auf seinen großen Vorgänger von mancher Seite verdacht worden. Aber in der Situation lagen doch zwei wesentliche Unterschiede: erstens war damals die österreichische Politik, trotzdem sie den Buchstaben des Berliner Vertrags auf ihrer Seite hatte, doch wesentlich aggressiver, Bulgarien lag zweifellos in der russischen Einflußsphäre; es war nicht abzusehen, wohin eine Politik nach den Wünschen der magyarischen Heißsporne führen würde, ein rückhaltloses Eintreten für die österreichische Politik seitens Deutschlands wäre Wasser auf deren Mühlen gewesen. Die Aktion bei der Einverleibung Bosniens war von vornherein begrenzt, was auch in der Räumung des Sandschaks zum Ausdruck kam, und das moralische Recht auf Österreichs Seite, wenn es auch den Buchstaben des Berliner Vertrags verletzte. Zweitens war damals das Verhältnis zu Rußland

doch noch anders als heute, und insbesondre konnte Bismarck auf seine persönliche Autorität hin manches wagen, was seinen Nachfolgern versagt schien. Welche Taktik nun aber im einzelnen Falle vom leitenden deutschen Staatsmanne befolgt wurde, um den Frieden zu sichern, kommt erst in zweiter Linie. Die Tatsache bleibt bestehen: in beiden Fällen fehlte nur wenig, daß das Deutsche Reich wegen einer Orientfrage, an der es gar kein Interesse hatte, die uns, um mit Bismarck zu sprechen, durchaus Hekuba sein konnte, in einen Krieg mit Rußland verwickelt worden wäre, der einen französischen Angriff zur sicheren, und im zweiten Falle einen englischen zur wahrscheinlichen Folge gehabt hätte, kurzum in einen Krieg um Sein oder Nichtsein. Daß der Bündnisvertrag in der Tat die Kriegsmöglichkeiten für Deutschland vermehre, hat Bismarck übrigens offen zugestanden, so z. B. in seiner programmatischen Rede vom 6. Februar 1888 mit den Worten: „Und deshalb glaube ich, Sie werden die Politik Seiner Majestät des Kaisers, die das publizierte Bündnis abgeschlossen hat, billigen, obschon die Möglichkeit eines Krieges dadurch verstärkt wird."

Der Vertrag bedeutet in seinen Wirkungen für beide Teile nicht dasselbe. Wenn man vom Deutschen Reiche selbst absieht, so hat Österreich nur einen Feind, der es wirklich vernichten könnte, und das ist Rußland; wenn nun Deutschland durch das Bündnis als möglicher Gegner ausgeschaltet wird und jeder Angriff Rußlands sofort den Bündnisfall schafft, d. h. das Deutsche Reich zwingt, mit allen seinen militärischen Machtmitteln dem Verbündeten zu Hilfe zu kommen, so bedeutet der Vertrag für Österreich so ziemlich die Garantie seines territorialen Bestandes durch das Deutsche Reich, womit ja natürlich noch nicht gesagt ist, daß die Machtmittel der Verbündeten auch stets ausreichen werden, um eine Niederlage und als Folge davon Gebietsverluste zu verhindern. Für das Deutsche Reich liegt die Sache aber ganz anders; Rußland ist nicht sein einziger und keinesfalls sein stärkster Gegner. Wir könnten in einen Krieg mit Frankreich und England verwickelt sein, ohne daß Österreich auch nur den Finger zu rühren braucht. Diese Verschiedenheit des praktischen Wertes des Bündnisses für die beiden Mächte gab der Bismarckschen Politik mit dem russischen Rückversicherungsvertrag zweifellos die innere Berechtigung; Bismarck wollte das auf die deutsche Seite fallende Risiko abschwächen. Die Festigkeit des Bündnisses hat dadurch aber kaum gewonnen; denn naturgemäß löste diese Politik auf österreichischer Seite ein ähnliches Bemühen aus, sich mit Rußland zu verständigen, mögen die Voraussetzungen hier auch anders und schwieriger liegen. Die Möglichkeit kasuistischer Auslegung ergibt sich aber eben daraus, daß das Bündnis nur auf einen bestimmten Fall zugeschnitten und weit entfernt davon ist, ein Schutz- und Trutzbündnis zu sein. Etwas derartiges hatte Bismarck aber tatsächlich erstrebt; ihm schwebte ein Verhältnis zu Österreich vor, das das alte Verhältnis im Deutschen Bund ersetzen sollte, ohne dessen Unzuträglichkeiten zu haben. Das hatte er fast unmittelbar nach Königgrätz geäußert, dann während des Deutsch-Französischen Krieges zu Busch. Und auf

dieses Ziel waren auch die Verhandlungen mit Andrassy in Gastein gerichtet, die dann zum Abschlusse des Bündnisses führten. Die Ziele Bismarcks gingen nach drei Richtungen: Ausdehnung des Bündnisfalls auch auf einen Angriff Frankreichs allein auf Deutschland, Einverleibung des Bündnisses in die Verfassungen, das dadurch dauernd festgelegt, sich von andern zeitlich befristeten Verträgen entsprechend abgehoben hätte, endlich eine Annäherung auf wirtschaftlichem Gebiet, deren Endziel eine Zollgemeinschaft sein sollte.

Auf all das ging Andrassy nicht ein; er war ein aufrichtiger Freund des Zusammengehens mit dem Deutschen Reich; war aber die Linie der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns verfassungsmäßig ein für allemal festgelegt, dann blieb der magyarischen Vorherrschaft auf diesem Gebiet wenig Spielraum. Es mögen auch noch andre Gründe mitgespielt haben; ein solches Vertragswerk hätte nicht mit einem Schlage ins Leben treten können und eines längeren Ausbaues bedurft; Andrassy war aber im Begriff seinen Abschied zu nehmen und wollte nur mehr das Bündnis abschließen, um dann dem Kaiser sein Portefeuille zur Verfügung zu stellen. Man kann verstehen, daß er darum nur auf das sofort Erreichbare ging. Von Bismarcks ursprünglicher Absicht kam ein kümmerlicher Rest in der Einleitung des Vertrages in der Wendung zum Ausdruck: „daß beide Monarchen, ähnlich wie im früher bestandenen Bundesverhältnisse, durch festes Zusammenstehen beider Reiche usw.".

Bismarck behielt seine ursprünglichen Ziele wohl noch eine Zeitlang im Auge. So regte Windthorst im Jahre 1885 im Reichstage an, „politisch-pragmatische Verträge mit Österreich zu schließen und dadurch die Lücke zu decken, die das Jahr 1866 in die deutschen Beziehungen gerissen hat"; und Bismarck erwiderte, daß er mit Windthorst über das Wünschenswerte derartiger Verträge einer Meinung sei, er habe sich auch in dieser Richtung bei Österreich bemüht, aber die Schwierigkeiten, die sich dort entgegenstellten, seien sehr groß; es sei sehr zweifelhaft, ob eine Regierung dort, die bereit wäre, auf derartige Verträge einzugehen, sie von den parlamentarischen Körperschaften bewilligt bekäme. Es ist aus dem Wortlaute dieser Rede nicht zu ersehen, ob Bismarck hier auf seine Bemühungen bei den Vorverhandlungen zum Abschlusse des Bündnisses Bezug nahm oder ob er nach dem Abschlusse noch weitere Versuche in dieser Richtung gemacht hat. Wenn man auf Seite Österreichs auf die parlamentarischen Schwierigkeiten verwies, so war das wohl nur ein Deckmantel für die Unlust der Regierung. Gerade damals kam in Ungarn im Zusammenhang mit der deutschen Schutzzollpolitik und den deutschen Getreidezöllen eine Bewegung zugunsten eines Zollbündnisses mit dem Deutschen Reiche in Gang; und trotz der deutschfeindlichen Mehrheit des „eisernen Rings", die damals unter dem Kabinett Taaffe das österreichische Parlament beherrschte, hätte eine Regierung, die ernstlich wollte, wohl auch hier derartige Verträge durchdrücken können. Sehr nachdrücklich waren indes die von deutscher Seite erfolgenden Anregungen, wenn sie überhaupt noch stattgefunden haben, sicherlich nicht.

In den „Gedanken und Erinnerungen" hat Bismarck dann das ganze Thema rückschauend behandelt; und wie dieses Werk mehr einen Kommentar zu seiner Lebensarbeit als ein politisches Testament, das Zukunftsziele weist (und dann ja niemals unmittelbar nach seinem Tode hätte veröffentlicht werden können), darstellt, so lag es Bismarck nahe, bei dem, was er nicht erreicht hatte, vor allem die Schwierigkeiten zu sehen, die seinen Absichten entgegenstanden. Bezüglich der verfassungsmäßigen Inartikulierung des Bündnisses verweist er vor allem darauf, daß es eine stärkere Bindung, als sie im alten Bundesverhältnis bestand, nicht gut geben könnte, und daß dies trotzdem Königgrätz nicht verhindert habe. Man könnte dem noch hinzufügen, daß der jetzige Bündnisvertrag wegen seiner einseitigen Zuspitzung auf einen bestimmten Fall — den russischen Angriff — sich zu solcher verfassungsmäßiger Festlegung überhaupt nicht eigne, sondern daß dem die Ausgestaltung des Bündnisses zu einem Schutz- und Trutzbündnisse erst vorausgehen müßte. Dies wird auch von den deutschnationalen Parteien in Österreich übersehen, die sich den ursprünglichen Gedanken Bismarcks programmatisch zu eigen gemacht haben.

Es fragt sich nun, ob heute noch eine solche Ausgestaltung des Bündnisses erwünscht sein kann und, wenn ja, auf welchem Wege sie zu erreichen wäre. Da mag auf zwei Dinge verwiesen werden, die sich seit dem Abschlusse des Bündnisses sehr erheblich geändert haben: Deutschlands Verhältnis zur orientalischen Frage und sein Verhältnis zu England. In die letzten dreißig Jahre fällt der Aufschwung wirtschaftlicher Betätigung Deutschlands in der Türkei; mehr als einmal haben wir dabei erkennen müssen, daß in den Ländern des Orients Wirtschaftliches sich vom Politischen niemals reinlich trennen läßt, der wirtschaftliche Erfolg vielfach an das politische Prestige gebunden ist. Deutschland und Österreich sind in ihrer wirtschaftlichen Betätigung auf dem Balkan ihre eigenen Wege gegangen, der deutsche Handel hat sogar dank seiner größeren Rührigkeit mancherlei Erfolge auf Kosten Österreichs errungen. Es fragt sich, ob bei gemeinsamem Vorgehen nicht beide Partner größere Vorteile gehabt hätten. In der Politik schob Deutschland immer seine Uninteressiertheit in orientalischen Fragen vor, gewann sich dadurch sowie durch kleine Gefälligkeiten die Gunst Abdul Hamids im besonderen Maße und nützte diese Lage auf wirtschaftlichem Gebiete entsprechend aus. Aber schon Abdul Hamid konnte nicht immer, wie er wollte, und Drohung mit Machtmitteln mußte auf ihn häufig größeren Eindruck machen als Wohlwollen und Liebe. Nach dem Sturze des hamidischen Regiments schien Deutschland als dessen Gönner bei dem neuen Herrn übel angeschrieben, was auch in wirtschaftlichen Schädigungen, wie der Verleihung der Dampfschiffskonzession auf dem Euphrat an eine englische Gesellschaft, zum Ausdruck kam. Die Kretafrage hat dann einen für uns sehr glücklichen Umschwung zustande gebracht; das gemeinsame Vorgehen mit Österreich war hier von selbst gegeben. Ob wir uns aber immer die Sympathie der Türkei durch einfache Passivität, die in der Kretafrage zunächst für uns

glücklicherweise das allein Gegebene war, werden erhalten können, scheint mehr als fraglich. Wir haben mit Österreich das größte Interesse daran, daß die Türkei nicht zum Spielball der Tripelentente wird, und es läßt sich sehr wohl eine Lage denken, wo ein aktives Eingreifen zu diesem Zwecke unserseits durchaus gerechtfertigt sein könnte.

Ein andres Motiv führt auf einen bereits berührten Gedankengang. Die verhältnismäßige Ruhe in der orientalischen Frage beruht heute einzig und allein auf dem jungtürkischen Regime, über dessen Zukunftsaussichten sich selbst gute Kenner des Orients kein sicheres Urteil bilden können. Die Hauptgefahr droht ihm natürlich im Inneren; aber mehr und mehr läßt sich erkennen, daß die Mächte der Tripelentente sich mit einer selbstbewußten und wahrhaften Türkei, die sich Eingriffe von außen verbittet, nur ungern abfinden; gegebenenfalls würden sie wohl das Ihrige tun, um das jungtürkische Regime zu stürzen.

Tritt dies ein, dann wird die orientalische Frage bedenklicher als seit langem; denn das Verhältnis zwischen Österreich und Rußland ist heute noch so schlecht, wie zur Zeit der Annexionskrise und in dem Augenblick, wo die Türkei ihre Autorität in Albanien nicht mehr aufrechterhalten kann, werden dort die italienischen Ansprüche wieder lebendig und bringen den latenten österreichisch-italienischen Konflikt zum Ausbruch. Durch längere Perioden hindurch gab es zwischen Österreich und Rußland Abkommen, die zwar keine endgültige Verständigung über die kollidierenden Orientinteressen der beiden Mächte darstellten, wohl aber die Grundlagen von Waffenstillständen: das Reichstadter und das Mürzsteger Übereinkommen. Heute fehlt irgend etwas dieser Art gänzlich, ja es bahnt sich nicht einmal an. Wieder sind wir der Möglichkeit ausgesetzt, daß Österreich wegen einer uns gleichgültigen Orientfrage mit Rußland in Krieg gerät und wir in den Kampf einbezogen werden. Wäre es da nicht zweckmäßiger, wenn wir die Linien einer gemeinsamen Orientpolitik mit Österreich gleich festlegten und uns für das Risiko, das wir laufen, auch einen Gewinn ausbedängen? Gäbe uns das nicht auch sicherere Gewähr für die Erhaltung des Friedens?

Und nun unser Verhältnis zu England. Zur Zeit, als das deutsch-österreichische Bündnis abgeschlossen wurde, trübte kein Wölkchen den Freundschaftshimmel zwischen Deutschland und England; und da der Gegensatz Englands zu Rußland vom Russisch-Türkischen Kriege her, der zu Frankreich Egyptens wegen so lebhaft war wie nur je, galt England als der natürliche Verbündete der neuen kontinentalen Allianz. Nach Abschluß des Dreibundes übernahm England sogar die Aufgabe, die lange italienische Küste gegen einen französischen Angriff zu decken. Ich brauche hier nicht darzulegen, wie sich seitdem die Dinge gewandelt haben; genug, wir müssen heute mit der Möglichkeit rechnen, daß wir von England angegriffen werden oder daß England sich irgendeinem andern Gegner, der uns angreift, zugesellt. Und wenn dies nicht Rußland ist, so haben wir keinen Anspruch auf eine Hilfeleistung Österreichs. Österreich

hat aber heute schon zwei Dreadnoughts auf Stapel und wird in absehbarer Zeit über eine Division solcher Schiffe verfügen. In England hat man diese Division ohne weiteres der deutschen Kriegsflotte hinzuaddiert; mit Unrecht, denn Österreich baut diese Schiffe gegen Italien und darf sie bei einem deutsch-englischen Zusammenstoß ruhig in Pola liegen lassen. Für uns wäre es aber keine Kleinigkeit, wenn durch diese Division eine ebenso große Zahl englischer Kriegsschiffe gleicher Klasse in Malta gebunden wäre. Hier liegt also das Gebiet, wo wir für eine Unterstützung der österreichischen Orientpolitik Gegenleistungen fordern und erhalten können. Und wenn sich erst diese Interessengemeinschaft auf breiterer Grundlage zwischen Deutschland und der Donaumonarchie eingelebt hat, dann mag auch der Zeitpunkt gekommen sein, wo der Buchstabe des Vertrags der Neugestaltung der Verhältnisse Rechnung trägt und der jetzige Bündnisvertrag sich in ein wirkliches Schutz- und Trutzbündnis verwandelt.

Hundert Jahre Berliner Universität

Skizze von K. Bruchmann-Berlin

Als am Mittwoch, den 10. Oktober 1810, nachmittags 4 Uhr, der Vorhang in der Universität endlich aufging, hatte das große Publikum keine Ahnung davon, welche Schwierigkeiten überwunden waren, ehe die Szene fertig wurde, und niemand konnte voraussehn, wie reich und gewaltig sich das Spiel entwickeln würde.

Etwa seit 1799 war zwischen J. J. Engel, dem Philosophen für die Welt († 1802), und dem Kabinettsrat Beyme von der Errichtung eines neuen allgemeinen Lehrinstituts in Verbindung mit der Akademie die Rede gewesen. Diese Lehranstalt sollte freilich nach Engels Meinung von den „lächerlichen Bocksbeuteleien" der Universitäten frei sein; die alten akademischen Formen sollten aufhören. Behielte man Fakultäten bei, so könne doch gefragt werden, ob dabei auch an eine theologische zu denken sei. In das allmählich anwachsende Stimmengewirr brachte Friedrich Wilhelm der Dritte ein erstes Aufhorchen, als er 1807 aussprach: Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat. Halle, das als Mittelpunkt der Weisheit gegolten und 1805 etwa tausend Studenten gehabt hatte, war verloren. Als aber gleich nach dem Frieden von Tilsit die hallischen Professoren den König baten, ihre Universität nach Berlin zu verlegen, lehnte er es ebenso ab, wie die Meinung, daß die idyllischen Gefilde von Potsdam geeigneter seien. Der schließlichen Einrichtung kam zu Hilfe, daß sich in Berlin außer der Akademie allerlei

wissenschaftliche Staatsinstitute befanden und sich das geistige Leben in einer stattlichen Reihe von Vorlesungen befriedigte, die z. B. von dem herrlichen, vielseitigen Schleiermacher, Fichte, F. A. Wolf, C. W. Hufeland gehalten wurden, so daß gegen 1810 die Universität inoffiziell eigentlich schon da war. Gegen den Plan zuckte aus den Ätherhöhen der Akademie als schreckhafter Blitz das Paradoxon, die Wissenschaft sei ausschließlicher Besitz der Akademie. Der Akademiker habe den Genieblick, dessen der Universitätsprofessor nicht bedürfe. Nach verschiedenen Plänen der Organisation hatte der König die Entscheidung gebracht. Die Universität war dann ebenso ein Ergebnis fürstlicher Begründung wie volkstümlichen Lebens, intellektueller Bedürfnisse wie moralischer Triebkräfte. W. v. Humboldts zäher Energie verdankte man (1809 bis 1810) die Organisierung. Für die Auditorien („die Weisheitszellen") schenkte der König das Palais des 1802 verstorbenen Prinzen Heinrich, nachdem es dem Schicksal entgangen war, ein Postamt oder eine Brauerei zu werden. Sehr mühsam mußte aus allerlei Kassen das Geld zusammengesucht, die Zahl der Dozenten von außerhalb ergänzt werden. In vielen Zügen trat ihre vaterländische Gesinnung und sittliche Größe hervor, die den Tod fürs Vaterland nicht scheuen wollte. Der erste eingesetzte Rektor war der vielseitige Jurist Schmalz, der erste erwählte Fichte, der arme Leinewebersohn (1762 bis 1814), der ein unstetes Leben geführt und den Hunger kennen gelernt hatte. Bei der Eröffnung gab es keine feierlichen Aufzüge, Proklamationen und temperamentvollen Toaste. Das Vaterland hatte trauernd sein Antlitz verhüllt; seine Söhne fühlten den Schmerz der geliebten Mutter. Die Existenz der meisten Dozenten war das, was die Franzosen honorable indigence nennen, eine ehrenhafte Dürftigkeit. Ihre Zahl betrug mit 6 Akademikern und 5 Lektoren 58. Sie steigerte sich 1859 auf 173, 1895 auf 345, 1910 auf beinahe 500. Immatrikuliert waren 1810: 454 Studenten, im Jahre 1888: 5631; im Jahre 1909 gab es 9242 Hörer, darunter 632 weibliche; dazu kamen von anderen Instituten 5156, so daß im ganzen 14398 berechtigte Hörer vorhanden waren. Frauen als Hospitantinnen traten zuerst in größerer Menge im Jahre 1895 hervor. Die Zahl der Vorlesungen betrug 1810 (mit Ausschluß von 5 Lektoren) 116; jetzt sind 1110 angekündigt, davon theologische 60, juristische 87, medizinische über 400, philosophische 558. Anfänglich kostete die Universität ungefähr 160000 Mark, gegenwärtig wird der Etat etwa 3 Millionen betragen.

Bald wurde das wissenschaftliche Leben durch die Politik unterbrochen. Studenten und Dozenten zogen ins Feld. Für die Bedürftigen wurde mannigfach gesorgt.

Etwa fünfundzwanzig Institute, die allmählich entstanden, waren mit der Universität verbunden, zum Teil in sehr bescheidenen Räumen untergebracht und durchweg nicht in Verlegenheit, wie die vorhandenen Mittel verbraucht werden könnten. Der Staat hatte etwa $4^1/_2$ Millionen Einwohner und verfügte über 13 Millionen Taler. Jetzt haben die Institute wundervolle Häuser, kostbare Sammlungen,

ausgezeichnete Laboratorien. Der Fortschritt der Wissenschaft steht in wohltuendem Einklang mit der Machtentfaltung des Vaterlands. Nach seiner Befreiung erfolgten Ehrenpromotionen. Die philosophische Fakultät zählte auch den Marschall Vorwärts zu den Ihrigen, der einst so reizend an Stein geschrieben hatte: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden", und der auf eine poetische Darbietung antwortete: „In solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist; der eine mit dem Schnabel, der andre mit dem Sabel." In späterer Zeit gratulierte auch einst dem alten Ranke Bismarck als Doktor.

Obgleich die Dozenten gleich anfangs mit einer reich und schön besetzten Tafel aufwarteten, äußerten sich bald Wünsche nach Ergänzung. Darin waren aber die Gründe der Um- und Fortbildung der Universität nicht enthalten.

Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts glaubte man ziemlich allgemein, daß die ganze wissenschaftliche Bildung der neuen Zeit auf dem Studium des Altertums beruhe, womit freilich, vom römischen Recht abgesehn, hauptsächlich das griechische gemeint war, das die großen Dichter verherrlicht hatten. Diese Wissenschaft war damals zu reichen Ernten berufen, wie sich besonders bei dem unvergleichlichen Böckh zeigte. Allmählich begann aber die kritisch-objektive Stimmung vor der enthusiastischen vorzuherrschen. Die Alten mußten sich einige Subtraktionsexempel gefallen lassen. Außerdem wuchsen die Germanistik und die Sprachwissenschaft heran.

Zu herber Selbstbesinnung gezwungen und nicht gewillt, das Bewußtsein des eigenen Wertes aufzugeben, wendeten sich unsere Vorfahren der eigenen Vergangenheit zu. Die Romantik schärfte trotz ihrer Phantastereien den geschichtlichen Sinn. Die vergleichende Sprachwissenschaft lenkte den Blick in neue Fernen. Treitschke behauptet, daß sich schon seit dem Ende der dreißiger Jahre bemerken ließ, wie in der Schule die Freude an der klassischen Welt abnahm.

Die Philosophie, die durch Kant ihr Ansehn noch verstärkt hatte, in Fichte durch sittlichen Schwung hinriß, imponierte als oft erdabgewandte Betrachtung zuerst durch kühne Verheißungen und stand mit Theologie, Recht (Schmalz z. B. schrieb ein Reines Naturrecht), ja mit den sogenannten exakten Wissenschaften in engem Zusammenhang. Aber schon nach Hegels Tod (1831) begann die hohe Flutwelle zu ebben, was auch Schelling (seit 1840 in Berlin) nicht änderte. Man begann dem konstruktiven Verständnis zu mißtrauen. Der dogmatisch-rationale Vortrag wich, auch in der Philosophie selbst, vor dem geschichtlichen zurück. Und vor der geschichtlichen Erkenntnis schwinden mitunter die ewigen Wahrheiten. Um die Mitte des Jahrhunderts gewann die Philosophie neue Kraft wie Antäus durch die Berührung mit der Erde, d. h. mit den exakten Wissenschaften. Z. B. erschien von Lotze 1842 eine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften, 1852 eine Medizinische Psychologie. G. Th. Fechner war eigentlich Physiker. Seine Elemente der Psychophysik kamen 1860 heraus. Er wollte die Psychologie und Ästhetik exakt machen (bis

zu der Einsicht, warum die Wurst schief geschnitten wird). Haben auch beide Philosophen nach alter Sitte ihre Metaphysik, so wird doch Lotze nie müde, von der Mechanik des Geschehens zu reden, und, wenn es schon Ideen gibt, nach der Art ihres Wirkens zu fragen.

So gewiß ferner eine klar empfundene Notlage geeignet ist, in Mitteln zur Abhilfe erfinderisch zu machen, so sicher ist anderseits, daß zufällig oder absichtlich gefundene Mittel neue Zwecke aufleuchten lassen. Außerdem ist jede Universität mit dem Gesamtleben ihres Volkes und dem des ganzen Erdballs verbunden. Fort und fort, meint Fechner, arbeitet der Erdgeist in sich und bewirkt eine Verkettung des allgemeinen Bildungsganges. Die Form des geschichtlichen Lebens kann sich insofern ändern, als wir uns der wirklichen Universalgeschichte annähern. Von dieser Spiritualisierung der Erde, deren Linien kein Diagnostiker bestimmen kann, führt freilich kein direkter Weg zu den Einrichtungen einer Universität; aber doch steht das konzentrierte geistige Leben einer Stelle im Zusammenhang mit dem Gesamtleben der Welt. Es gleicht einem Orchester, an dessen einem Ende ein paar Instrumente ertönen, während am andern alles schweigt. Dann vereinigen sich mehrere, verstummen wieder: das Zusammenrauschen des Ganzen erwarten wir noch.

Der Verkehr ist anders geworden. Bei uns legte die Lokomotive am 7. Dezember 1835 die Strecke von Nürnberg bis Fürth zurück. Gauß und W. E. Weber brachten in einer kleinen Stadt eine gewaltige Umwälzung zustande. 1833 wurde in Göttingen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Laboratorium der erste Telegraph gelegt. Jetzt haben wir Edisons Telephon und Marconis drahtlose Telegraphie. Kabel leiten die Gedanken durch ungeheure Fernen. Sprechen die Gestirne (wie Fechner einmal leise fragte) auch nicht durch ihr Licht miteinander, so geben sie doch von ihrem Wesen eine unverhoffte Kunde durch die wundervolle Spektralanalyse. Die Vergangenheit fing an, aus den Gräbern zu steigen und bekam allmählich verständliche Stimme, als wollte die Erde nicht, daß das einst Erschaffene vergessen und im Dunkel verhüllt bliebe. Die Erkenntnis der Natur versetzte die Gemüter in bewundernde Spannung; neue Entdeckungen schufen neue Industrien und eine veränderte Volkswirtschaft. Durch ihr Wissen wurde die Welt um neue Probleme reicher. Hat sich die Zahl der entdeckbaren Erdteile auch stark vermindert, so haben sich die alten auf- und enger aneinander geschlossen. Sie taten es schon, als der teure, triumphierende Spaten noch nicht so viel leistete wie jetzt.

Die Weltverhältnisse, von denen die Universität beeinflußt wurde, lassen sich zusammenfassend zurückführen auf die Erweiterung des Horizonts durch Kenntnis der Menschen, ihrer Sprachen, Kunst- und Lebensformen und anderer Erzeugnisse primitiver und kultivierter Zeit; die Entdeckungen der Naturwissenschaft, die Biologie, die Beachtung und das Vordringen des Individuellen, Kleinen und Kleinsten, das Bedürfnis nach genetischem Verständnis und eine fortschreitende Arbeitsteilung. Je zahlreicher die Tatsachen sind, desto mehr drängen sie

anregend zur vergleichenden Forschung hin. Der Akademiker B. G. Niebuhr, mit geschichtlicher Kritik und Phantasie ausgerüstet und eine herrliche Persönlichkeit, hatte die lateinischen Studien belebt; aber etwas Moderneres war das deutsche Altertum. Etwa 1807 begannen die Gebrüder Grimm (1841 kamen sie in die Akademie) ihre Wirksamkeit. 1819 erschien J. Grimms Deutsche Grammatik. In Dänemark musterte der geistvolle Rask († 1832) Sprachen von Island bis nach Zentralasien. Lachmann lehrte seit 1825 klassische und germanistische Philologie, die später Müllenhoff gelehrt und scharfsinnig allein vertrat. Dann hatten wir Weinhold in Berlin. Mit der Freudigkeit des Einhorns stürzte man sich auf diese zukunftsreiche Wissenschaft. Probleme der neuern Germanistik nahm der vielseitig anregende Scherer seit 1877 in seine Vorlesungen auf. Bopp († 1867), Freund W. v. Humboldts, war seit 1821 in Berlin, nachdem er sich in Paris Anregungen geholt hatte. Dann hat er noch zwanzig Jahre (von 1832 bis 1852) für seine vergleichende Grammatik gebraucht. Der Awesta war durch Anquetil-Duperron der gelehrten Welt angeboten, aber zweifelnd aufgenommen worden. 1802 begann Grotefend mit der Entzifferung der altpersischen Keilschrift. Bei uns machte sich Eb. Schrader hoch verdient durch seine Arbeiten über die assyrisch-babylonischen Keilschriften (seit 1875 war er in Berlin). Seit 1899 datieren die Grabungen der Deutschen Orientgesellschaft, die sich des besonderen Schutzes und Interesses des Kaisers Wilhelm des Zweiten erfreuen kann. Auf Ägypten hatte J. Fr. Champollion († 1832) den Blick gelenkt. In Deutschland folgte R. Lepsius, der 1842 nicht ohne Al. v. Humboldts Einfluß seine so erfolgreiche Reise zu den Pyramiden antrat. Auch China trat (zum Teil durch französische Forscher) deutlicher aus dem geheimnisvollen Dunkel seiner alten Geschichte hervor. In Berlin lehrte Chinesisch mit andern, besonders asiatischen Sprachen W. Schott seit 1839; später G. v. d. Gabelentz.

Die Arbeitsteilung wird dadurch veranschaulicht, daß die indische Philologie, in der uns z. B. W. Jones und H. Th. Colebrooke vorangegangen waren, 1867 in Weber ein Ordinariat fand. Die vergleichende Grammatik der indokeltischen Sprachen lehrte nur kurze Zeit Ebel († 1875), dann Joh. Schmidt. Die Keltik besonders vertritt jetzt Zimmer. Die romanischen Sprachen hatten seit 1870 in A. Tobler einen berühmten Lehrer; das Englische errang in Berlin zuerst durch Zupitza einen besondern Platz, das Slawische durch Jagić und Brückner. 1849 hatte sich Steinthal habilitiert, der W. v. Humboldts Gedanken psychologisch fortbildete und die Typen des Sprachbaus geistreich charakterisierte. Auch hier drang das Kleine und Kleinste vor im Studium der Laute und ihrer Gesetze. Seit 1851 trug der Lektor (Stenograph) G. Michaëlis Lautphysiologie vor. Das Orientalische Seminar wurde im Jahre 1887/88 unter Sachau eröffnet. Obgleich bei Savigny, Puchta u. a. schon vom Volksgeist u. dgl. die Rede ist, tat sich die von Lazarus so benannte Völkerpsychologie seit der Mitte des Jahrhunderts auf, der seit 1873 als prof. hon. lehrte.

Die seit 1816 für die griechischen Inschriften, seit 1819 für die Mon. Germaniae gemachten Bemühungen kamen nach einigen Jahren zu Erfolg. Erst 1861 erschien der erste Band der lateinischen Inschriften. Th. Mommsen braucht nur genannt, nicht gerühmt zu werden. Auch die Papyrusforschung belebte er. Der beinahe achtzigjährige Vahlen übt noch immer seine Meisterschaft gleichmäßig in der lateinischen und griechischen Philologie. Der Akademiker H. Bonitz führte vor und nach 1870 ebenso gründlich wie anregend in Plato und Aristoteles ein.

Der Reichtum archäologischer Entdeckungen, die an so vielen Stellen von Forschern verschiedener Nationen gemacht und von Ad. Michaelis so ausgezeichnet geschildert worden sind, ist zu groß, um hier mit einiger Vollständigkeit erwähnt zu werden. Kunsthistoriker waren Mitglieder der Akademie und der Universität, darunter H. Grimm, der auch durch seine Vorträge über Goethe lebhaft anzog. Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung macht sich jetzt auch hier geltend in Vorlesungen über die Anfänge der Kunst u. dgl. Die Musik errang sich größern Raum zuerst wohl durch Ph. Spitta († 1894).

Die Geschichtsforschung ist durch eine Reihe besonders glänzender Namen vertreten, vor allem durch Ranke (1795 bis 1886). Die Philologie, das eigentliche Organon der geschichtlichen Geisteswissenschaften, hat uns lesen gelehrt. Aber diese Fähigkeit ist von denen, die der Historiker braucht, nur eine. Verfügt er über Verständnis und Kritik der Quellen, die oft so mühsam in Archiven gesucht werden müssen, so hat er noch wissenschaftliche Phantasie nötig, um eine Kette der Kausalität herzustellen, deren Glieder nur mangelhaft gegeben sind und so verschieden ergänzt werden. Diese kritische und gedankenreiche Art bewährte Ranke bei den verschiedensten Aufgaben als Meister. Das Gebiet ist so groß, daß für andre noch Raum blieb, zum Ruhm der Geschichtschreibung beizutragen. Waitz und Wattenbach durchforschten das Mittelalter. E. Curtius z. B. schrieb seine reizende griechische Geschichte, Th. Mommsen gab eine scharf ausgeprägte Darstellung der römischen. Droysen, der zuerst Alexander den Großen und die Diadochen behandelt hatte, wandte sich später der preußischen Geschichte zu, die auch von Schmoller und Koser gepflegt wird. Die deutsche Geschichte wurde von Treitschke in glänzender Darstellung und individuell pointierter Auffassung wieder aufgenommen. Aber auch diese großen Leistungen, sollten sie wirklich einmal bei ihrem Erscheinen nur Zustimmung gefunden haben, unterliegen dem heraklitischen Satz: Alles fließt. Sind schon diese wenigen genannten Historiker unter sich sehr verschieden, so hat die Geschichtschreibung ihren Gesichtskreis durch vergleichendes Studium des gesamten Lebens der Völker verändert. Die Mechanik der Geschichte durch detaillierte Betrachtung des Krieges aufzuhellen, ist H. Delbrück bestrebt. Am Ende wird jedes Geschlecht beanspruchen, die Geschichte neu zu schreiben. Das Gesamtgebiet der Geographie bereicherte Karl Ritter (seit 1820) rühmlichen Angedenkens; in neuerer Zeit wirkte v. Richthofen wesentlich als physikalischer Geograph.

In der Philosophie machte sich Hegel noch lange bemerkbar. Die edle Persönlichkeit Ad. Trendelenburgs gehörte der Universität bis 1872 an. Dann kam Zeller, dessen so mannigfaltige Verdienste bekannt sind. Lotze starb 1881, als er eben im Begriff war, hier seine Wirksamkeit zu entfalten. Ein drittes Ordinariat wurde für Paulsen eingerichtet, dessen Wissen und anregenden klaren Vortrag zahlreiche Hörer aller Fakultäten hochschätzten. Die Spekulation machte einer psychologisch-historischen Erkenntnis der Dinge Platz. Neu ist etwa seit zwanzig Jahren der Betrieb der experimentellen Psychologie (Ebbinghaus; dann Stumpf). Neu ist auch die philosophische Behandlung soziologischer Fragen z. B. durch Simmel.

Die theologische Fakultät erhielt neues Blut durch Hervortreten alter Dokumente zur Kirchengeschichte (Neander; Ad. Harnack), die Assyriologie und ihr Verhältnis zum Alten Testament; das Studium der Augusteischen Zeit, der vorderasiatischen Religionen und aller möglichen mythologischen und religiösen Regungen mit Einschluß des Buddhismus. Die Theologie wurde so stark geschichtlich. Sie zu einem Anhang der philosophischen Fakultät machen zu wollen, gehört aber unter die Reformschrullen, an denen wir so reich sind, und welche die Wirksamkeit zerplatzender Wasserblasen mit dem Verdienst unfreiwilliger Komik vereinigen. Wesentlich neu ist die Einreihung eines Teils der theologischen Studien in die Gesamtheit anthropologischer Tatsachen. Die literarischen Denkmäler werden wie alle andern angesehen. Die Religionsphilosophie hat einen empiristischen Charakter bekommen, wie denn z. B. O. Pfleiderer eine solche auf geschichtlicher Grundlage geschrieben hat.

Träte Savigny jetzt in die juristische Fakultät, wie erstaunt müßte er sein: die Epigonen waren schöpferisch. Zu beachten scheint 1. das Vordringen des deutschen Rechts, 2. systematische Zusammenfassungen für neue Bedürfnisse des innern und internationalen Lebens, 3. die Veränderung der Rechtsphilosophie mit Einschluß des vergleichenden Rechtsstudiums (Kohler). Die geschichtliche Kenntnis des deutschen Rechts, die Savigny zu dessen Kodifikation zu fehlen schien, wurde besonders durch Eichhorn († 1854) eingeleitet, durch Homeyer, Beseler, H. Brunner zu hoher Vollendung geführt. Dernburg wird ein großes Lehrbuch des preußischen Privatrechts und der Rechtsnormen des Reiches verdankt, L. Goldschmidt ein solches des Handelsrechts, nach dem Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch von 1861. Den Bedürfnissen des Lebens kommt eine neue Formulierung des Wechselrechts nach; dazu gesellte sich Gewerbegesetzgebung, Versicherungsrecht, Arbeiterfürsorge, internationales Privat- und Strafrecht, Kolonialrecht usw., während die andern Zweige des Rechts durch ausgezeichnete Forschungen gefördert wurden.

Sehr umfangreich war z. B. die Wirksamkeit Heffters und Berners. Auf englische Verhältnisse lenkte Gneist unsere Aufmerksamkeit. In neuerer Zeit wird das Verbrechen oft als sozialpathologische Erscheinung eingeschätzt, so daß Medizin und besonders Psychiatrie (deren Methoden seit Ideler stark verändert

sind), großen Einfluß auf die Rechtsprechung haben. v. Liszt hat auch diesem Gebiet seinen Eifer gewidmet. Endlich wendet man sich sehr mit Recht auch der Psychologie der Zeugen und der Aussage zu.

Mit dem positiven Recht und der Geschichte hängt die Nationalökonomie eng zusammen, deren Aufgaben (wir sehen es an so ausgezeichneten Forschern wie Wagner und Schmoller) trotz Ad. Smith (1776) und vielen andern, auch dem Deutschen Fr. List, sich immer vertieft haben. Dies um so mehr, da, wie Schmoller sagt, die ganze Theorie bis auf J. St. Mill auf unvollkommener Analyse des Menschen und einseitig optimistischer naturrechtlicher Weltanschauung beruht und einer universalen Erfahrung entbehrt. Auch hier wird der Mensch anders erkannt als durch philosophische Konstruktion. Als Hilfswissenschaft wird unter andern die Anthropologie benutzt (für die der zähe Sammler Bastian in Berlin tätig war) und die Statistik, die mit der Zeit einen fast unübersehbaren Stoff aufgehäuft hat.

Sehen wir von einer Reihe berühmter Mathematiker ab, so waren in der Physik die ersten zwanzig Jahre des neunzehnten Jahrhunderts eine Zeit erstaunlichster Entdeckungen, obgleich Apparate und Einrichtungen stark zurückstanden. Glänzende Leistungen von Berliner Gelehrten sind mit der gesamten Physik, auch der Franzosen und Engländer, eng verbunden. Kann man das achtzehnte Jahrhundert vielleicht das der Akustik und zum Teil der Wärmelehre nennen, so das neunzehnte das der Optik, Elektrizität und Energielehre. Poggendorffs Annalen geben mit ein Bild von der ungeheuren Arbeit. Alle Zweige wurden gepflegt, die theoretische und Experimentalphysik, die Mechanik, Thermo- und Hydrodynamik, Elektrizität und elektromagnetische Lichttheorie, Metalloptik, das Energieprinzip und Strahlungsgesetz, die Erzeugung und Absorption langwelliger Strahlen, Elektrochemie, Wetterkunde, von Gelehrten wie P. und G. A. Erman, Magnus, Helmholtz, G. Kirchhoff, Planck, Kundt, Warburg, Rubens, Nernst, Dove, v. Bezold u. a.

Nach Frankreich und Schweden beteiligt sich auch Deutschland, besonders seit Liebig, an der gewaltigen Entwicklung der Chemie, die zunächst vielfach den Bedürfnissen des Lebens nachging und sich mit Physik und Technik zu mannigfachen Arbeiten verband. E. Mitscherlich († 1863) stellte die fruchtbare Verbindung zwischen Kristallographie und Chemie her, Landolt machte die Hilfsmittel der Optik chemischen Zwecken dienstbar. A. W. v. Hofmann wirkte bis 1892; seine Anilinfarben sind auch für die Bakterienkunde bedeutsam geworden. Als Vertreter der physikalischen Chemie sei noch van 't Hoff genannt. Nicht wenige Chemiker waren zugleich Mineralogen (z. B. Rammelsberg), welchen Gelehrten die Pflege der Geologie zunächst zufiel. Wie die Erde alles, was sie aus sich herausgelassen hat, auch geduldig wieder einschluckt, so hat sie manche sensationellen Seltsamkeiten aufgehoben, die uns viel Geld und Mühe wert sind. An wie merkwürdigen Tieren hat sie doch einst ihre Mutterfreude gehabt! Kein zeitgenössischer Dichter hat sie gepriesen, wie der des Hiob den

Wildochsen, das Nilpferd und Krokodil. Aber jene Tiere sprechen für sich selbst noch in ihren Resten, an die wir uns halten, wie der Ritter (im Faust) an die schönen Reste der Helena. Ehrenberg (1827 f.) untersuchte die kleinsten lebenden und fossilen Organismen, Beyrich (1846 f.) war hervorragend durch seine Formationenlehre und Paläontologie. Sie lehrt z. B. durch die phantastischen Skelette, die ans Licht kommen, daß keine Philosophie die Welt, d. h. unser winziges Erdsphäroid, konstruieren oder nachweisen kann, warum alle jene Reste werden und so werden mußten. Des großen Darwin Entwicklungsgedanke wird auch hier als Leitfaden durch das Labyrinth der Erscheinungen benutzt. Er macht sich mehr und mehr geltend für Zoologie, Botanik und Medizin, seitdem durch Schleiden und Schwann die Mikroskopie einen neuen Aufschwung erhalten hatte. In zunehmender Spezialisierung wurden Morphologie, Physiologie, Systematik und Geographie der Pflanzen bearbeitet z. B. von Al. Braun, Eichler, L. Kny, Schwendener, Engler. N. Pringsheim starb 1894 als Mitglied der Akademie. Als Zoologen sind z. B. Peters, Ed. v. Martens, K. A. Möbius, Fr. E. Schulze zu nennen.

Zu Mephistos frivol angehauchten Behauptungen gehört auch die, daß der Geist der Medizin leicht zu fassen sei. Sie ist so gewaltig gewachsen und so überreich gegliedert! Als Äquivalent der Atome, des Denkmittels der Physik, benutzt sie die Zelle und beobachtet kleinste Strecken der Prozesse. Der so verdienstvolle Joh. Müller starb 1858, als die sogenannte Zellularpathologie Virchows aufkam, der sich mancher schönen Entdeckung erfreute und den Ruhm deutscher Wissenschaft in der ganzen medizinischen Welt verbreitete. Mit uud nach der Zelle drangen die Bakterien in die Forschung ein, um deren Erkenntnis sich Rob. Koch unsterbliche Verdienste erworben hat. Die exakte Methode brach sich Bahn durch Kliniker wie Schönlein, Traube und Frerichs; der Physiologe E. du Bois-Reymond klärte, während Romberg als Nervenarzt reformatorisch auftrat, die Nervenvorgänge auf durch seine fast vierzig Jahre dauernden Forschungen über die tierische Elektrizität. Mit am erstaunlichsten sind die Fortschritte in der kühnen Geschicklichkeit der Chirurgen von Dieffenbach bis v. Langenbeck und v. Bergmann. Der Augenspiegel (1851) trug mit dazu bei, die Augenheilkunde von der Chirurgie zu lösen (A. v. Gräfe † 1870); der 1858 von Czermak medizinisch benutzte Kehlkopfspiegel wurde von einer Reihe von Spezialisten benutzt, wie denn überhaupt weitestgehende Teilung der Arbeit eintrat, wobei es indessen nicht an zusammenfassenden, vergleichenden Forschungen fehlt.

Dies alles bietet sich dem Musenjünger dar. Er, der vor hundert Jahren noch oft durch seine Tracht abstach und durch Tragen von Schlagwaffen allerlei Störungen verursachte, ist allmählich, grade so wie gewöhnliche Menschen, Staatsbürger geworden. Nur Farben trägt er zum Teil. In der Berliner Öffentlichkeit zeigt sich das besonders an Sonntagvormittagen. Da bekommen die Linden Farbe durch Studentenreihen, und man kann bemerken, wie sich der

Studio angenehm angefächelt fühlt durch die altbewährte Wahrheit, daß Studentenleben auch von Lieb' umgeben, und bei dem Volk wie bei den Frauen stets die Jugend obenan steht. Etwas mehr als zweihundert Stipendien u. dgl., die nicht selten den Namen früherer Professoren tragen, sind den Studenten gewidmet, wenn auch keine Stiftung von 42 Millionen darunter ist (Andreas Carnegie Institution). Die Königliche Bibliothek hat etwa $1^1/_4$ Millionen Bände und ist durch ihre Gesamteinrichtung ein unschätzbares Mittel des Studiums. Nicht verwöhnte Leute werden gern die Leihgebühr zahlen, zumal sie sich sagen, daß davon Bücher angeschafft werden, und so jeder Benutzer für die Nachwelt schneller etwas tut als jener berühmte orientalische Greis, der für die Enkel pflanzte.

Vor hundert Jahren ließ sich nicht voraussehn, was die Enkel an der Universität haben würden, eine einladende Stätte auch für entfernte Völker. Wer hätte auch an einen Professorenaustausch mit Amerika gedacht? Der Wirkungskreis hat sich auch insofern erweitert, als Frauen nicht bloß hospitieren, sondern immatrikuliert sind. Für andre Bildungsbedürftige sind seit etwa fünfzehn Jahren die Volkshochschulkurse eingerichtet, die lebhaften Zuspruch finden. Die Universität kann nach diesem ersten Jahrhundert ohne patriotische Beklemmungen und ohne beunruhigte Sympathie in die Zukunft blicken. Welche Überraschungen diese unter ihrem Mantel verbirgt, kann man mit größerer Spannung erwarten denn Isai und seine Söhne, als sie Samuels streng musterndem Blick folgten. Mögen nach dem Lauf der Dinge Wissenschaften abwelken, so wird, wer sich einer Wissenschaft ergibt, sie doch im geheimen nicht so anreden, wie mitunter G. Sand den zarten Chopin: mon cher cadavre. Vielmehr werden alle glauben, daß noch immer neue Kränze zu gewinnen sind. Ohne Kenntnis z. B. der Griechen und der Bibel (und dessen, was mit ihr zusammenhängt), gäbe es kein Verständnis der abendländischen Literatur, Kunst und Geschichte. Anderseits hat man die Grenzen der Leistungen des Mikroskops schon theoretisch festgestellt.

Die beiden kostbaren Güter, Vaterland und Freiheit, ohne welche die Wissenschaft keinen Halt hat, sind uns erhalten und gestärkt worden. Unter Kaiser Wilhelm dem Ersten hat die Universität einen glänzenden Aufschwung genommen. Jetzt arbeiten auch die Gelehrten unter dem Schutz eines kraftvoll ruhigen Friedens.

Postsparkassen

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel

Zu den Ländern, welche Postsparkassen eingerichtet haben, ist ein neues hinzugetreten: Amerika.

Wie die amerikanische Presse berichtet, insbesondere die „New-Yorker Handelszeitung“ (Nr. 399 vom 9. Juli 1890), ist die vom Kongreß passierte Bill zur Kreierung von Postsparkassen von Präsident Taft unterzeichnet worden, und General-Postmeister Hitscheock, Schatzamts-Sekretär Mac Veagh und Generalanwalt Wickersham, welche als „Board of Trustees“ für diese neue Einrichtung fungieren, sind eifrig mit der Durchführung in den Einzelheiten beschäftigt. Die nötigen Formulare werden ausgearbeitet und die ausländischen Postbehörden, wo solche schon bestehen, sind ersucht worden, die von ihnen verwendeten Formulare und Bestimmungen einzusenden. Die neue Sparkasse soll zuerst in einigen Postämtern versuchsweise eingerichtet werden.

Das neue, sehr ausführliche Gesetz besteht im ganzen aus siebzehn Sektionen. Die ersten Sektionen verfügen die Einsetzung des erwähnten Board of Trustees, geben ihm die nötigen amtlichen Befugnisse und machen es ihm zur Pflicht, dem Kongreß alljährlich eingehend Bericht über die Höhe der Depositen, der Zinsen, der Zurückziehung der Depositen usw. zu erstatten. Sodann heißt es darin weiter, daß irgendeine Person im Alter von zehn Jahren oder mehr ein Konto eröffnen kann. Depositen werden von 1 Dollar aufwärts angenommen und dafür ein Depositenbuch kostenfrei geliefert, jedoch soll es keinem Einleger gestattet sein, mehr als 100 Dollar in einem Monat zu deponieren, und sein Gesamtkonto soll, außer den Zinsen, 500 Dollar nicht übersteigen.

Um die Neigung zum Sparen zu fördern, sollen Postsparkarten zu 10 Cent eingeführt werden, welche mit speziellen „Post-Sparmarken“ beklebt werden können; und wenn diese Marken, einschließlich der 10-Cents-Karte, den Betrag von 1 Dollar oder Mehrheiten von 1 Dollar erreichen, können sie als Depositen eingereicht werden, worauf die Karte und Marken vom Postmeister zu kanzellieren sind. Solche Karten und Marken sollen an jeder Postsparkasse erhältlich sein. Die Zinsrate ist auf 2 Prozent festgesetzt und soll jährlich einmal gutgeschrieben werden. Der Deponent hat das Recht, sein Geld ganz oder zum

Teil, einschließlich der Zinsen, zu irgendeiner Zeit einzuziehen, und zwar soll die Zurückzahlung, soweit dies angängig ist, aus Postfonds erfolgen, welche in dem betreffenden Staat oder Territorium deponiert sind. Für Einkassierung von Schecks oder anderen Dienste in Verbindung mit solchen Depositen soll keine Gebühr berechnet werden.

Die vereinnahmten Depositen sollen bei solventen Banken zur Verzinsung zu nicht weniger als $2^1/_4$ Prozent hinterlegt werden, bis auf 5 Prozent, die dem als Schatzmeister des Board of Trustees fungierenden Schatzamts-Sekretär überwiesen werden, welcher sie als Reservefonds zu verwalten hat. Die betreffenden Banken sollen den Trustees als Sicherheit für das Depositum öffentliche Bonds oder andere genügende Sicherheit bietende Wertpapiere übergeben und der dort deponierte Betrag soll nie die Höhe des eingezahlten Aktienkapitals nebst der Hälfte der Reservefonds der betreffenden Bank übersteigen. Nicht mehr als 30 Prozent solcher Depositen können von den Trustees von den Banken zurückgezogen und in Regierungsbonds angelegt werden; nur auf Anordnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten kann auch ein höherer Betrag zum Ankauf von Regierungsbonds verwendet werden.

Die Depositoren können zu irgendeiner Zeit ihre Depositen in Beträgen von 20 Dollar, 40 Dollar, 60 Dollar, 80 Dollar, 100 Dollar oder mehr gegen Vereinigte-Staaten-Bonds umtauschen, welche $2^1/_2$ Prozent Zinsen tragen und die nach Belieben der Regierung nach einem Jahre zurückgezogen werden können, sonst aber in zwanzig Jahren fällig sind. Wenn immer die Trustees genügend Geld haben, sollen sie den Schatzamts-Sekretär benachrichtigen und dieser kann alsdann ausstehende Bonds in entsprechender Höhe zur Einlösung zu Pari nebst aufgelaufenen Zinsen einberufen.

In den Schlußparagraphen sind dann noch Stipulationen für Extra-Gratifikation für die Postbehörden getroffen und ein Betrag von 100000 Dollar ist bewilligt, um die Postsparkassen einzuführen.

Bereits seit dem Jahre 1816 finden sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Sparkassen, die ersten im Staate Pennsylvania in Philadelphia, dann in New York und im Staate Massachusets, welcher das Sparkassenwesen zuerst gesetzlich regelte. Die in Philadelphia errichtete Sparkasse wurde auf völlig freiheitlichen Grundsätzen als eine private Wohlfahrtsanstalt ins Leben gerufen. Im weiteren vollzogen sich aber dann die Errichtung der Sparkassen und die Gesetzgebung über diese in jedem Bundesstaat unabhängig voneinander.

Als gemeinschaftliche Grundzüge der seither bestehenden amerikanischen Sparkassen sind die auch in dem jetzt für den Staat New York geltenden Gesetz vom $\frac{\text{1. Juli 1882}}{\text{1. Juli 1887}}$ enthaltenen Bestimmungen hervorzuheben, nach denen die Sparkasse durch die staatliche Genehmigung — charter — Korporationsrechte erhält, „inkorporiert" wird. Dabei bleiben aber die sämtlichen Sparkassen Privatinstitute, für deren Verbindlichkeiten nur ihr eigenes Vermögen und eventuell dasjenige

der Trustees haftet, hinter denen aber in keinem Falle, wie in Deutschland, eine öffentliche Korporation als Garantieverband steht.

Von diesem Gesichtspunkt der mangelnden Sicherheit der Privatsparkassen ist die jetzige Einführung der amerikanischen Postsparkasse zu beurteilen. Taft ist der Ansicht, daß viele Millionen Dollar, die jetzt alljährlich ins Ausland gehen oder durch die Einwanderer aus Mißtrauen gegen die amerikanischen Banken (zu denen auch die Sparkassen „Saving Banks" gehören) thesauriert werden, dadurch der Regierung zur Verfügung gestellt werden. Er glaubt auch, daß bei Festsetzung eines zweiprozentigen Einlagenzinsfußes den anderen Banken kein Schaden erwachsen würde. Das Streben der ausländischen Arbeiter nach einer Regierungsgarantie für ihre Depositen wird durch einen Vorfall in Kansas City in anschaulicher Weise dargelegt. Die dortigen Postbeamten wurden kürzlich durch die große Anzahl der aufliegenden Postanweisungen in Erstaunen gesetzt, die nicht zur Zahlung präsentiert wurden. Eine Untersuchung der Angelegenheit ergab, daß die Einwanderer in der Gewißheit, daß ihr Geld auf diese Weise durchaus sicher sei, das Postamt als Sparkasse benutzten, indem sie für mehr als 12 Millionen Kronen Postanweisungen auf sich selbst einzahlten. Die Gewißheit, ihre Gelder sicher verwahrt zu haben, diente ihnen als Kompensation für den Ausfall der Zinsen. („Deutsche Sparkassen-Zeitung", Organ des Reichsverbandes deutscher Sparkassen in Österreich, Wien, IV. Jahrgang 1909 Nr. 24 S. 450.)

Diese Verhältnisse bleiben sehr beachtenswert, wenn man die Frage prüfen will, ob die Einführung der Postsparkasse auch in Deutschland zweckmäßig sein würde.

Man hat es bei Postsparkassen mit staatlichen Einrichtungen zu tun, vermöge deren die Postverwaltung es übernimmt, Sparbeträge anzunehmen, an die vom Staate mit der Verwaltung der Spargelder beauftragte Stelle abzuführen und auf Verlangen dem Einleger zurückzuzahlen.

Der Staat tritt mit der Errichtung von Postsparkassen selbst als Unternehmer auf; er nimmt Spareinlagen entgegen, leistet für ihre Verzinsung und Rückzahlung Gewähr und hat für eine Anlegung der bei ihm eingezahlten Kapitalien Sorge zu tragen, welche nicht nur zur Aufbringung der den Einlegern versprochenen Zinsen, sondern auch zur Deckung der Unkosten ausreicht.

Die Postsparkassen sollen erleichterte Spargelegenheit dadurch geben, daß die Möglichkeit besteht, bei jedem Postamt Ein- und Rückzahlungen in kleinen Beträgen zu bewirken. Sie sind gleichzeitig ein Mittel, den Staatskredit durch die Anlegung der Spargelder in Staatspapieren zu fördern und ihren Kurs zu heben und hochzuhalten.

Es ist demnach durchaus zu verstehen, daß die Postsparkassenfrage auch die Sparkassenkreise Deutschlands sehr bewegt hat. Ihre Anhänger haben die Einrichtung der Postsparkassen auch in Deutschland befürwortet, weil sie diese für den einzigen, billigsten und am schnellsten zum Ziele führenden Weg halten,

um eine gewaltige Vermehrung der Spargelegenheit herbeizuführen und dabei auch das Abholungsverfahren einzurichten. Sie berufen sich zum Nachweise der Vorzüglichkeit ihres Projektes auf die Ergebnisse in den anderen Kulturstaaten, welche unstreitig geeignet sind, die ihnen zugrunde liegende Idee im allgemeinen zu empfehlen. Hierbei wird aber vielfach vergessen, daß in den Ländern, welche Postsparkassen einrichteten, Voraussetzungen vorhanden sind, welche im Deutschen Reiche teils überhaupt nicht, teils nur ganz vereinzelt vorliegen.

Wenn diese Voraussetzungen, wie eingangsweise bemerkt, bereits in den Vereinigten Staaten vorliegen, so treffen sie ganz besonders auf das „Mutter- und Musterland der Postsparkassen", auf England, zu.

Als Gladstone dort im Jahre 1861 die Postsparkassen einführte, hatte eine Untersuchung der Privatsparkassen äußerst gravierende grobe Fahrlässigkeit und Untreue in der Verwaltung festgestellt. Zahlreiche Unterschlagungen und leichtsinnige Spekulationen mit den Spargeldern hatten im Jahre 1858 zu einem Fehlbetrage der Privatsparkassen von 88 Millionen Mark geführt. Solchen Mißständen gegenüber mochte, da England Kommunalsparkassen nicht kannte, die Errichtung von Postsparkassen eine zweckmäßige Reformmaßregel sein. Der Staat selbst war aber zu einem Eintreten verpflichtet, da der Verlust nicht ohne seine Mitverantwortlichkeit entstanden war*).

In Belgien war das Sparkassenwesen vor Errichtung der Staatssparkasse sehr wenig und nicht günstig entwickelt. Gegen das Ende der zwanziger Jahre entstanden im südlichen Teile des Königreiches der Niederlande Sparkassen, welche ihre Gelder in Staatspapieren anlegten. Der Ausbruch der Revolution von 1830, welcher zur Loslösung Belgiens führte, nötigte diese Kassen zur Einstellung ihrer Zahlungen. Nach dieser Krise, welche das Vertrauen zu den Sparkassen sehr erschüttert hatte, wurden einige Sparkassen von Industriegesellschaften im Interesse ihrer Arbeiter gegründet. Sie treten aber an Umfang sehr zurück gegen eine Zentralsparkasse, welche die Société générale pour favoriser l'industrie nationale im Jahre 1882 ins Leben rief. In allen Städten des Landes, in denen diese Gesellschaft als Kassiererin des Staates eine Agentur besaß, errichtete sie Sparstellen. Die Gesetzgebung stattete die Unternehmung mit Stempelfreiheit und anderen Vorrechten aus. Obschon die belgische Gemeindeordnung von 1836 den Industriestädten die Verpflichtung auferlegte, für Errichtung von Sparkassen zu sorgen, hatte diese Anregung, wahrscheinlich infolge des Bestehens der zentralisierten Sparkasse, deren Filialen den Vorzug der früheren Errichtung und einer festen Kundschaft hatten, nur sehr geringen Erfolg.

Auch die sich anfänglich gut entwickelnde Zentralsparkasse der Société générale geriet später durch die Revolution des Jahres 1848 in eine verzweifelte Lage.

*) Siehe zu der Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse in den einzelnen Staaten: Roscher, Post- und Lokalsparkassen in Deutschland, Dresden, von Zahn und Jaensch, 1885.

Die schweren Krisen, welche das belgische Sparkassenwesen in den Jahren 1830 und 1848 durchzumachen gehabt hatte, zeigten, daß seine Organisation viel zu wünschen übrig ließ und eigentlich keine der bestehenden Sparkassen dem Bedürfnisse entsprach. Der Finanzminister Frère-Orban legte daher im Jahre 1859 einen bezüglichen Gesetzentwurf vor. Nach einer langen Enquete wurde im Jahre 1865 eine Caisse générale d'épargne et de retraite unter Staatsgarantie errichtet, welche außer den zahlreichen Agenturen der belgischen Nationalbank auch eine Menge von selbständigen Filialen zur Vermittelung von Ein- und Rückzahlungen benutzte. 1870 wurden auch sämtliche Postanstalten mit der Landessparkasse in Verbindung gesetzt.

Italien hatte bis zur Einführung des Postsparkassenwesens ein sehr gering oder wenigstens sehr ungleich entwickeltes Sparkassenwesen, so daß es nur dem Staate möglich war, hier helfend einzugreifen. 11 Provinzen des Königreiches waren im Jahre 1872 noch ohne Sparkasse. Den 282 Gemeinden mit 6 Millionen, welche Sparkassen besaßen, standen 8102 Gemeinden mit 21 Millionen Einwohnern gegenüber, welche einer Sparkasse noch entbehrten. Für drei Vierteile der italienischen Bevölkerung bestand somit keine öffentliche Sparkasse.

Einigermaßen entwickelt war im Jahre 1872 das Sparkassenwesen nur in einigen Teilen des nördlichen Italiens, in der Lombardei, in Toskana und Piemont.

Auch die Niederlande hatten nur ein sehr mangelhaft entwickeltes Sparwesen. Für die 4 Millionen zählende Bevölkerung bestanden im Jahre 1880 nur 27 kleinere Sparkassen.

Übrigens dienten die holländischen Sparkassen nur dem beschränkten Zwecke, Personen, welche im Sommer einen reichlichen Verdienst genießen, im Winter mit Geld, Lebensmitteln oder Brennmaterial zu versorgen.

Die Sparbanken des Landes (im Jahre 1880 an Zahl 273) sind mit wenigen Ausnahmen von der Gemeinnützigen Gesellschaft (Maatschappy tot Nut van t'Algemeen) errichtet und hatten im Jahre 1881 nur etwa 64 Millionen Mark Einlegerguthaben.

In Frankreich war schon vor Errichtung der Postsparkasse die Anlegung der Sparkassengelder bei der Staatssparkasse vorgeschrieben. Alle verfügbaren Sparkassengelder mußten binnen vierundzwanzig Stunden der Caisse des dépôts et Consignations gegen eine Verzinsung von 4 Prozent übergeben werden. Das Kapital der Sparkassen wurde demnach ausschließlich vom Staate übernommen und verwaltet. Selbst das eigene Vermögen der französischen Sparkassen ist bei der Staatskasse oder in französischen Staatspapieren anzulegen.

Zur Verwaltung der Sparkassengelder durch den Staat kam also nur deren unmittelbare Annahme bei den Postanstalten hinzu, so daß die Einrichtung eigentlich mehr eine äußere Neuorganisation der Verwaltungseinrichtungen bedeutete.

Von den größeren Staaten, welche Postsparkassen einrichteten, kommt schließlich noch Österreich in Betracht, wo weniger der Postsparverkehr selbst,

als der an die Postsparkasse angegliederte Scheck- und Clearingverkehr zu großer Blüte gelangt ist. Dieser letztere hat sich zu einem vollständig selbständigen Geschäftszweige entwickelt, der für sich besonders verwaltet wird und sein eigenes Gewinn- und Verlustkonto führt, und sich nur noch in den Bilanzziffern mit der Postsparkasse vereinigt.

Aber auch Österreich gibt für unsere Verhältnisse keinen Vergleich ab. Dort bestanden einige sehr große Sparkassen, welche an Umfang die deutschen Sparkassen erheblich übertreffen. Dagegen fehlte es im übrigen an Spargelegenheit. Von dem Gesamteinlegerguthaben Österreichs entfiel zur Zeit der Begründung der Postsparkasse (1883) nahezu die Hälfte auf die acht großen Sparkassen, die andere Hälfte verteilte sich auf mehr als dreihundert kleine Sparkassen.

Es fehlte hier an einem genügend verbreiteten und verzweigten Sparkassenwesen, daß auch in Österreich unzureichende Spareinrichtungen den Anlaß zu ihrer Ergänzung und Verbesserung durch eine Staatssparkasse gegeben haben.

In allen den vorgenannten größeren Ländern bedeutete also der Übergang zur Postsparkasse einen wesentlichen Fortschritt und entsprach einem dringenden Bedürfnis.

Dagegen hat in Deutschland die geschichtliche Entwickelung des Sparkassenwesens den Sparkassen einen anderen Weg gewiesen, den man künstlich ändern müßte, um zur Postsparkasse zu gelangen. Roscher bezeichnet mit Recht die verbreitete Annahme, daß wir England oder anderen Ländern mit Postsparkassen im Sparkassenwesen nachständen, als durchaus irrig. Die soziale Seite des Sparkassenwesens ist nach seinen Untersuchungen vielmehr in Deutschland besser gestellt als in jenen Ländern, indem bei uns ein größerer Teil der Bevölkerung an den Sparkassen sich beteiligt. Die fremden Postsparkassen haben wohl die Einheitlichkeit vor uns voraus, die deutschen Lokalsparkassen aber die Größe der Erfolge für sich. Als kapitalsammelnde Anstalten bilden sie bei uns gleichzeitig ein wichtiges Element des Kreditwesens, das berufen ist, auf die ökonomischen und sozialen Verhältnisse fördernd einzuwirken und die wirtschaftlichen Bedürfnisse der lokalen Darlehnsnehmer zu befriedigen. Die Sparkassen sind bei uns die bedeutendsten Grundkreditanstalten und als solche bemüht, die kleinen Leute den Händen der Wucherer zu entreißen; in neuester Zeit haben sie sich auch zum Teil mit großem Erfolge des Personalkredits angenommen. Diese wichtigen volkswirtschaftlichen Aufgaben kann die Postsparkasse niemals in dem gleichen Maße erfüllen. Einzelne Länder, wie Großbritannien, Frankreich, Österreich, Holland und Schweden, haben daher überhaupt darauf verzichtet, Postsparkassengelder gegen Hypotheken auszuleihen, andere, z. B. Belgien, diese Ausleihung auf ein Mindestmaß beschränkt. Wenn aber der größere Teil der Bestände der Postsparkassen einfach in die Staatskassen der betreffenden Länder fließt, so wird hierdurch den Einzelwirtschaften nicht nur der bedeutendste Teil der Sparkapitalien entzogen, sondern auch der Kredit der Sparanstalt in eine nicht wünschenswerte Verbindung mit dem Staatskredit gebracht. Indem der Staat sich mit der

Ansammlung von Sparbeträgen befaßt, tritt er in ein Schuldverhältnis zu den Einlagen, das durch Kündigung der Einlagen jederzeit, meist in kurzen Rückzahlungsfristen, gelöst werden kann. Er nimmt durch die Fürsorge für sichere und zugleich auskömmliche Anlage der Sparkapitalien eine seinem Wirkungskreise sonst fremde Verantwortlichkeit auf sich und greift als Anbietender auf das Treiben des Kreditmarktes mit ein. Die aus den Einrichtungen der Postsparkassen sich ergebenden Kreditverhältnisse des Staates geben sowohl nach der passiven wie nach der aktiven Seite hin Anlaß zu großen Bedenken. Das schrankenlose Eingehen von Schulden ist mit den Voraussetzungen, an welche die Eingehung von Schuldverbindlichkeiten des Staates zur Sicherung des Staatskredites wie zur Wahrung der Rechte der Landesvertretung sonst mit Recht gebunden ist, nicht leicht in Einklang zu bringen; auch besteht durch die Möglichkeit der Rückforderung mit kurzer Kündigungsfrist in Fällen von Krisen die große Gefahr eines allgemeinen Andranges, die deshalb besonders schwer ist, weil in derartigen Fällen der Staat ohnedies seine Mittel nicht entbehren kann und auf seine Kredite zurückzugreifen genötigt ist.

Die Gefahren, welche die ausschließliche oder auch nur vorwiegende Anlegung von Sparkassengeldern in Staatspapieren des eigenen Landes mit sich bringt, können, wie Roscher*) näher darlegt und auch von französischen Volkswirten anerkannt wird, kaum deutlicher gezeigt werden, als an dem Beispiele der französischen Sparkassen, welche seit langer Zeit ihre verfügbaren Bestände an den Staat abliefern müssen. Infolge dieser engen Verbindung der Sparkassengelder mit den französischen Staatsfinanzen mußten die französischen Sparkassen an allen politischen Bewegungen des Staates unmittelbar teilnehmen.

Das Einlegerguthaben, welches im Jahre 1847 538 Millionen betrug, ging infolge der Februarrevolution auf 74 Millionen, also um 79 Prozent, zurück, während z. B. im Königreich Preußen im Jahre 1848 nur ein Rückgang um 8 Prozent, im Königreich Sachsen nur ein Rückgang um 5 Prozent stattfand.

Während in den meisten deutschen Staaten das Durchschnittsguthaben eines Einlegers stetig zugenommen hat, schwankte in Frankreich dieser Durchschnittsbetrag ganz außerordentlich.

In diesen für die Geschäftsführung und Entwickelung des Sparkassenwesens sehr nachteiligen Schwankungen zeigt sich aber ein enger Zusammenhang mit der jeweiligen politischen Lage des Landes, als natürliche Folge der engen Verbindung des Kredites der Sparkassen mit dem Kredite des Staates.

Erfahrungen traurigster Art machte im Jahre 1848 die große Pariser Sparkasse, deren Einlegerguthaben binnen Jahresfrist von 80 auf 16 Millionen Franken zusammenschmolz. Die Sparkasse mußte für 18 Millionen Franken Wertpapiere mit einem Verluste von 2,65 Millionen Franken veräußen und schließlich doch die Barzahlungen einstellen. Die Einleger wurden genötigt,

*) Roscher a. a. O. S. 70 ff.

statt baren Geldes Staatsrenten, welche 64 wert waren, zum Zwangskurse von 80 anzunehmen.

Ohne Zweifel wird die Gefahr der Verquickung des Kredites der Sparkassen mit dem Kredite des Staates um so größer, je höher der in den Sparkassen des Landes investierte Teil des Volksvermögens ist. In Preußen hatte dieses Kapital 1907 den Betrag von 9,12 Milliarden Mark, in Deutschland von 13,92 Milliarden Mark erreicht.

Schachner bemerkt bei Gelegenheit der Besprechung der Frage der Anlegung der Sparkapitalien in Staatspapieren seitens der kommunalen Sparkassen demnach durchaus zutreffend: „Der Staatskredit und Sparkassenkredit dürfen nicht in zu großem Umfange sich miteinander verbinden. Diese größte Schwäche des Postsparkassenwesens darf unseren deutschen Lokalsparkassen nicht aufoktroyiert werden."

Die Gefahren einer solchen Verbindung sind aber so groß, daß meines Erachtens auch Bedenken dagegen sprechen, die Postsparkasse neben den kommunalen Sparkassen in Deutschland zur Einführung zu bringen. Denn das scheint mir allerdings nach den Erfahrungen in anderen Ländern, namentlich in Frankreich, Italien und Österreich festzustehen, daß durch den Betrieb der Postsparkassen die Wirksamkeit der Ortssparkasse nicht beeinträchtigt wird. Durch ersteren sind vielmehr die Ortssparkassen in diesen Ländern zu einer nachhaltigen Verbesserung ihrer Einrichtungen durch Vermehrung der Sparstellen und ihrer Zugänglichkeit, Einführung von Pfennig- und Schulsparkassen, Sparmarken usw. mehr angeregt worden. Aus dem Grunde einer mangelnden Konkurrenzfähigkeit der kommunalen Sparkassen gegenüber den Postsparkassen wäre also wohl ein Grund gegen die Einführung der letzteren ohne weiteres nicht herzuleiten.

Dagegen ergibt, wie schon oben angedeutet, eine Vergleichung der statistischen Zahlen der einzelnen Staaten keineswegs, daß die Länder, in denen Postsparkassen allein oder neben Ortssparkassen bestehen, höhere Sparsummen aufzuweisen haben als diejenigen, welche Postsparkassen nicht besitzen; im Gegenteil nehmen Deutschland und Preußen bei einer solchen Vergleichung eine recht vorteilhafte Stellung ein.

Allerdings muß bei einer solchen Vergleichung stets beachtet werden, daß die Ergebnisse internationaler Übersichten der Sparkassen nicht ohne weiteres zur Beurteilung des Sparsinnes und der Sparfähigkeit der verschiedenen Völker benutzt werden können, weil das Bedürfnis nach Vermittlern zur Anlegung persönlicher Ersparnisse, der Mitbewerb anderer Vermittler, wie der Genossenschaften und dergleichen, die Vorliebe für bestimmte Anlageformen, die Vorschriften der Sparkassen über Höchsteinlagen usw. sehr verschieden sind; immerhin beanspruchen sie doch schon ein großes Interesse, wenn man ihnen lediglich entnimmt, welche Ausbreitung die Sparkassenbücher im Verhältnisse zur Bevölkerung erfahren haben und mit welchen Summen die Sparkassen als Kreditinstitute und Verwalter erheblicher Volksvermögen in Betracht kommen.

Nach einer in der vom Königlich Preußischen Statistischen Landesamt herausgegebenen „Statistischen Korrespondenz" vom 23. Juli 1910 (Jahrg. XXXVI Nr. 28) enthaltenen Übersicht, die sich übrigens nicht überall auf die gleichen Jahrgänge bezieht, zählten Deutschland und Preußen in den Jahren 1907 bezw. 1908 rund 30 bis 31 Bücher auf je hundert Einwohner und standen hiermit ungefähr auf gleicher Stufe mit Belgien, Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden und Australien, welche sämtlich Postsparkassen (neben Ortssparkassen) haben; wesentlich höher kamen nur Dänemark mit 48,19, sowie die Schweiz mit 42,40, Norwegen mit 38,59 und Schweden mit 37,83 Büchern (es sind dies, mit Ausnahme von Schweden und der Schweiz, in welchen das Postsparkassenwesen nur wenig entwickelt ist, Länder ohne Postsparkassen). Österreich und Italien blieben dagegen weit zurück, mehr noch die Vereinigten Staaten von Amerika, Ungarn und Rußland. Die Einlagen auf den Kopf der Bevölkerung sind am größten (mit mehr als 300 Mark) in Dänemark, haben jedoch dort seit 1905 merklich abgenommen; über 200 Mark erheben sie sich noch in Australien, Deutschland, Preußen, Norwegen und der Schweiz. Die höchste Durchschnittseinlage auf ein Buch hatten die Vereinigten Staaten von Amerika mit 1765,98 Mark; auch ihre Bestände an Einlagen waren im Jahre 1908 (trotz eines leichten Rückgangs gegenüber dem Vorjahre) mit 15,37 Milliarden die größten; Deutschland im Jahre 1907 schloß bereits dicht auf; alle anderen Länder blieben unter 5 Milliarden.

Auf die Gefahr, welche die Einrichtung von Postsparkassen mit sich bringt, wenn beim Eintritt großer Handelskrisen oder großer Kriege die Kündigungen der Einlagen sich auf einen Punkt konzentrieren, ist namentlich auch bei Beratung des im Jahre 1885 dem deutschen Reichstage von der Reichsregierung vorgelegten Entwurfes eines Postsparkassengesetzes von dessen Gegnern hingewiesen worden. Mit Recht hat damals die „Kreuzzeitung" bemerkt, daß das Reich von der im § 15 des Entwurfs vorgesehenen Kautel, nach welcher der Reichskanzler die Kündigungsfrist für den 100 Mark übersteigenden Teil des Guthabens bis auf sechs Monate verlängern kann, bei drohendem Kriege keinen Gebrauch machen werde, weil dann schon sein auf das äußerste angespannter Kredit leiden würde, während die kommunalen Sparkassen das Mittel unbedenklich anwenden dürften. Bei diesen wird die Gefahr dezentralisiert und trifft nicht alle gleich schwer. Ebenso fallen einige notleidende Kommunen weniger ins Gewicht als ein großes notleidendes Reich.

In Würdigung dieser Umstände hat man denn auch in Deutschland bisher von der Einführung der Postsparkasse abgesehen. Aber auch der Versuch, den Sparkassen unter Einhaltung ihrer bisherigen Verfassung diejenige allgemeine und umfangreiche Zugänglichkeit, welche den unbestreitbaren Vorzug des Postsparkassenwesens bildet, dadurch zuteil werden zu lassen, daß man die Post lediglich zu einem Hilfs- und Vermittelungsorgan der Sparkassen machte, scheiterte an den großen Kosten, welche diese Organisation erforderte; sie könnten

nur in Form von Gebühren auf die Sparkassen abgewälzt werden, deren Übernahme den letzteren unbeschadet ihrer Leistungsfähigkeit nicht möglich ist.

Unter diesen Umständen müssen aber die kommunalen Sparkassen eifrig bestrebt sein, diejenigen Einrichtungen, welche infolge ihrer nicht einheitlichen und dezentralisierten Organisation gegenwärtig noch am schwächsten entwickelt sind, zu verbessern und umzugestalten. Diese Mängel bestehen in erster Linie und vielfach noch in einer unzureichenden Zugänglichkeit der Kassen in zeitlicher und örtlicher Beziehung und in der noch nicht durchgeführten Verallgemeinerung des Uebertragbarkeitsverkehrs.

Der letztere namentlich, durch welchen die Einlagen eines Sparers ohne erhebliche Mühewaltung und ohne Kosten und Zinsverluste für ihn von der Sparkasse seines bisherigen Wohnortes an die des neuen überwiesen werden können, bildet einen Hauptvorzug des Postsparkassenwesens. Die Einrichtung erleichtert das Weitersparen des Einlegers an dem neuen Wohnorte und schützt vor der Versuchung, abgehobene Spargelder zu vergeuden. Namentlich in Gegenden mit stark fluktuierender Bevölkerung, in Industriezentren ist sie von größter Bedeutung, indem sie die volkswirtschaftlich so wichtige „Freizügigkeit der Sparbücher" begründet.

Während der Übertragbarkeitsverkehr bei der zentralisierten Postsparkasse sehr leicht durchzuführen ist oder sich eigentlich von selbst vollzieht, ist seine Einrichtung bei den vielen nicht einheitlich organisierten kommunalen Sparkassen in Deutschland, ja selbst in den einzelnen Bundesstaaten schwer durchzuführen. Solange er nicht gesetzlich eingeführt ist, — was allein in Elsaß-Lothringen der Fall ist — kann er nur im Wege der freien Vereinbarung unter den einzelnen Kassen eingerichtet werden. Der deutsche Sparkassenverband hat sich in dieser Beziehung wesentliche Verdienste erworben und erreicht, daß ein großer Teil der ihm angeschlossenen Kassen den Übertragbarkeitsverkehr untereinander eingerichtet hat. Eine durchgreifende und befriedigende Organisation würde dagegen erzielt werden, wenn es, wie zu hoffen, zu der in der Entstehung begriffenen deutschen Kommunalbank und dem damit verbundenen Zentralinstitut der kommunalen Sparkassen kommen sollte. Die Zentralisierung der deutschen Sparkassen auf solcher Grundlage, welche für diese überhaupt von größter Bedeutung wäre, würde allerdings diesen mit dem Postsparkassenwesen unleugbar verbundenen Vorzug auch den deutschen kommunalen Sparkassen in vollkommenem Maße zuwenden und dadurch denjenigen, welche auch heute noch der Einrichtung einer Reichspostsparkasse das Wort reden, ein wesentliches Agitationsmittel nehmen.

Dmitri Mereſhkowsky

Von Eugen Zabel

Die ruſſiſche Literatur wurzelt mehr als jede andere im Heimatboden und erſtrebt vor allem eine in die Sinne ſpringende Darſtellung des Wirklichen, die Schilderung der Natur auf ſlawiſcher Erde und der Kämpfe, Hoffnungen und Enttäuſchungen, die ſich in den verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft abſpielen. Nur in einzelnen Goldfäden ſchimmert die Sehnſucht nach dem „gelobten Lande“ jenſeits der Alpen durch die erzählenden und dramatiſchen Erzeugniſſe der Steppenſöhne hindurch, denen das künſtleriſche Schaffen um ſeiner ſelbſt willen nicht genügt, weil ſie in der Dichtung eine ſcharfe Waffe zur Aufklärung und ein Mittel zur Befreiung der Geiſter erblicken. In den anmutig fließenden Verſen ſeines Jugendwerks „Rußlan und Ludmilla“ zollte Puſchkin der Zauberwelt Arioſtos ſeinen Tribut und verſuchte über ruſſiſche Sagen und Märchen das reine Blau des italieniſchen Himmels ſich wölben zu laſſen. Shukowsky, der große Nachempfinder und Überſetzer des Weſtens, brachte als Erzieher und Reiſebegleiter des ſpäteren Zarbefreiers Alexander des Zweiten von ſeiner Europafahrt eine Fülle der ſchönſten Bilder und Anregungen mit. Erſtaunlich war es, wie ein ſolcher Meiſter des erbarmungsloſen Naturalismus wie Gogol ſich nirgends wohler als in Rom fühlen konnte, wo er im Schatten des Koloſſeums und unter den Wölbungen der Peterskirche ſtill beglückt aufatmete, wenn er ſich in dem ſatiriſchen Bilderſaal ſeines „Reviſors“ und ſeiner „Toten Seelen“ erſchöpft fühlte. Iwan Turgenjew, der wie kein zweiter Ruſſe mit der Kultur von ganz Europa geſättigt war, wird zum jugendlichen Schwärmer, wenn er in ſeinen Lebenserinnerungen von der ewigen Stadt ſpricht. Andere bedeutende Dichter des Zarenreichs, wie Nekraſſow und Tolſtoi, haben ſich dagegen, um ein geiſtreiches Wort von dem Verfaſſer des „Tagebuchs eines Jägers“ zu gebrauchen, in Italien wie der Hecht in der Oper gefühlt. Neuerdings macht ſich in der ruſſiſchen Literatur eine Strömung bemerkbar, deren Quelle in der Schönheitswelt des Südens liegt und die ihre erzieheriſche Kraftmiſchung durch ein ganzes Syſtem von Kanälen über das weite Land auszubreiten ſucht.

Der Hauptvertreter dieſer Richtung iſt der 1866 geborene Dmitri Mereſhkowsky, deſſen kraftvolles Talent ſich ſeitdem auf eine Höhe geſchwungen hat, wohin

sich die Blicke der Literatur- und Kunstfreunde in einem großen Teil des westlichen Europas aufmerksam und gespannt richten. Es scheint sogar, daß er außerhalb seiner Heimat noch wärmere Anerkennung findet als bei seinen Landsleuten. Sie bewundern zwar die ungewöhnliche Fülle seines Wissens, den Glanz seiner Sprache und die Begeisterung, die seinem Temperament entströmt. Aber sie finden, daß sich bei ihm das eigentliche Russentum in einer Art Zersetzung befindet, die ihnen ungelöste Rätsel aufgibt. Sie haben den Punkt noch nicht entdeckt, aus dem sich die Persönlichkeit dieses eigenartigen Kopfes voll verstehen läßt. In der Tat wogt und wallt in ihm erstaunlich viel durcheinander und nicht alles hat sich bisher in ihm zu voller Klarheit kristallisiert. Er begann als Lyriker mit dem ungezügelten Jünglingsschwung, der nach den Sternen greifen will, wurde dann ein Kritiker, der die Bewertung zeitgenössischer Dichter auf einen persönlichen Ton stimmte, warf sich hierauf als Romandichter auf die Gestaltung großer Kulturepochen der Menschheit und ist nun beim Drama angelangt, das ihn ebenfalls auf einem kühnen Eroberungszug zeigt. Mit einem so breiten Flügelschlagen, das kein ruhiges Verweilen kennt, wissen die selbstzufriedenen Pilger unten im Tal nichts Rechtes anzufangen. Der in St. Petersburg geborene und auf der dortigen Hochschule ausgebildete Mann ist ihnen ein seltsam schweifender Geist, der die europäischen Grenzpfähle nicht beachtet und mit seinen Arbeiten den Registrierapparat ihrer Ästhetik in Unordnung bringt.

Schon Ende der achtziger Jahre begann sich um ihn eine Gemeinde zu bilden, als er im Jünglingsrausch glühender Empfindungen durch die Literatur stürmte und sich als Verskünstler mit der „Süßen Sünde" und dem „Olympischen Gelächter" einen Thron zu errichten versuchte. Seine Gedichte sind nicht bis zu uns gedrungen, weil es ihnen wie der übrigen modernen Lyrik Rußlands an einem deutschen Übersetzer fehlt, der ihrem zitternden Farbenspiel und ihren zerrissenen Akkorden voll gerecht werden kann. Einzelnes hat Friedrich Fiedler in seiner Anthologie „Russischer Parnaß" verdienstvoll wiedergegeben. Aber selbst ein Meister wie Bodenstedt wäre kaum imstande gewesen, die feinen Unterschiede erkennen zu lassen, die sich auf diesem Gebiet im Kreise der Dekadenten und Symbolisten bemerkbar machen. Dmitri Sergejewitsch fühlt sich als Künstler einsam in einer Zeit, die für ihn einen tiefen Verfall des Schönen bedeutet und an Größe arm geworden ist. Aber er erwartet gläubig die Wiederkehr der Götter und sucht die Wege, auf denen wir ihnen aufs neue begegnen können. Er stellt sich neben Männer wie Brussow, Balmont, Alexander Block und Gorodetzky, die den seit Puschkins Tagen überlieferten Sprachreichtum zu neuen Formen und Rhythmen ausprägen. Zu diesen modernen Talenten der Lyrik gehört auch seine eigene Frau, Zinaida Hippius, deren Phantasie von der Alltagswelt nichts wissen will und sich nur im Bereich des Ungelösten und Übersinnlichen wohlfühlt. Mereshkowsky hat sich auch durch seine vortrefflichen Übersetzungen des Äschylus, Sophokles und Euripides als

eine Begabung gezeigt, die Fremdes so feinsinnig neu zu gestalten weiß, daß man es für eigenen Besitz halten könnte. Unter seinen Gedichten fällt das „Sakjamuni" betitelte auf wegen der Schilderung der hungernden Bettlerschar, die zur Nachtzeit in den Tempel Buddhas eindringt, um aus der Krone des Standbilds den funkelnden Diamant zu stehlen. Ein furchtbares Strafgericht scheint sich den Unglücklichen in Blitz und Donner anzukündigen. Aber als einer von den Ärmsten wutentbrannt an das Bild herantritt und den Gott ungerecht und erbarmungslos schilt, erhebt sich dieser von seinem Thron, um vor dem Bettler schweigend zu knien und ihm den funkelnden Edelstein selbst zu reichen. In einem andern Gedicht wird bereits dem Meister, der in dem Mailänder Dominikanerkloster das heilige Abendmahl an die Wand des Refektoriums zauberte, als einem der Größten von allen führenden Geistern eine weihevolle Huldigung dargebracht. Daß ein Dichter zu uns spricht, der vieles zu sagen hat, ahnen wir beim sinnschweren Klang dieser Verse. Zur Gewißheit wird es aber erst, wenn er zu seinen kritischen Arbeiten die Feder ansetzt und die Höhe seiner Kunst selbst durch die Art bestimmt, wie er seine Persönlichkeit in dem allseitigen geistigen Erfassen großer geschichtlicher Epochen zur Geltung bringt.

In seinem Buche „Intentions" schildert Oskar Wilde das freundschaftliche Gespräch zweier Engländer, die in einem prächtig eingerichteten Bibliothekzimmer eines Hauses am Piccadilly beim Schein der Lichter über weiche Teppiche schreiten, den Duft ihrer Zigaretten einsaugen, das dumpfe nächtliche Brausen Londons wie geheimnisvoll verklingende Musik an ihr Ohr dringen lassen und im Nachgeschmack edler Speisen und Getränke sich über das Verhältnis von Kunst und Kritik unterhalten. Der Dialog verteilt die Rollen derartig, daß jede Bemerkung des einen in ritterlicher Weise von dem andern bestritten wird, so daß man den Eindruck zweier Jongleure empfängt, die sich bunte Bälle zuwerfen und sie geschickt auffangen. Sieger bleibt aber zuletzt der temperamentvolle Gilbert, der das Wesen der Kritik untersucht und dabei die Ansicht vertritt, daß sie auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe etwas Schöpferisches, Unabhängiges und der Kunst völlig Ebenbürtiges darstelle. Sie soll das, was im Reich des Schönen als Wort, Form, Farbe oder Klang entstanden ist, in neuer Fassung zeigen und die feinste Kultur von unzähligen Geschlechtern derartig ausströmen lassen, daß sie dadurch die geistige Atmosphäre eines ganzen Zeitalters bestimmt. Der Künstler entnimmt seine Stoffe dem Leben, das er in seinen Höhen und Tiefen abschreitet. Der Kritiker im vollendeten Sinne des Worts durchdringt in ähnlicher Weise die Kunst, zeigt sie in unmittelbarer Verbindung mit der Gegenwart und macht sie zu etwas lebendig Fortwirkendem, das die Welt bewegt und beglückt.

Ein solcher Kritiker ist allerdings ebenso selten wie ein großer Dichter, Maler, Bildhauer und Musiker, und Männer dieser Art waren in Rußland gerade so dünn gesät wie überall. Als bedeutungsvollste unter diesen Persönlichkeiten

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

erscheint immer noch Bjelinski, den man dort sehr verkehrt den russischen Lessing nennt, was eine durchaus schiefe Vorstellung erweckt. Er stürmte wie ein von Begeisterung trunkener und zum Äußersten entschlossener Krieger durch die Nacht dem Licht entgegen. In seiner Linken trug er eine Fackel, in der Rechten ein scharfes Schwert. Von Hegelschen Ideen war er ausgegangen, in seiner Jugend von den romantischen Anschauungen Puschkins und Lermontows durchtränkt und als Mann zum Propheten Gogols und jener „Natürlichen" erzogen, die in der Poesie nur getreue Wiedergabe des Wirklichen, Kampf um individuelle Freiheit und Zertrümmerung alles Rückständigen sahen. Hätte Bjelinski länger gelebt, so wäre er ein Opfer der Zensur und der dritten Abteilung geworden, die ihn immer enger umkreisten und für die Untersuchungshaft reif hielten. In seinen glänzendsten Aufsätzen sah er in der Kunst immer nur das Mittel, Überlebtes einzureißen, um Platz für frische Kräfte zu finden. Zu rein ästhetischen Maßstäben bei der Beurteilung der Dichtung hat er es kaum jemals gebracht und das Schöne selten um seiner selbst willen gelten lassen. Aber er reinigte die Luft, raffte alle freien und frischen Elemente zusammen und ebnete Männern wie Gontscharow, Dostojewski, Turgenjew und Grigorowitsch mit ihren Jugendwerken den Weg. Ähnlich streitbare Naturen waren Dobroljubow, der mit seiner Verachtung des Idealismus Aufsehen erregte, als blutjunger Draufgänger die ersten Männer seiner Zeit anrempelte und es zu einer gefürchteten Stellung brachte, obwohl er nur vierundzwanzig Jahre alt wurde. Auch Pissarew, der als Siebenundzwanzigjähriger auf der Strecke liegen blieb, fragte immer zuerst nach dem praktischen Nutzen der Poesie und sah in Goethe einen sich auf seinen Versen selbstgefällig schaukelnden hochmütigen Aristokraten. Die freie Meinungsäußerung suchte sich dichterisch zu maskieren, um die Hüter der öffentlichen Ordnung irre zu führen. In den Versen zitterte die Erregung politischer Leitartikel nach Pissarew und die Prosaerzählung schmeckte nach dem Galligen der Satire. Diese Art von Kritik zündete, zerschmetterte und befreite, war aber weit davon entfernt, als selbständige Kunst aufzutreten.

Seitdem in Rußland über politische Vorgänge eine öffentliche Aussprache möglich ist, hat sich auch in der Betrachtung über Kunst und Künstler ein Reinigungsprozeß vollzogen. Das beständige Betonen der Tendenz hatte ganze Geschlechter von braven Menschen und schlechten Musikanten zur Bedeutung erhoben, an die man jetzt nicht mehr glaubt. Mereshkowsky hat in seinem Vaterland die Kritik auf eine so hohe Stufe gestellt, wie sie selbst im europäischen Westen nur selten eingenommen wird. Sein Blick ist nicht durch die Scheuklappen beengt, die immer nur slawische Erde sehen lassen, sondern hat durch die Kenntnis fremder Kulturvölker und ihrer geschichtlichen Entwicklung eine verfeinerte Schulung erfahren. Zwischen Petersburg und Moskau hat sich in weiten Kreisen noch immer der Glaube eingenistet, daß Rußland nur einen Schritt vorwärts zu tun brauche, um an der Spitze der Nationen zu stehen. Der Einsiedler von Jsnaja Poljana konnte auf Grund seines dichterischen Welt-

ruhms, ohne ausgelacht zu werden, ganz ernsthaft behaupten, daß in der Kunst nur das Berechtigung habe, was in das Gehirn eines Bauern passe, daß die Bilder von Raffael und Michelangelo nichts taugen, Beethovens Musik überflüssig und Shakespeare als Dichter ein verworrener, unselbständiger Kopf und als Mensch ein bloßer Fürstendiener sei. Tolstoi's barbarische Ästhetik, die nach Kwas schmeckte und nach Kohlsuppe roch, brauchte man nicht ernstlich zu widerlegen. Es war aber an der Zeit, die Jugend und das Volk dieser Geschmacksverwilderung nicht preiszugeben, sondern sie durch gehaltvolle Werke der kritischen Kunst zu höheren Anschauungen zu erziehen.

Zu den frühesten künstlerischen Eindrücken, die Mereshkowsky empfing, gehörte der Anblick jener Madonna Litta von Leonardi da Vinci, die in der Petersburger Eremitage die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde unwiderstehlich an sich lockt. Ein stilles keusches Gemach, an dessen fast schwarzer Rückwand man durch zwei offne Rundfenster unter zarten, weißen Wolken grün und bläulich gefärbte Höhen verschwimmen sieht und den milden Duft warmen, reinen Naturlebens einzuatmen glaubt! In den feinsten Übergängen des Lichts 'von strahlender Helligkeit bis zu stumpfen, grauen Schatten erblicken wir die Gottesmutter in rotem Gewand mit zurückfallendem blauen Mantel und einem grauen, schwarz gestreiften und mit Gold verzierten Schleier auf dem Kopf, wie sie sich zu dem Jesuskinde zärtlich herniederbeugt und ihm die Brust gibt. Der Knabe, um dessen Stirn und Schläfe sich blonde Lockenreihen aufbäumen, schielt aus großen leuchtenden Augen zum Beschauer hinüber und hält in der Linken einen Stieglitz, der zwischen ihm und der Mutter seinen kleinen Haubenkopf im Dunkeln hervorstreckt. Die Echtheit dieses Bildes haben allerdings Crowe und Cavalcaselle in ihrer Geschichte der italienischen Malerei anzuzweifeln versucht, woran sich weitgehende andere Untersuchungen und Vermutungen schlossen. Jetzt ist man der Meinung, daß diese aus dem Besitz des Grafen Litta in Mailand stammende Madonna von Leonardo wohl nur angefangen und von einem seiner Schüler vollendet worden sei.

Jahre vergingen und Mereshkowsky stand im Pariser Louvre vor dem Bilde der Monna Lisa. Hier war des Meisters Ausspruch: „Die Schönheit der sterblichen Dinge ist vergänglich und nicht die der Kunst" zur Wahrheit geworden. Diese schimmernde Brust atmete zwischen dem Ausschnitt des Kleides. Jeder Pulsschlag rötete die Linien am Halse. Auf dem Antlitz spielte ein Lächeln, so unfaßbar und rätselhaft, als ob es aus Höhen, die den Durchschnittsmenschen unerreichbar sind, auf das eitle und wirre Spiel des Lebens mitleidsvoll und doch versöhnlich herabblicke. Schon ahnte der jugendliche Forscher, daß er sich dem Verständnis eines Mannes nähere, dessen Bedeutung nicht in einzelnen, wenn auch noch so hervorragenden Schöpfungen, sondern darin liegt, daß er den Inhalt eines ganzen Zeitalters geistig erfaßt und es mit seinem beispiellosen Können auf allen Gebieten für die Jahrhunderte befruchtet hatte. Die nachgeborenen Geschlechter sind noch immer nicht imstande

gewesen, in diese ungeheure Schatzkammer Licht und Ordnung hineinzubringen, denn hinter jeder neuen Entdeckung verbirgt sich wie hinter einer schwer zu durchdringenden Mauer ein anderes Wunder und vieles von dem, was er geschaffen hat, ist unkenntlich entstellt, unwiderbringlich zerstört oder vergessen worden. Seine Dichtungen und Improvisationen, mit denen er seine Zeitgenossen entzückte, haben keine Spuren hinterlassen. Seine Zeichnungen und Entwürfe, seine physikalischen und mathematischen Schriften mit einer Fülle von Illustrationen werden in den Bibliotheken von Mailand und Venedig, Paris, London und Wien wie Heiligtümer behütet. Leonardo war nicht nur einer der größten Maler, Architekten und Bildhauer, der mit der Frage über die Echtheit seiner Werke in die europäische Kunstforschung unserer Tage wahre Feuerbrände hineinschleudert, sondern auch ein Erfinder und Ingenieur, der die Geheimnisse des Vogelflugs zu ergründen und als Vorbild der modernen Aviatiker die Eroberung der Luft auszuführen versuchte. Einen solchen Gewaltigen in allen Verzweigungen seines Wesens zu verstehen und ihn künstlerisch zu gestalten, erschien Mereshkowsky nicht nur als eine im höchsten Maße lockende und lohnende Aufgabe, sondern als eigentliches Lebenswerk bei dem Ausbau einer ganz bestimmten Weltanschauung, deren Mittelpunkt dieser eine Mann bilden sollte.

Die Gestaltung dieses Themas lag gewissermaßen in der Luft, denn schon hatte ein anderer unter den kritischen Idealisten Rußlands seine Blicke nach Italien gewendet und Leonardo da Vinci ein literarisches Denkmal errichtet. Es ist der temperament- und geistvolle Wolinskij, der sich mit den Großmeistern der deutschen Philosophie als Übersetzer und Erklärer aufs innigste vertraut fühlt und von dem Alexander Brückner in seiner russischen Literaturgeschichte mit Recht sagt, daß er wirkliche Muster jener ästhetischen Kritik liefere, die den Intentionen des Künstlers wie der Bedeutung seiner Schöpfungen gerecht wird. Wolinskij hatte vor zehn Jahren der Kunstwissenschaft den wunderschön ausgestatteten Lexikonband einer erschöpfenden Biographie über Leonardo da Vinci auf den Tisch gelegt, wie sie in solcher Ausführlichkeit auch in der westeuropäischen Literatur nicht existierte. Selbst die ein Jahr vorher bei Hachette in Paris erschienene Lebensbeschreibung des genialen Meisters der Renaissance von Müntz ist an Illustrationen und Kupferdrucken bei weitem nicht so reich, obwohl sie fast doppelt so teuer ist als dieses russische Werk. Die ganze Kritik über den Ursprung der Bilder Leonardos wird darin auf eine neue wissenschaftliche Grundlage gestellt: Schon an den Händen erkennt man deutlich, wo seine Arbeit auf den Gemälden aufhört und die seiner Schüler und Zeitgenossen anfängt. Ebenso interessant ist es, aus dem Abdruck der Textproben zu ersehen, daß der Künstler alles mit umgekehrten Buchstaben von rechts nach links schrieb und die Entzifferung seiner Schrift nur durch das Vorhalten eines Spiegels möglich ist. Wolinskij hat alles, was er über die Schöpfungen Leonardos sagen will, in die Form eines weit ausgesponnenen Dialogs zwischen ihm und einem Kunstfreunde gekleidet, dem er auf seinen Wanderungen begegnet. An dieser Methode als einer nicht streng wissenschaft-

lichen Anstoß zu nehmen, war leicht. Viel schwieriger erschien es dagegen, diesem Werk ein zweites an die Seite zu stellen, das von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht und zu ungleich breiteren Schichten des Publikums spricht.

Für das, was Oskar Wilde in seinem erwähnten Gespräch als Kritik bezeichnet und als gleichberechtigte Kunst im System des Schönen verherrlicht, fehlt es unserm Sprachgebrauch an einem bestimmten, charakteristischen Wort. Aber die Sache selbst ist völlig klar und Mereshkowsky hat dafür mit seinem Buch über Leonardo ein vollendetes Beispiel geliefert. Die Bezeichnung, die er ihm selbst gegeben hat: „Historischer Roman aus der Wende des fünfzehnten Jahrhunderts", führt einigermaßen abseits und erinnert an jene künstlerischen Fehlgeburten, bei denen eine Messerspitze voll tatsächlicher Überlieferung in einer Schale voll fabulierender Phantasterei aufgelöst wird. Der Russe unterscheidet sich von solcher billigen Marktware dadurch, daß er die Zeit, die er schildert, zur unmittelbaren Gegenwart umzaubert und die Quellen, die er erschlossen hat, auf einem langen Wege immer frischer aufsprudeln und schließlich sich zu einem breiten Fluß vereinigen läßt. Seine Beschreibungen des öffentlichen und häuslichen, des staatlichen und kirchlichen Lebens setzen sich aus zahllosen Einzelheiten zusammen wie auf Mosaikgemälden, die beim Zurücktreten nicht als einzelne Steinchen, sondern als Widerschein des unmittelbaren Lebens wirken. Darin liegt eine Kunst der Malerei, die sich am Größten bewährt, während ihr gleichzeitig auch das Kleinste nicht zu gering ist. Wie in einem großen Rhythmus von heranrauschenden, zurückweichenden und wiederkehrenden breiten Wellen tritt uns der Inhalt dieser Zeit entgegen, in der ebenso für die höchsten Errungenschaften des Geistes und die idealsten Gebilde der Kunst wie für Ketzerverbrennungen und wildeste Ausschweifungen Platz war. Wir begleiten Leonardo durch das letzte Vierteljahrhundert seines Lebens, in dem er sich innerlich verzehrt in der Glut seines Schaffens, als ob er mit eisernen Fäusten die Schranken, die der menschlichen Erkenntnis gezogen sind, einreißen wollte, eine Faustnatur, für die es keinen Verjüngungstrank gibt, die einsam und unverstanden durch die Welt schreitet, ihr unfaßlich, unheimlich und gefährlich erscheint und als Zielscheibe für Neid, Unverstand und Bosheit dient. Das Tragische einer solchen Persönlichkeit hat Mereshkowsky mit seinem Geschick dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er ihm in Giovanni Boltraffio einen Schüler zur Seite stellt, der zu dem Meister zwar in höchster Bewunderung emporblickt, aber zugleich vor seiner ihm unfaßlichen Größe einen unabweisbaren geheimen Schreck empfindet, als ob er sich im Bann des Antichrist fühle. In dem Kampf und Zwiespalt, der seine Seele erfüllt, drückt sich nicht allein der Unterschied einzelner Persönlichkeiten, sondern der Widerspruch verschiedener Weltanschauungen und Zeitalter aus. In dem Eröffnen solcher weiten geistigen Perspektiven liegt recht eigentlich die Stärke von Mereshkowsky und die Genugtuung, die der Leser beim Studium seiner Bücher empfindet. Bevor er sein großes Kulturbild aus der Blüte der italienischen Renaissance veröffentlichte,

hatte er bereits in seinem „Julian Apostata" den letzten Hellenen auf dem Cäsarenthron, den Helden von Ibsens „Kaiser und Galiläer", zum Gegenstand einer tief ausholenden Romandichtung gemacht.

Aber so hoch der Standpunkt auch errichtet ist, von dem dieser Autor die Wendepunkte weltgeschichtlicher Entwicklung betrachtet, darf man doch nie vergessen, daß er mit Leib und Seele Russe ist und bleibt. Die Schönheit und Größe des Südens hat ihn zwar in die Ferne gelockt, aber mit allen Fasern seines Wesens zieht es ihn doch wieder nach dem Norden zurück, seinem Heimatboden, bei dessen Berührung er sein Blut schneller durch die Adern fließen und seine Muskeln stärker anschwellen fühlt. In „Peter der Große und sein Sohn Alexei" vollzieht sich ebenfalls ein tragischer Kampf zwischen dem Neuen und dem Alten, und um so erschütternder, als hierbei Vater und Sohn als Todfeinde einander gegenüberstehen. Zar Peter hat, wie der Franzose Algarotti geistreich sagt, seinem im Asiatentum versunkenen Volk das „Fenster nach Europa" geöffnet, im Sumpf der Newamündung eine neue Residenz geschaffen, seinen Untertanen Kopf und Bart geschoren, sie mit der Knute in die Schulen getrieben und ihnen Deutsche und Franzosen als Lehrmeister gegeben. Die Altgläubigen sehen darin einen verräterischen Abfall vom Russentum, hassen ihn als den Zerstörer des Reichs, der es der Gewalt des Satans ausliefert. Der Zarewitsch, ein verworrener, willenloser Träumer, droht das mühsam geschaffene Kulturwerk zu zerstören, wird zur Verzweiflung gebracht und flieht nach Italien, von wo er durch die List des Grafen Tolstoi, eines Ahnherrn des Dichters von „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina", wieder nach St. Petersburg gelockt wird. Nun setzt das eigentliche Drama mit scheinbarer Versöhnung ein, während der Zar in Wahrheit seinen Sohn wie ein Raubtier seine Beute umklammert hält, um jeden Preis hinter das Geheimnis der geplanten Verschwörung kommen will, ihn einem quälenden Verhör unterwirft, ihn vor seinen Augen foltern läßt und endlich mit der Knute in der Hand die Wahrheit von ihm so lange zu erpressen sucht, bis er unter seinen Hieben stirbt. Das Grauenvolle all dieser Vorgänge ist von Mereshkowsky mit einer Umständlichkeit geschildert, die der Aufnahmefähigkeit des Lesers das Äußerste zumutet, während gleichzeitig die Steigerung dieses wahnsinnigen Hasses gegen das eigene Fleisch und Blut bis auf die letzten Wurzeln enthüllt wird. Man fühlt es, daß hier nicht mehr ein Mensch gegen den andern wütet, sondern Vergangenheit und Zukunft eines ganzen Reiches auf dem Kampfplatz erscheinen und der unglückliche Sohn als Opfer fällt. Daraus entwickelt sich eine Spannung, die immer neue Momente in die Handlung einflicht und sie am entschiedensten vorwärts treibt, wenn sie still zu stehen scheint, weil gerade dann die Katastrophe einbricht. In der Tretjakowschen Galerie in Moskau erblicken wir auf einem meisterhaften Bilde von Rjepin den Zaren Iwan den Grausamen, wie er mit seinem Eisenstabe nach seinem einzigen Sohn geschlagen und ihn dabei tödlich verwundet hat. Der Thronfolger ist auf dem Teppich blutüberströmt zusammen-

gebrochen und sein Vater, dem seine Missetat erst jetzt zum Bewußtsein kommt, wirft sich mit angstverzerrtem Gesicht vor dem Sterbenden auf die Erde und bedeckt ihn mit heißen Küssen. Mereshkowsky hat hierzu das literarische Seitenstück in der Erzählung von Peter dem Großen und Alexei geschaffen, mit demselben brennenden Farbenaufwand und einer sich ins einzelne einbohrenden charakteristischen Schärfe der Linien.

Mereshkowsky faßte den Plan zu diesen drei Romanen, als er von Athen und dem Parthenon, die nach seiner Versicherung den gewaltigsten Eindruck von Schönheit in ihm zurückließen, nach Konstantinopel reiste und in der Hagia Sophia etwas ganz Neues nnd gegensätzlich anderes kennen lernte, das aber mit derselben Gewalt auf ihn eindrang. Unter dem Gesamttitel „Christus und Antichrist" faßte er diese Dichtungen zusammen, wobei ihm der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren, wie David Strauß ihn nannte, als „Tod der Götter", das Wirken Leonardos im Licht der „Auferstehung der Götter" und der Reformator des russischen Volkes als „Antichrist" erscheint. Sowohl vom Standpunkt des Künstlers wie des Moralisten erfüllt ihn das Verlangen nach einer neuen Religion, die auf den Trümmern des Materialismus einer modernen Weltanschauung als Stütze dienen könnte. Diese Sehnsucht bricht auch in andern Schriften von ihm durch, wie in der vergleichenden Studie über Tolstoi und Dostojewski, die zu seinen besten Arbeiten gehört. Sie enthält zwei Teile, von denen nur der erste mit seiner feinsinnigen Zergliederung und Gegenüberstellung der beiden Dichter deutsch vorliegt, während der andere, der in das Geheimnis ihrer eigentlichen Weltanschauung eindringt, des Übersetzers noch harrt. Aus der Wärme dieser Ausführungen spricht überall der ehrliche Wunsch nach einer Vertiefung des Volksgewissens durch eine Religion voll vernünftiger Einsicht in die Bedingungen und den Wert des Lebens. Je mehr man sich mit der Mystik dieses Autors beschäftigt, desto deutlicher erkennt man, daß sich dahinter ein völlig klarer Kopf verbirgt mit großen Anschauungen und Ideen, die für die Zukunft eine fruchtbare Saat bilden müssen.

Es konnte kaum überraschen, daß ein so beweglicher und temperamentvoller Künstler wie Mereshkowsky sich auch der Bühne zuwenden würde. Als er seine fünfaktige Tragödie „Kaiser Pauls Tod" erscheinen ließ, wurde die russische Monatsschrift, die sie brachte, sofort unterdrückt. Auch an eine deutsche Aufführung ist vorläufig nicht zu denken, da die Übersetzung von August Scholz dem Berliner Theater in unserer Reichshauptstadt behördlich untersagt wurde. Während und nach der in Moskau und St. Petersburg tobenden Revolution hat man sich eingehend mit den näheren Umständen beschäftigt, die zu der Ermordung des Sohnes und Nachfolgers der großen Katharina führten, alle erreichbaren Dokumente aus dieser Zeit sorgfältig zusammengestellt und mit wissenschaftlichem Ernst verglichen. Auch dagegen konnte man nichts tun, daß ein hochangesehener russischer Professor der Psychiatrie, P. J. Kowalewskij, diesen Zaren mit andern wahnsinnigen Herrschern in einem Buche ausführlich behandelte,

das bereits in sechs Auflagen verbreitet und kürzlich durch Wilhelm Henckel unserm Publikum vermittelt wurde. Im fünften Akt seiner Tragödie bringt Mereshkowsky den scheußlichen Vorgang, wie die Verschworenen den jammervoll aus seinem Bett springenden und an allen Gliedern zitternden Paul auf die Erde werfen und mit einer Offiziersschärpe erdrosseln, in aller Ausführlichkeit zur Darstellung. Die Szene dürfte ohnegleichen in unserer zeitgenössischen dramatischen Literatur sein und müßte auf der Bühne eine furchtbare Wirkung ausüben. Mit äußerster Knappheit hat Mereshkowsky diesen Stoff dramatisch zusammengefaßt und dabei eine ganz neue Seite seines Talents gezeigt. Er ist sicherlich nicht der Mann, sich auf dem Wege, den ihm das Wachsen seiner Kraft vorschreibt, durch polizeiliche Vorschriften aufhalten zu lassen. Mit einem jugendlichen Schönheitsrausch hat er begonnen und die Schule der großen Meister der Renaissance durchgemacht. Als Erforscher und Darsteller der Kunst hat er die schlimme Hexe Kritik all des Staubtrockenen entkleidet, das ihr so häufig anhaftet und sie als in reicher Schönheit erblühendes Weib unserm Herzen nahe geführt. Er ist jung und stark, trotz der Fülle seines Wissens von keinerlei blasser Theorie angekränkelt, einer der interessantesten Männer, die neuerdings im russischen Geistesleben aufgetaucht sind, und verheißt uns noch manche Überraschungen, denen wir mit Vertrauen und Spannung entgegensehen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 2. Oktober 1910.

Aufruhr — Schuld der Regierung daran — Russische Reminiszenzen — Ausländische Journalisten — Kassel.

Wer hätte es wohl noch vor zwei Jahren für möglich gehalten, daß des Deutschen Reiches Hauptstadt den Schauplatz für Vorgänge abgeben könnte, wie wir sie während der abgelaufenen Woche im Moabiter Stadtteil mit angesehen haben? Wer hätte noch vor einem Jahre daran gezweifelt, daß jeder Versuch eines Aufruhrs binnen wenigen Stunden unterdrückt sein würde?! Und heute haben wir nicht nur einen regelrechten Aufruhr erlebt, wir haben uns auch überzeugen müssen, daß die Staatsgewalt sich drei Nächte mit dem Gesindel herumschlagen mußte, ehe sie wieder Herr der Situation werden konnte!

Steht Deutschland am Vorabend der Revolution? Das heißt sind in Deutschland die staatlichen Organe bereits derart leblos geworden, daß eine Bewegung von unten sie umstürzen könnte? Wir möchten daran nicht glauben. Aber wir erkennen so viele Analogien mit der Vorgeschichte früherer Zusammenbrüche, vor allen

Dingen mit den Zuständen in Rußland nach dem Tode Plehwes (1904), daß wir gezwungen sind, der Lage bei uns mit dem größten Ernst gegenüberzutreten. Wie in Rußland, sind es aber auch bei uns nicht die Grundlagen des nationalen Lebens, die erschüttert erscheinen, sondern lediglich die äußern Organe der Staatsgewalt. Wir stehn vor dem unbehaglichen Eindruck, als seien ganze Teile der Exekutivgewalt abgestorben. Dies Absterben hat sich auch in Rußland lange vor dem Ausbruch der Revolution bemerkbar gemacht. Es wurde zur Gefahr, nachdem der Zeitpunkt zur Erneuerung des Staatslebens ungenutzt vorübergegangen war. Plehwe und Fürst Bülow befanden sich darin in ähnlicher Lage. Sie suchten, jeder mit den ihnen durch die Staatsverfassung zur Verfügung stehenden Mitteln, die Autorität des Staates aufrecht zu halten. Beide wurden gestürzt. An ihre Stelle kamen aber keine Reformatoren großen Stils, sondern Männer des Ausgleichs, Männer mit gleichen guten Absichten für den Staat und die Nation — aber Männer ohne starke Initiative. In Rußland Fürst Swjatopolk-Mirski, in Deutschland Herr von Bethmann Hollweg. Beide gaben die Parole aus: „Vertrauen zur Regierung und Sammlung der staatserhaltenden Parteien". Beide zogen sich alsdann aus der Öffentlichkeit zurück. Beider Beschäftigung während der Zurückgezogenheit bestand hauptsächlich in der „Reformation" der höchsten Regierungsorgane; beide hatten auch das Glück, zwei und drei tüchtige Männer für sich zu gewinnen, freilich ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich je einer gewissen Persönlichkeit zu entledigen, deren Verbleiben in den betreffenden Stellen für beide verhängnisvoll werden sollte. Zu einer Zusammenfassung der Kräfte, die besonders bei uns vor einem Jahre vorhanden waren, ist aber kein Versuch gemacht worden. Beide Minister standen auch den modernen Instrumenten der Staatskunst vollständig ratlos gegenüber. Beide Minister wurden eines schönen Tages durch „friedliche" Straßendemonstrationen überrascht, — so überrascht, daß sie ihre Unterorgane nicht rechtzeitig zu unterweisen vermochten. Diese aber handelten falsch. Der Militärgouverneur von St. Petersburg lockte die durch Gapon irre geleiteten Demonstranten in eine Falle, während diese unter Vorantritt barhäuptiger Polizeioffiziere zum Winterpalais zogen, — der Polizeipräsident von Berlin gab Anordnungen, die er nicht aufrecht erhalten konnte, — er gab ein wichtiges staatliches Organ der Lächerlichkeit preis. Daneben vermehrten sich, hüben und drüben Erscheinungen, die aller Welt offenbarten, daß den obersten Regierungsorganen der Zusammenhalt fehlte. Prozesse werden verschleppt, Staatsanwälte desavouiert. Alles das ist natürlich nicht nur uns bekannt, sondern auch den sozialdemokratischen Agitatoren. Jeder von ihnen weiß aber auch, daß es unter den angedeuteten Zuständen für das Gros unserer nicht mit Glücksgütern gesegneten Beamten schwer ist, durchgreifende Entschlüsse zu fassen. Wäre es anders, so brauchte über Unbotmäßigkeit in der niederen Beamtenschaft nicht geklagt zu werden. Denn, und darin liegt wieder eine Analogie mit dem Rußland von 1905, ein das Gesetz streng handhabender Beamter weiß heute nicht, ob ihm seine Tatkraft nicht vielleicht von seinen Vorgesetzten verdacht wird. Das hemmt die Entschlußfähigkeit bis in die höchsten Stellen. — Die häßlichen Vorgänge in Moabit wären trotz der Ablehnung der Erbschaftssteuer nicht vorgekommen, wenn wir eine straff und einheitlich organisierte, unabhängige Regierung hätten. Sie sind eine Folgeerscheinung der Planlosigkeit, Inkonsequenz und Unsicherheit, die in den höchsten Organen der Regierung herrschen.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet müssen wir auch die Berliner Regierung als den Hauptschuldigen an dem jüngsten Auftreten der Revolutionäre bezeichnen. Dennoch können wir der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zustimmen, wenn sie als Urheber jener Vorgänge die Leiter der sozialdemokratischen Partei bezeichnet.

Das Vorgehen der Tumultanten in Moabit zeigt genau dieselben typischen Merkmale, wie sie in Petersburg, Moskau, Charkow, Kijew, Bjalystok und in hundert andern Orten während der russischen Revolution beobachtet wurden. Wer es nicht mit eignen Augen gesehen hat, der kann sich durch Einsichtnahme in die uns vorliegenden Flugschriften von der Identität der Vorgänge überzeugen. Die Flugschriften, die zum Teil in Millionen Exemplaren in Rußland verteilt wurden, enthalten genaue Instruktionen für die Vorbereitung von Straßenkämpfen und deren Durchführung, angefangen von der ausgelöschten Straßenlaterne bis zum Bau von Barrikaden und der Anlage von Hinterhalten. Wie die russischen Flugblätter lehren, so ist in Moabit verfahren worden. Freilich wird es kaum möglich sein, die wirklichen Organisatoren gerichtlich zu belangen, es scheint auch ausgeschlossen, den Zusammenhang der Straßenkämpfer mit der Sozialdemokratie einwandfrei im Sinne unsrer Gesetze nachzuweisen, — selbst dann nicht, wenn es der Polizei gelungen sein sollte, einen oder den andern der Organisatoren dingfest zu machen. An der Tatsache selbst, daß die sozialdemokratische Partei die Vorgänge in Moabit angestiftet hat, sollte man dennoch nicht zweifeln. Die demokratische Presse will naturgemäß alle Schuld von der politischen Partei abwälzen und entblödet sich nicht, die Polizei des provokatorischen Vorgehens zu beschuldigen. In freisinnigen Blättern melden sich gebildete Persönlichkeiten zu Wort, die jene Auffassungen unterstützen. Sie argumentieren, sie hätten nichts von Unruhe bemerkt; plötzlich sei die Polizei erschienen und da war es aus mit der Ordnung. Die Polizei hat angegriffen. Der Schaden und die Verwirrung, die die Presse mit solchen „Laienberichten" anrichtet, sind äußerst gefährlich. Wer, wie z. B. Journalisten in unruhigen Zeiten, durch die Straßen einer revolutionär vorbereiteten Stadt geht, um die Tumulte zu beobachten, der wird die ersten Male stets die Empfindung haben, daß es die Polizei ist, die herausfordert. Aber schon bei der dritten oder vierten aufmerksamen Beobachtung werden ihm Details auffallen, die das erstemal gänzlich übersehen, das zweitemal unbeachtet blieben. Dann fällt es auf, wie furchtsam sich die Mehrzahl der Kinder gibt, wie aufgeregt die Weiber sind, die man als harmlose Passanten nicht beachtete. Dann fängt man an, auch häufig wiederkehrenden Geräuschen und Gesten seine Aufmerksamkeit zu schenken. Bei einiger Beobachtungsgabe ist der erfahrene Journalist selbst in der fremden Stadt, wo ihn niemand unterrichtete, hellsehend, als hätte er sich mit den Revolutionären verabredet. Die Kriminalpolizei ist natürlich mindestens ebensogut vertraut mit den geheimnisvollen Anzeichen, wenn sie gut instruiert wird. Diese Tatsachen sollte die Presse bei ihrer Stellungnahme nicht aus dem Auge lassen, andernfalls gerät sie in die Gefahr, den Revolutionären die Geschäfte zu besorgen. Von diesen Tatsachen scheinen auch die Kollegen nichts gewußt zu haben, die in Moabit durch das Vorgehen der Polizei zu Schaden gekommen sind.

Die Ereignisse in Moabit werden natürlich von einem Teil der ultramontanen und ultrakonservativen Presse dazu ausgenutzt, um die Regierung vor einer Berücksichtigung des Liberalismus im Sinne des alten Blockgedankens zu warnen. Die „Steuerhetze" soll nach Ansicht der „Kreuzzeitung" und der „Deutschen Tageszeitung" an allem Unglück die Schuld tragen. Wir haben an dieser Stelle so oft und unter dem Beifall zahlreicher gerade konservativer Leser die innern Gründe für die heutigen Zustände dargelegt, daß wir darauf nicht noch einmal einzugehen brauchen. Aber zum Beweise dafür, daß gerade auch konservative Kreise ungehalten über den Mißbrauch sind, den eine sich konservativ nennende Clique mit der für den übrigens berechtigten wirtschaftlichen Kampf geschaffenen Organisation des Bundes der Landwirte getrieben hat, sei auf die Entscheidung bei der Stichwahl

in Frankfurt-Lebus hingewiesen. Zahlreiche dem Bunde der Landwirte angehörige Bauern ebenso wie zahlreiche gebildete Städter, die sich selbst als Anhänger der konservativen Weltanschauung bezeichnen, haben von ihrem Stimmrecht, trotz der drohenden Gefahr, keinen Gebrauch gemacht. Weshalb nicht? Weil sie dem nationalliberalen Einfluß nicht die genügende Kraft zutrauten, mit den herrschenden Verhältnissen aufzuräumen, — weil sie, irre geführt durch die falsche Berichterstattung der „Kreuzzeitung" und der „Deutschen Tageszeitung", glaubten, die nationalliberale Partei werde sich in Kürze auflösen.

Diese Auffassungen wurden an dieser Stelle (Nr. 39) als unrichtige „Kombination" zurückgewiesen, und wie der Verlauf der Tagung in Kassel zeigt, mit Recht. Die Auseinandersetzungen in Kassel haben wieder gezeigt, daß das nationalliberale Programm ein Bindemittel enthält, das auch die stärkste Belastung auszuhalten vermag: das nationale Staatsbewußtsein. An diesem Bewußtsein zerschellen alle Angriffe auf die Partei, aus diesem Bewußtsein wachsen in den schweren Stunden des Reichs die sittlichen Werte empor, die notwendig sind, um neben der harten gewerblichen Arbeit noch Kraft für den Kampf um die nationalen Ideale zu erübrigen. Für die Partei kann Kassel einen wichtigen Markstein bedeuten, wenn das durch ihn angehäufte Kapital an Vertrauen nicht während der parlamentarischen Verhandlungen des bevorstehenden Winters vertan wird. Der Zustrom aus allen Teilen des Reiches war so groß, wie noch auf keiner Tagung der Partei zuvor; weit über tausend Delegierte waren anwesend. Die Rede Bassermanns war ein oratorisches und diplomatisches Meisterstück. Freilich war sie in dieser glänzenden Form nur möglich infolge der am Freitag vorangegangenen Aussprache im Zentralvorstande. Diese Aussprache ist recht lebhaft gewesen und einige Wellenspritzer machten sich noch in der öffentlichen Versammlung bemerkbar. Aber von den scharfen Gegensätzen, die im abgelaufenen Winter durch den Süddeutschen Hieber genährt wurden, ist nichts zu merken gewesen. Im allgemeinen hat sich unsere der Tagung im vorigen Heft gestellte Prognose als richtig erwiesen. Nur ist über die Stellung der Partei zur Sozialdemokratie mehr gesprochen worden, als anzunehmen war. Den Anlaß dazu gab die Haltung der Badenser, die bekanntlich in verschiedenen kulturellen Fragen mit den dafür in Magdeburg verurteilten Sozialdemokraten zusammengegangen sind. Herr Professor Rebmann-Karlsruhe hatte die Aufgabe übernommen, das Vorgehen der Badenser zu erklären. Die Quintessenz seiner Ausführungen liegt in der optimistischen Auffassung, daß es möglich sein werde, durch Vermittlung der Revisionisten allmählich aus den Sozialdemokraten eine staatserhaltende Partei zu machen. Rebmann argumentiert: dadurch, daß die Sozialdemokraten selbst die Verantwortung für die Staatsgesetze übernehmen, indem sie dafür stimmen, zerstörten sie sich einen Agitationsstoff nach dem andern und würden schließlich ebenso wie jetzt die bürgerlichen Parteien dazu gelangen, diese Gesetze und mit ihnen den Staat zu verteidigen. Dabei hat Rebmann aber ganz übersehen, daß der Bestand des Staates nicht von der Erhaltung einzelner Gesetze abhängig ist, sondern von dem Geiste, in dem das Volk aufgewachsen. Wird aber die Jugend dem sozialdemokratischen Einfluß ausgeliefert, dann muß auch der bürgerliche Staat ans Werk. Nun hat aber Rebmann ein wichtiges Argument zur Seite. In Baden ist der Kampf gegen den Ultramontanismus nur möglich mit Hilfe der Sozialdemokratie. Die Nationalliberalen haben somit zu wählen zwischen der schwarzen oder der roten Internationale. Der Beifall, der die Ausführungen Rebmanns begleitete, veranlaßte Herrn Stresemann, der in Sachsen einen Kampf gegen den Ultramontanismus durchzuführen hat, vor Verallgemeinerungen zu warnen. Dagegen

bezeichnete der Bürgermeister von Bayreuth das Zentrum als den gefährlichsten Gegner der Nation. Diese Reden geben der ganzen Tagung die Signatur. Aus ihnen geht hervor, daß eine Partei, die wie keine andere das ganze Reich von Memel bis zum Bodensee umfaßt, keine einheitlichen Instruktionen ausgeben darf, die überall im Reich Geltung haben sollen. Die allgemeine Devise kann wohl lauten: Kampf gegen den Umsturz, aber als Umstürzler ist im Süden der Ultramontanismus, in Sachsen die Sozialdemokratie, im Osten der terrorisierende Bündler anzusprechen, das heißt: alle jene politischen Organisationen, die über das Wohl des Landes egoistische Ziele stellen, die durch ihr Verhalten als Gesetzgeber die Gesellschaft zur Anarchie, den Staat zur Auflösung treiben. Diese Erkenntnis hat sehr viel dazu beigetragen, die Gegensätze, die in einer so großen Partei vorhanden sein müssen, zurücktreten zu lassen und Moltkes Prinzip, getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen, auch in dem Verhalten der Partei zur Geltung zu bringen. Wir glauben nicht allzu optimistisch zu urteilen, wenn wir der Annahme Ausdruck geben, daß die Kundgebung zu Kassel in allen Teilen Deutschlands lebhaften Widerhall finden wird und daß von Kassel aus die Gesundung unserer Mittelparteien ausgehen kann. In Kassel hat der nationale Gedanke über alle andern Strömungen gesiegt. Es ist somit auch für die weiter rechts stehenden Patrioten die Möglichkeit gegeben, sich mit der nationalliberalen Partei zu verständigen, und wir glauben, daß nunmehr auch der Herr Reichskanzler den Zeitpunkt für gekommen erachten dürfte, um sich als Führer vor die Front zu stellen.

Zum Kunstproblem in der Jugenderziehung. Noch kann man nicht behaupten, daß die Kunstbewegung, die vor einigen Jahrzehnten mit Heftigkeit einsetzte, zum Stillstand gekommen wäre. Noch immer stehen Meinungen gegen Meinungen, und es fehlt noch viel, daß man von einer Einigung auf allgemein anerkannte Urteile sprechen könnte. Noch jetzt stehen viele grollend zur Seite und wollen von einer Kunsterziehung des Volkes nichts wissen. Diese Bedenklichen scheiden sich in zwei Gruppen. Die einen könnte man wohl die Kunstfeinde nennen. Das sind die Leute, die der Kunst überhaupt keinen guten Einfluß auf die Menschheit einräumen. Mit dem herben Propheten von Jasnaja Poljana, einem Tolstoi, wollen sie nichts von der Erziehungseinwirkung der Kunst auf den Menschen wissen. Sie weisen auf die Blütezeit Griechenlands, auf die Geschichte der Mediceer hin und glauben damit zu zeigen, daß die Kunst eigentlich eine Verderberin der Menschheit gewesen sei; ihr Einfluß auf die Jugend sei daher möglichst einzuschränken. Diejenigen, die zur zweiten Gruppe gehören, wollen aus andern Gründen nichts von einer künstlerischen Kultur des Volkes wissen. Sie halten die Kunst für zu hoch, zu fein, als das sie je so gemein werden könnte, daß sie zum Volkserziehungsmittel würde. Sie betonen, daß die ästhetische Erziehung immer nur einzelne Naturen beeinflussen könne. Denn die Kunst sei ihrem Wesen nach aristokratischer Natur, sie wolle in besonderer Andacht genossen sein, sie begleite den Menschen nicht wie die Religion in den Alltag und in die Arbeitsfron hinein, sondern verharre in vornehmer Reserve und warte, bis der Mensch sie selber aufsucht. Auch sei immer ein bestimmter Bildungsgrad vonnöten, um sie völlig zu verstehen. Auch um der Kunst selbst willen sei es nicht erwünscht, daß sich ihr Wirkungskreis soweit ausdehne; sie müsse dadurch notwendig verflachen und an Feinheit und Intensität der Wirkung in dem Maße abnehmen, wie sie Allgemeingut der Masse wird. Auch dem ausübenden Jünger der Kunst nütze die allgemeine Kunsterziehung nichts. Er wird seinen Weg, wenn der Funke des Genies in ihm schlummert, auch von selber machen, auch ohne

die Hebammendienste der zünftigen Pädagogik. Und im übrigen kann es auch nur gut sein, wenn nicht so viele Unberufene sich dazu drängen, produktive Jünger der Kunst werden zu wollen. „Es sind nicht alle des Gottes voll, die den Thyrsus schwingen."

Diesen Bedenklichen gegenüber stehen die Kunstschwärmer, die mit einem Nietzsche in der Kunst die höchste Erzieherin der Menschheit erblicken, die von ihr eine vollständige Regeneration unseres Geschlechts erhoffen, und die deshalb die gesamte Erziehung auf dieser Grundlage basieren wollen. Alles, was auf das Kind erziehlich einwirkt, soll daher vom Hauch der Kunst durchdrungen sein, Bücher, Spielzeug, Wohnung, die gesamte häusliche Erziehung und die Schule. Und wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir zugeben, daß in dieser Beziehung gerade als Frucht der Kunstbewegung mancherlei geschaffen worden ist, das sicher einen praktischen Fortschritt in der Pädagogik bedeutet. Künstler, Stein und Maschine haben sich in den Dienst des Kindes gestellt und mancherlei geschaffen, was wir doch gewiß nicht missen möchten.

Der prinzipielle Streit der Kunstgegner und -freunde über die pädagogische Bedeutung der Kunst wird sich ja wahrscheinlich nie ganz beilegen lassen. Aber trotzdem kann man sich doch auf einem Mittelwege einigen und da fruchtbar wirken. Wir wollen das Wort Kunst im weiteren Sinne fassen und darunter jegliches Schöne verstehen und dann die Forderung aussprechen, daß dieses Schöne seine Erziehungsmission erfülle. Und nicht darauf kommt es an, zum produzierenden Künstler zu erziehen, sondern die Empfänglichkeit für jegliches Schöne in Natur und Kunst in der Menschenbrust zu wecken. Sehr richtig sagt der Dichter: Kunst üben kann nur der Erkorene, Kunst lieben jeder Erdgeborene! Der Mensch soll nicht wie ein Krüppel, abgestumpft an Leib oder Seele, durch das Leben und die Erscheinungswelt gehen. Er soll vielmehr jegliches Schöne, wo immer er es auch an seinem Lebenswege finde, als solches erkennen und es genießen. Damit lebt er nur seiner eigenen Natur nach. Denn in jedem Menschen, und schon im kleinen Kinde, lebt ein ästhetischer Sinn, der nach Nahrung hungert und der befriedigt werden muß, wenn sich das harmonische Menschentum vollenden soll. Wir wollen hier die Frage unerörtert lassen, ob die Kunst der Sittlichkeit das Ende bereitet oder ob sie, wie andere sagen und wie Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen behauptet, ein Schrittmacher der Tugend sei; wir wollen hier nur so viel behaupten, daß das Schöne für jeden Menschen schon darum von der größten Bedeutung ist, weil es ein hohes und reines Glücksempfinden in ihm weckt und seine gesamte Persönlichkeit unendlich bereichert. Aus diesem Grunde können wir auch nicht zugeben, daß das Schöne oder auch die Kunst nur für einen exklusiven Kreis von Menschen da sei, etwa für die Reichen und Vornehmen; beides ist nicht nur ein überflüssiger Luxus, eine schöne Dekoration, sondern ein notwendiges Lebenselement. Die Geschichte der primitiven Naturvölker wie der zivilisierten Nationen beweist diesen Satz zur Genüge, und schon die Natur des Kindes zeigt, wie sich der Mensch dem Schönen entgegensehnt und nach ihm lechzt wie das Auge nach Licht, die Brust nach Luft. Selbst wenn wir an die Werke unserer großen Künstler denken, werden wir mit Genugtuung feststellen können, daß viele von ihnen ins breite Volk gedrungen sind und dort ihre Aufgabe, erfreuend zu veredeln, in reichem Maße erfüllt haben. Goethes und anderer Dichter volkstümliche Lieder werden von allen gern gesungen, Lionardos Abendmahl, Renis Christuskopf sind in mancher Hütte des armen Mannes zu stillen Erziehern geworden. Wer wollte dabei wohl allen Ernstes behaupten, die Kunst sei erniedrigt oder entwertet worden? Gewiß wird aus

ihrem Gebiete dem einfachen Sinn manches ungenießbar bleiben, aber bleibt darum nicht noch eine reiche Fülle von dem übrig, was sich befruchtend in jedes Menschen empfängliche Seele senken kann?

Es sei also nochmals betont, daß es bei der Kunsterziehung nicht darauf ankommt, extremen Zielen und äußersten Möglichkeiten nachzustreben, den einzelnen zum verständnislosen Schwatzen über die Kunst und zum unerlebten Phrasengeklingel oder zum ärmlichen Kunstdilettanten zu erziehen, sondern allein darauf, die angeborene und tiefe Empfänglichkeit für jegliches Schöne zu wecken und zu stärken. Und diese Aufgabe dürften wohl die Feinde der Kunsterziehung nicht als unmöglich oder unnötig, die Freunde nicht als zu gering achten, um so mehr da in unserer Zeit des ausgeprägten einseitigen Intellektualismus auch das Gemüt und die Sinne wieder mehr zu ihrem vernachlässigten Rechte kommen sollen, und da der Mensch, der unter dem Einfluß einer Falsch- und Überkultur oft immer mehr verflacht und verarmt, auch die veredelnden und reinen Freuden genießen lernen soll, die nur echte Schönheit geben kann. In dieser Richtung wird die Kunsterziehung ihre vornehmsten Aufgaben zu suchen haben. P. Hoche

Dr. Anna und Otto Neurath, Lesebuch der Volkswirtschaft. I. und II. Teil. Verlag Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig 1910. (Teil I. 231 S., Teil II. 287 S.) Jeder Teil geb. 3 M.

Man kann es durchaus als einen guten Gedanken bezeichnen, dem Studierenden der Volkswirtschaftslehre ein Buch in die Hand zu drücken, das ihn kurz und übersichtlich in die Hauptwerke der klassischen Nationalökonomie einführt. Das „ökonomische Prinzip", von dem der Student der Volkswirtschaftslehre in den ersten Vorlesungen gewöhnlich hört, kann an sich auf diese Weise ganz gut verwirklicht werden. Die Verfasser haben sich sehr richtig gesagt, daß es für den Studenten ganz unmöglich ist, sich durch die umfangreiche volkswirtschaftliche Literatur so durchzuarbeiten, daß ein umfassendes Wissen beim Studienabschluß vorhanden sein kann. Wir leben im Zeitalter der Arbeitsteilung; da ist es ganz selbstverständlich, daß auch dieses Prinzip auf die Wissenschaft und ihre Pflege Anwendung findet. Es gibt wohl kaum irgendeinen bedeutenderen Professor der Volkswirtschaftslehre, der nicht durch Beschäftigung eines Assistenten sich die mechanische Arbeit zu erleichtern sucht. Auch der Student muß das Prinzip der Arbeitsteilung zu verwirklichen suchen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist das Buch des Ehepaares Neurath als eine willkommene Neuerscheinung auf dem Büchermarkt zu begrüßen. Allerdings hat die ganze Aufmachung des Buches doch wieder etwas Gefährliches an sich. Die Anordnung des Stoffes ist nicht nach höheren Gesichtspunkten wissenschaftlich systematisch erfolgt, sondern die Verfasser haben sich darauf beschränkt, die wichtigsten Auszüge aus den Werken der in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Schriftsteller ziemlich lose in chronologischer Reihenfolge nebeneinander zu reihen. Das Buch darf also erst dann dem Studenten in die Hand gegeben werden, wenn er eine Vorlesung über die Geschichte der nationalökonomischen Wissenschaften bereits gehört und nun durch Lesen einzelner Kapitel oder ganz hervorragender einzelner Stellen aus dem betreffenden Werke sein Wissen noch entsprechend vertiefen will. Die Benutzung des Buches darf meines Erachtens eigentlich nur unter Anleitung eines Professors geschehen, der nicht nur ein hervorragender Gelehrter, sondern auch ein guter Pädagoge ist. Für seminaristische Übungen wird das Buch recht gute Dienste leisten. Wer sich allerdings mit einem bestimmten volkswirtschaftlichen Schriftsteller ganz eingehend befassen will oder infolge seiner wissenschaftlichen Arbeiten

befassen muß, der wird besser daran tun, zum Original zu greifen, um hier an der Quelle in die Ideenwelt des betreffenden Schriftstellers einzudringen zu suchen. Die Verfasser haben sich zwar bemüht, möglichst solche Stellen aufzunehmen, die eine historische Verbindung der Autoren untereinander herstellen, eine eigentliche systematische Einteilung aber wird in dem Buch vermißt. Recht merkwürdig muß es anmuten, wenn gesagt wird, ein Auszug aus Fourier sei wegen der sonderbaren Schreibweise dieses Autors unmöglich. Immerhin darf das Buch als eine erfreuliche Neuerscheinung bezeichnet werden, die auf Grund der gemachten Erfahrungen später einmal eine tiefere Durcharbeitung erfahren kann. Dr. W.

Ausstellungs-Architektur. Einem französischen Kritiker*) erscheint die deutsche Abteilung der diesjährigen Weltausstellung in Brüssel als in hochmütiger Vereinsamung grollend und drohend; ein Deutscher**) dagegen vergleicht Germanias Gewand mit einer reizenden garden-party-Toilette. Offenbar hat hier der Deutsche recht, auch was den Mangel an festlichem Gepränge betrifft. Noch richtiger wäre vielleicht der Vergleich mit dem schlichten, aber doch geschmackvollen, sogar etwas koketten Gewande einer Geschäftsdame, die eine elegante Kundschaft erwartet. Es scheint fast mit Absicht alles vermieden zu sein, was an Krieg und Streit gemahnen könnte. Keine Panzerplatten, keine Geschütze noch sonstige Waffen sind ausgestellt. Nicht ein Uniformknopf erinnert daran, daß Deutschland eine der größten Landarmeen der Welt besitzt; und hätte nicht die Werft von Blohm u. Voß in Hamburg das Modell eines von ihr erbauten Kreuzers ausgestellt, so würde man auch kaum eine Andeutung von unserer Kriegsmarine finden. Die Absonderung von den anderen Nationen hat den unverkennbaren Zweck gehabt, ein künstlerisch einheitliches Gesamtbild zu schaffen. Das ist gelungen: Um einen Mittelbau, der fast an ein Kirchlein erinnert und die Fest- und Repräsentationsräume enthält, gruppieren sich die Hallen. Vorgelagert ist ihm ein elegantes Restaurant. Etwas abseits liegt das Bierhaus Spatenbräu. Alles mit weitgeöffneten Toren zum Besuche einladend. Wo ist da die Drohung?

Offenbar hat dem Franzosen seine Phantasie einen Streich gespielt. Er ist von Jugend auf daran gewöhnt worden, in Deutschland eine Gefahr für den Weltfrieden zu sehen. Ammenmärchen.

Man sieht aber, wohin es führt, wenn man nur dem Gefühl folgt. Für den Kritiker ist es immer angenehm, wenn er einen Leitsatz hat, den er wie einen Zollstock an das Kunstwerk anlegen kann, um dann zu sagen: Das stimmt nicht, also taugt das Ding nichts; oder mit dem Bewußtsein nach Hause zu gehen, daß ausweislich seines Maßstabes alles in Ordnung ist. Schade nur, daß sich die Kunst nicht immer in solche Regeln zwängen läßt. Mindestens soll man sehr vorsichtig mit ihrer Anwendung sein und nichts übertreiben. So wird der Satz, daß die Form dem Material entsprechen müsse, oft geradezu dahin übertrieben: Du sollst nicht lügen. Das klingt sehr moralisch, aber was hat die Kunst mit der Moral zu tun? O, sehr viel wird mancher sagen. Man kann z. B. durch ein Gedicht die Menschen zu den edelsten Taten begeistern oder die niedrigsten Leidenschaften wachrufen. Man kann durch ein Gemälde, eine Statue auf die

*) Gérard Harry in „L'Illustration" vom 9. Juli 1910: Elle (L'Allemagne) se présente dans une sorte d'isolement hautain et boudeur, sous une suite de voûtes grises, massives, trapues, suggérant l'idée d'un corps d'athlète, qui se ramasse pour foncer, tête et poings en avant, sur quelque invisible ennemie.

**) Fritz Stahl: „Deutschland unter den Völkern", „Berl. Tagebl." vom 28. Juni 1910.

Geschlechtsmoral sehr ungünstig einwirken. Aber dann wirkt der dargestellte Gegenstand. Die Kunst kann seine Wirkung wohl erhöhen, aber an sich hat sie mit der Moral nichts zu tun. Der Künstler kann unmoralisch handeln, indem er seine Kunst an Dinge wendet, die unsittlich wirken, trotzdem kann das Kunstwerk als solches tadellos sein. Die Kunst richtet sich eben lediglich auf die Form. Diese muß zweckmäßig sein, dann ist sie schön. Bei der Beurteilung der Zweckmäßigkeit sind alle Umstände zu berücksichtigen, auch die Dauer, für die der Gegenstand bestimmt ist. Also kann man in der Verwendung minderwertigen Materials bei Ausstellungsbauten, die nur für eine kurze Zeitdauer berechnet sind, weiter gehen als bei Monumentalbauten, und es ist nicht richtig, wenn der erwähnte deutsche Kritiker die Echtheit des Materials der deutschen Gebäude der pappenen Herrlichkeit der übrigen Hallen gegenüberstellt. Was ist zunächst echt? Das deutsche Haus zeigt nach außen rauh geputzte und geweißte Wände, darüber steile Schieferdächer. Putz ist im Grunde allemal eine Lüge; er versteckt Mauerwerk, das nach Material oder Ausführung nicht gut genug ist, um gezeigt zu werden; er will den Eindruck erwecken, als habe man ein homogenes Steinmaterial vor sich, oder er täuscht, wenn Fugen eingerissen sind, Quadermauerwerk vor. Hier lügt er doppelt, denn er verdeckt Holz- oder Rabitzwände — und der dolus wird noch dadurch erwiesen, daß die Fenster nach oben Halbkreisform haben, als wenn sie überwölbt wären, und daß Fenster- und Türleibungen zurückgezogen sind, um Mauerstärken vorzutäuschen, die tatsächlich nicht vorhanden sind. Die Schieferdächer in ihrer dem Material entsprechenden Steilheit müßten bis in den Himmel ragen, wenn sie wirklich die tiefen Hallen überdecken sollten. In Wirklichkeit liegen dahinter flache Pappdächer mit Oberlichten. Man bemerkt sie nicht. Und wenn man eintritt, sind die Vorhallen so angeordnet, daß der Beschauer längst anderweitig beschäftigt ist, ehe er einen Blick nach oben werfen kann. Er bemerkt daher den Widerspruch zwischen Innerem und Äußerem nicht; die Täuschung ist vollkommen und deshalb, wie alles Vollkommene schön.

Man würde auch tatsächlich in Verlegenheit kommen, wollte man bei Ausstellungsbauten auf jede Täuschung verzichten. Durch die Rücksichten auf die Kosten, die bei der großen Ausdehnung der Räume sonst ins Ungeheure wachsen würden, ist man auf die Verwendung billigster Baustoffe — in der Regel auf gewöhnliches Tannenholz — angewiesen. Daneben kommt für tragende Konstruktionsteile fast nur noch Eisen in Betracht, das sich bei großen Spannweiten oft noch billiger stellt als Holz. Damit ist nicht viel anzufangen. Versuche, das Material in der Außenarchitektur zur Geltung zu bringen, sind denn auch ziemlich selten. Am besten gelingen sie noch beim Eisen, wenn ein großer Teil der Außenflächen verglast werden kann. Gute Beispiele dafür boten die Haupthalle der Gartenbauausstellung von 1897 in Hamburg und einige kleinere Bauwerke der Ausstellung von 1902 in Düsseldorf. Sowie aber Oberlicht mit möglichster Fernhaltung der Seitenbeleuchtung gewünscht wird, dann machen die großen mit Holz bekleideten Wandflächen, in die keine Gliederung, also auch keine Schattenwirkung hineinzubekommen ist, Schwierigkeiten. In Brüssel hat man mehrfach den Versuch gemacht, hölzerne Wände außen durch rautenförmig aufgenagelte Leisten zu beleben. Bei nicht zu großen Bauwerken gelingt das, wenn man mit den Farben sehr vorsichtig ist. Meistens hat man die Wände hellgrün, die Leisten etwas dunkler grün gestrichen. Das geht an. Einige andere Zusammenstellungen — gelb mit grün, weiß und rosa — machen dagegen einen betrübenden Eindruck. Bei großen Flächen versagt dieses Mittel überhaupt vollständig.

Bei den großen Haupthallen der belgischen, französischen, englischen und gemischt-nationalen Ausstellungen hat man bei den Fassaden auf Echtheit von vornherein verzichtet. Bemalter Putz und Pappe täuschen Steinkonstruktionen vor. Die Ausführung ist gut genug, daß ein normales Auge, obgleich der Verdacht natürlich sofort beim ersten Anblick aus der Ferne auftaucht, die Täuschung nur feststellen kann, wenn es in unmittelbare Nähe gebracht wird. Ja, man ist versucht, erst mit dem Finger die scheinbaren Granitquadern zu beklopfen. Dann aber fühlt sich unser Schönheitsgefühl nicht mehr verletzt. Nur der Widerspruch zwischen Wollen und Können, das Nichterreichen des Zieles macht einen unschönen Eindruck. Selbstverständlich würde dieser ein ganz anderer werden, wenn die Bauwerke erst einen Winter durchgemacht hätten und schäbig geworden wären. Aber das sollen sie ja auch nicht. Man darf eben, wie schon gesagt, bei für eine längere Dauer bestimmten Bauten in der Verwendung von Nachahmungen nicht so weit gehen wie bei kurzlebigen, weil die Täuschung nur so lange vollständig und somit künstlerisch wirksam bleibt, als alles neu ist.

Einen Nachteil hat die Lüge aber doch. Die Möglichkeit, jede gewünschte Form ohne Rücksicht auf Kosten und Konstruktionsbedingungen zu erreichen, scheint die Erfindungsgabe des Architekten einzuschläfern. Vergleicht man die Abbildungen aus Chicago, St. Louis und Brüssel, so findet man immer wieder die unbestritten schönen, schließlich aber doch einförmig werdenden Formen des griechischen und römischen Altertums. Einmal ist Marmor, ein anderes Mal Granit nachgeahmt. Die Bauweise steht auch in einem dem Beschauer vielleicht nicht immer zum Bewußtsein kommenden Widerspruch zum nordischen Klima. Die Einförmigkeit tritt in Brüssel besonders offenkundig hervor, weil keinerlei organische Gliederung des Grundrisses versucht worden ist. Sie wäre auch schwer zu erreichen gewesen, weil das Gelände durch eine gegen die Ausstellung eingefriedigte und mehrfach überbrückte Straße so zerschnitten ist, daß sich weite Rundblicke und Durchblicke nicht erzielen lassen.

Für die kleinen Häuschen der Nationenstraße, der Brüsseler Kirmes und anderer Plätze hätte man in der Holzarchitektur der verschiedenen Länder die besten Vorbilder gehabt. Man hat aber — offenbar mit Absicht — auch hier von der sachgemäßen Behandlung des Materials abgesehen, und zwar ist man in diesem Falle vollständig zur Theaterdekoration übergegangen, von der niemand Echtheit verlangt. Das mag zum Teil ebenfalls mit Rücksicht auf die Kosten geschehen sein — bemalte Leinwand ist eben noch billiger als Holz, besonders wenn dieses gehobelt, profiliert und geschnitzt sein soll. Der große Brand hat denn auch gelehrt, wie gefährlich eine solche Kulissenarchitektur ist.

Mit der Innenarchitektur der Ausstellungshallen ist leichter fertig zu werden. Die Dachflächen, soweit sie nicht von Oberlichten eingenommen werden, und die oberen Teile der Wände liegen im Schatten, die unteren Teile sind meistens durch Ausstellungsgegenstände, Verkaufsstände u. dgl. verdeckt, sonst in verschiedener Weise mit Stoffen behängt. Da die Ausstellungsräume um 6 Uhr abends geschlossen werden, ist bis jetzt keine Gelegenheit gewesen, die Wirkung bei künstlicher Beleuchtung zu prüfen. Gegen andere Ausstellungen fällt angenehm auf, daß mit dem bunten Flaggengewimmel sparsam umgegangen ist. Stellenweise hat man die Oberlichte durch zeltartig angeordnete Schleier gedämpft, so mit viel Geschick in der englischen Ausstellung, mit weniger Glück in der deutschen Abteilung. Hier hängen in den sogenannten Räumen eines Kunstfreundes die Hüllen etwas reichlich tief herab und nehmen reichlich viel Licht weg. Es ist möglich, daß das in Wirklichkeit

sehr stimmungsvoll wirken würde. Aber eine Ausstellung, und Stimmung? Ja, wenn es sich noch um eine reine Kunstausstellung handelte.

Sieht man von den Festräumen, für die natürlich mit Putz, Stuck und Farbe etwas mehr geschehen ist, und von dem nicht nur in der Außenarchitektur, sondern auch im Inneren sehr eindrucksvollen Pavillon Brasiliens, einem mächtigen — natürlich auch nicht aus echtem Material errichteten — Kuppelbau, ab, so fällt das Innere der deutschen Ausstellung den übrigen Hallen gegenüber angenehm auf. Nicht daß mehr Schmuck verwendet wäre. Aber das Ganze ist sorgfältiger durchgearbeitet; es sind bessere Materialien verwendet, Form und Abmessungen der tragenden Konstruktionsteile sind durchdacht, die Lichtwirkung ist genau erwogen. Leider muß ich hier aber noch mit einem zweiten Einwande — außer dem oben angegebenen, der ungünstigen Beleuchtung in der Kunstabteilung — kommen: die Verwendung des Bohlenbogens in der Eisenbahnhalle. Diese Ausführungsweise, die viele Vorteile bietet und lange noch nicht genug gewürdigt wird, ist hier doch wohl nicht am Platze. Ältere Leute werden sich wohl noch der hölzernen Bahnhofshallen entsinnen, die früher nicht selten waren und zum Teil recht gut wirkten, z. B. die des Berliner Bahnhofs in Hamburg. Inzwischen hat man sich an das Eisen als Konstruktionsmaterial für diese Bauten gewöhnt und es kann doch wohl kaum beabsichtigt sein, hier eine Rückkehr zur Holzkonstruktion vorzubereiten. Ihre Anwendung an dieser Stelle ist also zwecklos. Auch kommt hier der Hauptvorzug des Bohlenbogens vor der Eisenkonstruktion — die Vermeidung abtropfenden Schwitzwassers — nicht zur Geltung. Hätte man ihn doch lieber über der Bücherhalle verwendet.

Die

Kommunalfinanzen

Fachblatt

für die gesamten geldwirtschaftlichen Interessen der Gemeinden, Städte und weiteren Kommunalverbände, Kämmereien, Rentämter, Gemeinde- und Stadtkassen, Steuerkassen, Einziehungsämter und Sparkassen im Deutschen Reiche.

Offizielles Organ des Verbandes der größeren preußischen Landgemeinden.

Anzeiger für das Gemeinde- und Städtewesen.

Herausgeber **Dr. jur. Max Seidel,** Geheimer Regierungsrat.

——— Probenummern auf Wunsch gratis und franko. ———

Bezugsbedingungen: Einzelhefte 60 Pfg., Abonnements vierteljährlich 3.— M. bei den Buchhandlungen oder bei der Post, direkt unter Streifband für 3.50 M. bei der

Berlin SW. 11,
Bernburgerstr. 22a/23.

Expedition der Kommunalfinanzen.

Bücherliste

Wernicke, Dr. J.: Der Kampf um den wirtschaftlichen Fortschritt. Gustav Fischer, Jena. M. 3.50.

Grünfeld, Dr. Ernst: Lorenz von Stein und die Gesellschaftslehre. Gustav Fischer, Jena. M. 4.50.

Elster, Dr. Alexander: Lexikon des Arbeitsrechts. Gustav Fischer, Jena. M. 3.60.

Schaffner, Jakob: Konrad Pilater, Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin. M. 5.—.

Rumpf, Dr. Max: Volk und Recht. Gerhard Stalling, Verlag, Oldenburg. M. 2.40.

Napoleons Leben. Meine ersten Siege. 2. Band. Rob. Lutz, Verlag, Stuttgart.

Better, Ferdinand: Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach. Briefwechsel aus den Jahren 1841 bis 1853. C. F. Lendorff, Verlag, Basel. M. 3.—.

Bartels, Adolf: Weimar. Gustav Schloeßmann, Verlag, Hamburg. M. 0.75.

Algenstaedt, Luise: Die große Sehnsucht. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. M. 3.—.

Preuß, Dr. Hugo: Zur preußischen Verwaltungsreform. B. G. Teubner, Leipzig. M. 3.—.

Fischer, Prof. Paul: Nietzsches Zarathustra und Jesus Christus Verlag der ev. Gesellschaft, Stuttgart. M. 1.25.

Schmidt, Johannes: Stimmen aus Nordschleswig. Clauß & Feddersen, Hanau. M. 0.80.

von Holtei, Karl: Der letzte Komödiant. L. Heege, Verlag, Schweidnitz. M. 2.—.

Lohwag, Ernst: Hans Schönbichler, Roman. Wilhelm Braumüller, Hofbuchh., Wien.

Bacmeister, Johann: Buchhandel und Literatur. Alfred Baumhauer, Verlag, Berlin. M. 0.40.

d'Annunzio, Gabriele: Vielleicht, vielleicht auch nicht. Roman. Insel-Verlag, Leipzig. M. 4.50.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

142. **Pfarrer,** 1. 10., Pommern (2600 M.).
151. **Hauslehrer,** ev., (Phil. oder Theol.). 1. 10., Mecklenburg.
154. **Hilfsprediger,** bald (2400 M.) Pommern.
155. **Pfarrer,** sofort Niederlausitz.
156. **Pfarrer,** 1. 1. 11, Sachsen.
157. **Pfarrer,** bald (Grundgehalt I), Ostpr.
158. **Pfarrer,** bald (2400 M.), Sachsen.
159. **Pfarrer,** bald (2400 M.), Sachsen.
161. **Direktor** f. Realschule, Ostern 1911 (katholisch).
167. **Schulleiter,** 1. 4. 11, ev., f. höh. Privatknabenschule, Schlesien.
168. **Rektor,** 1. 4. 11 (2100 M.), ev., erw. fremd. Sprachen, Oberschlesien.
173. **Bürgermeister,** 1. 1. 11 (4000 M.), Thüringen.
174. **Bürgermeister,** bald (2300 M.), Westen.
175. **Bürgermeister,** bald (2000 M.), Schlesien.

B. Für Damen.

134. **Erzieherin** für 9- und 11jährige Mädchen (Musik, Turnen), Sachsen.
135. **Lehrerin,** Vertretung, 1. Okt. bis 1. April ev. läng., Thüringen (1300 M.).
137. **Jung. gebild. Engländerin** (mus., zeichn.) für 2 Mädch., Gera-Reuß.
149. **Oberlehrerin** f. höhere Privat-Mädchenschule 1. 10., Schlesien (2500 M.).
150. **Erzieherin,** gepr., ev., mus., für 12jähr. Mädchen per 1. 10., Pommern.
162. **Erzieherin,** gepr., ev. (Musik), 1. 11, Pomm.
163. **Erzieherin** (engl. u. franz. Konverf.), Brandenburg.
164. **Erzieherin,** gepr., 1. 10. (600 M.), Posen.
165. **Erzieherin,** gepr., ev., musik., 1. od. 15. 10., Schles.
166. **Erzieherin,** gepr., jg., musik., Mitte Okt., Pomm.
169. **Erzieherin,** ev., 15. 10., Posen.
170. **Erzieherin,** gepr., ev., mus., 15. 10., Harz.
171. **Erzieherin,** gepr., ev., mus., 15. 10., Posen
172. **Erzieherin** (Lehrteil), Brandenburg.

Stellen-Gesuche.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Höherer Offizier z. D. sucht Tätigkeit in einer **Vertrauensstellung.** Einkommen Nebensache. Postlagernd **R. F. 30** Charlottenburg, Amt 2.

Stabsoffizier a. D., seit Jahren in Industrie, kaufm., volkswirtschaftl. vorgebildet, organis. erprobt, feder- und redegewandt, mehrsprachig (frz., engl., ital., span., russ.), weltgereist, troppentüchtig, mit nützl. Verbdgn., kautionsfähig, u. U. beteiligungsbereit, sucht einträgl. Beschäftigung, mögl. Lebensstellung, im Rahmen wirtschaftliche Interessen-Verbds., industr., landw. oder kommunalen Großbetriebs — publizist. Unternehmens in volkswirtschaftl., polit., milit., polyglotter Richtung — als Privatsekretär in Vertrauensstellung (einschl. Ausland, Kolonien). Eintritt jederzeit. Angebote unter „D. 721" an die Expedition dieses Blattes.

Fabrik-Ansicht.

Sind Sie Cigarettenkenner?

Dann sind die Nachahmungen der **Salem Aleikum** für Sie wertlos. Einen wirklichen Genuss haben Sie nur von der echten. Lassen Sie sich nicht durch ähnliche Stempel täuschen und überzeugen Sie sich, dass der Druck auf der Hülse lautet:

Salem Aleikum Nr.

Orientalische Tabak- und Cigaretten-Fabrik Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, Dresden.

Preise:

Nr.	3½	4	5	6	8	10
	3½	4	5	6	8	10 Pfg.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Für das Erbrecht des Reiches

Von Juſtizrat Bamberger-Aſchersleben

1. „Principiis obsta“

Es iſt eine bekannte Tatſache, daß bei der Erörterung wichtiger Fragen lateiniſche Zitate häufig zur Verwendung kommen. An dem Wohlklang der Sprache kann es ſchwerlich liegen. Es beſteht aber ein ſtilles Einverſtändnis darüber, daß die Sprache der Römer von einer ganz außerordentlichen Feinheit und Ausdrucksfähigkeit geweſen iſt, ſo daß der tiefe Sinn und die „Eleganz“ lateiniſcher Redewendungen mit den groben Mitteln der deutſchen Sprache nur ſchwer oder überhaupt nicht wiedergegeben werden können. Dieſe Überzeugung und die hergebrachte Überſchätzung des Wertes römiſcher Schriftſteller trägt weſentlich dazu bei, der nichtsſagendſten Redensart achtungsvolle Aufnahme zu verſchaffen, wenn ſie in lateiniſchem Gewande auftritt. Verſtärkt wird die Wirkung ſolcher Zitate dadurch, daß ihre Verwendung bei geiſtig Minderbemittelten den Eindruck tiefer klaſſiſcher Bildung und wiſſenſchaftlicher Überlegenheit hervorruft. So iſt denn auch bei der Frage der Erbrechtsreform eine jener beliebten römiſchen Weisheitslehren aufgetaucht. Die Reichsregierung hatte bekanntlich unter ihren Vorſchlägen für die Finanzreform mit allgemeiner Zuſtimmung einen Geſetzentwurf „über das Erbrecht des Staates“ eingebracht, wonach die entfernteren Seitenverwandten des Verſtorbenen nur noch kraft Teſtamentes, beim Mangel teſtamentariſcher Beſtimmung aber Staat und Reich als Erben auftreten ſollten. Bei der Beratung über dieſe Vorlage, deren hohe Wichtigkeit in den politiſchen Wirren jener Tage nicht zur vollen Geltung kam oder doch zurücktrat, hat ſich der Abgeordnete Gröber vom Zentrum in der Sitzung des Reichstages vom 5. Juli 1909 dahin ausgeſprochen: man könne allerdings darüber ſtreiten, ob es recht ſei, beim Mangel einer letztwilligen Verfügung auch noch entfernten

Verwandten das bisherige Erbrecht zu belassen, doch stimme er gegen eine Reform nach dem alten Grundsatz Principiis obsta. Wenn man jetzt eine zweckmäßige Begrenzung des Verwandtenerbrechts im Interesse der Gesamtheit gutheiße, so könne später einmal die Grenze verschoben und schließlich das ganze Erbrecht abgeschafft werden. Gewiß. Die Gefahr besteht in demselben Maße, wie man befürchten muß, daß die Einkommensteuer einmal auf 100 Prozent erhöht wird. Eine so verwegene Finanzoperation ist aber auch bei den übrigen Steuern denkbar. Deswegen müßte man, um solchen Möglichkeiten vorzubeugen, folgerichtig sämtliche Steuern schnell abschaffen, damit die Erhöhung nicht eintreten kann, nach dem bewährten Grundsatz Principiis obsta. Von diesem Standpunkt aus muß es aber auch als ein leichtsinniger, folgenschwerer Schritt erscheinen, ein Glas Bier zu trinken, weil man sich damit auf die schiefe Ebene begibt, die zur Trunksucht und zum Delirium tremens führt. — Ovid selbst gebraucht die berühmte Wendung in den „Remedia amoris", die ein Gegenstück zur „Ars amandi" bilden. Er ruft warnend aus: Principiis obsta, sero medicina paratur!

Also ein weiser Rat an junge Leute, der Liebe beizeiten aus dem Wege zu gehen, wenn sie der gefährlichen Krankheit nicht unrettbar verfallen wollen. Natürlich meint der stets verliebte Spötter das nicht ernsthaft. In dem bescheidenen Scherz hat man geglaubt eine allgemeine Lebensregel erkennen zu sollen, daß jeder Schritt „prinzipiell" zu unterlassen sei, der zum Schaden führen könne, wenn man zu weit geht. Und so sind die mißverstandenen, belanglosen zwei Worte zu einer Losung des Stillstandes geworden, die sich jeder Reform, jedem Fortschritt in den Weg stellen. Damit aber wurde die Phrase zu einer Gefahr. Berechtigten Beschwerden abzuhelfen, ist nicht nur ein Gebot der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit. Lange genug tönt uns das furchtbare Wort von den „Enterbten" in die Ohren. Wer wollte bestreiten, daß Wahres darin liegt? Deswegen erscheint es für die staatserhaltenden Kräfte als eine Notwendigkeit, durch maßvolle Umgestaltung des gesetzlichen Erbrechts nach dem Bedürfnis der Gegenwart Vorwürfen den Boden zu entziehen, die die Gefahr radikaler Umwälzung in sich tragen. Dies darf als herrschende Ansicht unter den namhaften Nationalökonomen Deutschlands bezeichnet werden. So denken Adolf Wagner, v. Schmoller, Konrad, Köppe, v. Blume, Sering, der um die gute Sache hochverdiente, verewigte Hans v. Scheel, Bluntschli in Heidelberg und zahlreiche andere lebende und tote Träger der besten Namen deutscher Staatswissenschaft. So sagt u. a. Bernhöft, indem er den sittlichen Standpunkt in der Frage voranstellt: „Gerade die übermäßige Ausdehnung des Erbrechts führt dazu, dessen natürliche Grundlagen zu verdunkeln und dessen innere Berechtigung überhaupt in Frage zu stellen, und es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß dies bei der jetzigen politischen Lage gefährlicher ist als je." („Handwörterbuch der Staatswissenschaft" Bd. III S. 1033). Die verbündeten Regierungen haben sich dieser Erkenntnis nicht verschlossen und schon bei Be-

ratung des Bürgerlichen Gesetzbuches dahin gestrebt, das schrankenlose Verwandtenerbrecht im Interesse der Staatsgesamtheit zu begrenzen. Sie betonten, wie aus dem Bericht der XII. Kommission des Reichstages vom 12. Juni 1896 hervorgeht, daß gerade in der Aufstellung einer Erbrechtsgrenze eine Gewähr für die Erhaltung der Familie und zugleich ein Damm gegen die dem Erbrecht feindlichen sozialistischen Bestrebungen zu finden sei. Kürzer und schlagender kann nicht dargetan werden, wie ein grundsätzlicher Widerstand gegen notwendige Reformen zwar nicht absichtlich, wohl aber im Erfolge dem gewaltsamen Umsturz in die Hände arbeitet.

Da es jedoch ein Vertreter des Zentrums war, der sich zu dem Principiis obsta hinreißen ließ — offenbar in der Hitze des Gefechts und weil wirklich keine besseren Gründe gegen die Erbrechtsreform vorhanden waren —, so wird es für den Leser von Interesse sein, zu erfahren, wie ganz anders das führende Organ der Partei, die „Köln. Volks-Zeitung", zu der wichtigen Frage Stellung nahm. Sie widmet dem Vorschlage der Errichtung eines Reichserbrechts in der Nummer vom 10. Februar 1908 eine eingehende Besprechung unter dem Titel „Reform des Erbrechts" und sagt darin wörtlich:

„Zuzugeben ist, daß in dem ethischen Bewußtsein der heutigen Generation das Erbrecht der ganz entfernten Seitenverwandten, welche vielfach mit dem Erblasser in gar keiner Verbindung mehr gestanden haben, welche oft sogar mit dem Erblasser gar nicht mehr bekannt waren, keine ausreichende Stütze mehr findet. Man versteht es gewiß heute nicht mehr recht, wenn nach dem Tode eines kinderlosen, reichen Erblassers Polizei und Gerichte der verschiedensten Weltteile in Bewegung gesetzt werden, und ein Aufgebotsverfahren durch die Zeitungen ergeht, um noch irgendeinen entfernten Seitenverwandten aufzuspüren, der die Güte haben könnte, die Behörden von der für sie so lästigen Erbschaft zu befreien. Für solche Erben, welche selbst nie daran gedacht haben, daß ihnen noch einmal eine solche Erbschaft in den Schoß fallen könnte, hat der Volkswitz den bezeichnenden Ausdruck der „lachenden Erben" geprägt. Er enthält eine beißende Satire, welche besagt, daß das Volk kein Verständnis dafür hat, wie ein Erbe, der beim Tode des Erblassers nur „lacht", dafür mit dem Nachlaß des Erblassers beschenkt werden soll. . . . Der Gedanke „mein Erbe ist das Vaterland" mag unter den heutigen Verhältnissen vielfach etwas Erhebenderes haben, als der Gedanke: mein Erbe wird ein entfernter Verwandter sein, den ich gar nicht kenne, der mir ganz gleichgültig ist, der sich nie um mich gekümmert hat, oder von dem ich vielleicht sogar schlecht behandelt worden bin."

So denkt ein hervorragendes Mitglied des Zentrums über die Reform des Erbrechts.

Mit armseligen lateinischen Gemeinplätzen aber werden die Probleme der Menschheit nicht gelöst.

2. Das Interesse der Gemeinden

Nach dem „Statistischen Jahrbuch für den preußischen Staat" von 1910 beläuft sich die Schuldenlast der preußischen Städte und der Landgemeinden von mehr als zehntausend Einwohnern auf 3000 Millionen Mark, die über 100 Millionen Mark jährlich an Zinsen erfordern. Nach dem Verhältnis der Einwohnerzahl Preußens zum Deutschen Reich von 3 zu 5 ergibt sich für die Städte und die Landgemeinden von mehr als zehntausend Einwohnern im ganzen Reich eine Verschuldung von 5000 Millionen Mark mit einer Zinsenlast von 150 Millionen Mark. Diese Zahlen erklären es, daß über das Anwachsen der Gemeindeabgaben allgemein Klage geführt wird. Beträgt doch der Zuschlag zur Staatseinkommensteuer in einer ganzen Anzahl von mittleren und kleinen Städten 200 bis 300 Prozent! Unter diesen Umständen darf die Erschließung einer neuen Einkommenquelle für die Gemeinden erhöhten Anspruch auf Beachtung erheben. Mein Vorschlag eines Reichserbrechts, der dem Gesetzentwurf der verbündeten Regierungen über das Erbrecht des Staates vom 3. November 1908 teilweise zugrunde gelegt ist, läuft darauf hinaus, daß die Seitenverwandten außer den Geschwistern nur noch kraft testamentarischer Einsetzung erben sollen, beim Mangel eines Testaments hingegen an ihrer Stelle das Reich. Der Ertrag des Reichserbrechts ist auf rund 500 Millionen Mark jährlich berechnet. An diesen Einkünften soll die Gemeinde, in der der Verstorbene seinen letzten Wohnsitz gehabt hat, dergestalt beteiligt werden, daß sie für die Sicherung und Feststellung des Nachlasses 5 Prozent erhält; den Wohnsitzgemeinden wird auf diese Weise insgesamt eine Mehreinnahme von rund 25 Millionen Mark jährlich überwiesen, von der nur ein geringer Betrag, etwa wiederum 5 Prozent, an Kosten in Abzug käme. Der glückliche Gedanke, neben dem Reich die Gemeinde zu beteiligen, rührt von dem freikonservativen Abgeordneten Freiherrn von Gamp her. Als überzeugter Anhänger der Erbrechtsreform erblickte er darin ein wirksames Mittel der Propaganda. Von diesem Standpunkt aus machte er mich im Oktober 1906 darauf aufmerksam, daß bei einer derartigen Modifikation dem Projekte des Reichserbrechts allgemeinere Popularität zufallen würde. Eine Beteiligung der Gemeinden ist in der Tat nicht nur aus äußeren, sondern aus inneren Gründen gerechtfertigt. Das Reich an die Stelle der entfernteren Verwandten zu setzen, erscheint besonders um deswillen erlaubt und notwendig, weil wichtige Pflichten, die früher dem Familienverbande oblagen, von Staat und Reich übernommen sind und weil überdies nur unter dem mächtigen Schutze des Reiches Vermögen erworben und erhalten werden. Ähnliche Gründe, wenn auch von geringerer Stärke, sprechen dafür, daß die Gemeinde, der der Verstorbene angehört hat, einen mäßigen Anteil an seinem Nachlaß erhält, wenn keine nahen Angehörigen vorhanden sind und der Erblasser testamentarisch nicht anders bestimmt hat. In der Regel verdankt der Verstorbene, was er erworben hat, zu einem Teile auch dem engeren Verbande, der Stadt- oder Landgemeinde, der er angehörte. Das gilt, wenn auch in verschiedener Weise, für alle Gewerb-

treibenden, für den Kaufmann, den Landwirt, den Arzt, für die Beamten der Gemeinde, ja in gewissem Sinn auch für die Staatsbeamten. Diese Erkenntnis bringt von selbst ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Anhänglichkeit hervor, das oft genug in Geschenken und letztwilligen Zuwendungen an die Gemeinde seinen natürlichen Ausdruck findet. Man wundert sich beinahe, wenn ein gutgestellter Mann mit dem Tode abgeht, ohne der Stadt zu gedenken, in der er sein Vermögen erworben, in der er sein Leben zugebracht hat. Man hat die Empfindung, daß eine moralische Pflicht nach der Richtung hin besteht, die sich ohne Schwierigkeit in eine rechtliche Verbindlichkeit umsetzen läßt*). Sollte es einer weiteren Rechtfertigung dafür bedürfen, der Gemeinde den zwanzigsten Teil der an das Reich fallenden Erbschaften zu überweisen, so ist wohl zu beachten, daß sie diese Zuwendung nicht ohne eine Gegenleistung erhalten soll. Ihr Anspruch soll an die Bedingung geknüpft sein, daß sie den Nachlaß des Verstorbenen im Interesse des Reiches sichert und feststellt. Das aber ist von größter Wichtigkeit. Der Erfolg der ganzen Reform hängt davon ab, ob es gelingt, die heimfallenden Verlassenschaften in ihrem wirklichen Bestande zu erfassen. Auf dem verwandten Gebiete der Erbschaftsbesteuerung ist dies so wenig gelungen, daß noch nicht die Hälfte des Wertes der aufkommenden Erbschaften zur Anmeldung und Versteuerung gelangt. Mehr als 50 Millionen Mark entgehen auf diese Weise jährlich der Allgemeinheit nur an Erbschaftssteuer zu Lasten der übrigen Steuerzahler. (Vgl. „Preuß. Jahrbücher" 1909, Bd. 138 Heft 2 S. 289 ff.: „Veredelung der Erbschaftssteuer".) Auf diesen Punkt näher einzugehen, erscheint notwendig, damit bei Einführung des Reichserbrechts der Mißerfolg vermieden wird, der bei Einziehung der Erbschaftssteuer Jahr für Jahr zu beklagen ist. Der entscheidende Grund für das Übel liegt m. E. darin, daß der Umfang und die Höhe der Erbschaft nicht durch die Ortsbehörde festgestellt wird, sondern durch das vom Sitz der Erbschaft regelmäßig entfernte Erbschaftssteueramt. Die Steuerämter erfahren einfach nicht, worin der Nachlaß besteht. An Ort und Stelle weiß man selbstverständlich besser als an dem entfernten Sitz der Steuerbehörde, wie viel Vermögen bei einem Todesfalle hinterlassen sein muß. Im Dorfe, aber auch in der Stadt, wenn sie nicht zu groß ist, sieht man einander in die Taschen; man weiß, welchen Aufwand der Verstorbene gemacht hat, ob er ein Verschwender war oder ein Geizhals, man kennt seine Freunde und seine Familienverhältnisse, man weiß, woher sein Geld stammt. So kann der Nachlaß in den Regelfällen durch die Gemeindebehörde schnell und vollständig im Wege persönlicher Aufnahme ermittelt werden. Schleppend und unzulänglich hingegen geschieht es auf schriftlichem Wege durch die Steuerbehörde. Sie ist völlig außerstande, nachzukommen. Sie steht räumlich, sachlich und persönlich den Verhältnissen so fern, daß ihre Tätigkeit notwendiger-

*) Vgl. die klassische Schrift „Erbschaftssteuern und Erbschaftsreform", Jena 1877, von Prof. Dr. Hans v. Scheel (weiland Präsident des Kaiserl. Statistischen Amtes in Berlin), S. 51. Bluntschli, „Gesammelte kleine Schriften", I. Bd. S. 254.

weise zu großer Belästigung des Publikums, aber zu geringem Erfolge für die Reichs- und Staatskasse führt. Wie viel Zeit verstreicht, bis sie überhaupt von dem Sterbefall etwas erfährt! Bis zum vorigen Jahre hatten die Standesbeamten die sogenannten Totenlisten alle drei Monat einzureichen, nach neuerer Bestimmung allmonatlich. Dann werden die Listen bearbeitet, es wird durch Schriftwechsel ermittelt, wer vermutlich als Erbe anzusehen ist. Nach Verlauf von mehreren Monaten fängt das Steueramt dann endlich an, Fragen zu stellen, mittels eines langen, achtzehn Abteilungen umfassenden Fragebogens. Binnen einer weiteren Frist von mindestens einem Monat soll der Erbe die Steuererklärung abgeben. In diesem Zeitpunkt sind aber zuverlässige Antworten vielfach schon darum unmöglich, weil niemand mehr weiß, was überhaupt beim Tode des Erblassers vorhanden war. Häufig ist der Nachlaß kurz nach der Beerdigung verteilt, manches ist verschenkt, manches abhanden gekommen, vieles vergessen. Wie soll man drei oder vier Monate nach dem Sterbefall angeben, wieviel bares Geld, welche Vorräte an Lebensmitteln, an Feuerung, welche Kleidungsstücke am Todestage vorhanden waren? Das kann man doch nur wissen, wenn ohne Verzug ein Verzeichnis aufgestellt ist. Sonst aber bringen solche quälenden Fragen den Erben, der sie gemäß ausdrücklicher Versicherung nach bestem Wissen und Gewissen beantworten soll, in eine Gewissensbedrängnis, die ebenso unerlaubt wie überflüssig ist. Eine sachgemäße Feststellung des Nachlasses ist nur unverzüglich nach dem Sterbefall und nur so lange tunlich, als der Nachlaß noch zusammen ist. Da ferner in der großen Mehrzahl der Fälle der Erbe die Steuererklärung ohnehin nicht selbst aufstellt, sondern dies durch einen Auktionator oder Rechtskonsulenten besorgen läßt, so ist es offenbar zweckmäßiger, wenn das Verzeichnis des Nachlasses tunlichst schnell nach dem Todesfall durch einen Beamten der Wohnsitzgemeinde aufgenommen wird. Es ist zweckmäßig in Hinsicht auf das Staatsinteresse an der Steuer, aber auch für den Erben selbst, der zu einer Zeit, in der es noch ohne Schwierigkeit möglich ist, eine zuverlässige amtliche Übersicht über den Nachlaß gewinnt, ohne monate- und jahrelangen Quälereien ausgesetzt zu sein. Die Sorgfalt in der Aufnahme wird noch besonders befördert, wenn der Gemeinde auch für diese Tätigkeit eine Vergütung gewährt wird, die in einem Anteil am Steuerbetrage besteht. Unsere Betrachtung, die nur anscheinend von der Frage des Gemeindeinteresses an der Erbrechtsreform abschweift, führt mithin zu folgendem Ergebnis:

In steuerpflichtigen Erbfällen hat die Wohnsitzgemeinde eine Woche nach dem Sterbefall ein Verzeichnis des Nachlasses aufzunehmen. Sie hat außerdem alle zweckdienlichen Schritte zur Feststellung des Nachlasses zu tun. Auf Antrag eines Erben ist das Verzeichnis vor Ablauf einer Woche aufzunehmen. Ein Erbe, der Nachlaßgegenstände vor der Aufnahme an sich nimmt, hat doppelte Erbschaftssteuer zu entrichten. — Erscheint es aus diesen Erwägungen schon bei der Erhebung der Erbschaftssteuer im Interesse aller Beteiligten unerläßlich, daß

der Schwerpunkt der Feststellung des Nachlasses in die Gemeinde verlegt wird, so ist es in noch höherem Grade bei der Einziehung der Reichserbschaften der Fall. Denn hierbei handelt es sich um die Ermittelung von Verlassenschaften, bei denen nahe erbberechtigte Angehörige nicht vorhanden sind, bei denen also noch die Gefahr hinzukommt, daß Nachlaßgegenstände beiseite geschafft werden. Hier besonders muß schnell eingegriffen, der Nachlaß durch die nächste Behörde amtlich gesichert und festgestellt werden. Dies wird um so schneller, gründlicher und vollständiger geschehen, wenn die Gemeinde selbst an der Erbschaft beteiligt ist. Auf diese Weise werden die Interessen der Gemeinde mit den Reichsinteressen eng verbunden, so daß beide völlig ineinander greifen. Das Reich erhält eine Bürgschaft für sein Erbrecht in dem Interesse der beteiligten Gemeinde. Die Gemeinde hinwiederum nimmt ihren eigenen Vorteil wahr, wenn sie den Vorteil des Reiches wahrt. Mir will diese Verbindung als eine glückliche und nicht bloß im finanziellen Interesse fruchtbare erscheinen. Es muß wesentlich zur Kräftigung des Reichsgedankens beitragen, wenn jede deutsche Gemeinde im Norden und Süden auf Gedeih und Verderb mit den Interessen des Reiches verbunden ist.

Es wird nicht überflüssig sein, zum Schlusse zu erörtern, wie die den Gemeinden zufallenden Beträge zu verwenden sind. Dabei ist zu erwägen, daß es sich der Natur der Sache nach nicht um regelmäßig wiederkehrende, sichere Einnahmen handelt, sondern um unständige, die vom Zufall abhängig sind. Die Erbfälle sind nicht in jedem Jahre dieselben und sie verteilen sich nicht in wünschenswerter Weise gleichmäßig auf alle Gemeinden. Schon aus diesem Grunde wird es sich nicht empfehlen, die eingehenden Anteile an Erbschaften zur Deckung von laufenden Ausgaben zu verwenden, so wenig, wie es zulässig erscheint, die entsprechenden Reichseinkünfte anders als zur Erhöhung des Stammvermögens des Reiches zu verwenden, zunächst also zur Tilgung der Reichsschuld. Dementsprechend müßten auch die in Rede stehenden Einkünfte den dauernden Interessen der Gemeinde gewidmet, zweckmäßig also einem zu errichtenden Grundstock für planmäßige Schuldentilgung zugeführt werden. Welche Erleichterung es für die so stark belasteten Gemeinden bedeutet, wenn ihnen jährlich 25 Millionen Mark zufallen, eine Summe, mit der sich der sechste Teil der ganzen Schuldenzinsen tilgen ließe, — das bedarf keiner näheren Darlegung. Auch wenn der Ertrag erheblich geringer wäre, bildet das Erbrecht des Reiches eine unversiegbare Quelle für die stetige Besserung der Reichs- und der Gemeindefinanzen.

Oskar Jäger

Gedächtnisrede im Deutschen Gymnasialverein zu Göttingen am 2. Oktober 1910

Von Paul Cauer

Als Oskar Jäger in der Osterdienstags-Versammlung rheinischer Schulmänner am 9. April 1892 über die Ergebnisse des Jahres berichtete, das den höheren Schulen Preußens neue Lehrpläne gebracht hatte, da sagte er: „Wir, die wir am Gymnasium tätig sind, haben jetzt vor allem die Pflicht, daß wir den Dingen fest ins Auge sehen und uns keine Täuschung machen über die Tragweite der Veränderung, die vor sich gegangen ist. Es ist wie dort, als nach den ersten Nachrichten von der Schlacht am Trasimenischen See am Abend des Tages der Prätor Pomponius vor das Volk trat und ihm mitteilte: Pugna magna victi sumus, Quirites. Das alte Gymnasium als ‚Gelehrtenschule' ist durch die Wendung der Dinge in seinen Grundfesten erschüttert." Eine ähnliche Empfindung hatten wir, als zu Anfang März dieses Jahres sich die Kunde verbreitete, daß unser Altmeister aus dem Bereiche irdischen Wirkens abgerufen sei. Was der Verlust des einen Mannes für die Sache, die er vertrat, ausmachte, darf wohl mit der Bedeutung einer verlorenen Schlacht verglichen werden. Und doch mußte es einmal so kommen; der Hochbetagte hat der Natur den Tribut gezahlt. Seiner Sinnesart am wenigsten würde es entsprechen, wenn wir in feierlicher Stunde des Erinnerns dem Schmerz uns hingeben wollten. Vielmehr sollen wir uns freudig dessen bewußt werden, was wir an ihm besessen haben und in den Aufgaben, die er uns vorgezeichnet hat, noch besitzen.

Jägers Leben stellt mit dem Gange, den es genommen hat, wie in persönlichem Bilde ein kraftvolles Stück deutscher Entwickelung dar: aus dem Engen ins Weite, von weltabgeschiedener Wissenschaft zu praktischer, nationaler Politik, von jugendlich unreifer Schwärmerei zu männlicher Klarheit. Er war in Schwaben zu Hause und hat die eigentümlich strenge Schulbildung und Universitätsbildung durchgemacht, die dort von alters her Brauch war und im wesentlichen heute noch besteht. Daß, wer im Leben vorwärts kommen will, sich auf einen Wettkampf einzurichten hat, davon will unsere weichliche Zeit nicht gern etwas hören;

der württembergische Klosterschüler brachte diese Einsicht schon als eigne Erfahrung in das reifere Alter, zunächst auf die Hochschule mit. In einem seiner gedruckten Aufsätze hat Jäger den Aufenthalt im Tübinger Stift anschaulich beschrieben, nicht ohne heitere Hervorkehrung manches Zuges von menschlicher Schwäche, die in so engem Zusammenleben deutlicher als anderswo bemerkt wurde, doch mit herzlicher Anerkennung für das, was der Jugend dort geboten ward, wie für den Ernst gemeinsamen Strebens, womit sie sich des Dargebotenen zu bemächtigen suchte. In dieses friedliche Dasein sollte nun, gerade im Anfang von Jägers Studentenzeit, der Sturm von 1848 hereinbrausen. „Uns Jungen war es in jenen Märztagen, die dem Februar-Ereignis in Frankreich folgten, als vernähmen wir die Posaune des Weltgerichts, um die deutsche Nation aus langem Schlafe zu einem neuen, großartigen Leben der Freiheit und der Macht zu rufen", so berichtet er selbst. Und wenn er auch auf die Versuche zu eigner politischer und gar militärischer Mitwirkung, die von Tübingen aus gemacht wurden, später mit Lächeln zurückblickte, so vergaß er doch niemals, was er dem damals Durchlebten verdankte: unausrottbar war dadurch in ihn das Bewußtsein gepflanzt worden, daß sein Leben aufs engste verknüpft war mit dem der Nation. „Man war in sturmbewegter Zeit," das sind wieder seine eignen Worte, „man mochte wollen oder nicht, zum Politiker und Patrioten geworden."

Auf den Abschluß der akademischen Studien folgte für Jäger eine Reihe pädagogischer Lehr- und Wanderjahre, die wieder damit ihr Ende fanden, daß ihn der Provinzialschulrat Landfermann als Lehrer an das Gymnasium in Wetzlar berief. Von seiner dreijährigen Wirksamkeit dort hat uns einer seiner Schüler, der nachher auch als Mann in nahe amtliche Beziehungen zu ihm getreten ist, Wilhelm Münch, eine Schilderung gegeben. Vom ersten Tage an wurde er als die interessanteste und bedeutendste Persönlichkeit im Kreise der Schule empfunden. Das Glück einer jungen Ehe kam hinzu, um ihm die Freudigkeit des Schaffens zu steigern. So hatten die Schüler des Wetzlarer Gymnasiums hier einen Freund und Berater gewonnen, der von der Art, die sie sonst gewohnt waren, merkbar abwich. Bei aller Festigkeit seiner Forderungen ging er doch mit jugendlicher Frische auf den Sinn der Jugend ein, erschien im Drillichanzug auf dem Turnplatz als Vorturner, der allen voran die Gerstange warf und den Barlauf eröffnete. Das Wertvollste war doch, wie er im Geschichtsunterricht durch seinen lebendigen Vortrag, durch die freie Auffassung nationaler Fragen, zu der er sich bekannte, in den Herzen der Zuhörer Tatenlust und Lerneifer zu wecken wußte.

Im Jahre 1862 wurde Jäger zum Rektor des Progymnasiums in Mörs gewählt und hat hier wieder drei Jahre lang gewirkt. Die Leitung eines wenn auch kleinen Kollegiums, die Vertretung der Anstalt nach außen gaben ihm Gelegenheit, sich für größere Aufgaben zu rüsten, die nicht ausbleiben konnten. Zwar, als vom Kuratorium des Gymnasiums in Bielefeld beschlossen war, ihm

die Leitung dieser altehrwürdigen Schule zu übertragen, lehnte die Regierung es ab, ihn zu bestätigen, weil das freimütige Hervortreten seiner selbständigen politischen Denkart höheren Orts Anstoß erregt hatte. Schwer hat ihn die Kränkung getroffen; aber sie wurde bald wieder gut gemacht. Wiese selbst erschien in Mörs, um ihn in seiner Amtsführung näher kennen zu lernen und ihm dann zu eröffnen, daß er zum Direktor des Königl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Köln ausersehen sei. Dieses Amt hat er dann 1865 übernommen und mehr als ein Menschenalter hindurch verwaltet. Als kölnischer Mann, als Lehrer und Erzieher rheinischer Jugend, als geistiges Haupt des höheren Lehrerstandes der Rheinprovinz: so wird er den meisten der jetzt Lebenden vor Augen bleiben.

Ungemein stark muß bis ins hohe Alter die Wirkung gewesen sein, die im amtlichen Zusammenleben von seiner Persönlichkeit ausging und Mitarbeiter wie Lernende in den Bann seiner Gedanken zog. Wie er den Beruf des Lehrers und weiter des Direktors ansah und ausübte, hat er in jener köstlichen Aphorismen-Sammlung „Aus der Praxis" dargelegt, die er im Jahre 1883 veröffentlichte und im voraus sein „pädagogisches Testament" nannte. Unmittelbarer Zweck der kleinen Schrift war der Kampf gegen die theoretische Pädagogik, die damals unter der Firma Herbart-Ziller-Stoy einen Hochstand erreicht hatte, und die heute wieder in etwas veränderter Gestalt und unter neuen Männern sich breit macht. Jäger war durchdrungen von der Einsicht, daß Pädagogik an sich nicht eine Wissenschaft ist, sondern eine Kunst, die immer ihre stärksten Wurzeln im Unbewußten hat. Was davon in Regeln gefaßt und so überliefert werden kann, gehört dem Handwerk an und braucht nicht gering geschätzt zu werden; „Lehrkunst und Lehrhandwerk", so hat Jäger selbst eine seiner späteren Schriften genannt und schon im Titel angedeutet, wie der rechte Lehrer beide Seiten der großen Aufgabe erkennen und pflegen soll. Aber das Geheimnis des Erfolges liegt in einem starken persönlichen Können; und solches kann für eine höhere Schule nur bei dem frei sich entwickeln, der in den Stoff seines Unterrichtes mit selbständigem Suchen eingedrungen ist. Rem tene, verba sequentur! Deshalb sollen die angehenden Lehrer nicht sogenannte wissenschaftliche Pädagogik studieren, sondern Philologie und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaft. Je tiefer sie sich da hineinwagen, je mehr sie lernen, mit eigner Hand ihren Weg einzuschlagen, desto besser werden sie nachher Wege zu finden wissen, auf denen sie ihre Schüler einführen können. Und das ist dann — nicht die richtige, denn die gibt es nicht, doch eine gute Methode, mannigfaltig und, wie alles Lebendige, wechselnd, weil immer neu aus dem Stoffe sich entwickelnd, völlig verschieden von der, die an den Stoff herangebracht wird, nachdem sie der Theoretiker am Schreibtisch aus psychologischen Begriffen zurechtgemacht hat.

In der Pädagogik wie in jeder Kunst haben theoretische Erörterungen dann einen Wert, wenn sie auf die Praxis folgen; vor allem da, wo einer der Könnenden selber sich dessen bewußt wird, was er, dem Naturtriebe nach-

gebend, getan hat. In diesem Sinne denkende Betrachtung zu üben, verschmähte Jäger nicht; niemand verstand es besser als er. So ist es kein Zufall, daß fast alles, was er über unsern Beruf geschrieben hat, der Zeit des höheren Alters angehört, wo er zwar noch selbst in der Arbeit steht, doch auf eine Fülle von Erfolgen und Erfahrungen zurückblickt und nun von dem, was erstrebt wurde und was erreicht worden ist, sich und anderen Rechenschaft gibt.

Wenn er dabei immer wieder und mit aller Entschiedenheit Wissenschaft als die Grundlage, Erziehung zu wissenschaftlichem Denken als die eigentliche Aufgabe hinstellte, so ließ er doch ebensowenig darüber einen Zweifel, daß auf der Schule dies alles nicht um seiner selbst willen gepflegt werden soll, sondern im Hinblick auf die Dienste, welche die zurzeit Lernenden einst als Männer im öffentlichen Leben zu leisten haben. Den Vorschlag, daß dem Gymnasium „Bürgerkunde" als ein besonderes Lehrfach hinzugefügt werde, hätte Oskar Jäger belächelt. Sein ganzes Wirken war durchtränkt mit staatsbürgerlicher Gesinnung. Unwillkürlich floß sie in seinen Unterricht mit ein, wie in die Gedanken, die er vom Rednerpult seiner Aula bei festlichem Anlaß der Schulgemeinde ans Herz legte. Es konnte nicht anders sein, weil er außerhalb des Amtes, im politischen Leben, selbst seinen Mann zu stehen gewohnt war. Der Ansporn zu patriotischem Denken und Handeln, den ihm die Studentenzeit gegeben hatte, wirkte fort. Nach wie vor freilich war ihm der Begriff „patriotisch" nicht gleichbedeutend mit „gouvernemental", doch auch nicht beschränkt durch die Formeln einer Partei. Jäger gehörte am Rhein zu den Führern der Nationalliberalen; und doch mochte durch seine Würdigung politischer Ereignisse, durch sein ruhiges Abwägen streitender Interessen auch der sich erheben und belehren lassen, der dem Programm dieser Partei nicht zustimmte oder doch die Auffassung und Anwendung nicht mitmachen wollte, die es in den besonderen Verhältnissen des westdeutschen Industriegebietes gefunden hat.

Unter allen politischen Fragen mußten den Schulmann diejenigen am stärksten zur Teilnahme drängen, die sich auf die Aufgaben bezogen, welche die Schule im Gesamtleben der Nation zu erfüllen hat. Durch die tiefgehenden Anregungen, die er in der Jugend empfangen, wie durch die ausgebreitete Erfahrung, die er als Lehrer gewonnen hatte, war Jäger ein überzeugter Anhänger des Gymnasiums und mußte in jedem Bestreben, dessen Lehrplan zu ändern und dem ursprünglichen Sinne zu entfremden, eine Gefahr für das öffentliche Wohl erblicken. Auf diesen Streitpunkt aber stellte sich leider der schulpolitische Gegensatz ein. Ob es allgemein der menschlichen Natur entsprach oder ob Tradition und Eigenart des preußischen Staates daran schuld war, jedenfalls geschah es so: fast alle die, welche Durchbrechung des Bannes forderten, den die ererbte äußere Vorherrschaft des Gymnasiums ausübte, meinten keine wirkliche Freiheit, sondern wünschten im Grunde nichts anderes, als daß ein neuer, ihrer Ansicht nach zeitgemäßer Lehrplan hergestellt und von der für-

sorgenden Regierung als der nunmehr gültige eingeführt werde. Daß, wo jeder nach seiner eignen Fasson soll selig werden können, auch jeder das Recht haben müßte, sich die ihm gemäße Bildung selbst zu suchen, daran dachte niemand. Der erlösende Gedanke, den drei vorhandenen höheren Schulen die gleichen äußeren Rechte zu geben, damit eine jede durch die Tat bewähre, was sie vermöge, dieser Vorschlag, den zuerst Gallenkamp 1873 auf der Oktober-Konferenz gemacht hat, wurde kaum beachtet, ja völlig wieder vergessen. Wer für die Realschule eintrat, stritt gegen das Gymnasium; wer den bildenden Wert der neueren Sprachen nachweisen wollte, meinte den der alten herabsetzen zu müssen. Und dem Angriff entsprach die Abwehr. In diesen Kämpfen hat auch Oskar Jäger eine kräftige Klinge geschlagen. Und das Gute haben sie doch gehabt, daß auf jeder Seite das, worin das Wesen und die Lebenskraft der eigenen Schule beruhte, deutlich herausgearbeitet wurde.

Hilflos stand die Unterrichtsverwaltung dem Streite der Meinungen gegenüber. Zwar ein Stück richtiger Erkenntnis hat der feinsinnige Gelehrte, der damals ihr Berater war, besessen und ausgesprochen; aber zu entschlossenem Handeln war Bonitz nicht der Mann. Als zu Ostern 1882 eine Neuordnung erfolgte, brachte sie nicht äußere Gleichstellung bei ausgeprägter innerer Verschiedenheit, sondern den unglücklichen Versuch, durch gegenseitiges Nachgeben die Lehrpläne einander ähnlicher zu machen und so dem Ziel einer „Einheitsschule" entgegenzuführen. Am Realgymnasium, wie die Realschule I. Ordnung von jetzt ab hieß, wurde das Latein verstärkt, das dort ein Nebenfach gewesen war, am Gymnasium wurde es erheblich geschwächt.. Auch das Griechische erlitt eine Einbuße. Daß mit dieser Art von Ausgleich keine der streitenden Gruppen zufrieden war, konnte nicht wundernehmen. Vom Gymnasium aus hat Oskar Jäger mit scharfem Blick und treffendem Worte das Urteil gesprochen: Ceterum censeo linguam Latinam esse restituendam. Auf der anderen Seite wurden die Stimmen immer lauter und dringender, die für die modernen Wissenschaften vermehrten Anteil an der Bildungsarbeit verlangten. Mit sicherem Gefühl, daß unser höheres Schulwesen nicht wohl geordnet sei und daß geholfen werden müsse, ließ der junge Kaiser die Konferenz berufen, die im Dezember 1890 in Berlin tagte. Aber sie fand keine befreiende Antwort auf die Fragen, die ihr gestellt waren. Und die Unterrichtsverwaltung glaubte nichts Besseres tun zu können, als aufs neue zu vermitteln. Die Lehrpläne von 1891 waren nur ein weiterer Schritt auf der abschüssigen Bahn, die man neun Jahre vorher betreten hatte. Gymnasium und Realgymnasium wurden einander noch ähnlicher gemacht, und das bedeutete für beide: die Nebensachen wurden noch mehr hervorgehoben, die Hauptsachen mehr noch herabgedrückt.

Doch dieser verschärfte Notstand trug den Antrieb zur Abhilfe in sich selbst. Auch dem Kurzsichtigsten konnte die Tatsache nicht entgehen, daß da, wo Vielerlei und Oberflächlichkeit herrschten, die besten Kräfte gefesselt waren. Insbesondere war das beschränkte Maß von lateinischem und griechischem

Unterricht, das dem Gymnasium gestattet blieb, zwar immer noch groß genug, um sich den Schülern unbequem fühlbar zu machen, aber zu klein, um ihnen für die aufgewandte Mühe einen herzhaften Gewinn zu verschaffen. Hier mußte der Fortschritt einsetzen. Er bedeutete Umkehr in bezug auf den Lehrplan, in dem nur durch Vereinfachung wieder die Möglichkeit gegeben werden konnte, sich zu vertiefen. Aber diese Freiheit im Innern war für das Gymnasium nur dann zu erreichen, wenn es auf jedes äußere Vorrecht verzichtete. Neben ihm mußten Realgymnasium und Oberrealschule andere Bildungswege eröffnen, die den Teil deutscher Jugend, für den der Umweg durch das klassische Altertum zu weit erschiene, durch um so gründlichere Beschäftigung mit neueren Sprachen und neuerer Geschichte, mit Mathematik, Geographie, Naturwissenschaften an das gleiche Ziel des Rechtes auf Eintritt in jedes akademische Studium, in jede Berufsvorbereitung führten. Freier Wettbewerb der drei Schulen — wie der drei Ringe im Nathan, — freie Ausgestaltung einer jeden in ihrer lebensvollen Eigenart: das mußte die Losung sein.

Unter Oskar Jägers Führung wurde es die Losung des Deutschen Gymnasialvereins. Beunruhigende Gerüchte über das, was in Berlin geplant werde, waren bald nach Neujahr 1900 ins Land gedrungen: das Werk der Zerstörung solle fortgesetzt, das ins Wanken gebrachte Gymnasium durch Freigabe — und das hieß: Preisgabe — des Griechischen vollends vernichtet werden. Unter tiefer Bewegung der Gemüter rückte Ostern heran. Am Dienstag nach dem Feste waren wir, wie alljährlich, um Jäger versammelt. Hier trat er entschlossen für jenes Programm ein, und jubelnd stimmte die rheinische Lehrerschaft ihm zu. Nun kam es darauf an, dieser Gesinnung in weiterem Umfang Anhänger zu werben. Auf die Kölner Versammlung folgte zu Pfingsten die große Tagung unseres Vereins in Braunschweig, die dadurch ein erhöhtes Interesse gewann, daß unmittelbar danach im Kultusministerium die Konferenz zusammentreten sollte, die auf Allerhöchsten Befehl über eine neue Reform zu beraten hatte. Die erregte, kampfesmutige, freudig gehobene Stimmung des Pfingstmontages in Braunschweig wird allen, die daran teilgenommen haben, unvergessen bleiben. Und es gehört zu den bleibenden Ruhmestiteln unseres Vereins, daß er sich zu dem Gedanken, ein Privilegium aufzugeben, in einem Augenblicke bekannte, wo der Entschluß noch als ein freiwilliger hervortrat.

Es ist mir, als sähe ich es noch, wie bei dem Festmahl, das den Verhandlungen folgte, Oskar Jägers hohe Gestalt durch den Saal schritt, da er Abschied nahm, um nach Berlin zu eilen und dort als Mitglied der neuen Schulkonferenz zugleich unsere Resolution zu überbringen. Inzwischen hatte sich auch im Ministerium die Lage völlig geändert. Der Vorsatz, der wenige Wochen vorher schon festgestanden hatte, das Griechische bis Untersekunda zurückzudrängen und fakultativ zu machen, war wieder gefallen. Für eben die Lösung der Schwierigkeiten, die wir verlangten, hatte sich Althoff entschieden; in der Ansprache, mit welcher der Minister Studt die Konferenz eröffnete, waren die

leitenden Gedanken mit meisterhafter Klarheit entwickelt. Sie bestimmten wirklich den Beratungen wie den Beschlüssen die Richtung. Und was das Wichtigste war, es gelang die Zustimmung des Monarchen für sie zu gewinnen. So kam unter dem Schutz der A. K.-O. vom 26. November 1900 der neue Lehrplan zustande, der dem Gymnasium das Latein wieder verstärkte und das Griechische erhielt, und der den drei höheren Schulen die Möglichkeit gewährte, sich mit dem, was einer jeden das Wesentliche wäre, auszuwirken und wetteifernd ihre innere Berechtigung zu zeigen.

Vielen unter uns, und so auch unserm Führer, ist es nicht leicht geworden, diese Wendung der Dinge willkommen zu heißen, ja zu befördern; allzu fest wurzelte der überlieferte Glaube, daß klassische Bildung „die Bildung" sei. Jetzt, nach Jägers Tode, ist wohl geäußert worden, das Opfer, das er gebracht und zu dem er andere ermutigt hat, sei umsonst gebracht worden; Frieden und Ruhe seien doch nicht eingekehrt. — Die so sprechen, bedenken nicht, daß eins unzweifelhaft, und ein Großes, damals erreicht worden ist: die Erhaltung des Griechischen. Wenn wir uns im übrigen diese zehn Jahre her des freien Spielraums zur Betätigung unserer Kräfte nicht so haben erfreuen dürfen, wie verheißen worden war, so wollen wir uns besinnen, woher das kommt.

Daß Gegner uns nicht unangefochten lassen würden, war zu erwarten. Gewiß sind viele von ihnen — ich möchte glauben: die meisten — loyal und einsichtig; sie gönnen dem Gymnasium das Recht zum Dasein, um das sie selbst lange haben kämpfen müssen, und hüten sich vor dem Fehler anspruchsvoller Einseitigkeit, den sie — nicht immer ohne Grund — früher uns vorgeworfen haben. Aber es gibt andere, denen die Grundbedingung aller Gerechtigkeit fehlt, der Blick für das Wesentliche. Der ausgesprochene Sinn des Friedensschlusses war gewesen, daß der berechtigte Wunsch neu entstandener Wissenschaften, an der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes unmittelbar mitzuarbeiten, in vermehrten realistischen Anstalten seine Befriedigung fände, nicht innerhalb des gymnasialen Lehrplans; denn das hätte nur auf Kosten der alten Sprachen geschehen können, und so wäre die innere Kraft des Gymnasiums weiter geschwächt worden, die doch, wenn man einen ehrlichen Wettkampf haben wollte, freier als bisher sich mußte entwickeln können. Jene aber sahen nur das Äußerlichste der Erscheinungen. „Ein Zugeständnis von gymnasialer Seite? das lockt zu verstärktem Angriff." So fuhr man nicht nur fort, das Reformgymnasium weiter zu verbreiten, obwohl es durch die Gleichstellung der drei höheren Schulen seinen ursprünglichen Zweck, wie Karl Reinhardt ihn verstand, verloren hatte, sondern man suchte auch alsbald in den Bau des eigentlichen Gymnasiums mit fortgesetzten Neuerungen einzugreifen, die unter allerlei schönen Titeln doch im Grunde nur das Ziel verfolgten, die alten Sprachen, das, wodurch unsere Schule eben ein Gymnasium ist, weiter zurückzudrängen.

Dabei wurde und wird gern geltend gemacht, keine von Menschen geschaffene Einrichtung sei für die Ewigkeit bestimmt; so könnten auch die Lehrpläne von

1901 nur als eine Etappe gelten und dürften weiteren Fortschritt nicht ausschließen. — Gewiß nicht. Nur muß es nach bedächtiger Umschau vorwärts gehen, nicht mit nervöser Hast; sonst verfehlt man die Richtung. Wenn erprobt werden sollte, was jede der drei Schulen vermöchte, so konnte das doch nicht heißen, es solle versucht werden, welche von ihnen die meisten Besucher anzulocken wüßte. Das wäre kein edler Wettbewerb und müßte zu einer Art von Submissionsverfahren, zu einem gegenseitigen Unterbieten in den Anforderungen und also in den Leistungen führen, bei dem wir nur immer tiefer herabsinken würden: eine schwere soziale Gefahr. Daß die Zahl der Gymnasiasten und weiter die der Gymnasien erheblich vermindert werde, wünschen wir selbst am dringendsten. Vielmehr darauf kommt es an, welche Schule durch die Art, wie sie Verstand und Willen bildet, einem jungen Geschlechte von Männern die beste Ausrüstung fürs Leben gibt. In wenigen Jahren kann sich davon noch nichts zeigen. Erst muß eine Reihe von Schülergenerationen den neunjährigen Lehrgang durchgemacht, dann die Hochschulstudien begonnen und beendet und zuletzt, worauf doch alles hinzielt, im Berufsleben einige Jahre sich bewährt haben. So sind zwei Jahrzehnte ungestörter, nach innen gerichteter Arbeit das mindeste, was wir für alle höheren Schulen und damit auch für das in seiner Eigenart — z. B. in der alten Geschichte, im Lateinschreiben — sich wieder befestigende Gymnasium verlangen müssen. Wer diesen Spielraum zu verkürzen trachtet, liefert den Beweis, daß ihm entweder der gute Wille oder die Einsicht fehlt, um den Gedanken eines Wettkampfes im Dienste der Nation zu verstehen.

Ob die Regierung nicht etwas hätte tun können, um unbillige Zumutungen abzuwehren und ihr eignes Werk, so wie es gemeint war, zu schützen: diese Frage mag anderswo erörtert werden. Eins darf hier nicht unausgesprochen bleiben: der einflußreiche Mann, der für die Schulreform von 1900 die innere Verantwortung trägt, Althoff, über dessen Unbeständigkeit so oft geklagt worden ist, diesmal hat er Wort gehalten und ist von der im Juni jenes Jahres gegebenen Zusage nicht gewichen. Mit der Erhaltung und Wiederbelebung des Gymnasiums war es ihm ernst. Die Nachfolger, die er und der Minister, der ihm vertraute, nach einer Periode des Interregnums gefunden haben, können beanspruchen, daß man ihnen erst Zeit lasse, zu zeigen, wohin sie steuern wollen.

Inzwischen tun wir gut, unser Hauptaugenmerk auf die Stelle zu richten, von der aus wir selbst helfen könnten, falls nämlich von uns, die wir am Gymnasium und für das Gymnasium wirken, etwas versäumt sein sollte. Zu solcher Selbstprüfung aufzufordern, wurde Oskar Jäger nicht müde. 1891, als die schlimme Zeit begonnen hatte, sagte er am Osterdienstag in Köln: „Ich sehe der Zukunft des höheren Unterrichts mit großer Sorge entgegen; überall Schrecken und Beunruhigung. Das Heil wird gesucht in neuen Organisationen, während es nur besteht in der täglichen Reformarbeit, uns selbst und den Unterricht besser zu machen." Der erweiterten Mitarbeit an der Aufgabe, Lehrer zu bilden, waren die letzten Jahre seines Lebens gewidmet. Ostern 1901

nahm Jäger von der Schule und von seinen Kölner Mitbürgern Abschied. Die Huldigungen, die ihm bei diesem Anlaß bereitet wurden, glänzend gestaltet, wie das rheinische Festfreudigkeit mit sich bringt, und dabei durchweg auf einen Ton warmer Herzlichkeit gestimmt, mußten dem Siebzigjährigen ein stolzes Gefühl geben, wie viele, mit denen die Arbeit in Amt und Wissenschaft, im Staat und in der Gemeinde ihn zusammengeführt hatte, sich der Zugehörigkeit zu ihm freuten, wie viele nun schon gereifte und bewährte Männer, seine alten Schüler, sich dankbar dessen bewußt waren, daß er sie ins Leben eingeführt hatte. In voller Rüstigkeit des Körpers und des Geistes trat er in den Ruhestand; und Ruhe bedeutete hier nicht Untätigkeit. Eine Honorarprofessur an der Universität Bonn gab ihm die Möglichkeit, den reichen Schatz weltgeschichtlicher Anschauung und pädagogischer Erfahrung, den er gesammelt hatte, in Vorlesungen vor Scharen künftiger Lehrer zu verwerten. Auch schriftstellerisch war er auf beiden Gebieten fast bis zum letzten Atemzuge tätig; und manche schöne Frucht seiner Muße wird die Wirkungen der starken Persönlichkeit weiter tragen zu denen, die ihn selbst nicht mehr gekannt haben.

Den Hintergrund all seines Schaffens in der Öffentlichkeit bildete ein trauliches Familienleben, dem er in Bonn in eigenem Hause die Stätte bereitet hatte. Um ihn war es nun doch still geworden. Die Gemahlin seiner Jugend, fünf der hoffnungsvollen Kinder, die ihm von ihr geschenkt waren, hatte er ins Grab legen müssen. Den überlebenden hatte er eine zweite Mutter, für sich aufs neue eine verständnisvolle Gefährtin gewonnen. Bonn war ihre Heimat, in die sie nun mit ihm zurückkehrte, wo sie im Verein mit einer Tochter aus seiner ersten Ehe dem doch mehr und mehr der Pflege Bedürfenden das Behagen einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit schuf; da wurde, im Sommer 1908, auch diese Frau ihm entrissen. Das war höhere Fügung, in die der fromme Mann sich ohne Murren ergab. Schmerzlich empfand er es in all diesen letzten Jahren, daß die verheirateten Kinder durch den Zwang des Berufes in die Ferne gerückt waren. An Freunden, auch auswärtigen, hat es nie gefehlt, die bei ihm vorsprachen, um Erinnerungen aufzufrischen oder von dem, was draußen vorging, zu erzählen. Auch er selbst hielt durch Reisen den Zusammenhang mit der Welt fest; an den Versammlungen unseres Vereins hat er bis zum Jahre 1905 teilgenommen. Allmählich, wenn man ihn wiedersah, spürte man doch ein Nachlassen der Kräfte. Die Folgen eines Schlaganfalls, der ihn bald nach dem Tode der Frau traf, wurden nicht ganz überwunden; längeres Gespräch griff ihn an. Ein zweiter Anfall hat dann, im vergangenen Frühjahr, diesem reichen Leben ein Ende gemacht. Σμικρὰ παλαιὰ σώματ' εὐνάζει ῥοπή *).

Vieles von dem, was wir an ihm gehabt haben, ist für uns und unsere Sache auf immer verloren: die ungeheure Arbeitskraft, die Gabe, Menschen und Dinge zu sehen wie sie sind, die Fähigkeit, das Beobachtete überraschend und überzeugend

*) Zur Ruhe zuletzt sinkt greiser Leib durch schwachen Stoß.

auszusprechen. Oskar Jäger war ein vortrefflicher Redner; das zeigte sich vielleicht am meisten, wenn er unvorbereitet sprach und in einer bewegten, gar verwirrten Situation mit Sicherheit das treffende Urteil und den bezeichnenden Ausdruck fand. Dabei fehlte es seiner sachlichen Schärfe an allem Verletzenden, weil sie mit jenem fröhlichen Humor verbunden war, der über den Dingen, ja, so konnte es manchmal scheinen, über seinem eigenen Anteil an den Dingen stand. So kam es, daß er zwar viele Gegner, doch, im Alter jedenfalls, eigentlich keinen Feind gehabt hat. Er wußte die Überlegenheit seines Geistes und Charakters den Kleineren erträglich zu machen und für die natürliche Vorzugstellung, die ihm zufiel, gewissermaßen Indemnität zu erlangen durch Freundlichkeit und Milde. Aber das war kein Mittel, durch das er wirken wollte, nichts äußerlich Angenommenes, vielmehr der unwillkürliche Ausdruck einer selbstlosen Natur, die an dem Schaffen und Gedeihen andrer sich herzlich mitfreute.

Das alles ist mit ihm dahingegangen; sein persönlichstes Wesen sich zum Vorbilde zu nehmen, wird niemand versuchen wollen. Aber unter seinen großen Eigenschaften waren solche, die wir festhalten können, um ihm darin nachzueifern. Auch wem es nicht gegeben ist, Worte zu prägen, kann sich durch eigenen Entschluß dem Bann entziehen, den fertig geprägte und in Umlauf gesetzte Worte ausüben. Keinen erbarmungsloseren Zerstörer der Phrase gab es als Oskar Jäger. Die Kraft seiner Kritik ruhte darin, daß er völlig frei war von Menschenfurcht, nach oben wie nach unten. Und noch vor etwas anderem fürchtete er sich nicht: vor dem Anblick einer schlimmen Wirklichkeit. Wie er selbst es nach der Niederlage von 1891 ausgesprochen hat: wir müssen den Dingen klar ins Auge sehen und uns keiner Täuschung hingeben. Unbeirrte Diagnose ist überall der erste Schritt zur Heilung. Von einem der vielen, die statt dessen das Bedürfnis haben, sich mit dem jedesmaligen Zustande der Welt, die sie umgibt, in Einklang zu fühlen, hörte ich einmal äußern: er gehe nicht mehr zu Ostern nach Köln, die ewigen Jeremiaden über den Niedergang des Gymnasiums seien ihm leid. Das Wort klingt ja unfreundlich; spöttisch war es gemeint. Ernsthaft genommen aber, mit einem Propheten wie Jeremias verglichen zu werden wäre doch etwas Großes. Der ungesunde Optimismus jedenfalls, der mit halbbewußter Scheu die Augen verschließt und die Gefahr nicht sehen will, da es doch bisher immer gut gegangen sei, diese Schwäche lag unserm Jäger fern. Und doch konnte man ihn einen Optimisten nennen. Denn auch der ist es, ja der im Grunde erst recht, der unerschütterlich den Glauben festhält an die Kraft des Guten, das durch den klaren Willen herzhafter Männer bewirkt werden könne. Wie soll das aber gelingen, solange man das Schlechte, wo es ist, nicht rücksichtslos erkennt?

Die schlimmsten Gefahren — und es sind nicht mehr bloß Gefahren —, von denen heute unser höheres Erziehungswesen bedrängt ist, hat mit scherzendem Worte vor kurzem Julius Ziehen benannt: Unterbürdung und Elementaritis.

Was zugrunde liegt, ist eine sehr ernste Tatsache: daß sich mehr und mehr die Meinung verbreitet, die höheren Schulen seien nicht Stätten geistigen Zusammenlebens, um Menschen zu bilden, sondern unvermeidliche Veranstaltungen, um Zeugnisse zu verschaffen, und diejenige Schule sei überall die beste, auf der dieses äußere Ziel am schnellsten und sichersten auch von den minder Begabten erreicht werde. In dem gemeinsamen Kampfe gegen diese banausische Denkweise wird das Gymnasium nur dann seine Hilfe leisten können, wenn es sich in seinem ursprünglichen Charakter aufs neue bestärkt, daß es eine Schule ist, die lehren soll wissenschaftlich zu arbeiten; um das aber zu können, bedarf es der äußeren Einfachheit des Lehrplans. Diese beiden Punkte bildeten das A und das O von Jägers pädagogischer Überzeugung. Er selbst war ein Mann von erstaunlicher Vielseitigkeit, nicht nur in seinen persönlichen Interessen. Latein und Griechisch, Deutsch und Geschichte beherrschte er als Lehrer, ein großes Gebiet; und daneben machte es ihm Freude, im Französischen und Englischen zu unterrichten. Zu seinen gelesensten Büchern gehört eine ausführliche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Aber er wußte und hatte es im Innersten erfahren, daß der Reichtum seines Geisteslebens hervorgewachsen war aus der in der Jugend geübten Beschränkung und Vertiefung. Auch als Mann lebte er in der Gedankenwelt des Altertums, und stand zugleich mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Gegenwart, in deren Schaffen und Wirken er durch die mannigfachsten Beziehungen, als Schriftsteller, als Politiker, als deutscher Patriot, verflochten war. Auf dem Bewußtsein dieses Zusammenhanges ruhte sein Glaube an die erzieherische Mission des klassischen Altertums: nicht um des Gymnasiums willen suchte er das Gymnasium zu erhalten, sondern weil er in dem Studium der Römer und Griechen eine Geistesschule erkannt hatte, die fürs Leben tüchtig macht.

Und dies ist der Punkt, an dem wir einsetzen wollen, um uns selber zu prüfen. Haben auch wir immer der Gefahr widerstanden, daß sich das Mittel, das man uns rauben will und das dadurch zum Gegenstande des Kampfes wird, unmerklich zu sehr vorschiebt und den Zweck zurückdrängt, dem es doch nur dienen sollte? Hat an dem Eifer, mit dem das Gymnasium verteidigt wird, etwa doch hier und da die Macht der Gewohnheit, keine gute Macht, einen bestimmenden Anteil? Auch selbstbegangene Fehler gehören zu den unangenehmen Dingen, die man fest ins Auge fassen soll. — Daß in einer Zeit allgemeinen Aufschwungs und Umschwungs ein braver Mann auch in der Schule nicht genug daran tut, die Kunst, die man ihm übertrug, gewissenhaft und pünktlich auszuüben, das wird kaum jemand bestreiten. Nicht ebenso selbstverständlich ist das Positive, was statt dessen erfordert wird: daß wir unablässig den Geistesgehalt des Altertums zu den Bedürfnissen der eignen fortschreitenden Zeit in frische Beziehung setzen. Sowohl das einzelne Werk in Literatur und Kunst, wie die Gesamtheit dessen, was jene beiden starken Völker der Vergangenheit hervorgebracht haben und gewesen sind, dies alles kann auf ein

gegenwärtiges Leben nur dann kraftvoll wirken, wenn es im Lichte gegenwärtiger Wissenschaft angeschaut wird. Wohin es führt, wenn man einen überlieferten Gedankenschatz in der Weise zu hüten sucht, daß man ihn in bestimmter, aus früheren Zuständen erwachsener Auffassung festlegt, wie er dadurch starr und unfruchtbar gemacht wird, davon erleben wir auf anderen Gebieten warnende Beispiele. Folgen wir ihnen nicht; folgen wir der Fahne unseres alten Führers, auf der in großen goldenen Buchstaben das Wort „Wissenschaft" stand.

Wissenschaft aber lebt nicht in Resultaten, sondern in Problemen. Darin, daß es ein ewig junges Problem ist, liegt die Zeugungskraft des Altertums. An den Fragen, zu denen es herausfordert, die Jugend wissenschaftlich arbeiten zu lehren, damit ein Geschlecht klar denkender, selbständig urteilender Männer erwachse, das ist die Aufgabe, die Oskar Jäger dem Gymnasium gewiesen hat. Wenn wir bei dem redlichen Bemühen, seiner Forderung zu genügen, im einzelnen öfters zu Ergebnissen gelangen, die von den seinigen abweichen, so soll uns das nicht irre machen. Es ist das tragische Los so manches bedeutenden Mannes, daß Schüler und Anhänger sich verpflichtet halten, seine Ansichten nachzusprechen, anstatt die Art des Sehens ihm nachzuüben. Bewahren wir unsern Jäger vor solcher Wendung! Verzichten wir darauf, das Werk seines Lebens genau an der Stelle festzuhalten, bis zu der er selbst es geführt hat, und setzen alles daran, aus dem geistigen Verkehr mit ihm die Kräfte zu saugen, mit denen er wirkte, damit wir in verwandtem Geiste die Arbeit leisten können, die uns nun obliegt. Nur so wird es uns gelingen, zugleich das Andenken des Verstorbenen recht zu ehren und der großen, der heiligen Sache zu dienen, für die er gekämpft hat.

Erziehung in den Vereinigten Staaten

v. Bürgers

Der Amerikaner ist allgemein von der Überzeugung durchdrungen, daß ein gewisses Maß von Schulkenntnissen großen praktischen Wert hat und unbedingt erforderlich ist, um im wirtschaftlichen Leben Erfolge zu erzielen; infolgedessen ist die Unwissenheit der Masse verhältnismäßig gering. Es hat mich oft erstaunt, welch' gediegene Kenntnisse die gewöhnlichsten Leute hatten. Bei Fahrten über Land in Kalifornien, Utah und Colorado habe ich gefunden, daß die Kutscher, zum Teil frühere Cowboys, vieles gelernt und über vieles gründlich nachgedacht hatten. Aber die Bildung nimmt in den Gesellschaftsschichten nach oben zu

nicht entsprechend zu. Der Herr, der hinten im Wagen sitzt, hat zwar mehr Dollars, doch meist keine größere Bildung als der Kutscher auf dem Bock. Das ist auch ganz natürlich, denn nach Absolvierung der High school oder etwa noch des Kolleges kommen die jungen Leute ins Geschäft und dieses absorbiert nun ihre ganzen Kräfte.

Da nach der allgemeinen Lebensauffassung des Volkes das Ziel der Erziehung nicht dahin gerichtet ist, den jungen Leuten die für ein akademisches Studium, für die Beamten- oder Soldatenlaufbahn geeignete Vorbildung zu geben, sondern sie für den wirtschaftlichen Kampf zu präparieren, so wird eben auch nur auf das für dieses Ziel „Zweckdienliche" Rücksicht genommen und das Niveau der sogenannten „allgemeinen" Bildung muß ein niedriges bleiben.

Bei der Erziehung der Kinder gilt als Hauptgesichtspunkt der, das Kind auf eigene Füße zu stellen; daher wird es auch nicht, wie man bei uns des öfteren beobachten kann, von vornherein auf einen bestimmten Beruf gedrillt und man drängt den heranwachsenden Knaben auch nicht in eine Laufbahn, für die er sich nicht eignet. Sieht jemand, daß seine Berufswahl verfehlt war, so ist es ihm bei der gleichartigen Vorbildung aller oder besser gesagt mangels eines einseitigen Qualifikationsnachweises für einen bestimmten Beruf ein leichtes, einen anderen Beruf zu ergreifen, und die dem Amerikaner eigene optimistische Elastizität tritt hier noch unterstützend hinzu.

Die Folge ist, daß man drüben fast nie Leute findet, die mit ihrem Beruf unzufrieden sind und aus Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal allen Ehrgeiz und alles Streben verloren haben.

Während nun die Männer durch den frühen Eintritt in das wirtschaftliche Erwerbsleben sich nicht jenes Maß von allgemeiner Bildung erwerben können, welches wir z. B. in Deutschland finden, so beginnen in diese Lücke die Frauen einzutreten. Soweit diese nicht selbst für ihre Existenz arbeiten müssen, sondern pekuniär sorgenfrei gestellt sind, geben sie sich in großem Maße dem Studium an Kolleges und Universitäten hin.

Ich habe dies im Anfang mehr für Spielerei und Befriedigung weiblicher Launen gehalten; aber nach dem Besuche einiger Damenkolleges und Universitätsvorlesungen mußte ich einsehen, daß die Sache doch ernster zu beurteilen ist. Da Harvard University nach alter Tradition keine weiblichen Zuhörer duldet, so werden in dem nebenan gelegenen Radcliff College von den Harvard-Professoren die Vorlesungen für Damen gehalten. Ich habe hier eine von einem deutschen Professor gehaltene Einführungsvorlesung in die Psychologie gehört, von der mir der Herr versicherte, daß es genau dieselbe sei, die er seinerzeit in Freiburg i. Br. gehalten habe und daß die Damen den Stoff beherrschten, ersehe er aus den am Ende eines jeden Semesters stattfindenden Abschlußprüfungen. Auch erhalte er über seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen die besten Zuschriften gerade von Damen. Diesen Lerneifer der Damen findet man nicht nur in den höher kultivierten Oststaaten, sondern auch bereits im Westen. Ein

siebzehnjähriges Mädchen von einer Ranch in Kalifornien konnte mir mehr aus Vergils Aenaeis vordeklamieren, als ich seinerzeit auf dem Gymnasium gewußt habe.

Soweit es sich nun nicht um die sogenannte höhere Bildung handelt, ist das in der ganzen Union gleichartige Institut zur Verbreitung der Volksbildung die Public School, die etwa unseren Elementarschulen entspricht. Sie wird durchweg von den Gemeinden geleitet und erhalten und von den Einzelstaaten beaufsichtigt. Im einzelnen sind die Verhältnisse nach den lokalen Bedürfnissen sehr verschieden. Der Unterricht ist gänzlich kostenfrei und meist auch die Lehrmittel. Die Kosten werden in den älteren Staaten durch Steuern, in den jungen aus sogenannten Schulfonds bestritten. Allerorts nehmen aber die Ausgaben für das Schulwesen einen großen Umfang ein; so hat hierfür die Stadt New York im Jahre 1906 34134309 Dollars, d. i. 22 Prozent der Gesamtausgaben aufgebracht.

Die Common School ist jener große Kessel, in dem die Eingewanderten schnell amerikanisiert, die verschiedenartigen Elemente verschmolzen und von der typisch amerikanisch-demokratischen Gesinnung durchzogen werden. Diese Wirkung ist so groß und allgemein, weil fast alle Kinder, auch die der wohlhabenden Leute, die Common School besuchen. Die Zahl der in Privatschulen erzogenen Kinder ist sehr gering und die oft recht unamerikanischen Gebräuche der Millionäre und Milliardäre können bei der Betrachtung allgemeiner amerikanischer Verhältnisse nicht in Betracht gezogen werden.

In diesen Schulen erlernen die Kinder auch bereits die das gesamte öffentliche Leben eines demokratischen Staats beherrschenden parlamentarischen Formen. Nicht durch die unter dem Titel „Civics" gegebene Verwaltungskunde, sondern mehr durch die ganze Art des Lebens in der Schule, insbesondere durch die Gewöhnung der Kinder daran, alles aus ihrer Mitte gemeinsam zu machen. So sieht man die kleinen Kerlchen bereits, sei es daß es sich um die Arrangierung von Spielen oder um sonstige harmlose Sachen handelt, gleich ihre Komitees, Vorsitzenden usw. mit einer Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit wählen, die einem Ausländer komisch vorkommt, aber schließlich nur die logische Folge eines demokratischen Staates ist.

Hierhin gehört auch der pädagogische Gesichtspunkt, daß man auf das Betragen der Kinder nicht so sehr durch strenge Disziplin von oben herab einwirkt, sondern sie der gegenseitigen Selbsterziehung überläßt. Dies kann natürlich erst in den obersten Klassen bezw. in den höheren Schulen im größeren Maßstabe eingeführt werden; dort ist es aber sehr beachtenswert. Ich bin in einem Mädchenkolleg mit 1287 Pensionärinnen gewesen, in dem es den Lehrerinnen streng verboten war, den Mädchen das Geringste über ihr Betragen zu sagen, und die Lehrerinnen, die zum Teil früher bereits in Europa tätig waren, haben mir übereinstimmend versichert, daß das Betragen der jungen Mädchen tadelfrei sei.

So erinnere ich mich aus der eigenen Schulzeit, daß ein Lehrer, der immer mit den polterndsten Schimpfworten auftrat, sich niemals Ruhe und Autorität verschaffen konnte, während bei einem anderen, der den Schülern mit der ruhigen Höflichkeit eines gebildeten Menschen gegenübertrat, das musterhafteste Betragen herrschte.

Außer den Schulen ist auch noch gerade für diejenigen Leute, die in jugendlichem Alter bereits in das geschäftliche Leben eintreten, Gelegenheit zur Weiterbildung gegeben durch die vielen großen Bibliotheken. Ihre Benutzung steht jedermann frei und sie wird erleichtert durch die außerordentlich gute technische Einrichtung. Ich habe mir in der Bibliothek der Columbia University ein Buch geben lassen. Der Bibliothekar schickt den Zettel durch Rohrpost in die betreffende Abteilung der Bibliothek und auf einem kleinen Rollwagen kommt alsbald das Buch herunter. Die ganze Prozedur hatte 4 Minuten 32 Sekunden gedauert.

Ferner sind diese Bibliotheken auch Volksinstitute im wahren Sinne des Wortes. Ich habe in ihnen oft die Fabrikleute in ihren Arbeitskitteln neben den elegantesten Damen sitzen sehen; sie lasen da technische Bücher, während diese literarische Aufsätze vor sich hatten.

Wenn zurzeit auch die Männer noch ganz im Geschäfte aufgehen, so liegen doch mancherlei Anzeichen dafür vor, daß die Erkenntnis der Bedeutung der geistigen Bildung für die kulturelle Entwicklung eines Volkes immer weiter durchdringt. Gerade Leute, die im kaufmännischen Leben große Erfolge gehabt haben, zeigen durch die großen Stiftungen für Bildungsanstalten jeder Art, daß sie den Wert einer geistigen Ausbildung eines Volkes nicht unterschätzen. Als klassischer Zeuge mag Andrew Carnegie angeführt werden, der in seinem Buche „Empire of business" S. 106 sagt: „Ich bin der allerletzte, gegen akademische Bildung zu raten; ist doch mit ihr verglichen aller Geldgewinn, selbst der des vielfachen Millionärs wertlos ... Höhere Bildung gibt dem, der sie wirklich voll in sich aufnimmt, einen vornehmen Geschmack und höhere Ziele, als der Erwerb von Reichtümern; sie öffnet ihm eine Welt von Entzücken, zu welcher dem, der nichts anderes als Millionär ist, der Schlüssel fehlt. Daher liegt in dem Beweis, daß höhere Bildung nicht die beste geschäftliche Erziehung ist, zugleich die Anerkennung ihres Anrechtes für eine höhere Welt."

Im Flecken

Erzählung aus der ruſſiſchen Provinz

Von Alexander Andreas-Reyher

Erſtes Kapitel: Auf der Landſtraße.

er kennt nicht den Schnepfenanſtand! Wer hat von dieſem herrlichſten, poeſievollſten Vergnügen des Jägers nicht wenigſtens gehört oder geleſen, von dieſem Vollgenuß der milden Frühlingsluft und des friſchen Waldesduftes, dieſem Schwelgen in dem Erwachen der ihre Winterfeſſeln abwerfenden Natur! Viele Schriftſteller malen den Schnepfenſtrich und Schnepfenanſtand. (Und wie malen ſie ihn!) Da gibt es gemütliches Fahren zu ſchönen Lichtungen, auf welchen in angenehmer Geſellſchaft der Tee ſerviert wird. Da haucht die untergegangene Sonne in zartem Schimmer an die Wipfel der Bäume die letzten goldigen Farbentöne, und wenn dieſe ſchwinden, laſſen ſich ſanft gurgelnde Laute über dem Waldrande vernehmen — eine Schnepfe zieht majeſtätiſch über die Lichtung und den Teetiſch hin. Ein Griff nach dem Gewehr, ein Knall, ein unwillkürliches leiſes „Ach!“ der Damen, und ſich gewandt verneigend, überreicht der Meiſterſchütze die langgeſchnäbelte Beute der Schönen ſeines Herzens.

Die in milder Luft und zarter Geſellſchaft geſchoſſenen Schnepfen mögen ja wohl ihre Berechtigung haben; gar zu viele von der Sorte wird es jedoch kaum geben, denn es kommt ſchlechtes Wetter und der Schnepfenanſtand wird zu einer Arbeit, die nicht jedem behagt. Nur wer ſich mit Leib und Seele dem Jägerwerk verſchrieben hat, nimmt mit gutem Mut Unwetter und Mißgeſchick hin. Nicht ohne Grund heißt es in der Volksweisheit: Jagd iſt ärger als Sklaverei.

So dachte auch die ärmlich, aber ſauber gekleidete Frau, die in die Tür des letzten Häuschens des Fleckens trat; ſie ſchaute einem jungen Manne nach, der mit der Flinte auf der Schulter in Begleitung eines ungewöhnlich ſtarken langhaarigen Hühnerhundes im Begriff war, ſich zu entfernen. Der Hund ſprang freudig voraus, der Mann aber blickte nach wenigen Schritten zurück und drohte mit dem Finger.

„Mutter,“ rief er, „ſchon wieder im leichten Kleide draußen?“

„Ich gehe hinein, Borenka,“ ſagte die Frau und nickte beſchwichtigend mit dem Kopfe. „Wäre es aber nicht beſſer, du bliebeſt zu Hauſe? Die Luft iſt ſo ſehr feucht, als ob es noch regnen wollte.“

„Wo denkst du hin, Mutter. Der arme Boi hat sich schon fast steif gelegen. Mit dem Regen wird es hoffentlich aus sein. Aber du wartest nicht auf mich, wenn es spät werden sollte. Hörst du, Mutter?"

„Ich höre, ich höre", erwiderte sie lächelnd und ging in das Haus.

Boris Stepanowitsch war das einzige Kind der Witwe Okolitsch. Als der Vater noch lebte, hatte die Familie sich in leidlichen Verhältnissen in der Gouvernementsstadt befunden. Boris besuchte damals das Gymnasium. Da starb der Vater. Mit eisernem Willen ertrug Boris den eigenen Schmerz wie den stillen Gram der Mutter. Er arbeitete ohne Unterbrechung fort und erhielt das Reifezeugnis. Die Mutter hatte unterdessen ein Stück des Eigentums nach dem anderen verkauft, um das Leben und den Schulbesuch des Sohnes zu bestreiten. Als er das Zeugnis in den Händen hatte, eröffnete sie ihm, sie habe Schritte getan, sich einen Dienst zu verschaffen. Er solle getrost auf die Universität gehen, solle sich dort durch Privatstunden den Unterhalt zu verschaffen suchen, und sie wolle ihm ihren Monatslohn regelmäßig schicken. Er hörte das schweigend an und lachte dann unter Tränen. Den Gedanken an das Studium hatte er aufgegeben. Solange er lebe, solle die Mutter die Füße unter dem eigenen Tische haben, sagte er, und er blieb fest, so viel Frau Okolitsch ihn auch zu bereden suchte. Er hatte Unterhandlungen um die Stelle eines Hilfslehrers in dem Flecken angeknüpft. Nun half er am Vormittage in der Knabenschule des Fleckens dem alten Lehrer und vertrat ihn zum Teil. Die Mutter war in diesen kargen Verhältnissen glücklich durch die täglich und stündlich neu bewiesene Liebe und Fürsorge des Sohnes, wenn sie sich bei dem Gedanken an seine verfehlte Lebensstellung auch manchmal eine Träne aus dem Auge wischte. Und der Sohn? Er war stets heiter, entwickelte sich körperlich prächtig; aus dem schwächlichen, blassen Jüngling wurde rasch ein kräftiger Mann und sein gebräuntes Gesicht mit dem sicheren, ruhigen Blick der Augen machte nicht den Eindruck, als ob sein Besitzer sich härme.

So schritt er auf der Chaussee hin, die durch den Flecken zur Gouvernementsstadt führte. Die Füße in derben Stiefeln traten so regelmäßig auf, als wären sie Teile einer Maschine. Jeder Schritt brachte ihn eine gute Arschin weiter, und er hemmte ihn nicht, wenn er prüfend zum Himmel aufblickte, noch wenn er mit dem Hunde sprach, oder gewandt im Schutze der gekrümmten Handflächen sich eine Papiros anrauchte.

Er ging in diesem Jahre zum erstenmal auf den Schnepfenanstand. Vor etwa zwei Wochen war es noch vollständig Winter gewesen. Da hatten sich warme Südwestwinde eingestellt. Von Regen begleitet, hatten sie den Schnee in wenigen Tagen aufgelöst und die Erde erweicht, und der Schnepfenstrich war da, ehe mancher Jäger das Gewehr in Ordnung hatte. Am heutigen Morgen war trockener Westwind eingetreten. Der Abend versprach schön zu werden. Freilich war es verdächtig, daß sich der Wind gelegt hatte und der Himmel sich mit weißlichem Dunst bedeckte.

Draußen auf der Chaussee machte sich der Wind wohl wieder bemerkbar, aber er blies sanft und warm aus Südosten.

Sollte die Mutter recht behalten und der Regen von neuem beginnen?

Es ist schlimm für den Jäger, auf der Landstraße zu staubiger oder kotiger Jahreszeit mit fahrenden Bauern in einer Richtung wandern zu müssen, am

schlimmsten, wenn die Bauern vom Markt kommen, das heißt, zu einem großen Teil mehr oder weniger betrunken sind. Bald fahren sie Schritt, bald Trab. Bald halten sie, bald jagen sie im Galopp. Es ist nicht möglich sie loszuwerden, um den Staub oder das Spritzen des Kotes zu vermeiden. Kaum glaubt man sie hinter sich zu haben, so hauen sie auf die Pferde ein. Kaum hofft man zurückgeblieben zu sein, so lassen sie einen wieder vorgehen. Man muß gute Miene zum bösen Spiel machen, sich Unempfindlichkeit gegen Staub und Kot aneignen und es kaltblütig nehmen — wenn man das kann, und kann man es nicht, dann muß man, wie das irische Sprichwort sagt, es dennoch kaltblütig nehmen.

In Röcken aus Bauernzeug, aber nach städtischem Schnitt gemacht, rollten eben auf einem leichten Wagen zwei junge Leute vorbei. Okolitsch kannte sie. Es waren auch Jäger. Da sie den Wald vor der Nase hatten, sobald sie die Tür ihres Hauses öffneten, betrachteten sie jeden Fremden, der mit der Flinte zu „ihrem" Walde zog, als Eindringling, der ihr Recht schmälerte.

„Weib, Teufelsweib!" hörte Okolitsch, während er ihnen nachblickte, hinter sich eine knurrende Stimme. „Du denkst, ich sähe dich nicht, ich wäre betrunken und hätte dich vergessen. Ha, ha! Paß mal auf, wie ich dir den Rücken kratzen werde. Vergiß nicht, Frau, deine Prügel bekommst du doch. Wenn wir nur erst zu Hause sind, kriegst du sie, deine Prügel!"

Der Jäger schaute seitwärts. Im Vorderteil des Wagens, der eben vorüberfuhr, kauerte ein bleiches Weib mit einem Brustkinde im Arm, und hielt die Leine. Hinter ihr lag auf dem Bauche der völlig betrunkene Mann, hatte das Gesicht in das Stroh des Wagens gedrückt und schwatzte, was ihm gerade in den Sinn kam, oder vielmehr, was er gewöhnlich im Sinne hatte.

„O, o, sch!" schien jemand ein feuriges Pferd zu besänftigen. „He, Jäger, mach Platz!"

Auf einem jämmerlichen Karren saß vorn ein schmieriger kleiner Kerl in stolzer Haltung und sog an einem weichgekauten Zigarrenstummel. Das Pferd, das er lenkte, war die jämmerlichste Mähre, klein und verhungert, kaum imstande das Gefährt im Hundetrabe fortzubewegen.

Okolitsch mußte bei diesem Anblick unwillkürlich lächeln.

„Guten Tag, Herr Landbesitzer!" rief er dem Bauern zu.

„O, o, sch!" beschwichtigte der Mann wieder das Pferd, das nicht daran dachte, eine raschere Gangart anzunehmen, es wohl auch gar nicht konnte.

„Frau, sitze nur fest, daß du nicht hinausfallest," wandte er sich zum Weibe, das bequem in der Tiefe des Karrens ruhte und an einem Weißbrote kaute. „Sonst sorge dich um nichts. Ich werde das Roß schon bändigen."

„Ich sage dir aber, ich will Grischka haben," klang es bald darauf zankend hinter Okolitsch. „Verstehst du, verfluchter Unterrock? Grischka will ich."

„Liege still, Nachbar," ließ sich ärgerlich die Antwort vernehmen, „liege ganz still. Wir kommen gleich nach Hause. Dort ist Grischka."

„Gebt mir Grischka," beharrte die erste Stimme. „Ich will nicht nach Hause. Ich will Grischka haben! Jäger, he, Jäger, hast du nicht meinen Grischka gesehen?"

Es war diesmal eine Art von Leiterwagen, den einige Mädchen einnahmen. Zwischen ihnen kroch auf allen Vieren ein Bauer, den sie nur mit Mühe festhalten konnten.

„Habt ihr den auf dem Markte gekauft?“ fragte Okolitsch lachend.

„Wo? Herr! Wer wird ein solches Schwein kaufen! Er ist unser Nachbar. Er hat in der Schenke gesessen und sein Sohn ist unterdessen nach Hause gefahren. Wir haben ihn mitgenommen, damit er nicht irgendwo liegen bleibe und überfahren werde.“

„Jäger, gib mir meinen Grischka“, fuhr der Mann fort zu schreien und warf sich umher, daß die Mädchen alle Kraft aufbieten mußten, um ihn vor dem Hinausfallen zu wahren.

Lautes Brüllen und Johlen näherte sich rasch. Wohl gegen zwanzig Bauernwagen kamen an, im Galopp von den mageren Pferden gezogen, in einem wirren Haufen die ganze Breite der Chaussee einnehmend. Die Lenker standen teils aufrecht, suchten einander zuvorzukommen und trieben die Tiere durch Schreien und Schläge zur äußersten Anstrengung an. So sausten sie vorüber. Der Chausseeschmutz flog weit über die Gräben zu beiden Seiten hinaus.

„Wenn sie nur weiter so jagen möchten!“ brummte Okolitsch, der sich gegen den ärgsten Schmutz hinter einem Werstpfosten geborgen hatte. „Aber daran ist gar nicht zu denken.“

Richtig, da hielt bereits der Haufe. Ein Gefährt lag auf der Seite. Die Speichen eines der alten unbeschlagenen Räder waren aus den Fugen gewichen. Die Bauern standen herum und betrachteten kopfschüttelnd und kopfkratzend die Trümmer des Rades.

Mit Genugtuung blickte Okolitsch auf die umhergestreuten Radstücke. Jetzt lag die Hoffnung nah, daß die betrunkene Bande ihn nicht so bald überholen werde.

„Gott helfe das Rad ausbessern“, sprach er mit verborgener Schadenfreude im Vorübergehen.

Die Leute guckten ihn mißtrauisch an; nur einer bequemte sich brummig zu antworten:

„Wir danken.“

Ein langer Kerl aber wandte den Kopf zu ihm und fuhr ihn barsch an:

„Nu, geh vorbei.“

Ein greulich unanständiger Fluch schloß die Aufforderung.

Okolitsch sagte nichts. Wenn betrunkene Bauern in großer Überzahl beisammen sind, läßt sich mit ihnen nicht reden. Er blickte nur scharf hin, um sich den Kerl für alle Fälle zu merken. Er war stark gebaut und hatte ein ungewöhnlich freches Gesicht mit kleinen, stechenden Augen und einem schlichten, gelbblonden Barte.

Etwa eine halbe Werst weiter zweigte sich von der Chaussee ein breiter Landweg ab. Diese nach der Kaiserin Katharina genannten Wege bilden noch jetzt an vielen Stellen eine Wohltat für die Bevölkerung, tragen besonders in den nördlichen Gegenden, wo sie mit Birken bepflanzt sind, zum Schmuck der Landschaft bei und lenken namentlich im Sommer in der Sonnenhitze die Gedanken des Wanderers dankbar zu der Zeit der großen Kaiserin zurück. Viele Tausende von Werften ziehen sich diese Wege von Stadt zu Stadt und legen Zeugnis ab von der rührigen zivilisatorischen Tätigkeit jener Glanzperiode. Noch vor kurzem ist von der Regierung wieder der Befehl erlassen, die alten Bäume an den Katharinenwegen zu schonen und zu schützen und überall, wo sie nicht mehr vorhanden sind, neue Bäume als Ersatz anzupflanzen.

Schon im Heranschreiten hatte Okolitsch den Weg, so weit das Auge reichte, genauer Prüfung unterworfen. Ziemlich naß war er noch, also schlecht zu passieren, denn der Grund war lehmig, und was es bedeutet, auf einem lehmigen Wege zu marschieren, weiß jeder Jäger nur zu gut. Der Lehm ist schlüpfrig wie Speck. Der Fuß findet keinen Halt und gleitet nach allen Seiten. Beim Auftreten scheint die Sohle fest zu haften, kaum hebt man aber das andere Bein zum Ausschreiten, rutsch! ist das Gleichgewicht verloren und nur blitzschnelles Niederpatschen mit dem freien Fuße oder ein kurzer Sprung hilft, wenn das Glück gut ist, gegen einen sehr schmutzigen Fall.

Gerade am Katharinenwege lagen Jungholzpartien, in denen im Anfang der Saison die Schnepfen gut zogen. Sollte Okolitsch es wagen, sich zu dem etwa zwei Werste entfernten Walde durch den Lehm zu arbeiten?

Fast entschloß er sich, aber als er nochmals den Himmel betrachtete, stand er davon ab. Die Wolkenschicht war gestiegen und hatte sich verdichtet. Der Wind blies feucht aus Süden. Begann es während des Anstandes wieder zu regnen, dann war die Heimkehr durch den Lehm, und noch dazu in dunkler Nacht, zu völliger Unmöglichkeit geworden.

Also weiter auf der Chaussee.

„Geradeaus, Boi!"

Die Chaussee senkte sich in eine Niederung, die sich hin und wieder schluchtartig vertiefte. An der rechten Seite wurde das Land bald wieder höher, links aber sank es noch mehr, so daß sich das Frühlingswasser zu einem See von beträchtlicher Tiefe angesammelt hatte. Gerade hier, wo der Chausseedamm wohl an vier Faden über dem Wasser emporragte, hielt ein Bauernwagen am Rande der steilen Böschung, vielmehr das Pferd und drei Räder befanden sich auf der Böschung, und nur ein Hinterrad war noch oben. Das Pferd hatte die Beine gespreizt und die Hufe fest in das Erdreich der Böschung gestampft. So stand es geduldig und wartete offenbar auf Befreiung aus der ungemütlichen Lage. Der Eigentümer des Gefährts lag im Wagen und schlief.

Kopfschüttelnd stützte sich Okolitsch auf das Gewehr. Machte das Pferd den Versuch, wieder auf die Chaussee zu gelangen, so mußte der Wagen umschlagen und das Pferd wie den Mann hinunterreißen. Ob das Tier es dann fertig brachte, sich vor dem Ertrinken zu wahren? Der Mann aber war verloren, denn in seinem trunkenen Mute vermochte er sich nicht aus dem Wasser zu retten.

Okolitsch blickte zurück. Der Haufe mit dem zerbrochenen Rade schien noch immer an derselben Stelle zu halten. Lange konnte es freilich nicht mehr dauern, dann würden die ihren Landsmann ja wohl aus der gefährlichen Lage befreien. Aber es war die Frage, ob die wilde, berauschte Bande ihn überhaupt bemerkte. Auch konnte der Lärm der Vorüberjagenden das Pferd erschrecken.

Okolitsch lehnte das Gewehr vorsichtig an einen der Chausseesteine und trat mit Kopfschütteln, als sei er im Begriff eine Dummheit zu begehen, an das Hinterteil des Wagens. Da er überzeugt war, daß der Schlafende stark betrunken und das Wecken vergeblich sei, ja ihn veranlassen könne das Pferd anzutreiben, so faßte er ihn bei den Beinen und zog ihn vom Stroh. Der Kerl grunzte, fluchte, stieß mit den Füßen und schien zu einiger Besinnung zu kommen, als er ein Stück fortgeschleppt und am Wegrande niedergelegt worden war. Dann schob

Okolitsch zur Sicherheit unter das am tiefsten befindliche Vorderrad einen Stein und spannte das Pferd behutsam aus. Kaum fühlte das Tier sich frei, so arbeitete es sich aufwärts, blieb oben stehen und wieherte vergnügt. Mit großer Anstrengung gelang es dann, den Wagen zurückzuziehen, worauf das Pferd wieder eingespannt wurde.

Der Hund hatte unterdessen den Bauern vom Kopfe bis zu den Füßen und von allen Seiten beschnüffelt und berochen. Der Mann mußte einen ganz besonderen Geruch an sich haben, denn Boi zog die Luft so eifrig in die Nase, daß er einige Male nieste. Der Bauer ließ sich das stillschweigend gefallen.

Nun machte sich der Jäger wieder an ihn und richtete ihn unter einigen Püffen und nicht sehr zarten Benennungen auf.

„Au, Onkelchen, ich werde nicht mehr, bei Gott, ich werde nicht mehr, versicherte der Mann bittend; es kam Okolitsch vor, als ob er gar nicht so betrunken und schwach sei, wie er sich stellte.

Es war ein ziemlich kleiner und hagerer Alter. Das fast bartlose Gesicht mit den halbgeschlossenen Augen sah ungemein pfiffig aus.

Kaum war er zum Wagen geschleppt und hatte die Hände daran, so kroch er wie ein Frosch hinein und kauerte sich am vorderen Ende zusammen. Okolitsch setzte das Pferd in Gang, ließ die Peitschenschnur noch einmal auf den Schafpelz des Bauern niederklatschen und warf dann die Peitsche in den Wagen.

„Ich werde nicht mehr, ich werde nicht mehr," wiederholte der Bauer. Kaum aber hatte das Pferd sich etwa hundert Schritte von dem Jäger entfernt, richtete er sich im Wagen halb auf, faßte die Leine und fing an zu schreien:

„Hilfe! Helft, gute Leute! Er hat mir einen Rubel gestohlen! Helft!"

Okolitsch wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Da erschallte auch schon Geschrei hinter ihm: Der betrunkene Haufe kam gejagt, voran der lange Kerl mit dem gelben Barte. Das konnte unangenehm werden; um einem Zusammenstoße auszuweichen, entschloß der Jäger sich kurz, lief die rechte, unbedeutende Chausseeböschung nieder und nahm seinen Weg über den Sturzacker zum Rain, der in einiger Entfernung begann und zum Katharinenwege führte.

„Meinen Rubel! Helft, Brüder! Schwager, hilf! Meinen Rubel hat er gestohlen!" So fuhr der Bauer fort zu schreien.

Das Lärmen der heranfahrenden Gesellschaft hörte auf. Die Wagen hielten.

„Steh still, Jäger! Warum hast du meinem Schwager einen Rubel gestohlen?"

Das war die Stimme des langen, gelbbärtigen Kerls mit den stechenden Augen.

„Also das ist der saubere Schwager!" lachte er vor sich hin. „Gut, daß ich es auf die Begegnung nicht habe ankommen lassen."

„Halt, Jäger, halt! Hast einen Rubel gestohlen! Schande, Schande! Bist ein Herr und hast einen Rubel gestohlen! Haltet ihn auf! Fangt ihn!"

So rief und tobte jetzt der Haufe auf der Chaussee.

Okolitsch beschleunigte den Schritt nicht. Er wußte, daß die Leute ihn nicht verfolgen würden, denn es war klar, sie glaubten nicht an die Beschuldigung und begriffen ebenso gut wie er selbst, daß der kleine Bauer nur einen Skandal anzetteln wollte. Seinem Hilferufe war von vornherein anzuhören gewesen, daß

er keinen wirklichen Verlust beklagte, sondern aus Mutwillen schrie. Auf der Chaussee hätten sie sich wohl kaum bedacht, die Anklage des Kleinen scheinbar ernst zu nehmen und dem „Herrn" zu Leibe zu gehen, um ihr Mütchen zu kühlen, hätten dabei auch in Wut geraten und sehr unglimpflich verfahren können; aber nachlaufen, und noch dazu über den Sturzacker — das ging über den Spaß und war zu anstrengend.

Es steckte im lehmigen Boden doch noch mehr Nässe, als Okolitsch vermutet hatte, und das Vorwärtskommen erwies sich fast als unmöglich. Dazu hatte sich der ganze Himmel in grauen Dunst gehüllt. Es dunkelte rasch. Der Jäger mußte sich beeilen, um zur Flugzeit am Orte zu sein. Er hastete mit Anstrengung aller Kräfte weiter, konnte sich einige Male kaum vor einem Sturze in den wassergefüllten Weggraben wahren und erreichte endlich die erwünschte Stelle, als es schon so spät war, daß die Schnepfen anfingen zu streichen. In Schweiß gebadet sprang er über den Graben und brach sich durch den Busch Bahn zu einer kleinen Lichtung.

Die Lichtung war besetzt. An jedem Ende stand ein Bauer mit der schußfertigen Flinte im Arm.

Okolitsch mußte erst einen Anflug von Ratlosigkeit überwinden. Er hatte auf diese Lichtung gerechnet, wo außer ihm fast nie jemand anstand, denn sie war schmal, daß sie nur dem guten Schützen einen einigermaßen sicheren Schuß gestattete. Und nun die beiden Bauern! Es war geradezu lächerlich.

Was sollte er tun? Einen anderen Stand aufzusuchen, dazu war es zu spät.

„Höre, Freund," wandte er sich nach kurzem Bedenken an den nächsten Bauern, „geh du zu deinem Kameraden an das andere Ende der Lichtung."

„Warum?" fragte der Mann mürrisch.

„Weil ich hier anzustehen denke. Ich habe ein Kronbillett in der Tasche, und du hast nicht die Erlaubnis im Kronwalde zu schießen."

„Bist du etwa der Förster oder Waldwächter?"

„Du willst nicht gehen?"

„Packe dich. Laß mich in Ruhe."

„Wenn ich aber den Waldwächter rufe?"

„Geh, rufe ihn."

„Bruder," versuchte Okolitsch noch einmal sein Glück, „du kannst an dieser schmalen Stelle doch nie eine Schnepfe schießen. Überlaß mir den Platz."

„Ich will nicht."

Was tun? Es dunkelte immer mehr und feiner, nebelartiger Sprühregen begann zu fallen. Die nächste Lichtung lag im Kronwalde, im dichten, hohen Forst. Also hin!

Zwischen den Stämmen des Nadelwaldes hatte man keinen Ausblick. Okolitsch mußte die Augen gegen hängende Äste und gegen die Spitzen und Ruten des Unterholzes mit dem Arme schützen. Er lief, um einigermaßen zeitig anzukommen. Er watete durch Schneemassen und umging tiefe Wasserpfützen. Er sprang über liegende Baumstämme und drang mit Gewalt durch Gruppen von Tannenschößlingen. Endlich! Da war die Lichtung.

Dort stellte sich Okolitsch an. Wäre in diesem Augenblick auch eine Schnepfe geflogen, er hätte doch nicht schießen können. Er bebte von der Anstrengung.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Das Herz hämmerte. Er nahm den Filz ab und trocknete sich mit dem Taschentuche den Kopf und das Gesicht. Dann rückte er den Gurt mit der Patronentasche zurecht und zündete eine Papiros an. Nun griff er wieder nach dem Gewehr und war bereit.

Der Hund saß ihm gegenüber und wandte den Kopf bald links, bald rechts, um seinem Gehör das Pfeifen einer Schnepfe nicht entgehen zu lassen. Es war still. Der Wind hatte ganz aufgehört. Der Regen wurde stärker und fiel in großen Tropfen. Okolitsch trat unter die Äste des Baumes. Die Kälte begann sich bemerklich zu machen. Boi zitterte von Zeit zu Zeit.

Da — Okolitsch warf das Gewehr aus dem Arme in die Hände und trat rasch unter dem Baume hervor in das Freie. Boi hob den Kopf. Noch einmal. Richtig, das war der Pfiff einer Schnepfe. Zum drittenmal. Sie kam zur Lichtung. Der vierte Pfiff erklang wieder aus weiterer Ferne. Sie war seitwärts vorbeigezogen.

Nun rauschte aber ein richtiger Platzregen nieder und verursachte solchen Lärm, als würden rundum Hunderte von Trommeln gerührt. Die Kälte wurde sehr unangenehm. Der Jäger zitterte und Boi zitterte wie Espenlaub. Hagelkörner und Schneeflöckchen mengten sich dem Regen bei.

Es war völlig Nacht geworden und alles Verweilen nutzlos. Aber wie jetzt nach Hause kommen? Auf dem Katharinenwege wäre nach dem starken Regen sogar am Tage nicht daran zu denken gewesen. Es blieb nur die Chaussee. Und bis dahin waren es gegen zwei Werst durch geschlossenen und mit Unterholz verwachsenen Forst ohne Weg und Steg. Einladend war die Aussicht nicht.

Das Rauschen hörte auf. Statt des Regens fiel Schnee in großen Flocken. Nach wenigen Minuten nahm auch das ein Ende. Okolitsch verließ den Platz am Baumstamme.

Hu, wie kalt es war. Der Hund konnte sich im ersten Augenblick fast gar nicht bewegen, so steifgefroren war er. Und wirklich, der bisher nasse vorjährige Rasen der Lichtung knisterte unter den Sohlen. Es fror.

Okolitsch drückte den Hut fester auf den Kopf und nahm das Gewehr unter den Arm. Er blickte zurück nach der Seite, wo der Katharinenweg lag, und bestimmte danach die Richtung, in der die Chaussee den Wald schneiden mußte.

„Voran, Boi!"

Der Hund begriff ganz genau, um was es sich handelte, denn behutsam ging er dicht vor dem Herrn her, nach Möglichkeit das dichteste Gebüsch und Wasserlöcher vermeidend. So rückten sie in der vollständigen Finsternis des Waldes vor.

Unter solchen Umständen die gerade Richtung einzuhalten war keine Kleinigkeit. Bald gab es mit undurchdringlichem Tannendickicht bestandene Hügel, bald einzelne liegende Baumstämme oder ganze Windbrüche, bald Wasserstreifen, die so tief waren, daß sie sich nicht durchwaten ließen — und alles das mußte umgangen werden. Ein gewisser Instinkt gehört dazu, trotz des beständigen Abbiegens und Ausweichens doch vorwärts zu kommen und nicht ins Kreisen zu geraten. Dieser Instinkt könnte angeboren scheinen, denn er entwickelt sich sehr früh oder gar nicht, und wer ihn nicht bereits in jungen Jahren besitzt, erwirbt ihn nie.

Wieder rauschte es im Walde, erst fern, dann näher und näher. Es war der Wind, der sausend durch die Baumkronen fuhr. Eine Waldschnepfe flog an einer Pfütze auf, bald darauf eine zweite.

Der Hund ging plötzlich langsamer.

„Was hast du, Boi?"

Er blickte zum Herrn zurück, doch aus dem gelben Schimmer seiner Augen ließ sich die Antwort nicht lesen. Noch einige Schritte machte er zögernd, dann stand er still. Okolitsch bereitete sich für jeden Fall zum Schuß.

Mit einem Lärm, als fiele ein Holzstapel um, arbeiteten sich kurz vor ihnen zwei oder drei Vögel vom Boden auf.

„Das waren Auerhühner, Boi. Vorwärts!"

Sie kamen auf höheres, welliges Land. Das Unterholz war hier lichter. Der Jäger konnte schneller ausschreiten. Plötzlich machte Boi einen Satz, hielt aber gleich an und kehrte sich zum Herrn. Die Augen glänzten heller, und er wedelte.

„Pfui, Boi, schäme dich. Wolltest einem Hasen nachlaufen! Vorwärts!"

Sie gingen jetzt auf einem trockenen Landstreifen. Links schimmerte zwischen den Bäumen offenes Wasser, und rechts schimmerte ebenfalls offenes Wasser. Was, zum Kuckuck, bedeutete das? Sollte der Jäger doch die Richtung verfehlt haben und in die Zunge geraten sein, die etwa eine Werst rechts lag und in einen Sumpf führte? Es schien fast so, denn der Boden senkte sich und knorrige Buschstangen erschwerten das Gehen.

Plötzlich stand Boi wieder, drängte zurück und knurrte. Rasch hob der Jäger mit der Rechten das Gewehr zum Schuß. Mit der Linken griff er nach dem Halsbande des Hundes, damit dieser nicht vorstürze und einem gefährlichen Tiere in die Krallen oder zwischen die Zähne gerate.

Der Hund knurrte nochmals und sträubte das Haar. Da patschte es vor ihnen und etwas Schweres entfernte sich in kurzem Galopp. Heiseres Knurren ließ sich dabei vernehmen.

„Ah, nur ein Dachs! Vorwärts, Boi!"

Es wurde wieder trockener und bequemer zum Gehen. Der Hund schritt schneller aus. Zwischen den Bäumen wurde es weniger dunkel. Wie Okolitsch hinaufsah, verlor er den Boden unter den Füßen und fuhr eine steile Böschung hinab, zum Glück aber nicht tief, und in demselben Schwunge taumelte er einen ebenso steilen Hang hinauf. Er fühlte harten, steinigen Boden unter sich. Er war auf der Chaussee.

Aber wie eisig pfiff hier der Wind aus Norden! Die nassen Kleider legten sich wie Metallplatten an die Glieder. Boi war in wenigen Sekunden so befroren, daß er bei jeder Bewegung mit den Eiszäpfchen an seinen langen Zotteln rasselte.

„Jetzt heißt es sich warmlaufen, Boi. Vorwärts!"

Hei, wie eilten die beiden dahin, der Jäger mit Schritten, von denen kaum zwei auf einen Faden gingen, und der Hund mit lautem Gerassel im Trabe nebenbei! Ehe sie es merkten, hatten sie den Wald hinter sich, und wieder nach kurzer Zeit sahen sie in der Ferne verspätete Lichter des Fleckens.

Ein halbverdeckter, mit zwei großen Pferden bespannter Wagen kam in gleicher Richtung hinter ihnen her und allmählich näher. Obschon die Pferde Trab liefen, freilich kurz und schwerfällig, währte es geraume Zeit, ehe sie dem Jäger den Vorsprung abgenommen.

„Ilja," rief in dem Wagen eine barsche Stimme, „wer läuft da nebenbei?"

„Wer kennt ihn!“ erwiderte der Kutscher auf dem Bock, indem er den Kopf wandte, um Okolitsch besser betrachten zu können. „Mit einer Flinte, wie es scheint. Vielleicht ist es ein Jäger, vielleicht ein Räuber.“

„Tit Grigorjewitsch“, sprach im Wagen eine zweite Stimme, eine weibliche, die einst sehr klangvoll gewesen sein mußte und noch laut war, aber deutlich verriet, daß die Inhaberin derselben zu viel Fett angesetzt hatte, „warum sorgst du nicht, daß bei Nacht keine Räuber mit Flinten auf der Landstraße laufen? Du solltest mit dem Bezirksaufseher sprechen. Er muß das abschaffen.“

„Nu ja, wird er abschaffen!“ sagte der, der zuerst gefragt hatte. „Du verstehst viel davon!“

„Au, Ilja, fahre schneller,“ rief die Fette dem Kutscher zu. „Die Seele friert einem ja trotz dem Pelze.“

„Das ist der reiche Botscharow mit seiner Frau,“ lachte Okolitsch. „Sie fahren vom Gute nach Hause. Was meinst du, Boi? Friert dir auch die Seele unter befrorenem Pelze?“

Boi wedelte dazu mit dem buschigen Schwanze, daß es klang, als ob Erbsen in einer großen Blase mit Gewalt geschüttelt würden.

Da hatten sie den Flecken erreicht. Noch wenige Minuten, und der Hund eilte voran.

„Boi, Boi, zurück!“ befahl Okolitsch.

Es war aber schon zu spät. Boi war bereits an der Tür, stellte sich aufrecht, fuhr mit den breiten Vordertatzen an ihr herum und ließ eine Art von freudigem Gebrüll hören.

„Nun weckt das nichtswürdige Geschöpf die Mutter, und sie ist imstande, aus dem ...“

Die Tür war schon geöffnet. Frau Okolitsch trat mit dem Licht in der Hand heraus.

„Mutter, hast du doch wieder gewartet!“ sagte er vorwurfsvoll.

„I, Borenka,“ entgegnete sie, „sollte ich denn nicht einmal das für dich tun! Es ist ja auch noch nicht spät, kaum zehn. Nur schnell herein! Himmel, du bist ja so naß, daß es von dir trieft! Und der arme Hund ist mit Eis überzogen! Schnell in die Küche!“

Aber du weißt, daß es dir nicht gut tut, wenn du spät in das Bett kommst.“

„Ach, laß das, Borenka. Sieh nur, in welchem Zustande du bist. Hilf Himmel! Ihr seid ja wohl beide ins Wasser gefallen? Schnell, entkleide dich. Ich hole gleich trockene Wäsche.“

„Nein, Mutter, erst Boi. Der arme Teufel kann die Wäsche nicht wechseln und muß in demselben Pelze bleiben.“

Dabei warf er rasch den Rock ab, hockte nieder und begann die Zotteln des Hundes von den Eiszapfen zu befreien. Die Mutter half. Dann rieben beide an dem Fell herum, bis das Tier in einen einigermaßen erträglichen Zustand versetzt war. Es stand unterdessen ganz ruhig und unterzog sich willig der Behandlung, hob sogar selbst das Bein, an dem gerade gewischt wurde, leckte auch bald der Mutter, bald dem Sohne die Hand.

„So, Boi, fertig.“

Da schüttelte der Hund sich kräftig und machte sich über das Fressen.

Okolitsch hatte sich umgekleidet, hatte das Gewehr abgetrocknet, saß nun mit der Mutter bei der brodelnden Teemaschine im Zimmer und erzählte von seinem Mißgeschick. Von seinen in der Küche ausgehängten Kleidern stieg Dampf auf und Boi wälzte sich wohlgefällig zu den Füßen seines Herrn auf dem Rücken.

„Ich glaubte schon, daß der Abend schlecht werden und du nichts schießen würdest," sagte die Mutter. „Und zuletzt noch das Wandern durch den Wald in der Dunkelheit! Mir wird ganz unheimlich dabei, Borenka."

„Tut nichts, Muttchen," versetzte er lustig. „Schön war es doch. Siehst du, das ist Leben. Dabei fühlt sich der Mensch. Das ist etwas anderes als das Sitzen in dumpfen Stuben beim Kartenspiel oder gar bei inhaltlosem Gesellschaftsgeschwätz."

„Ja, ja, das ist richtig," meinte sie, „aber gefährlich sind diese Wanderungen doch."

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 9. Oktober 1910.

Revolution in Portugal — Ratschläge der „Kreuzzeitung" — Antisemitismus und Konservative — Waffenstillstand in der Metallindustrie — Aehrenthal in Turin — Iswolskis Fiasko.

Die recht laut geführten Erörterungen über die innerpolitischen Fragen sind am Anfang unsrer Berichtswoche plötzlich verstummt vor der kurzen Meldung aus Lissabon, daß die Portugiesen ihr Königshaus verjagt und die Republik ausgerufen haben. Wohl ist man in den unterrichteten politischen Kreisen schon seit Jahren auf den Eintritt des Ereignisses gefaßt; aber man hat die so oft angekündigte und wieder abgesagte Revolution doch nicht in diesem Augenblick erwartet. Überdies hat man bei uns in Deutschland der Möglichkeit des Gelingens einer Revolution in romanischen Staaten überhaupt mit einer gewissen Skepsis gegenübergestanden. Man hält die romanische Rasse für degeneriert und unfähig, sich aus dem tatsächlich eingetretnen wirtschaftlichen und staatlichen Verfall emporzuheben. Diese Auffassung gilt in Deutschland wohl auch noch heute besonders in konservativen Kreisen, die die verächtlichen Urteile über fremde Nationen ad absurdum geführt haben. Es sei an das erinnert, was in der rechtsstehenden Presse über Russen und Türken berichtet wurde und wird. Mit welcher nationalen Selbstüberhebung wurde bei uns über die beiden Völker geurteilt, wie wurde es versucht, ihre Erhebungen lächerlich zu machen. Dennoch haben beide Völker es verstanden, Wege zu betreten, die nach aller menschlichen Berechnung zur Wiedergeburt führen müssen. Über den Verlauf der Revolution in Portugal liegen einwandfreie Berichte noch nicht vor. Die Veröffentlichungen der neuen Regierung scheinen uns vor allen Dingen von der Absicht getragen, das Ausland zu beruhigen und mit Vertrauen in die neuen Verhältnisse zu erfüllen. Infolgedessen treten in ihnen auch die wahrscheinlich vorhandenen inneren Schwierigkeiten nicht genügend hervor. Aber das läßt sich schon heute erkennen, daß ähnlich den Jungtürken die

portugiesischen Republikaner die Staatsumwälzung sorgsam vorbereitet hatten und längst Herren des Landes waren, ehe der erste Schuß fiel. Man wird daraus folgern dürfen, daß die Änderung der Staatsverfassung einem tiefempfundenen Bedürfnis der Nation entsprach, mit andern Worten ausgedrückt, daß die Staatsform, die eben fiel, tatsächlich nur noch eine Form war, die von den nationalen Kräften des Volks nicht mehr belebt wurde. Für eine solche Auffassung spricht auch die wenigstens nach außen hin leidenschaftslose Form, in der sich alles in Lissabon abspielte. Das Leben des abgesetzten Königs wird seitens der neuen Regierung geschützt, man bringt weder ihm noch seiner Familie Haß entgegen — der König verläßt lächelnd, eine Zigarette rauchend, den ihm anvertrauten Thron.

Die Ereignisse in Portugal haben keine direkte Bedeutung für Deutschland. Vielleicht daß nun eine Regierung ans Ruder kommt, die die Interessen des Landes besser auch nach außen hin zu wahren versteht als die abgesetzte, und daß infolgedessen die Beziehungen zu den fremden Staaten eine auch für Deutschland günstigere Gestalt annehmen. Aber indirekt berühren uns die Vorgänge am Tejo unangenehmer, als wir es uns gerne eingestehen möchten. Zu diesem Eingeständnis zwingen uns einige Bemerkungen über die Revolution in Portugal aus den Kreisen derer, die gegenwärtig in Deutschland den maßgebenden Einfluß auf die innere Politik haben. „Kreuzzeitung" und „Kölnische Volkszeitung" sehen in der Revolution in Portugal lediglich den unheilvollen Einfluß der Liberalen und wollen ihren Lesern glauben machen, als sei die Vertreibung des Königs letzten Endes auf die „liberale Propaganda" zurückzuführen. Die Auffassung der beiden Blätter brauchte nicht tragisch genommen zu werden, wenn sie ihren Ausführungen hinzufügten, daß von konservativer und klerikaler Seite in Portugal kein wirksames Mittel ergriffen worden ist, um den drohenden Zusammenbruch der Monarchie zu verhindern. Beide Blätter lassen durchblicken, daß der Kaiser von Deutschland und König von Preußen einem ähnlichen Schicksal entgegensteuert, wenn er den liberalen Reformvorschlägen weiter folgen würde. Gegen die Warnung des kölnischen Zentrumsblattes läßt sich kaum etwas sagen, weil das Zentrum wenigstens die ihm wirksam erscheinenden Mittel anwendet, um der „liberalen Propaganda" ein Paroli zu bieten. Das Zentrum ist bekanntlich neben den Sozialdemokraten die am besten organisierte politische Partei. Sehen wir selbst von dem Einfluß ab, der in der Anlehnung der Organisation an die Geistlichkeit begründet ist, so müssen wir zugeben, daß das Zentrum durch seine Arbeiter- und Jugendvereine den Weg wenigstens in die katholischen Massen gefunden hat, daß das Zentrum ganz außerordentlich fleißig ist in der Bekämpfung der „liberalen Propaganda". Daß die Tätigkeit des Zentrums letzten Endes der Nation gefährlich ist, weil sie ultramontan und antideutsch ist, soll hier einmal unerörtert bleiben, — das Zentrum arbeitet für seine Idee. Welche Verdienste hat hierneben die deutschkonservative Partei für die politische Fortbildung ihres eigenen Nachwuchses aufzuweisen? Ihre Vereinigungen dienen wohl Werken der christlichen Nächstenliebe, sie stimmen alljährlich für den Heeres- und Marineetat — doch welche bürgerliche Partei handelt heute anders? Für die Entwicklung des gesunden konservativen Sinnes tut sie nichts. Es gilt als unvornehm, mit dem Arbeiter in Berührung zu treten, ihn zu belehren; es gilt als demokratisch, wenn studentische Vereine sich höhere Aufgaben stellen als Fechten und Biertrinken; die Aufforderung, in erregten Zeiten sich im politischen Leben zu betätigen und den demokratischen Anschuldigungen Aug' in Aug' zu begegnen, wird mit Entrüstung zurückgewiesen. Das alles wird der Familie, dem vornehmen Zirkel und — der Zeit überlassen. Im übrigen soll der Staat durch seine Organe

besorgen, was in jenen Zirkeln als notwendig erachtet wird. Von wem aber werden die staatlichen Organe bedient? Doch zumeist von solchen Männern, die aus dem Volk aufstiegen, das nunmehr durch hundert Jahre durch die „liberale Propaganda" „verseucht" wird. Die Volksschule ist doch längst eine Domäne des Freisinns, in den Gymnasien und Realschulen dürften Männer mit der Gesinnung, die seitens der „Kreuzzeitung" allein als konservativ anerkannt wird, wohl kaum die Mehrheit in der Lehrerschaft bilden. Welche Versuche hat die deutsch-konservative Partei gemacht, um der „liberalen Propaganda" in den Schulen zu begegnen? Man wird auf unsere Schulgesetze hinweisen. Ja, müssen nicht gerade ganz bestimmte Verhältnisse in unserem Schulwesen der konservativen Politik zur Last gelegt werden, die daran schuld sind, wenn von einer „Entfremdung zwischen Volk und Recht" gesprochen werden kann, ohne daß sich Widerspruch erhebt? „Die konservative Partei", so schreibt gerade vor einem Jahre ein streng konservativer Mann in den „Grenzboten", „hat dem Thron und der Staatsautorität den stärksten Stoß versetzt, den wir seit langer Zeit zu verzeichnen haben.... Es ist die erfolgreichste Art, die Saat der Revolution auszustreuen.... Die Art, wie die Konservativen ... den Bundesrat gezwungen haben, eine Reichsfinanzreform anzunehmen ... ist das stärkste Attentat auf die Autorität von Krone und Staat, das seit der Reichsgründung unternommen worden ist." Und diese der Nation entfremdete Partei, die einen Punkt von ideellem Wert nach dem andern aus ihrem Programm preisgibt, die will heute das Schicksal der Monarchie in Deutschland an das ihrige knüpfen?

Wir bekämpfen das an der deutschkonservativen Partei, was diese selbst als Internationalismus, als parteiischen Egoismus und als unberechtigte Machtgelüste bei den Demokraten bekämpft. Und die Parteileitung gibt uns erneut Gelegenheit, sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie den Konservatismus entgegenführt. Das Schädliche der konservativen Finanz- und Wirtschaftspolitik ist in den „Grenzboten" bereits genügend unterstrichen worden. Heute müssen wir darauf hinweisen, wie wenig die Partei auch in anderer Hinsicht mit den tief wurzelnden Gefühlen des Volks bekannt ist. An sich eine achtungsvolle Konzession an den kulturellen Fortschritt, stellt die öffentliche Preisgabe des Antisemitismus als Grundsatz des konservativen Parteiprogramms im gegenwärtigen Zeitpunkt einen schweren taktischen Fehler dar. Im Lande draußen wird man den Grund, den die „Kreuzzeitung" angibt, nicht verstehn. Man wird besonders bei den Bauern und im städtischen Mittelstande in dem Entschluß lediglich eine Konzession an das „Kapital" oder gar eine Unterwerfung unter das „Kapital" erkennen. In den kirchlichen Kreisen wird man nicht mit Unrecht eine Schwächung des Rückhaltes befürchten, den die evangelische Kirche an der konservativen Partei hatte. Bei den Juden aber erregt die Preisgabe des Antisemitismus Mißtrauen und Kopfschütteln. Treffend sagen sie: wenn es den Konservativen ernst ist mit ihrem Entschluß, dann müssen sie unsere Söhne auch als vollberechtigte Kameraden in die Armee aufnehmen; tun sie das nicht, dann wollen sie lediglich unsere Geldmittel für die Wahlkampagne gewinnen. Läßt sich die konservative Parteileitung von ideellen Gesichtspunkten leiten — wir wollen das nicht anzweifeln —, dann würden Taten genügen, um solchem Ausdruck zu verleihen, ohne die einmal im Volke lebenden Instinkte, mit denen in der Politik gerechnet werden muß, aufzustacheln. Nun ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß die Konservativen sich von der offiziellen Preisgabe des Antisemitismus ganz reale Erfolge versprechen. Im Osten sind ihre Mandate durch Nationalliberale und Sozialdemokraten bedroht. Vielleicht gibt es doch Mittel, mit denen der Ansturm von links abgewehrt werden könnte?!

Neben dem Streit in den bürgerlichen Lagern hat der Kampf in der Metallindustrie die Aufmerksamkeit gefesselt. Nachdem die Arbeitgeber ernsthaft entschlossen schienen, 350000 Arbeiter auszusperren, haben die Arbeiterorganisationen klein beigegeben und sich den Bedingungen der Arbeitgeber unterworfen. Immerhin ist für die Arbeiter noch eine ganze Menge herausgekommen: Erhöhung des Stundenlohnes, Festsetzung eines Anfangslohnes für neu eintretende Arbeiter, Verkürzung der Arbeitszeit. Wir wissen nicht, ob wir unter diesen Umständen erhebliche Freude über die Beilegung des Kampfes äußern sollen. Gewiß, wenn wir an die tausende von hungernden und frierenden Kindern denken, dann mag uns der Friede erleichtert aufatmen lassen. Sind aber damit die Erwägungen erschöpft? Gibt es nicht Gesichtspunkte, die uns zwingen, die Augen vor vorübergehender Not zu schließen? Wir glauben, und die Haltung der Arbeiter in Hamburg ebenso wie des „Vorwärts" bestärkt uns darin, daß die Arbeiterorganisationen einen Sieg errungen haben, der nicht nur den Unternehmern, sondern dem ganzen Reich noch teuer zu stehen kommen dürfte. Trotz aller damit verbundenen Not scheint es uns für die nähere und weitere Entwicklung gesünder gewesen zu sein, wenn die Unternehmer den Gewerkschaften kein Entgegenkommen gezeigt hätten. Nach dem Verlauf des Parteitages zu Magdeburg, nach der Weigerung, mit den christlichen Arbeiterorganisationen verhandeln zu wollen, und nach den Vorgängen in Berlin erscheint uns der Waffenstillstand als ein Sieg der Sozialdemokratie. Wir wissen nicht, ob dem bürgerlichen Unternehmertum bald eine günstigere Gelegenheit geboten werden wird, um den Arbeitern zu beweisen, daß nicht die Sozialdemokraten, sondern die Unternehmer Herren in ihren Betrieben sind. Wir sind überzeugt, daß das als Lohnkampf ausstaffierte Ringen zwischen Unternehmertum und Sozialdemokratie zu einer Zeit wieder aufgenommen werden wird, wo es der bürgerlichen Gesellschaft noch unangenehmer sein dürfte, wie gegenwärtig.

Die unerfreulichen Zustände im Inlande wecken naturgemäß bei den Feinden unserer Machtstellung im Weltkonzert Hoffnungen, die mit unserem Wohlergehen nichts gemein haben, und Gedanken schlüpfen auf das Druckpapier, die ernsthafte Politiker sonst gern für sich behalten. So sehen wir in der russischen Presse hier und da die Vermutung auftauchen, Deutschland trete nach außen nunmehr energischer auf, weil es nicht ungern einen Krieg herbeikommen sähe, um die Aufmerksamkeit der Nation von den innern Nöten abzulenken. Das Rezept ist echt russisch. In Wirklichkeit ist man uns an der Newa gram, weil wir nicht nur einen tüchtigen Leiter für unsere auswärtigen Angelegenheiten gefunden haben, sondern weil auch der Dreibund aus den Krisen der vergangenen Jahre so gekräftigt hervorgegangen ist, daß Italien immer neue Gesichtspunkte findet, die ihm seine Bundestreue nützlich erscheinen lassen. Sehr wirksam in dieser Beziehung war die deutsch-österreichische Balkanpolitik, die im Gegensatz zu den Intrigen an der blauen Brücke zu Petersburg und am Kai d'Orsai eine feste Garantie für die friedliche Entwicklung im nahen Osten bietet. Von der Ehrlichkeit unserer Absichten im Orient hat sich der König von Italien überzeugen können, nach der eingehenden Aussprache zwischen seinem Minister des Aeußern und dem Grafen Aehrenthal zu Turin, die durch eine Audienz in Racconigi abgeschlossen wurde. In dieser Aussprache ist das ganze Lügengespinst aufgedeckt worden, mit dem die französische Presse die deutsch-österreichische Politik zu überziehen drohte.

Am härtesten ist durch die Aussprache Herr Iswolski getroffen. Sie hat alle seine Hoffnungen, Italien vom Dreibund zu trennen und einen an Rußland angelehnten Balkanbund zu schaffen, mit einem Schlage begraben. Dieser Ausgang kommt indessen nicht überraschend und Herr Iswolski hat ihn kommen sehen,

nachdem sein mächtiger Protektor Eduard der Siebente die Augen geschlossen hatte. Die Anlehnung Rußlands an England, die die liberale Presse Herrn Iswolski stets als Verdienst anrechnete, ist in Wahrheit nichts anderes gewesen als die kritiklose Befolgung der egoistischen Ratschläge des Britenkönigs. In dem Augenblick, wo die Ratschläge ausblieben, trat auch Herrn Iswolskis Unfähigkeit, den wahren Interessen Rußlands zu dienen, zutage. Die letzte Probe auf seine Geschicklichkeit sollte in der Verhinderung der Aussprache zu Turin bestehn. Nachdem sein Einfluß sich in Rom als unmaßgeblich erwiesen hatte, war auch die Entlassung aus dem Dienst als Minister des Äußern sicher. Herr Iswolski geht als Botschafter nach Paris, das ist dahin, wo er seine während der letzten Kampagne gegen den Dreibund gewonnenen Freundschaften weiter pflegen kann. Geschickt dünkt uns die Erinnerung nicht. Denn nachdem die Fäden eines Diplomaten so aufgedeckt wurden, wie es Herrn Iswolski geschah, dürfte sein ferneres Ränkespiel auch weithin leicht zu durchschauen sein.

Berichtigung. In Heft 40 Seite 40 unterste Zeile muß es heißen: „Der Beifall ... veranlaßte Herrn Stresemann, der in Sachsen einen Kampf gegen den Ultramontanismus nicht durchzuführen hat, vor Verallgemeinerungen zu warnen."

Grundlegende Kolonialliteratur. Es war bis vor wenigen Jahren keine reine Freude, sich mit den Neuerscheinungen auf kolonialem Gebiet kritisch beschäftigen zu müssen. Geschrieben wurde auf diesem Gebiet im letzten Dezennium außerordentlich viel, aber was dabei herauskam, war danach. Wenn ich so meinen Bücherschrank durchsehe, in dem neben älteren, mehr oder minder grundlegenden Werken hervorragender Forscher so ziemlich alles aufgestapelt steht, was der Büchermarkt während meiner zehnjährigen kolonialpubliziſtischen Tätigkeit an einschlägiger Literatur gebracht hat, so fühle ich mich manchmal versucht, mit einigen kühnen Griffen Platz zu schaffen und den Papierkorb zu bereichern. Nur ein gewisses Gefühl von Pietät und die Erwägung, daß die vielen Bücher und Broschüren immerhin Dokumente einer historischen Entwickelung sind, wenn sie auch mit seltenen Ausnahmen einen eigenen sachlichen Wert nicht besitzen, läßt allemal meine Hand wieder sinken.

Seit einigen Jahren, mit der fortschreitenden Erforschung und Erschließung unsrer Kolonien, waren allmählich beachtenswertere Publikationen zu verzeichnen. Paasche, Perrot und Samassa lieferten für Ostafrika, Rohrbach, Külz und Schlettwein für Südwestafrika ganz anschauliche und brauchbare Darstellungen der wirtschaftlichen Verhältnisse und Aussichten. Aber das waren alles Bücher, die mehr an den zünftigen Kolonialpolitiker, weniger an die breitere Öffentlichkeit sich wandten, denn sie setzten gewisse Vorkenntnisse in geographischer und völkerkundlicher Hinsicht voraus, die man eben leider bisher bei uns im allgemeinen nicht hat. Da eine zuverlässige Literatur auf diesem Gebiet fehlte, konnte man solche Kenntnisse auch gar nicht erwarten.

Eine umfassende Landeskunde unsrer Kolonien hat uns erst jetzt Hans Meyer in seinem neulich gewürdigten Werk „Das deutsche Kolonialreich" geliefert, das freilich eigentlich nur für den Gebildeten, nicht für die breitere Masse des Volkes bestimmt ist.

Dasselbe gilt, wenn auch nicht in solch ausgesprochenem Maße, für das kürzlich nach zwölfjähriger Frist in zweiter Auflage erschienene Werk von Prof. Kurt Hassert*): „Deutschlands Kolonien". Die erste Auflage war schon lange veraltet

*) Hassert, „Deutschlands Kolonien". Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirtschaftliche Bedeutung unsrer Schutzgebiete. Zweite erweiterte und vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Dr. Seele u. Co.

und stellte — bisher das einzige ernsthafte Buch seiner Art — ein ziemlich mangelhaftes Orientierungsmittel über die Kolonien dar. Dem Verfasser konnte man aber daraus gewiß keinen Vorwurf machen, denn die Erforschung unsres Kolonialreichs stand eben damals noch in den Kinderschuhen. Eine um so gründlichere Darstellung ist die vorliegende zweite Auflage. Sie wäre noch brauchbarer, wenn Hassert wenigstens das wichtigste Quellenmaterial angeführt hätte. Doch das ist ein Mangel, den nur der Wissenschaftler und Publizist empfindet. Wenn der Verfasser dies im Schlußwort für unnötig erklärt, so kann ich ihm darin nicht beipflichten, denn das wichtigste Material steckt in teuren amtlichen Publikationen, die auch dem Fachmann nicht ohne weiteres und uneingeschränkt zur Hand sind. Auch das Sachregister könnte etwas ausführlicher sein, es fehlen darin manche wichtigen Stichworte.

Die stoffliche Einteilung des Werkes ist, wie dies in der Natur der Sache liegt, ungefähr dieselbe wie beim Meyerschen. Ein Vorteil gegenüber jenem besteht in den frisch und anschaulich geschriebenen allgemeinen Kapiteln über die Vorgeschichte der deutschen Kolonialbestrebungen und die Erwerbung der deutschen Schutzgebiete. Es steckt darin doch allerlei, was das Verständnis für die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Kolonien erleichtert. Namentlich gilt dies für das heranwachsende Geschlecht, das die Zeit der Kolonialerwerbungen nicht miterlebt hat, also auch den Geist jener Zeit nie so verstehen kann wie wir.

In lebendiger, ziemlich volkstümlicher Schilderung werden nun die einzelnen Kolonien behandelt, jede nach ihrer Geschichte, Landes- und Volkskunde, Wirtschaftsgeographie gegliedert. Den Schluß bildet ein Kapitel über die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien. Von dieser Bedeutung ist nun allerdings nachgerade jeder ernstdenkende Mensch überzeugt. Nichtsdestoweniger ist es in einem Buch, wie dem vorliegenden, das nicht zum wenigsten als Lehr- und Handbuch für die heranwachsende Jugend, für Studierende, Handelsschüler u. dgl. gedacht ist, keineswegs überflüssig, daß die Erkenntnis dieser Bedeutung durch Darlegung der historischen und wirtschaftspolitischen Gründe gestützt wird. Auch in diesem Punkt weicht das Hassertsche Werk wieder von dem Meyerschen ab, das sich auf die Darstellung der Natur und Wirtschaft der Kolonien beschränkt und es dem Leser überläßt, die erforderlichen Schlüsse daraus zu ziehen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das Hassertsche Werk auch einigen Bilderschmuck aufweist, der allerdings mit dem Meyerschen sich nicht messen kann. Dafür ist das Werk auch wesentlich billiger. Eigentlich hätten Verfasser und Verleger sich die Bilder sparen können, denn eine ausreichende Illustration vermögen diese ja doch nicht zu bieten. Ein Teil davon ist zwar ganz gut, aber dafür haben verschiedene alte Holzschnitte und mäßige Photographien um so weniger Anschauungswert, und eine Tafel mit der Unterschrift „Regierungsstation und Postamt in Buea (Kamerun)“ gibt sogar geradezu ein falsches Bild. Sie stellt nämlich nur das bescheidene Postamt dar. Eine „Regierungsstation“ gibt es in Buea überhaupt nicht, sondern dort befindet sich das Gouvernement für ganz Kamerun, das erheblich imposanter aussieht. Die dem Werk beigegebenen Karten sind dem Reimerschen kleinen Kolonialatlas entnommen und dementsprechend ganz brauchbar.

Wendet das Hassertsche wie das Meyersche Werk sich ausschließlich an die Gebildeten und namentlich diejenigen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, sich ins einzelne gehende Kenntnisse über die Kolonien zu erwerben, so dienen zwei andre Werke mehr der Belehrung in Schule und Haus. Da ist zuerst das von dem bekannten Südwestafrikaner, Major Kurd Schwabe, herausgegebene Pracht-

werk zu nennen, das unter dem Titel: „Die deutschen Kolonien“*) bei der Verlagsanstalt für Farbenphotographie Weller u. Hüttich in Berlin erscheint. Ich betone hier in vorderster Reihe die Verlagsfirma, weil diese bei einem derart großzügigen Illustrationswerk natürlich neben dem Herausgeber das Hauptverdienst für sich in Anspruch nehmen darf. Es war keine Kleinigkeit, die Bilder durch Hinaussendung von Photographen zu beschaffen und dann in umständlichen Versuchen die für die Reproduktion am besten geeigneten Aufnahmen herauszufinden. Demgegenüber erscheint die Arbeit der Verfasser des Textes gering. Damit soll diese aber keineswegs verkleinert werden. Im Gegenteil, die Herren, meist alte Kolonialleute, haben mit ihren Schilderungen den farbenprächtigen Bildern einen würdigen Rahmen gegeben. Aber die Hauptstärke des Werkes liegt doch in der Illustration, die von seltenem Anschauungswert ist. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Farbenphotographie bei kolonialen Anschauungsbildern besonders viel für sich hat, denn sie ersetzt in viel höherem Maße, als dies das schwarze Bild kann, die gerade hinsichtlich der Kolonien schwer zu erreichende persönliche Anschauung. Allerdings wird der Preis des Werkes dadurch sehr erheblich. Es können sich nur verhältnismäßig wenige leisten, für ein Werk 200 Mark auszugeben, auch wenn es, wie das vorliegende, wirklich so viel wert ist. Bis jetzt ist etwa die Hälfte der Lieferungen erschienen und ein Überblick über das Gesamtwerk immerhin möglich. Für viele Kolonialfreunde mag es von Interesse sein, daß die großen lose beigelegten Bildertafeln auf dunklen Karton aufgezogen sind und sich vorzüglich als Zimmerschmuck verwenden lassen.

Ein billigeres Gegenstück zu diesem großen Prachtwerk ist das von dem Unterzeichneten bearbeitete koloniale Anschauungswerk: „Eine Reise durch die deutschen Kolonien“**). Es erscheint in Einzelbänden zum Preise von je 4 bis 5 Mark und behandelt die einzelnen Kolonien nach Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, Kolonialwirtschaft. Der Band enthält 80 bis 125 Bilderseiten und ebenso viele Textseiten auf Kunstdruckpapier. Jeder Bilderseite steht die dazu gehörige Textseite gegenüber. Um nicht selbst pro domo zu reden, möchte ich auf die Besprechung des ersten Bandes aus der Feder eines Ostafrikaners, Hauptmann A. Fonck, in Nr. 48 des letzten Jahrgangs verweisen. Diese gibt eine der vielen anerkennenden Meinungsäußerungen bekannter Kolonialmänner wieder. Aber auch in Schulkreisen hat das Werk großen Anklang gefunden. Es ist von der preußischen, badischen und württembergischen Schulverwaltung amtlich empfohlen worden.

Ein namhafter Schulmann und Ethnograph, Oberstudienrat Dr. Lampert in Stuttgart, schrieb dem Unterzeichneten als Urteil darüber: „Das Werk ist gleich in vorzüglicher Weise geeignet, ein Bild von dem landschaftlichen Charakter der Kolonien in ihren verschiedenen Teilen, den Eingeborenen und den wirtschaftlichen Verhältnissen, zu geben. Es eignet sich ganz hervorragend für Unterrichtszwecke, und ich freue mich, daß dies in Württemberg auch von maßgebender Seite

*) „Die deutschen Kolonien.“ Mit über 250 Farbenphotographien nach der Natur (40 Tafelbildern und 210 Textbildern) herausgegeben von Kurd Schwabe. 10 Lieferungen zum Preise von je 20 M. Berlin SW., Lindenstr. 71, Verlagsanstalt für Farbenphotographie Weller u. Hüttich.

**) „Eine Reise durch die deutschen Kolonien.“ Herausgegeben von der illustrierten Zeitschrift „Kolonie und Heimat“. Band I. Deutsch-Ostafrika, mit 2 Karten und 169 Bildern; Band II. Kamerun, mit 2 Karten und 209 Bildern; Band III. Togo in Vorbereitung. Text von Rudolf Wagner unter Mitwirkung von Prof. C. Uhlig. Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften G. m. b. H., Berlin.

anerkannt wurde. Ich hatte vor längerer Zeit Gelegenheit genommen, unter Vorlage des ersten Bandes mit einem der Referenten in der Kgl. Ministerialabteilung für die höheren Schulen über das Unternehmen und seine Vorzüge Rücksprache zu nehmen und erhielt nun vor kurzem von dieser Behörde eine amtliche Mitteilung, daß es zur Anschaffung für Schulzwecke empfohlen worden sei."

Auch andre bekannte Schulmänner haben mit ihrer Anerkennung nicht gegeizt, und die Tatsache, daß vom ersten Band kaum ein halbes Jahr nach Erscheinen eine neue Auflage bewerkstelligt werden mußte, dürfte für das vermöge seiner vornehmen Ausstattung namentlich auch zu Geschenkzwecken geeignete Werk sprechen.

Kurz und gut, das letzte und das laufende Jahr haben uns vier koloniale Werke beschert, von denen jedes in seinem Kreis der kolonialen Belehrung gute Dienste leisten wird. Rudolf Wagner

Aviatik, Publikum und Presse. So lange schon geflogen wird, beschäftigt sich sowohl das Publikum als, in noch erhöhterem Maße, die Presse mit dieser modernsten aller Errungenschaften — oder besser: sie sollte es tun. Dennoch ist sie sich der Aufgabe nicht bewußt, welche ihr die Aviatik auferlegt.

Sprechen wir zuerst vom Publikum. Das Flugplatzpublikum zeichnet sich durch eine ganz besondere Psychologie aus. Eine Psychologie, deren Erscheinungen sich erst bemerkbar machen seit dem Auftauchen der modernen Fliegekunst, der Errichtung von Flugplätzen und der Veranstaltung von nationalen und internationalen Flugkonkurrenzen. Eine Psychologie, die wir bisher nicht kannten; die weder auf dem Rennplatz noch im Velodrom zu finden ist. Ihr Gebiet beschränkt sich ausschließlich auf den Flugplatz.

Irgendwo findet eine Fliegerkonkurrenz statt, wird eine Flugwoche abgehalten. Plakate verkünden das Ereignis. Statt des üblichen Sonntagnachmittagspaziergangs wandert die Familie zum Sportplatz. Das gehört zur allgemeinen Bildung. Das muß man gesehen haben. Denn schließlich will man aus eigener Anschauung und Erfahrung darüber reden können. Deshalb wird auch das Eintrittsgeld bezahlt. Und es ist eine alte Tradition: man bezahlt und erhält etwas für sein Geld. Das Plakat hat's verkündet; auch die Fähnchen in den Schaufenstern wehten: Heute wird geflogen. Ergo: es muß geflogen werden.

Der Zeiger hat die Stunde, mit der das Fliegen beginnen sollte, längst überschritten. Man ist geduldig. Gibt das akademische Viertel zu. Und wartet. Aber auch das läuft ab. Nichts regt sich. Aufgeregt zieht der Familienvater die Uhr aus der Tasche: Mutter und Kinder rechnen den Zeitverlust nach. Ein zweiter Familienvater tut desgleichen. Dann auch ein dritter, ein vierter. Und so weiter. Schließlich murrt das Publikum, immer noch wartend. Eine weitere Stunde. Vielleicht auch zwei Stunden. Dann aber bricht's los. Und schimpft. Beschuldigt die Veranstalter der Konkurrenz des Betrugs und, wenn es gar zu regnen anfängt, der Gaunerei. Es sieht sich in seinen teuer erkauften schönsten Hoffnungen betrogen und sieht nichts für sein Geld. Ein Totalisator ist auch nicht da. Eine Wirtschaft womöglich nicht in der Nähe. Da steht man und steht. Vielleicht, wenn alles gut geht, schieben gelegentlich, anscheinend eifrigst bemüht (so sehen die Augen des Publikums), ein paar Menschen einen Flugapparat aufs freie Feld. Dann wird noch etwas daran ausgebessert, eine Stange zurechtgebogen, das Gleichgewicht ausprobiert. Schon sitzt der Flieger auf seinem Sitz. Jetzt geht's los. Der Motor wird angedreht. Er rattert und rattert. Und rattert wieder und rattert immerzu. Und hört nicht auf zu rattern. Aber der Apparat geht nicht hoch. Mit dem Motor zieht auch die Spannung im Publikum etwas an. Freilich nur wenig, denn was soll ein einziger Flieger? Hat man dafür bezahlt? Zehn, fünf-

zehn wollte man in der Luft fliegen sehn! Und während der Zuschauer so denkt, geschieht das Unglaubliche: der Motor wird abgestoppt. Der Flieger steigt von seinem Sitz herunter. Steht, mit den Händen gestikulierend, neben seinem Apparat, was zu deutsch heißen soll: der Motor ist defekt, es wird nicht geflogen, oder: der Wind weht zu stark. Und Stunde um Stunde vergeht. Das Publikum schimpft und stampft und geht und möchte am liebsten sein Geld zurückverlangen. Und sagt: Das ist ja doch nichts. Beim Ersten funktioniert der Motor nicht, dem Zweiten ist ein Flügel gebrochen, dem Dritten weht der Wind zu stark und der Vierte, der fliegen sollte, war überhaupt nicht da. Und kein Mensch soll es wagen, ihm je wieder von der Fliegerei zu sprechen. Selbst dann nicht, wenn alles gar nicht so schlimm gewesen und der Zuschauer tatsächlich das Wunderbare eines wenn auch vielleicht nur kurzen Ikarusfluges erleben durfte, wenn er, wenige Minuten nur, den Wundervogel in der Luft schweben sah, der dann, infolge irgendeines Defekts, plötzlich zur Erde niederstürzte und unter seinem zertrümmerten Gerippe den kühnen Flieger begrub. Eine Enttäuschung und unserm Publikum ist der ganze Spaß verdorben. Das Wunderbare kann es und will es noch nicht verstehn. Sieht es doch in diesem Flieger zum größten Teil nur eine Sensation, eine sportliche Unterhaltung, ein Kunststückchen. Selten mehr. Hinter die Geheimnisse des Fluges kommt es nicht. Ebensowenig wie es höhere Gewalten anerkennen will, die einen Flug unmöglich machen. Den Wind, der den Flieger zu Tode stürzen kann, bemerkt es nicht. Bewegt er doch kaum die Baumkronen. Und will nicht verstehn, daß der Aviatiker nicht um einem minderwertigen Preis Maschine und Leben riskieren will. Denn noch jedes Schaufliegen hat zum mindesten Apparate gekostet.

Nein, das Publikum ist noch nicht auf der Höhe dieses großartigen Kulturfortschrittes. Es vermag noch nicht, ihn in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. Es gönnt ihm keine Entwicklung. Über Nacht war er da. Am Morgen sprach man von der Eroberung der Luft. Folglich muß man jetzt fliegen können.

Gedanken und Anschauungen, die, wenn sie auch merkwürdig erscheinen, doch keineswegs neu sind.

Schon den ersten Flugversuchen des Aviatikers Euler in Frankfurt am Main stand das Publikum verständnislos gegenüber. Daß der Flieger nicht gleich bei seinen ersten Versuchen Maschine und Leben aufs Spiel setzte, verargte man ihm. Noch hatte niemand einen Apparat in der Luft fliegen sehn, da wurden schon die ersten sprunghaften Versuche bespöttelt. Auch Latham, der Kühnsten einer, mußte es erleben, daß das Petersburger Publikum ihn auspfiff und nur polizeilicher Eingriff den Pöbel am Zerstören der Maschine hindern konnte. In Dresden enttäuschte Gaubert die Zuschauer. Sie durchbrachen die Schranken, stürzten sich auf den Apparat. Auch in München durchbrach die ungeduldige Menge die Barriere und verhinderte so, zu ihrem eigenen Nachteil, jeden weiteren Versuch. In London führte die drohende Haltung des unbefriedigten Publikums zu einer Katastrophe: Der Aviatiker Clayton ließ sich zu einem Fluge verleiten; eine unfreiwillige Landung im Zuschauerraum forderte Menschenopfer. Auch der jüngst in Stettin erfolgte Absturz Robls, der den Tod des Fliegers zur Folge hatte, ist auf die ungeduldige Haltung des Publikums zurückzuführen. Es ist sich natürlich seiner Schuld an solchen tragischen Ausgängen nicht bewußt. Und führen sie zu Unglücksfällen, die ihre Opfer außerhalb der Flugbahn, im Zuschauerkreis, suchen, so findet die Entrüstung über die Leichtsinnigkeit der Flieger keine Grenzen. Die Menge vergißt, daß oft nur ihr Drängen, ihre Schaulust die Ursache eines Aufstiegs und der dann eingetretenen Katastrophe ist. Und nicht nur das, sondern sie

läßt sich noch zu Ausschreitungen hinreißen. So war es auch bei dem schweren Unfall, der sich während der Budapester Flugwoche ereignete: die Wut der Menge richtete sich vor allem auf den Aviatiker und seinen Apparat. Nicht Hilfeleistung ist ihr erster Gedanke, sondern Rache.

Aus allen Erdteilen kommen solche Berichte, die durchaus keine Phantasien sind. In Brescia wurde im vergangenen Jahr das Publikum durch ein Kavallerieaufgebot an Gewalttätigkeiten gehindert. In Üsküb soll ein Flieger, der die Schaulust des Publikums nicht befriedigen konnte, gelyncht worden sein.

Solche Tatsachen zeigen, wie weit entfernt das große Publikum noch davon ist, dem Flugproblem und seiner Entwicklung Verständnis entgegen zu bringen. Und wie notwendig es ist, daß es zu diesem Verständnis erzogen werde.

Und die das Publikum dahin erziehen sollte, das ist die Presse, die als Vertreterin der öffentlichen Meinung auf diese selbst so viel Einfluß hat. Sie sollte es. Weshalb aber tut sie es nicht nur nicht, sondern sucht das Publikum gegen die Fortschritte der Aviatik zu stimmen und mißtrauisch zu machen? Daß dem so ist, beweisen die Flugberichte, denen wir in den Tageszeitungen begegnen. Oft genug steckt leider der Flugplatzreporter in der Haut des Familienvaters, ist er ein Atom des Ganzen, des Publikums. Er hat kein Interesse für die Sache, will nur seine Schaulust befriedigen. Gelingt das dem Flieger nicht, lesen wir andern Tags die Folgen in der Zeitung. Was Wunder, wenn der Leser dann in seinem Urteil sich unterstützt sieht!

Ein Beleg. Ich las einmal in einer großen Zeitung einer sehr großen Stadt folgenden Flugbericht: „Die Veranstalter ... sind wie die modernen Schwankdichter, die in einem mehrere Stunden währenden Theaterabend unter lauter schalem Zeug gerade drei amüsante Pointen geben und dann schon glauben, daß sie eine Wunderleistung vollbracht hätten. Auch der gestrige Flugtag, an dem die Konkurrenzen von 1 bis 6 Uhr ausgeführt werden sollten, war recht wenig amüsant, bis auf ein paar kurze, zum Teil freilich großartige Leistungen. Prachtvoll war der Höhenflug, den Latham noch ganz zuletzt — schon außer Konkurrenz — machte, als bereits die Abendnebel einen Teil des Flugplatzes einhüllten."

Ein typisches Beispiel moderner Flugkritik. Ein Vergnügen, ein Späßchen soll so ein Fliegen sein. Und mit einer abgedroschenen Phrase und einem billigen Pinselstrich Abendstimmung wird eine seltene Leistung begraben.

Und wie oft begegnet man nicht Berichten wie diesem: „Der gestrige Tag war ein totaler Mißerfolg. X versuchte mehrmals aufzusteigen, mußte aber die Versuche wegen des starken Windes ebenso oft wieder aufgeben. Nach längerem vergeblichen Harren verkündete ein Signal, daß infolge des starken Windes die Flugversuche nicht stattfinden konnten."

Nein, das ist keine Berichterstattung. Möglich, daß der Schreiber, durch die Anstrengungen seines Berufs ermüdet, des Harrens überdrüssig wurde. Dann aber ist es besser, er unterläßt seinen Bericht, wenn er der Sache nicht mehr Interesse entgegenbringen kann. Machen denn die Veranstalter der Flugkonkurrenzen oder die Flieger selbst den Wind und können sie ihn, je nach Belieben, ein- und ausschalten? Und kann man es dem großen Publikum, das in solcher Schule erzogen wird, verdenken, wenn es keine besseren Lehren mit auf den Flugplatz bringt?

Aufgabe, dankbare Aufgabe der Presse wäre es, sich in den Dienst der Aviatik zu stellen. Nur dann bändigt sie die ja auch von ihr gerügte „bête humaine" des Flugplatzes, bringt das Publikum in ein richtiges Verhältnis zu dieser noch in ihren Anfängen steckenden Wissenschaft, die kein Sport mehr ist, und erwirbt sich dadurch Verdienste für beide Teile. Dr. Max Rudolf Kaufmann

Briefe von und an Friedrich v. Gentz. (Band I und II, München und Berlin 1910. Verlag von R. Oldenbourg.) Diese auf vier Bände berechnete, von der Wedekindstiftung zu Göttingen veranlaßte und unterstützte Publikation soll „teils ungenügend gedrucktes, teils gänzlich vergriffenes oder zerstreutes, vor allem aber ungedrucktes Material zur Lebensgeschichte von Fr. Gentz in brauchbarer Form der Wissenschaft zugänglich machen". Der erste Band bringt zuerst die Briefe, die Gentz in den Jahren 1785 bis 1791 an seine Jugendfreundin Elisabeth Graun, spätere Frau v. Stägemann, gerichtet hat. Norddeutsche Sentimentalität ist der Charakter dieser Briefe; die meisten enthalten gefühlvolle Betrachtungen über Liebe und Freundschaft, Tugend und Glückseligkeit. „Sie, meine liebe Graunin, haben zur Glückseligkeit, die man auf diesem edlen, glorreichen Wege, auf dem Pfade der Tugend erlangt, einen herrlichen Grund in sich; Ihre sanfte, fühlbare Seele müßte Sie unausbleiblich glücklich machen, wenn Sie es immer dahin bringen könnten, daß sie mit Ihrem hellen und ruhigen Kopfe in Harmonie stünde." Und in diesem Predigertone geht es noch lange fort. Von einer anderen Seite zeigt sich Gentz in der dann folgenden Korrespondenz mit seinem Lehrer und Freunde, dem Breslauer Popularphilosophen Christian Garve. Diese Briefe lassen einen Blick tun in die tiefen und ausgedehnten politischen Studien des jungen Gentz. Er arbeitet an einer Geschichte der französischen Revolution, die er aus den ersten Quellen darstellen will. Mit dem lebendigsten Interesse verfolgt er den Gang der großen Politik. „Sie würden erstaunen, wenn Sie die Menge von Zeitungen sehen sollten, die jetzt posttäglich durch meine Hände gehen. Zwei Tage der Woche sind lediglich und ausschließend dem Lesen der Zeitungen und sorgfältigen Exzerpieren und Klassifizieren ihres Inhalts eingeräumt. Außer der „Posseltschen Zeitung", der „Leydener", „Hamburger" und andern deutschen bekomme ich nun regelmäßig fünf große französische Zeitungen: „Redakteur", „Konservateur", „Journal de Paris", „Ami des Loix", „Moniteur", und drei englische: „London Chronicle", „Morning Chronicle" uud „Courier de Londres"." Der Wunsch, Journale aus der ersten Zeit der Revolution aus der Weimarer Bibliothek zu erhalten, bringt ihn in Verbindung mit Karl August Böttiger, „von dem über Personalien, Bücher, literarische Unternehmungen stets das Neueste und Beste zu erfahren war". Die an ihn gerichteten Briefe bilden den Schluß des ersten Bandes.

Die im zweiten Band abgedruckten Briefe an den schwedischen Diplomaten Karl Gustav v. Brinckmann und den romantischen Philosophen Adam Müller sind zum größten Teil in den Jahren 1800 bis 1810 geschrieben. Sie enthalten viele literarische Urteile, Schilderungen der englischen und der Wiener Gesellschaft, vor allem aber Persönliches über Gentz selbst. „Die allmächtige Zeit hat mich zum Manne geschmiedet," schreibt er im Oktober 1807, „jetzt erst kenne ich die Welt, die Menschen, die Kräfte, die Verhältnisse." Den Tilsiter Frieden hat er „mehrere Monate lang im Kopfe herumgetragen, ehe er geschlossen war". Der Hoffnung auf eine bessere Zukunft aber hat er nicht entsagt. „Auch ich halte mich fest überzeugt, daß eine Nation wie die unsrige trotz alles augenblicklichen schmählichen Verfalls in Tat und Wahrheit ist, unmöglich auf die Länge von solchen unterjocht werden kann, die nicht einmal ihre Würde verstehen." — Viel berührt wird auch das Thema: Gentz und die Frauen. Das Beste darüber sagt er selbst in einem Bekenntnisbrief über seine Beziehungen zu Amalie v. Imhof, die sich zweimal von ihm enttäuscht sah. (Band II S. 238 bis 242.) Jul. Heyderhoff

Beitrag zur Geſchichte der Pſychiatrie

Von Gottfried Benn

In der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ſpielte ſich innerhalb der Naturwiſſenſchaften ein evolutionärer Prozeß ab, der ſowohl ſeinem Weſen nach, wie in Hinſicht der enormen Veränderung, die er hervorrief, nur verglichen werden kann mit jenem, der ſich im achtzehnten und Ausgang des ſiebzehnten Jahrhunderts in der Philoſophie vollzog, der graphiſch darſtellbar iſt in einer Kurve, die mit dem Jahre des Erſcheinens von Lockes „Unterſuchung über den menſchlichen Verſtand" beginnt, um über Newton, Benceley, Hume im Jahre 1781 in der Kritik der reinen Vernunft zu kulminieren. In beiden Fällen handelte es ſich um die Abſage an eine Jahrhunderte alte Tradition, in beiden Fällen um die Fixierung eines neuen Standpunktes gegenüber alten Problemen. Beide Wiſſenſchaften waren an dem Verſuch geſcheitert, „über die Gegenſtände a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unſere Erkenntnis erweitert würde", und in beiden vollzog ſich der Wandel durch das Hervortreten einer neuen, durch das Hervortreten der gleichen Forſchungsrichtung, in beiden Fällen durch die Annahme der Induktion als methodologiſchen Prinzips.

Erſt ſpät erinnerte ſich die Naturwiſſenſchaft daran, dieſen Weg einzuſchlagen. Zweihundert Jahre waren vergangen, ſeit in Bacos novum organon die neue Zeit ihre Stimme gegen die Herrſchaft des alten organon erhoben und der wahren wiſſenſchaftlichen Induktion „der legitimen Ehe zwiſchen Erfahrung und Verſtand" das Wort geredet hatte. Erſt ſpät begriff ſie — um mit Kant zu reden, — „daß die Vernunft nur das einſieht, was ſie ſelbſt nach ihrem Entwurf hervorbringt, daß ſie mit Prinzipien ihrer Urteile nach beſtändigen Geſetzen vorangehen und die Natur nötigen müſſe, auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber ſich von ihr allein gleichſam am Leitbande gängeln laſſen müſſe".

Aber nun hatte ſie es begriffen. Nun tauchten Arbeiten auf, die unterſchieden ſich ſchon durch ihren Titel merkwürdig von den übrigen. Die meiſten Werke der damaligen Zeit zeichneten ſich durch Titel aus, in denen völlig inkommenſurable Größen in Beziehungsverhältniſſe geſetzt waren; z. B. „Wie verhalten ſich ſomatiſche Krankheiten, pſychiſches Irreſein und Sünde zueinander" (Leupoldt) oder „Verſuche einer philoſophiſchen Arzneimittellehre" (Hildebrandt) oder „Verfahren des Idealismus gegen die Meinung, daß der Wahnſinn körperliche Krankheit ſei" (Heinroth), und eine Menge ähnlicher Überſchriften ließe ſich nennen. Nun aber erſchienen Bücher, die hießen z. B. ſo: „Verſuche und Unterſuchungen über die Eigenſchaften und Verrichtungen des Nervenſyſtems bei Tieren mit Rückenwirbeln" (Flourens) oder „Unterſuchungen der Bruſt zur Erkennung der Bruſtkrankheiten" (Collin) oder: „Sur le siège du sens dans le langage articule" (Bouillaud) — Titel, die waren reinlich begrenzt und ſprachen von einheitlicher Betrachtung eines beſtimmten Arbeitsgebietes; Titel, die ſagten: wir verzichten auf Metaphyſik, wir haben mehr Vertrauen zu Augen, Ohren und Händen. Erſt ſtanden ſie einzeln, Vedetten vor dem Heer. Aber überraſchend ſchnell folgte das Gros. Und nun begann auf der ganzen Linie ein Sich-bekennen zur induktiven Forſchung, zur

kausalen Analyse des Experiments; ein Zu-Leibe-rücken der Natur „mit Hebeln und mit Schrauben", um ihr abzuzwingen, daß sie den Schleier lüfte, der Jahrtausende über ihren Zügen hing.

Die Arbeiten derer, die als die Schöpfer des modernen Experimentes gelten: Magendies und Flourens, befaßten sich mit Fragen über das Nervensystem. Sie gaben den Anlaß zu einer großen Reihe weiterer Versuche auf diesem Gebiet. In Frankreich, Deutschland, England war man an der Arbeit. Was die Resultate in ihrer Gesamtheit bedeuteten, war mehr als eine völlig neue Erkenntnis von der Bedeutung der nervösen Organe; vielmehr handelte es sich um dies: man hatte an Geweben des Körpers experimentiert und hatte Reaktionen bekommen aus dem Gebiet des Seelischen; man hatte sich während der Arbeit mitten im Bereich der Physiologie dem Psychischen gegenüber gesehen; man war an eine Stelle gekommen, da waren die beiden Lebensreiche zusammengeknotet und man konnte von hier aus sich in das dunkle rätselhafte Reich des Psychischen tasten. Und damit stand man vor etwas unerhört Neuem in der Geschichte der Wissenschaften: das Psychische, das πνεῦμα, das über- und außerhalb der Dinge, das Unfaßbare schlechthin ward Fleisch und wohnete unter uns; in der Knechtsgestalt des Leiblichen trat es ganz und gar handgreiflich den forschenden Sinnen entgegen und konnte sich dem nicht mehr entziehen, mit naturwissenschaftlichem Handwerkszeug bearbeitet zu werden.

Uralte Ahnungen waren erfüllt. Was im Hirn des Alkmäon vor zweiundeinhalb Jahrtausenden aufgedämmert und dann vergessen und verloren war, stand nun da: in der Macht einer Tatsache, neu und so groß, daß alles dazu Stellung nehmen mußte.

Die psychophysische Frage war gerade in den ersten drei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts von einer bestimmten Gruppe von Forschern aufs lebhafteste diskutiert worden. Ließ sich im allgemeinen das Verhältnis der gesunden Seele zum gesunden Körper ganz unanstößig so auffassen, daß die Psyche als die Trägerin des Lebens und aller Seelenvermögen galt und man ihr ein substantielles Dasein im stillen wohl zutraute, so bereitete es große Schwierigkeiten bei der Frage nach den Seelenstörungen: Liegt die Ursache im Psychischen selbst oder im Somatischen? Dieses Problem war zurzeit akut und Friedreich nennt es in seiner Systematischen Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Psychologie die wichtigste Frage, „ohne deren genaue Erörterung die Begründung einer wahren Pathologie und Therapie des Wahnsinns unmöglich ist". Da standen sich nun drei Ansichten gegenüber: nämlich eine, die sieht den Ursprung aller psychischen Krankheiten in der Seele selbst (Harper, Heinroth); die zweite Auffassung geht dahin, daß die Seele selbst als solche nicht erkranken kann; die psychischen Krankheiten sind Resultate von körperlichen Abnormitäten, aber trotzdem — meinen die einen: Spurzheim, Nasse, Friedreich, Bird — seien sie als selbständige Krankheitsformen anzusehen; nein, sagen einige ganz aufgeklärte Geister wie Combe und Jacobi, es gibt keine Irrenheilkunde als besonderen Zweig der Arzneikunde, sondern nur eine Kunde von solchen Krankheiten, bei denen Irresein als Symptom auftritt; endlich findet sich noch eine dritte Ansicht, eine vermittelnde Theorie, die Leib und Seele gleichen Anteil zuspricht (Groos).

Die unseren modernen Ansichten nächststehende Auffassung vertritt Jacobi: Irresein als Symptom von Körperkrankheiten; bezeichnenderweise nannte er auch

sein Buch, das diese Ansicht entwickelt und im Jahre 1830 erschien: „Beobachtungen über die Pathologie und Therapie der mit Irresein verbundenen Krankheiten." Aber auch dieser moderne Jacobi vermutet keineswegs, daß die körperlichen Krankheiten, als deren Symptom er so richtig das Irresein auffaßt, Krankheiten des Gehirns sind; er sieht vielmehr in den verschiedensten Organen des Körpers, in der Leber und in der Milz, die Möglichkeit zu Erkrankungen solcher Art.

Nun aber änderte sich die Situation. Die Wendung in der Geschichte der Seelenlehre, die sich in Johannes Müllers Doktorthese: Nemo psychologus nisi physiologus ausspricht, warf ein erhellendes Licht auch über die Lehre von den Seelenerkrankungen: Seele — Großhirnrinde; Seelenerkrankung — Großhirnrindenerkrankung, das war die neue Erkenntnis.

Die Möglichkeit einer Psychiatrie als Wissenschaft war gegeben. Ihre beiden Füße: — ein Bild, das Ziehen gebraucht hat — Neurologie und experimentelle Psychologie, wurzeln in dem neugeschaffenen Arbeitsgebiet dieser Zeit. Und wenn Griesinger, dem 1865 der erste Lehrauftrag in der Psychiatrie an der Berliner Universität übertragen war, die Nerven- und Irrenklinik vereinigt, so bedeutet das mehr als das Zusammenlegen zweier Stationen; es hat den tieferen Sinn fortgeschrittener Erkenntnis von der Zugehörigkeit der Psychosen zu den Krankheiten des nervösen Systems.

* * *

Das Mittelalter der Medizin reicht bis ins neunzehnte Jahrhundert; aber dieses brachte dann den späten Frühling, der reich war an einzigartiger Fülle und Mannigfaltigkeit neuer Entwicklungen, und führte auch bis in den Sommer gleich. So konnte geschehen, was Nothnagel im Jahre 1875 im Hinblick auf eine Krankheit schrieb: „Die letzten zwanzig Jahre haben uns mit einemmal weiter befördert, als die vorhergegangenen zwanzig Jahrhunderte zusammengenommen." Es zielt dies auf dieselbe Krankheit, von der an einer anderen Stelle gesagt wird: Ihre Entwicklungsgeschichte ist eines der glänzendsten Beispiele, um das bedeutungsvolle Eingreifen des Tierversuches in die Förderung unserer Erkenntnis über einen krankhaften Zustand darzutun. Gemeint ist die Epilepsie. Mit ihr verhält es sich in großen Umrissen so: sie ist und war eine Krankheit von ausgesprochen ubiquitärem Charakter; keine Krankheit, sagt ein sehr genauer Kenner dieser Verhältnisse, hat eine so allgemeine Verbreitung durch Zeit und Raum, keine tritt als ein so konstantes Glied in dem krankhaften Leben der Menschheit hervor; in allen Breiten ist sie zu Hause. Sie ist eine Krankheit mit Erscheinungen so ostentativen Charakters, daß sie nirgends übersehen werden kann. Sie ist eine Krankheit von hervorragendem sozialen und kriminellen Interesse, einmal durch die Häufigkeit ihres Auftretens und dann, da in ihrem Gefolge Zustände auftreten können, in denen die davon Befallenen die schwersten Delikte, namentlich Mord und Körperverletzung, begehen. Sie ist eine Krankheit, die die schwerwiegendsten Folgen für die an ihr Leidenden mit sich bringt; schon früh war die außerordentlich häufige Vererbung der Epilepsie bekannt, ja im Altertum hielt man die Krankheit für so ansteckend, daß — wie Apulejus erzählt — ein Familienglied, das von ihr befallen war, sich für immer von der Familie trennen mußte.

Die Folge war, daß sich aller Scharfsinn von Laien und Medizinmännern aller Zeiten und Kulturen mit der Ergründung dieser Krankheit befaßte. Es gibt gewiß keine Krankheit, über die so viel geschrieben worden ist wie über die Epilepsie. Die Schriften der griechischen Ärzte, die Kompendien der arabischen Medizin strotzen von Bemerkungen und Abhandlungen über Epilepsie, und die abendländische Literatur steht dem nicht nach. Aus den Jahren 1459 bis 1799 finden sich allein über fünfhundert Arbeiten, die von Epilepsie handeln. Sie alle aber wissen nicht mehr über das Wesen der Krankheit, als Hippokrates im Jahre 300 vor Chr. G. von ihr wußte, der die Ursachen der „heiligen Krankheit" in einer Verschleimung des Gehirns suchte und im übrigen eine sehr dürftige Vorstellung von ihrem Wesen gab. Aber seine Autorität war unbeschränkt bis ins neunzehnte Jahrhundert; ein 1799 erschienenes Buch über Epilepsie von Doussin-Dubreuil, der Arzneigelahrtheit Doktor in Paris, faßt seine Weisheit dahin zusammen: „Hippokrates, der die wahre Ursache der fallenden Sucht am besten gefaßt hatte."

Auch hier wurde ein Fortschritt in der Erkenntnis erst möglich, als die veränderte naturwissenschaftliche Untersuchungsmethode auf diese Fragen Anwendung fand. Mit den experimentellen Untersuchungen zweier Forscher begann es: in einer meisterhaft und mustergültig durchgeführten Versuchsreihe bahnte Kußmaul das Verständnis des epileptischen Anfalls an; Brown-Séquard zeigte durch zahlreiche Tierversuche zum erstenmal einen Weg, auf dem es gelang, der Kenntnis des epileptischen Zustandes näher zu treten. An diese beiden Fundamentalarbeiten schlossen sich im Laufe der folgenden Jahre die Untersuchungen vieler anderer an, die in ihrer Gesamtheit dahin führten, daß heute die Epilepsie in Hinsicht auf Wesen und Ursachen als ergründet gelten darf — soweit sich etwas ergründen läßt, wo der irrationale Faktor des Lebens mit in Rechnung steht.

Die Geschichte der Epilepsie ist nur ein Beispiel des allgemeinen Umformungsprozesses, der sich im neunzehnten Jahrhundert in jeder einzelnen Lehre über eine Krankheit vollzog: Vieles, das vorhergehende Jahrhunderte zu ihr gerechnet hatten, wurde getrennt und anderen Krankheitsbegriffen zugeführt, und vieles scheinbar Fernstehende und Zusammenhangslose zu einem Bild zusammengezogen. Es wurde vieles bis dahin Selbständige in die Gesellschaft eines bis dahin Untergebenen verwiesen, es wurden viele neue Verwandtschaften geknüpft und vernachlässigte Beziehungen wieder aufgenommen.

Wenn man die Geschichte der Epilepsie überblickt, so läßt sich eines daraus nicht anders als in einem Bilde sagen: der Name stand wie ein Dach über einer Hütte, in dem allerhand heimatloses Volk kampierte für eine Nacht oder ein paar Nächte. Vieles wurde vertrieben und vieles rückte nach an die leergewordenen Plätze. Dann kam ein Morgen, da wurde alles Gesindel ausgefegt; da gab man einen Herrn hinein und schloß die Tore. Nun ist es ein festes und sicheres Haus.

Das ist etwa die Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts daran gewesen.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim **Verlag der Grenzboten** G. m. b. H.,
Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.
Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

155. **Pfarrer,** sofort, Niederlausitz.
156. **Pfarrer,** 1. 1. 11, Sachsen.
157. **Pfarrer,** bald (Grundgehalt I), Ostpr.
158. **Pfarrer,** bald (2400 M.), Sachsen.
161. **Direktor** f. Realschule, Ostern 1911 (katholisch).
167. **Schulleiter,** 1. 4. 11, ev., f. höh. Privatknabenschule, Schlesien.
168. **Rektor,** 1. 4. 11 (2100 M.), ev., erw. fremd. Sprachen, Oberschlesien.
173. **Bürgermeister,** 1. 1. 11 (4000 M.), Thüringen.
174. **Bürgermeister,** bald (2300 M.), Westen.
175. **Bürgermeister,** bald (2000 M.), Schlesien.
181. **Cand. theol.** od. **phil.,** sofort, Brandenburg.
182. **Hauslehrer,** per sof. f. Sekundaner, Wiesbaden.
183. **Direktor,** zu Ostern 1911, kath. Kons., Hessen.
184. **Pfarrer,** bald (3500 M.), Brandenburg.

B. Für Damen.

162. **Erzieherin,** gepr., ev. (Musik), 1. 11, Pomm.
163. **Erzieherin** (engl. u. franz. Konvers.), Brandenburg.
165. **Erzieherin,** gepr., ev., musik., 1. od. 15. 10., Schles.
166. **Erzieherin,** gepr., jg., musik., Mitte Okt., Pomm.
169. **Erzieherin,** ev., 15. 10., Posen.
170. **Erzieherin,** gepr., ev., mus., 15. 10., Harz.
171. **Erzieherin,** gepr., ev., mus., 15 10., Posen
172. **Erzieherin** (Lehrerin), Brandenburg.
176. **Erzieherin,** (Engl., Franz., Musik.) Hamburg.
177. **Erzieherin,** gepr., musik., 1. 11. Mecklenburg.
178. **Erzieherin,** (Sprachkenntn., Klavierunter., Körperpflege) Wien.
179. **Lehrerin,** Mitte Okt., ev., gepr., Mark.
180. **Lehrerin,** ält., erf., gepr., per bald, Westfalen.

Stellen-Gesuche.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Stabsoffizier a. D., seit Jahren in Industrie, kaufm., volkswirtschaftl. vorgebildet, organis. erprobt, feder- und redegewandt, mehrsprachig (frz., engl., ital., span., russ.), weltgereist, tropentüchtig, mit nützl. Verbdgn., kautionsfähig, u. U. beteiligungsbereit, sucht einträgl. Beschäftigung, mögl. Lebensstellung, im Rahmen wirtschaftlichen Interessen-Verbds., industr., landw. oder kommunalen Großbetriebs — publizist. Unternehmens in volkswirtschaftl., polit., milit., politischer Richtung — als Privatsekretär in Vertrauensstellung (einschl. Ausland, Kolonien). Eintritt jederzeit. Angebote unter „D. 721" an die Expedition dieses Blattes.

Höchste Auszeichnungen. **Gegründet 1824.**

C. PRÄCHTEL

HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: **Amt I, 1035, 2619.**

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Die Kriſis in der allislamiſchen Bewegung

Von Dr. Freiherr von Mackay-München

Die neuzeitliche Geiſtesbewegung in der mohammedaniſchen Welt, die als Allislamismus bezeichnet zu werden pflegt, iſt im Grunde ſo alt wie der Glaube des Großen Propheten ſelbſt. Unter allen Geboten des Koran nimmt die Verpflichtung, daß jedes Mitglied der Gemeinde für die Ausbreitung des „wahren“ Glaubens mit des Schwertes und der Zunge Kraft, mit bedingungsloſer Hingabe der Perſönlichkeit und des Vermögens wirkt, einen vornehmſten Platz ein. So ſollte, da Kirche und Staat nach den Anſchauungen Mohammeds zwei untrennbare Begriffe ſind, eine feſtgeſchloſſene, vom Pulsſchlag eines Glaubens und eines Lebensgeſetzes bewegte politiſch-religiöſe Volksgemeinſchaft gegründet werden, die ſich vermöge ihrer unbeugſamen Kampfesnatur von ſelbſt weiter und weiter ausbreiten würde, um ſchließlich zu einem die ganze Erde umſpannenden Weltreich zu werden. Wie ſehr der Islam ſich äußerlich wenigſtens dieſem univerſaliſtiſchen Ideal genähert, iſt bekannt. Seine Herrſchaft umfaßt heute etwa zweihundertunddreißig Millionen Menſchen; ſie erſtreckt ſich vom Irtyſch und Ob bis zur ſüdafrikaniſchen Union, von Bosnien und Polen bis zum Reich der Mitte und der zehntauſend Inſeln und hat überdies auch in der Neuen Welt, in Amerika und Auſtralien, feſten Fuß gefaßt. Innerlich freilich zerfiel das Ebenmaß des Organismus in eben dem Umfang, als er äußerlich ſich immer rieſenhafter auswuchs. Dennoch aber blieb er ſchon um des Schwergewichts ſeiner Maſſe willen ein politiſcher und ſozialer Machtfaktor erſten Ranges, und Europa hatte allen Grund, aufzuhorchen, als um die Wende des Jahrhunderts plötzlich von den Zentren der islamiſchen Geiſteswelt aus der Aufruf an alle Muslims erklang: Verbrüdert euch zur Wiederherſtellung

der alten Einheit und Herrlichkeit des islamischen Staats! Kämpft Schulter an Schulter wider den Andrang und die Anfeindungen des christlichen Westen!

Tatsächlich erwachte alsbald in allen Teilen der mohammedanischen Welt neues Leben. In der Türkei verfügten die Muslims vor 1900 etwa über ein Dutzend Zeitschriften und Zeitungen, wovon nur zwei, der „Ikdam" und „Sabach", einige Bedeutung hatten; heute ist die Zahl ihrer Organe auf dreihundertundachtzig gestiegen *). In gleicher Schnelligkeit wuchs plötzlich aus dem Boden Ägyptens, Persiens, Indiens ein Blätterwald empor, dessen Rauschen aller Welt das Erwachen des islamischen Geistes verkündete. Nicht minder lebhaft gestaltete sich die Bewegung für Gründung neuer Schulen und Universitäten, die dann wieder Sendboten durch ganz Asien und Afrika schickten, um für die allislamische Sache Propaganda zu machen. Zum Bau der Hedschasbahn flossen die „freiwilligen", in Wirklichkeit vielfach in Form von Kopfsteuern erhobenen Gaben aus der ganzen muselmanischen Welt zusammen. Zu einem Weltkongreß des Mohammedanertums, der mit größtem Pomp in Szene gesetzt werden sollte, wurden eifrigst die Vorbereitungen getroffen. Dann kam die Revolution in Konstantinopel, und für den Allislamismus schien die Zeit noch kraftvollerer Entwicklung und glückhafterer Blüte gekommen; war doch anzunehmen, daß die Begeisterung über die errungenen demokratischen Freiheitsrechte unter allen Bekennern des islamischen Glaubens neue Tatenlust und neues Vorwärtsdrängen zu den großen Weltmachtzielen hin rege machen werde. Und heute? Heute ist es, als ob plötzlich ein Rauhreif auf die Saat des Allislamismus gefallen wäre. Der Weltkongreß ist schmählich gescheitert. Die Agitation erlahmt. Abspannung, Einschläferung, Zersetzung statt Hoffnungsfreudigkeit, Rührigkeit und frischem Einsatz aller Kräfte! Was ist die Ursache der Krisis?

Die Beantwortung der Frage erfordert die Erledigung einer Vorfrage: Was ist das Wesen des Allislamismus? Denn merkwürdig — so viel über die Bewegung geschrieben wurde, so wenig Klarheit herrscht in der Zeichnung der grundlegenden Charakterzüge. Eine erste deutsche Autorität wie Hartmann meint, der Allislamismus habe überhaupt irgendein klar erkanntes Ziel nicht vor sich. Der englische Fachmann Greenfield sieht in dem Haß gegen das Christentum das einigende Band und meint, „Europa könne nie genug auf das Gefährliche im Treiben der Allislamisten aufmerksam gemacht werden". Vambéry stellt als bewegende Kraft den Geist der Aufklärung hin und bezeichnet den Allislamismus als „den Versuch, mit Hilfe und Genehmigung der Welt der Mollas, Softas, Hodschas eine Reformation des Mohammedanismus herbeizuführen, die ihn von allen reaktionären Fesseln befreit". Von anderer Seite wird die Bewegung umgekehrt als eine Macht der Finsternis charakterisiert, die sich gegen den

*) Es sei bei dieser Gelegenheit auf eine kleine Schrift hingewiesen: „Die mohammedanische Presse und die Propaganda des Islam der Gegenwart". Verlag der deutschen Orient-Mission. Potsdam 1910.

Modernismus des Jungtürkentums zur Wehr setze. Die scheinbar unlöslichen Widersprüche der Kritik können freilich denjenigen nicht überraschen, der sich bewußt ist, wie der Islam selbst von polarisch entgegengesetzten Strömungen durchflutet wird, die die Einheitlichkeit des religiösen Elements kaum noch erkennen lassen. Zur selben Stunde, mit der gleichen Verbeugung nach Mekka und mit der ungefähr gleichen Gebetsformel preisen Millionen Muselmanen Allah und den Propheten in Nordasien und Südafrika, an den Gestaden des Pazifischen, des Indischen Ozeans und des Mittelmeers: das ist im wesentlichen das Band, das die mohammedanische Glaubenswelt zusammenhält. Der Zusammenklang beschränkt sich auf Form und Routine; von den Saiten des geistigen und ethischen Lebens erklingen fast nur Disharmonien. In Persien hat sich der phantastische Volkssinn im Schiitismus eine romantische Glaubenslehre geschaffen, die mit dem Charakter des Koran, der „fein ist wie ein Haar und scharf wie ein Schwert", so wenig zu tun hat, wie etwa der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts mit den Mystikern des Mittelalters. Die Dogmatik von Sekten wie den Ismaeliten, Kodschas, Bohras läßt überhaupt kaum noch irgendwelche Zusammenhänge mit dem Geist des Prophetenworts erkennen. Die Negervölker Afrikas ebenso wie die mongolischen Stämme Innerasiens begnügen sich mit der Annahme einiger äußerlichen Kultusformen des Islam und treiben daneben ihren alten Götzen- und Ahnendienst weiter. Die Rechtsschulen der Schafiiten und Hanefiten drehen sich mit großer Selbstgefälligkeit in der Tretmühle ihrer Buchstabenklauberei und eines zum Selbstzweck gewordenen Formalismus herum, dessen taube Denkerzeugnisse dem Volk fremd und gleichgültig bleiben. Die Ülemas sollen der ursprünglichen Bestimmung nach darüber wachen, daß das demokratische Fundament des Islam, der kein Gottesgnadentum, keine Unfehlbarkeit des Khalifen und keinen papistischen Machtspruch kennt, sondern die Deutung der Schrift vom Idschma, dem Consensus ecclesiae, also dem lebendigen religiösen Bewußtsein der Gemeinde abhängig macht, erhalten bleibt. Sie sind aber im allgemeinen viel zu verknöchert, um der hohen Aufgabe gerecht werden zu können, auf Grund dieses evolutionistischen Freiheitsprinzips ein fruchtbares Gemeinschaftsleben von Klerus und Volk aufrecht zu erhalten. Statt dessen schiebt sich zwischen dieses und die in den Nebeln weltfremder und starrer Orthodoxie thronende Geistlichkeit eine dritte Macht ein, die Ordensverbände, die über Millionen von Mitgliedern verfügen und als ihre Aufgabe die Pflege und Förderung ekstatischer Frömmigkeit betrachten — bezeichnenderweise wiederum in vollem Widerspruch zur Lehre Mohammeds, der das Mönchtum verurteilte: „Allah liebt nicht die Übertreibenden!" Einerseits stehen nun im Gegensatz zu den katholischen Orden diese Brüderschaften in keinem subordinierten Verhältnis zur kirchlichen Autorität, anderseits herrscht wiederum unter ihnen selbst keinerlei Einigkeit: die Rifaja, Kadija, Mandanja, Maulanja und wie sie alle heißen, haben jede ihre besonderen Riten und Lebensformen. In diametralem Gegensatz zur Enge der geistigen Verfassung ist eben der Mohammedanismus seiner

politischen Verfassung nach so weitherzig wie nur möglich. Wer bekennt, daß „Allah der einzige Belohner ist", mag im übrigen sogar vom Wesen Gottes, über das sich der Große Prophet vorsichtig ausgeschwiegen hat, denken, wie er will, und zur Einfügung fremder Kultusformen, Sitten und Gebräuche in den mohammedanischen Kanon ist eigens das sehr liberale Gewohnheitsrecht, das Adat, geschaffen. In der Fähigkeit, größte Gegensätze in sich zu vereinen, das Heterogenste noch zusammenzuhalten, beruht die Ausdehnungskraft und die zahlenmäßige Überlegenheit des Islam über die Christenheit, allerdings auch seine innere Schwäche. Seine intellektuelle Entwicklung zeigt ähnliche Züge wie die des Chinesentums, in dem das Anklammern an das Prinzip von „Ming und Schi", wonach Name und Wirklichkeit, Form und Inhalt stets genau übereinstimmen sollten, zu dem Ergebnis führte, daß der Name blieb, die Wirklichkeit sich verflüchtigte, daß der Schein alles, das einheitliche Wesen zunichte wurde.

Wie konnte bei solcher Zusammenhangslosigkeit, Zerrissenheit und Brüchigkeit der mohammedanischen Geistes- und Glaubenswelt die moderne allislamische Idee sich betätigen und durchsetzen? Von drei Hebelpunkten aus wurde in neuester Zeit für sie gewirkt. Das sichtbare Haupt und der weltliche Repräsentant des islamischen Staats ist der Emir Almuminin, der Khalif; insofern der Padischah als Erbe dieser Würde von dem größten Teil der Muslims anerkannt wird, erscheint die Türkei und das Osmanentum als Träger des gesamten mohammedanischen Weltreichs. Ein findiger und in seiner Art genialer Diplomat, wie es Abdul Hamid der Vierte war, ließ sich natürlich die so sich bietende Gelegenheit, den Allislamismus seiner Machtpolitik dienstbar zu machen, nicht entgehen; er betrachtete ihn als willkommenes Werkzeug, das Padischat auf die Reiche der Schiiten und der übrigen Sektierer auszudehnen. Eine zweite Energiequelle der allislamischen Bewegung ist Arabien. Hier, an der Geburtsstätte des Mohammedanismus, von der aus einst die Sonne islamischer Kultur die ganze Welt durchleuchtete, forschte man nach den Ursachen des heutigen Verfalls und fand sie in der scholastischen Verdrehung und Mißdeutung des echten Wortes Mohammeds durch dessen Nachfolger und Ausleger. „Zurück zur reinen Lehre mit ihren demokratischen Grundgesetzen, die die Bürgschaft der Freiheit und Entwicklungsfähigkeit des Islam sind und die uneinigen Brüder wieder zusammenführen werden!" erklang der Ruf, der natürlich dem Herrscher im Jildis-Kiosk nichts weniger als angenehm in den Ohren tönte. Die dritte Antriebskraft endlich kam aus dem Mönchstum heraus, aus dem reformatorischen Orden der Senussi. Die von dem Algerier Mohammed Si Ali ben Senussi gegründete Brüderschaft verurteilt all die Gaukeleien und Spiegelfechtereien, mit denen die Mitglieder der übrigen entarteten Orden die eigenen Sinne und die der Menge religiös aufzustacheln und zu überreizen suchen. Ein reines, ernstes, werktätiges Ordensleben, wie es dessen Gründern vorschwebte, soll wieder geschaffen und diese Reform die Brücke werden für „die Vereinigung und den

Zusammenschluß aller rechtgläubigen Orden zu einer allislamischen Priesterherrschaft mit Ausschluß jeder weltlichen Macht".

Man sieht, die Parteien, die sich zugunsten des Allislamismus einsetzten, zogen tatsächlich an ganz verschiedenen Stricken und nach abweichenden Richtungen hin. Hier sollte er Schrittmacher der dynastischen, dort der priesterlichen, dort wieder der demokratischen Gewalt sein. Solange in den Hauptsitzen des Mohammedanertums der Absolutismus Herr war, betätigten sich nun diese Energien zwar antagonistisch, aber doch wieder in gewisser Gebundenheit und Übereinstimmung als natürliches Gegenspiel der Kräfte eines Organismus, des islamischen Staats, dessen Grundformen und Lebensprinzipien unverändert und ungebrochen fortbestanden. Dann aber wurden gerade diese Fundamente mit gewaltigen Schlägen ebenso in Konstantinopel wie in Teheran umgestürzt. Der Despotismus hatte der Verfassungsfreiheit zu weichen, und es ist klar, daß diese Umwälzung der ganzen politischen Ordnung den Allislamismus in eine schwere Krisis hineinziehen mußte, die seine heutige Lethargie leicht verständlich macht. Die Selbstherrlichkeit des Padischah war zerstört und damit der allislamischen Bewegung der Rückhalt am Khalifat entzogen. Die siegreichen Jungtürken waren der Freigeisterei verdächtig; mit ihnen konnte kein gläubiger Muslim paktieren. Der Triumph des Konstitutionalismus bedeutete zugleich einen Sieg des Nationalismus. Das Losungswort von der Freiheit und Gleichheit aller wurde nicht eigentlich im bürgerlich-individuellen, sondern im völkischen und konfessionellen Parteisinn gedeutet; daher war die Verkündung der Verfassung für all die Nationalitäten, die das türkische Riesenreich umfaßt, zugleich das Signal, sich für die Erhaltung ihrer Eigenart und Sonderrechte zu rüsten. So zerbröckelten die Bindemittel, die das lockere allislamische Gefüge notdürftig zusammengehalten, in eben dem Maß, als die auseinandertreibenden Kräfte sich verstärkten. Im Rausch der ersten Begeisterung für die universalistischen Einheitsideen hat man sich nicht viel um deren innere Widersprüche gekümmert; jetzt, da eine rauhe, schicksalsschwere Hand die ganze politische Konstellation umgekehrt hat, da jeder Nachbar, ängstlich geworden, nur darauf bedacht ist, sein eigenes Haus sturmfest zu machen, verflüchtigten sich die Verbrüderungsideale wie eine Fata Morgana, die eine leicht erreichbare Oase voll von herrlichsten Früchten und mit der Labsal sprudelnder Quellen der wegemüden Karawane vortäuscht.

Und doch! Wie das Trugbild der Wüste der Spiegel einer Wirklichkeit ist, so steckt zweifellos im Allislamismus ein lebenskräftiges Prinzip, das sich in irgendeiner Form durchsetzen und für dessen Verwirklichung nach der heutigen Ernüchterung, nach einsichtigerer Abwägung von Hoffnungen und Möglichkeiten, Ideen und Wirklichkeiten der Kampf mit neuem Eifer aufgenommen werden wird. Die Linien dieses Entwicklungsganges lassen sich schon heute, wenn auch nur schwach und schattenhaft, erkennen. Das Jungtürkentum hat nach der Gegenrevolution eingesehen, daß der Islam trotz den Einströmungen liberaler

Ideen aus dem Westen nach wie vor die unbedingt über die Massen verfügende Macht geblieben ist und als unerschütterter Fels im ringsum brandenden Meer fortbesteht. Es hat dementsprechend eine neue Politik instradiert, die abseits der früheren Gleichheitsschwärmerei die Vorrangstellung des Ottomanentums und damit auch des Islams betont. Von hier bis zu der Einsicht, daß die Erhaltung des Reichs die Wiederherstellung des Glanzes des Khalifats bedingt, ist nur ein kurzer und natürlicher Schritt. Einem Schattenkaisertum widerstrebt die Türkei ihrem ganzen politischen Charakter nach durchaus; der Thronerbe steht hier vor einem Staatsproblem allerwichtigster Art, dessen geschickte Lösung nichts anderes bedeutet, als daß er mit Hilfe der Kirche die Macht wiedergewönne, die ihm der Konstitutionalismus geraubt, und daß der Allislamismus neuerdings ein integrierender Bestandteil der osmanischen Politik werde. Die demokratischen Tendenzen in dieser Bewegung laufen mit den Interessen des modernen Verfassungsstaats auf gleicher Linie; ob aber dieser ideelle Zusammenklang imstande sein wird, die parteipolitischen Gegensätze zwischen Arabertum und Osmanentum zu überbrücken, erscheint nach den Erfahrungen der heutigen Zeit mit ihrer Zuspitzung des Nationalitätenhasses mindestens zweifelhaft. Die Physiognomie der Gegenwart berechtigt also zu der Annahme, daß die Fortbewegung des Allislamismus als politischer Macht in Zukunft ebensowenig einen einheitlichen Charakter zeigen wird wie in der Vergangenheit, und daß er, soweit sich seine Verfechter für das Ideal eines alle Einflußsphären des Mohammedanismus umfassenden Weltreichs einsetzen, im Zeichen der neuen Konjunktur, des siegreichen Demokratismus und Nationalismus sich erst recht als das utopistische Gebilde erweisen wird, das er von Anfang an war. Nun aber ist klar, daß, sobald das heutige politische Durcheinander zum Stillstand kommt und sich aus den Zersetzungsprozessen feste und formbestimmte Gebilde herauskristallisieren, der Emanzipationskampf der mohammedanischen Völker mehr auf das wirtschaftliche und kulturelle Gebiet hinüberspielen wird. Hier, als Propaganda für die Erneuerung, Sammlung und das einhellige Einsetzen der ökonomischen, sittlichen und geistigen Lebensgrundkräfte des Muselmanentums hat der Allislamismus sicherlich einen hohen Wirklichkeitswert und eine große Zukunftsbedeutung. Und Europa hätte wohl kaum Ursache, ihn in dieser Abwandlung und Zielrichtung sonderlich zu fürchten, würde vielmehr seine Gegnerschaft am besten nach dem Gesetz, daß der loyale Wettbewerber am einfachsten durch Handreichung aus dem Feld zu schlagen ist, durch Unterstützung der Bestrebungen, eine der christlichen Welt ebenbürtige mohammedanische Kulturmacht zu schaffen, matt setzen. Leider erscheint jedoch gerade nach jüngsten Erfahrungen die Hoffnung, die Antithese auf diese friedlich-schiedliche Weise aufzulösen, ziemlich vager Art. Es zeigt sich, daß, wie fast auf allen Gebieten, so auch auf dem konfessionellen die Revolution in der Türkei fast genau das Gegenteil der erwarteten Früchte gezeitigt hat. Die Steigerung des politischen Selbstbewußtseins bewirkt eine sehr bedenkliche Neubelebung des

konfessionellen Hasses. Sollte diese Fanatisierung der Menge sich als Korrelat der Emanzipation der mohammedanischen Welt erweisen, so müßte dadurch offenbar auch der allislamischen Bewegung eine höchst gefährliche, friedensfeindliche Orientierung gegeben werden; hoffentlich handelt es sich hier lediglich um die vorübergehende Begleiterscheinung einer unreifen Sturm- und Drangperiode.

Zur Frage der Fleischteuerung

Von Handelskammersyndikus Beudel-Frankfurt a. O.

Bereits seit einem Dezennium erschallt in Deutschland die Klage, daß neben der allgemeinen Teuerung aller Lebensmittel die Preise für Vieh und Fleisch so in die Höhe gegangen sind, daß mit Fug und Recht von einer Fleischteuerung oder Fleischnot geredet werden kann. Ein Unterschied zwischen dem Wesen einer Fleischteuerung oder Fleischnot, wie er theoretisch konstruiert ist, ist im praktischen Leben nicht vorhanden. Mag auch bei streng logischer Prüfung der Begriff „Fleischteuerung" ausdrücken, daß Fleisch, wenn auch zu erhöhten Preisen, vorhanden ist, während der Begriff „Fleischnot" das Vorhandensein von Fleisch in größeren Mengen leugnet, so kommt es in der Praxis für den Fleischkonsumenten doch auf eins heraus, ob eine Fleischteuerung oder eine Fleischnot herrscht; das Fleisch wird für ihn eben teurer und führt eine Einschränkung des Fleischgenusses mit sich.

Das Vorhandensein einer Fleischteuerung kann zurzeit nicht geleugnet werden; auch die Regierung und agrarische Kreise geben das Bestehen hoher Fleischpreise zu, allerdings halten sie den jetzigen Zustand nur für „eine vorübergehende Erscheinung". Im Lichte der Statistik kann indes diese Meinung nicht aufrecht erhalten werden, denn gerade aus den Zahlen über die Fleischpreise in den letzten zehn Jahren ergibt sich ohne weiteres, daß die Fleischteuerung richtigerweise als ein von einem in das andere Jahr übergehender Zustand bei uns in Deutschland bezeichnet werden muß. Im Jahre 1900 kostete nach den amtlichen Berichten der Direktion des städtischen Vieh- und Schlachthofs in Berlin der Doppelzentner Schlachtvieh bei Rindern 119,1 M., bei Schweinen 95,5 M., bei Kälbern 132,5 M. und bei Hammeln 112,3 M. Diese an sich nicht als niedrig zu bezeichnenden Preise waren bis 1909 bei Rindern auf 131,6 M.,

bei Schweinen auf 133,3 M., bei Kälbern auf 163,3 M. und bei Hammeln auf 141,5 M. gestiegen. Allein in der Zeit von 1908 bis 1910 stiegen in Berlin mit den Feststellungen der Markthallendirektion und des Königl. Polizeipräsidiums die Kleinhandelspreise für Rindfleisch von 89 auf 94 Pf., bei Kalbfleisch von 92 auf 98 Pf. und bei rohem Schweinefleisch (je nach der Qualität) von 70 auf 97 Pf. Die Folgen dieser Teuerung zeigen sich in dem verringerten Fleischkonsum. Dieser wird aber regierungsseitig bestritten und wiederholt ist betont worden, daß der Fleischverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung nicht zurückgegangen sei, sondern gegen das Vorjahr noch eine Steigerung erfahren habe. Mit dieser Behauptung stehen in schroffem Widerspruche die Angaben, die vor kurzem Dr. Carl v. Tyska im „Berliner Tageblatt" auf Grund der Verbrauchsstatistik derjenigen deutschen Großstädte gemacht hat, die infolge Erhebung eines Oktrois an ihren Toren bis zum 1. Januar 1910 in der Lage waren, genaue Übersichten über ihren Fleischkonsum zu geben. Danach ging z. B. in Dresden der Verbrauch an Fleisch pro Kopf der Bevölkerung 1909 gegen das Jahr 1900 um 19 Prozent zurück. Diese Zahl redet doch eine so gewaltige Sprache, daß man an eine Zunahme des Fleischkonsums im letzten Jahre auch dann nicht zu glauben vermag, wenn man in Erwägung zieht, daß vielleicht in ländlichen Distrikten die Verhältnisse anders liegen als in Großstädten.

Die Frage nach der Ursache der Fleischteuerung läßt sich meines Erachtens dahin beantworten, daß zwei Momente die Steigerung der Vieh- und Fleischpreise verschuldet haben. Beide Gründe, die auf ganz verschiedenen Gebieten liegen, rufen in ihrer Gesamtwirkung den jetzigen Zustand hervor: Der eine ist gegeben in der Art und Weise der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands von einem Agrar- zu einem Industriestaate, der andere — und ihn sehe ich als den Hauptfaktor für die Fleischteuerung an — resultiert aus staatlichen Maßnahmen, die getroffen sind, um die heimische Viehzucht vor Einschleppung von Seuchen aus dem Auslande zu bewahren. Das allmähliche, aber stetige Vordringen der Industrie in Deutschland und der damit unbedingt verbundene Rückgang landwirtschaftlicher Betätigung haben in den letzten vierzig Jahren die einheimische Viehproduktion sich nicht in der gleichen Weise vergrößern lassen, wie die Bevölkerung des Deutschen Reiches sich vermehrt hat. Nach Ausweis der Statistik gab es im Jahre 1873 in Deutschland bei einer Bevölkerungsziffer von rund 41 564 000 Menschen einen Viehbestand von etwa 15 777 000 Rindern, 7 124 000 Schweinen und 24 999 000 Schafen. Im Jahre 1907 (für spätere Jahre ist eine zuverlässige Angabe noch nicht gemacht) betrug die Zahl der vorhandenen Rinder rund 20 631 000, der Schweine rund 22 147 000 und der Schafe rund 7 704 000, während die Einwohnerzahl Deutschlands sich auf etwa 62 083 000 Personen belief. Wenn nun 1910 in Deutschland etwa 65 018 000 Menschen vorhanden sind, so darf man mit Rückschluß auf die angeführten Tierzahlen im Verhältnis zu der Einwohnerzahl vergangener Jahre meines

Erachtens ruhig behaupten, daß 1910 die Viehproduktion im Reiche der Zunahme an Einwohnern ebensowenig gefolgt ist wie bisher. Die Schuld an der geringen Zunahme der Viehzüchtung ist einmal dem Umstande zuzumessen, daß in Jahren mit knappem Futter, wie sie im letzten Dezennium ja vorgekommen sind, weniger Vieh gezogen wird; hauptsächlich aber verursacht wohl die allgemeine Verteuerung der Lebensverhältnisse sowie der Hilfskräfte auf dem Lande eine Beschränkung in der Menge der aufzuziehenden Tiere. Indes diesem Mißstande der zu langsam sich steigernden Viehproduktion wäre ein so großer Einfluß auf die Steigerung der Fleischpreise nicht zuzumessen, wenn nicht der Staat seit langem eifrig bemüht wäre, mit allen Mitteln die Einfuhr ausländischen Viehs und Fleisches nach Deutschland zu verhindern.

Wie am 31. Oktober 1905 der damalige Reichskanzler, Fürst von Bülow, einer Abordnung des Deutschen Städtetages eröffnete, sollen die Maßnahmen gegen ausländisches Vieh und Fleisch vitale Interessen unseres gesamten Volkes, nicht der Landwirtschaft allein, schützen. In weiten Kreisen der Bevölkerung ist man jedoch über die Wirkung dieser Vorsichtsmaßregeln ganz anderer Meinung und kann sich dem Empfinden nicht verschließen, daß in dieser Aussperrung ausländischen Fleisches nur eine einseitige Begünstigung der heimischen Landwirtschaft auf Kosten der übrigen Stände geschaffen ist, obwohl das Inland ja gar nicht imstande ist, den Bedarf an tierischen Produkten zu decken. Die Sperrung der deutschen Grenzen gegen die ausländische Vieheinfuhr mit der Motivierung der Verhütung von Einschleppung der Viehseuchen begann 1867 mit einschneidenden Vorschriften, vor allem gegen Rinderpest, denen sodann 1881 Maßnahmen zur Bekämpfung des Milzbrandes, der Tollwut, der Rotz-, Maul- und Klauenseuche folgten und die besonders dahin zielten, eine scharfe Beaufsichtigung der Märkte und Schlachthäuser durch beamtete Tierärzte zu schaffen. Die 1884 in großem Umfange auftretende Maul- und Klauenseuche brachte für alles ausländische Vieh, das in das Inland eingeführt werden sollte, eine vierwöchige Quarantäne, das Verbot der Einfuhr russischer Schweine und russischen Geflügels, sowie eine zeitweise Sperrung der Rindereinfuhr aus Österreich-Ungarn. Die neuen Handelsverträge befassen sich ebenfalls mit der Einfuhr ausländischen Viehs nach Deutschland. Nach ihnen wurde Österreich-Ungarn gegenüber in einer Veterinärkonvention die Präventivsperre aufrecht erhalten (wonach die Sperrung der Grenze schon bei der Vermutung der Einschleppungsgefahr erfolgen kann); Rußland dagegen wurden besondere Zugeständnisse für die Vieheinfuhr gemacht. Die lagen darin, daß das für Rußland bestehende Recht, 1360 Schweine wöchentlich in den oberschlesischen Industriebezirk einzuführen, so erweitert wurde, daß 2500 Stück pro Woche (jährlich 130000 Stück) importiert werden dürfen. Allerdings müssen diese Schweine sofort in den Schlachthäusern des Industriebezirks geschlachtet werden. Auch Rumänien sind handelsvertraglich gewisse Vergünstigungen für die Vieh- und Fleischeinfuhr nach Deutschland zugestanden worden. Am meisten ausschlaggebend für eine Ver-

teuerung der Fleischpreise durch staatliche Anordnungen erscheint mir das am 30. Juni 1900 erlassene und am 1. April 1903 in Kraft getretene Gesetz, betreffend die Schlacht- und Fleischbeschau, gewesen zu sein, wonach allgemein für das Reichsgebiet die Fleischbeschau obligatorisch geworden ist, nachdem Preußen schon längere Zeit vorher sein Augenmerk auf die Kontrolle des in den Handel gelangenden Fleisches gerichtet hatte. Der Zweck der Gesetze verfolgt ausschließlich den gesundheitlichen Schutz des Fleischverbrauches, durch seine vielfachen Bestimmungen bezw. der Untersuchung von zum Schlachten bestimmtem Rindvieh, Schweinen, Schafen, Ziegen, Pferden und Hunden vor und nach der Tötung schränkt es zugunsten der inländischen Fleischproduktion die ausländische Fleischeinfuhr erheblich ein. Wenn der Deutsche Handelstag bereits in seiner Vollversammlung am 6. April 1900 bei Beratung des Entwurfs eines Gesetzes, betreffend die Schlacht- und Fleischbeschau, darauf hingewiesen hat, daß das angestrebte fast völlige Verbot der Einfuhr von Fleisch die Fleischernährung breiter Schichten des deutschen Volkes erschweren, insbesondere die Lebenshaltung und Leistungsfähigkeit der Arbeiter beeinträchtigen und damit die Entwicklung und den Wettbewerb der deutschen Industrie schädigen werde, so hat er vorahnend das geschaut, was späterhin die Praxis deutlich gezeigt hat. Die Fleischbeschau hat in sanitärer Hinsicht unfehlbar Gutes gezeitigt, daneben aber hat sie ohne Zweifel an einer Fleischverteuerung durch die Hinderung ausländischer Fleischeinfuhr hervorragenden Anteil. Insbesondere ist durch die Vorschrift, daß frisches Fleisch nur in ganzen Tierkörpern, Pökelfleisch nur in Mengen von mindestens 4 kg eingeführt werden dürfen, die Einfuhr von Büchsenfleisch, Würsten und sonstigem Gemenge aus zerkleinertem Fleisch überhaupt verboten ist, Amerikas und Australiens Fleischindustrie der deutsche Markt verschlossen worden und eine Steigerung der Inlands-Fleischpreise bewirkt. Wie sehr eine Einfuhr ausländischen Fleisches regulierend auf den Preis im Inland wirkt, zeigt deutlich England, das sich den Fleischreichtum der genannten Länder zunutze macht, in sanitärer Hinsicht durchaus nicht leidet und bei ständig wachsendem Konsum die Fleischpreise fast immer niedrig gehalten hat.

Ist es nun möglich, der in Deutschland vorhandenen Fleischteuerung zu steuern und auf welche Weise läßt sich dies am besten erreichen? Am 13. September d. Js. hatte eine Abordnung des Deutschen Fleischerverbandes bei dem Herrn Landwirtschaftsminister eine Audienz, in der sie eine Anzahl Vorschläge machte, durch deren Befolgung, wie die Interessenten glauben, dem Mangel an Vieh und Fleisch abgeholfen werden kann. Die empfohlenen Maßnahmen lassen sich unter vier Gesichtspunkten zusammenfassen. In erster Linie glauben die beteiligten Kreise, daß die Aufhebung aller Einfuhrzölle auf Futtermittel eine Steigerung der Viehproduktion im Inlande bewirke. Sodann sind sie der Meinung, daß eine stärkere Einfuhr von Nutz- und Schlachtvieh aus dem Auslande unter Vermeidung aller erschwerenden Bedingungen die Menge des Schlachtviehs allmählich vergrößere. In dritter Linie erhofft man das Heil

von einer Verbilligung und Verbesserung des Viehtransports auf den Eisenbahnen; während endlich die Beseitigung bezw. Verminderung von Abgaben aller Art auf Schlachtvieh als wirksames Mittel zur Bewirkung einer Reduktion der Fleischpreise empfohlen wird. Der Herr Landwirtschaftsminister hat den ihm gegebenen Anregungen und Wünschen wohlwollende Erwägung in Aussicht gestellt; indes aus seinen Darlegungen während der Audienz läßt sich kaum verkennen, daß eine Berücksichtigung der Vorschläge nicht erfolgen wird. Abgesehen von der Meinungsäußerung, daß eine weitere Hebung der inländischen Vieherzeugung und eine stetigere Beschickung der Viehmärkte sich bald werde erreichen lassen, und daß deshalb besondere Maßnahmen kaum erforderlich seien, glaubt der Herr Minister einer Ermäßigung der Futterzölle und der Frachttarife für Vieh aus finanzpolitischen Bedenken widersprechen zu müssen. Eine Verminderung der Schlachthofgebühren und eine Verbilligung der Fleischbeschau hält der Herr Landwirtschaftsminister für nutzlos, da ja, wie die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer in den Städten es bewiesen habe, der Fortfall der Abgaben keinen Einfluß auf die Fleischpreise ausübe. Des weiteren hat der Herr Minister erklärt, daß von einer Fleischnot zu reden nicht gerechtfertigt sei, doch werde er eventuell Maßnahmen in das Auge fassen, um die Fleischeinfuhr zu erleichtern.

In Anbetracht der Wichtigkeit der Frage einer billigen Fleischversorgung für die gesamte Volkswirtschaft empfiehlt es sich, die von der Abordnung des Deutschen Fleischerverbandes gemachten Abhilfevorschläge einer genaueren Prüfung zu unterziehen, um so ein Urteil zu gewinnen, ob und auf Grund welcher der empfohlenen Maßnahmen eine Milderung der bestehenden Fleischteuerung zu erwarten ist.

I. Im Jahre 1909 überstieg die Einfuhr von Futtermitteln in Deutschland die Ausfuhr um rund 328 Millionen Mark. Eingeführt wurden Hafer, Gerste, Mais, Futterbohnen, Lupinen, Wicken, Heu, Stroh, Häcksel, Ölkuchen, Kleie u. a. m. Viele dieser Artikel gelangen zollfrei nach Deutschland, einige sind mit einem nicht übermäßigen Eingangszoll belastet. Diesen aufzuheben, hat zurzeit keinen besonderen Wert. Futtermittel sind in diesem Jahre im Inlande genügend vorhanden; auch bei forcierter Einfuhr genannter Futterartikel würde kaum jemand zu einer intensiveren Viehproduktion angeregt werden, da hierfür doch nicht allein die Menge vorhandenen Futters ausschlaggebend ist. Zudem muß aber auch bei der anerkannten Finanzkalamität des Reiches von einer Zollermäßigung oder -aufhebung abgesehen werden, wenn diese Maßnahme nicht der gesamten Volkswirtschaft Vorteile zu bringen verspricht.

II. Ein wirklicher Nutzen für die Gesamtheit entspringt meines Erachtens bei der Frage der Fleischversorgung einer weiteren Öffnung der Grenzen für die Einfuhr ausländischen Viehs. Mag auch in einzelnen Deutschland benachbarten Ländern ein Viehreichtum nicht vorhanden sein, der den Export gestattet, manche unserer Nachbarn sind aber sehr wohl in der Lage, Vieh an uns abzugeben; man denke nur an Dänemark, Frankreich, Holland u. a.

Viehseuchen kommen in diesen Ländern auch nicht mehr vor als in Deutschland und durch geeignete Maßregeln an der Grenze kann das Einschleppen von Seuchen sehr wohl gehindert werden. Die Aufhebung der Quarantäne sowie die vorgeschriebene Tuberkulinimpfung für Rinder dürfte Dänemark gegenüber aufzuheben sein, ohne daß besondere Gefahren für die heimische Viehzucht damit verbunden sind. Unverständlich erscheint es dem Laien, daß die Einfuhr russischer Schweine für den oberschlesischen Industriebezirk gestattet ist, in das weitere Inland aber nicht geschehen darf. Wenn bei dem Schweineimport aus Rußland nach Oberschlesien keine besorgniserregenden Momente zutage treten, dann sollte man doch wenigstens versuchsweise auch dem übrigen Reiche den Bezug der russischen Borstenträger gestatten. Desgleichen könnte doch auch die Kontingentierungsziffer für Schweine aus Österreich-Ungarn, die jährlich in einer Menge von 130 000 Stück nach Bayern und Sachsen eingeführt werden dürfen, vielleicht auf kurze Zeit zur Probe auf 300000 Stück erhöht werden. Wenn bei dieser vermehrten Einfuhr eine scharfe veterinärpolizeiliche Kontrolle des Gesundheitszustandes der einzuführenden Tiere an der Grenze stattfindet, so wäre doch der Gefahr einer Seucheneinschleppung hinreichend begegnet. Endlich könnte man Amerika und Australien auch die Einfuhr gefrorenen Fleisches ermöglichen, das beim Überschreiten der Inlandgrenze einer Gesundheitsprüfung unterworfen werden müßte. Auch das Verbot amerikanischen Büchsenfleisches, das doch früher in Menge der deutschen Volksernährung diente, ohne schädigend auf den Gesundheitszustand zu wirken, könnte meiner Meinung nach getrost wieder beseitigt werden, um so mehr, als die Vereinigten Staaten selbst ja Wert darauf legen müßten, nur gesundes Fleisch zum Export zu bringen, um die deutsche Kundschaft sich zu erhalten. Alle diese Maßnahmen würden sicherlich — England ist ja ein treffendes Beispiel dafür — die Menge des Fleisches im Inlande vermehren, ohne daß die Vieherzeugung in Deutschland besonders gefährdet oder herabgemindert wird.

III. Wenn dem Herrn Landwirtschaftsminister von den Fleischereiinteressenten vorgeschlagen worden ist, zur Milderung der Fleischteuerung auf eine Verbilligung und Verbesserung des Viehversandes auf der Eisenbahn hinzuwirken, so kann man dem regierungsseitig dagegen in das Feld geführten Argumente, die Herabsetzung der Viehtarife würde den Bahnen eine zu große Schädigung verursachen, die Berechtigung nicht versagen. Vielleicht aber läßt sich in der Richtung doch etwas erreichen, wenn man bedenkt, daß der Landeseisenbahnrat in seiner Sitzung am 30. Juni d. Js. eine Verlängerung der Geltungsdauer des bei der Teuerung 1906 eingeführten Ausnahmetarifs für Fleisch von frisch geschlachtetem Vieh auf weitere zwei Jahre beschlossen hat. Von einer Herabsetzung des Frachttarifs für Vieh auf die Hälfte der bestehenden Sätze, wie von den Interessenten gewünscht wird, ist schon aus dem Grunde abzusehen, daß diese Maßnahme pro kg Fleisch nur eine Ersparnis von einem Pfennig bewirken würde.

IV. Die empfohlene Beseitigung bezw. Verminderung von Abgaben aller Art auf Schlachtvieh würde sich in zwei Richtungen bewegen: einmal würden davon die Schlachthofgebühren, sodann aber die Kosten der Fleischbeschau betroffen werden. Werden sich nun die Städte einer Herabsetzung der Schlachthofgebühren gegenüber zustimmend verhalten, nachdem sie für Bau und Instandhaltung ihrer Schlachthäuser oft Unsummen aufgewandt haben, die doch verzinst werden müssen? Ich glaube, gegen eine derartige Zumutung werden die Kommunen einmütig protestieren, dies um so mehr, als etwaige Schlachthofüberschüsse doch meistens für allgemeine städtische Aufgaben mitverwandt werden und so die Steuerlast nicht noch mehr steigen lassen. Einer Ermäßigung der Kosten der im allgemeinen Interesse vorgenommenen Schlachtvieh- und Fleischbeschau, die das Fleischergewerbe jährlich nicht unbeträchtlich belasten sollen, läßt sich meines Erachtens wohl das Wort reden. Dagegen halte ich bei der jetzigen Finanzlage das Projekt für unausführbar, daß die durch die Fleischbeschau erwachsenden Ausgaben dem Reiche auferlegt werden sollen. Gegenüber diesem Vorschlage muß es unbedingt heißen: „Videant consules!“

Wenn nach dem Ergebnis vorstehender Ausführungen die Fleischteuerung sich am wahrscheinlichsten durch eine weitere Öffnung der Grenzen für ausländisches Vieh wird mildern lassen, so wird doch die Regierung kaum diesen Schritt tun, da sie eben diese Maßnahme „als ein Mittel zur Verbilligung der Fleischversorgung nicht anerkennt und davon überzeugt ist, daß nur eine Sicherung der Fleischerzeugung im Inlande eine ausreichende und preiswerte Fleischversorgung der Bevölkerung auf die Dauer gewährleisten wird“. In Würdigung dieser allerdings sehr anfechtbaren Ansicht, die vor kurzem in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ bei der Veröffentlichung der „amtlichen Unterlagen“ des Herrn Landwirtschaftsministers für seine Darlegungen gegenüber der Abordnung des Deutschen Fleischerverbandes bekannt gegeben wurde, kann vielleicht noch ein anderer Weg zur Bekämpfung der Fleischteuerung in Frage kommen. Wie bereits am 18. Oktober 1905 der Verein der deutschen Gerber in einer Eingabe an den Herrn Reichskanzler betonte, würde der bisherige Fleischverbrauch der deutschen Bevölkerung gesteigert werden und dennoch der Fleischbedarf sich der Fleischproduktion anzupassen vermögen, wenn an den Grenzen auf deutschem Gebiete im Anschluß an Vollbahnen oder Häfen Schlachthäuser zur Abschlachtung ausländischen Viehs erbaut würden, von denen aus dann das Fleisch in das Inland gelangte. Als selbstverständlich ist bei diesem Vorschlage vorauszusetzen, daß das ausländische Vieh vor und nach der Schlachtung veterinärpolizeilich genau untersucht wird und daß alle im Inlande vorgeschriebenen weiteren Untersuchungen dann fortfallen. So würde ohne Zweifel die Einschleppung von Viehseuchen vermieden und die Menge zum Verbrauch vorhandenen Fleisches vermehrt werden. Die Frage nach der Aufbringung der Kosten für den Bau dieser Schlachthäuser hat der Verein der deutschen Gerber dahin beantwortet, daß im Fall der Ablehnung der Bauten durch den Staat

— die kann als erfolgt meines Erachtens ohne weiteres angesehen werden — interessierte kommunale Körperschaften oder Fleischerinnungen mit Erlaubnis der Regierung diese Schlachthäuser bauen und durch ganz mäßige Abgaben für Benutzung der Räume das zur mäßigen Verzinsung des Anlagekapitals notwendige Geld sich verschaffen sollen. Das Projekt der deutschen Gerber, das seinerzeit die Korporation der Ältesten der Kaufmannschaft zu Berlin warm unterstützt hat, hat mancherlei für sich. Wenn es auch in der nächsten Zeit nicht sofort ausgeführt wird, so ist es doch wert, für die Zukunft im Auge behalten zu werden, da es sicherlich geeignet ist, die Fleischteuerung zu mindern.

Nach allem Anscheine verhallen die Stimmen, die nach einem Einschreiten des Staates zur Beseitigung der hohen Fleischpreise von allen Seiten erschallen, im Winde. Aufgabe der werktätigen Bevölkerung in Handel und Industrie muß es aber bleiben, wieder und wieder die Regierung um Maßregeln zur Steuerung der Not anzugehen; endlich wird vielleicht doch einmal den Klagen Gehör geschenkt werden. Fleisch gehört unbedingt zur täglichen Nahrung des Arbeiters und sein Preis darf nicht ständig in die Höhe geschraubt werden, wenn man nicht will, daß die Teuerung ein ständiges Wachsen der Löhne verursacht, die wiederum auf die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie dem Auslande gegenüber einen unheilvollen Einfluß ausübt.

Der Kaufmannsstand in der deutschen Literatur bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts

Von Dr. Max Rudolf Kaufmann-Berlin

Können wir auch im Urgermanentum von einem eigentlichen Handelsstande nicht sprechen, so wissen wir doch bestimmt, daß eine Art Tauschverkehr bestanden hat. Römische und gallische Händler haben den einheimischen Kaufleuten die Wege geöffnet. Dann aber gehen Jahrhunderte an uns vorüber, ohne uns nähere Kunde über die Ausdehnung dieses primitivsten Verkehrs zu hinterlassen. Erst das Jahr 613 erzählt von einem „königlichen Kaufmann", königlich freilich nicht im Sinne kaufmännischer Machtentfaltung, wie wir sie in Immermanns „Epigonen" oder bei Gustav Freytag finden, sondern königlich im wörtlichen Sinne des Wortes. Samo hieß der Franke, der in Handelsgeschäften zu den Wenden kam, der dort im Kriege gegen die Avaren eine solche Tapferkeit und Tüchtigkeit entfaltete, daß die Wenden ihn zum König erwählten.

So hat kein Kaufmann mehr den Herrscherthron bestiegen, kein Handelsmann wurde mehr Kaiser oder König, dafür aber waren es die Fürsten, die den Handel förderten und schützten. Der Handelsmann wurde zu des „Kaisers Kaufmann". Es wurde ihm nicht selten Hofrecht gewährt, wie auch Kaiser Karl der Große einen Juden zum Kalifen schickte, um nähere Handelsbeziehungen mit dem Orient anzuknüpfen. Kennen wir auch die Bedingungen nicht, unter welchen man solche Rechte vergab, noch die damit verbundenen Pflichten, so finden wir diese „Mercatores Imperatoris" doch in den Privilegien der nach England handelnden Kaufleute, zum Beispiel in den Gesetzen König Ethelreds des Zweiten vom Jahre 979.

Es war aber nicht allein dieser kaiserliche Schutz, der den Kaufmann im bürgerlichen Leben zu einer dem Handwerksstande übergeordneten Stellung verhalf, vielmehr waren es Vermögen, Geburtseigenschaft und wahrscheinlich nicht zuletzt auch die auf den weiten Reisen gemachten Erfahrungen. Als bestes Beispiel für das damals genossene Ansehn darf die Gründung der Stadt Freiburg i. B. im Jahre 1120 betrachtet werden: die gewählten vierundzwanzig Ratsmannen waren ausschließlich reiche Kaufleute. Auch der Ursprung Lübecks ist auf eine Kaufmannsansiedelung zurückzuführen.

Im dreizehnten Jahrhundert hatte die Handelsaristokratie sich mächtig entfaltet. Der Einfluß der Kreuzzüge, die doch indirekt den Ursprung des Geldwesens bilden, trug nicht wenig dazu bei. Zu einer höheren sozialen Stellung konnte der Kaufmann kaum mehr gelangen. Dem Edelmanne gleich führte er ein höfisches Leben; der Kaufmannssohn wurde zum Ritter geschlagen.

In der Literatur jener Zeit finden wir den Kaufmann sozusagen nicht. Wohl kommt es vor, daß in Heldenliedern und Ritterromanen Ritter sich in Kaufmannstrachten hüllen, um auf diese Weise auf Eroberungen auszugehen. Daraus jedoch ist nicht etwa eine Mißachtung des Kaufmannsstandes herauszulesen, auch nicht aus der Stelle des Gudrunliedes, wo die Hegelinger, als Handelsleute verkleidet, an den Hof des wilden Hagen kommen und der alte Recke Wate den Vorschlag Frutes nicht teilen will, weil er kein Handelsmann sei und den schönen Frauen keine Kleinode darbringen könne. Denn tatsächlich haben die als Kaufleute verkleideten Helden nichts an Ehren bei ihrem Empfang an Hagens Hof eingebüßt.

Der weltverneinenden Kirche freilich mußte dies allzu mächtige Umsichgreifen des Handels, dieses unermeßliche Sehnen nach Erwerb und Reichtum ein Verderben für die Nation erscheinen. Aufs eifrigste war sie daher bemüht, die kaum errungene soziale Stellung des Kaufmanns zu untergraben. Hieß es in den Leges portoriae von 906 oder in andern Urkunden des zehnten und elften Jahrhunderts: „Judei et ceteri mercatores", so reichen sich jetzt Kaufmann und Wucherer die Hände. Und wenn unter dem Einfluß der den Handel verdammenden Kirche der fahrende Ritter Freidank singt:

„Der Stände hat Gott drei geschaffen,
Bauern, Ritter, Pfaffen,"

so ist hieraus wohl die Mißachtung des durch des Teufels List erschaffenen vierten Standes, der Wucherer, nicht aber die tatsächliche Entwicklungsstufe des mittelalterlichen Handelsstandes zu ersehen.

„Pfefferſack" und „Negoziant" waren wohl gelegentlich auftauchende Bezeichnungen für den Kaufmann; sie beziehen sich jedoch meistens auf den dem Großkaufmann bei weitem unterstellten Krämer. Denn war auch der Großkaufmann dem Ritter nicht ebenbürtig, so war doch die Ritterwürde mit dem Handel vereinbar. Nicht nur die kulturgeschichtliche Überlieferung erzählt uns von der Rolle, die der Kaufmann trotz der ihm von der Kirche entgegengestellten Widerwärtigkeiten auf dem Welttheater spielt. Auch die Dichtung spricht davon:

Gerade zu derselben Zeit, wohl nicht allzulange nach dem Erscheinen von Freidanks „Bescheidenheit", fließt aus der Feder des schweizerischen Dienstmannes zu Montfort, Rudolf von Ems, eine Legende, in der ein Kaufmann seine höchsten Triumphe feiert. Ist die Dichtung, das heißt der Stoff, auch nicht deutsches Original, hat anscheinend Rudolf von Ems auch nur etwas aus lateinischer Quelle Stammendes nachgedichtet, so gibt uns dieses Werk dennoch ein sehr wertvolles Bild eines kaufmännischen Charakters. Es spiegelt nicht nur die damalige kommerzielle Ausdehnung wieder, nicht nur erzählt es von den weiten und gefahrvollen Seehandelsreisen eines Großkaufmanns, sondern es zeigt uns in der Gestalt des guten Gerhard von Köln den Kaufmann als Verkörperung aller Rechtschaffenheit und Güte. Und nicht nur das steigert den Wert dieser Erzählung: hier wird zum allererstenmal in der deutschen Literatur der Kaufmann zum Held einer Dichtung; zum allererstenmal wird uns klar, daß auch das Schalten und Walten eines Handelsmanns Qualitäten zur dichterischen Verarbeitung in sich trägt. Der Inhalt der Dichtung ist kurz folgender: Kaiser Otto ist so stolz auf seine Tugenden, daß er sich ihrer Gott gegenüber rühmt. Da aber wird ihm von einem Engel die Wertlosigkeit aller Tugend ohne Demut verkündet und ihm als Beispiel der gute Gerhard, ein Kölner Großkaufmann, empfohlen. Der Kaiser zieht gen Köln und der gute Gerhard muß ihm, wenngleich mit innerem Widerstreben, all seine guten Taten erzählen. Nach Reichtum hat auch er einst gestrebt, Meere durchquert, Schätze gesammelt. Da verschlägt ihn einmal der Sturm an eine fremde Küste im Heidenland. Dort findet er englische Ritter und Edle, selbst eine norwegische Prinzessin in schmählicher Gefangenschaft. All sein mühsam erworben Hab und Gut bringt der Kaufmann den Gefangenen zum Opfer und kauft sie los. So wird er zum Lebensretter der Edlen. Die Prinzessin bringt er nach Köln in sein Haus. Hier wartet sie vergeblich auf den ihr seinerzeit angelobten Wilhelm, König von England. Schon glaubt sie ihren Bräutigam verschollen und verspricht sich dem Sohne des guten Gerhard. Der Vermählungstag aber bringt den verloren Geglaubten als Bettler wieder. Der Sohn aber soll nicht zum Ehebrecher an zwei sich schon Versprochenen werden, er muß der Prinzessin ent-

sagen. Allen Dank schlägt der gute Gerhard aus: die Krone Englands, das Herzogtum Kent und die Grafschaft London.

So wird durch eines Kaufmanns Demut der Tugendstolz des Kaisers gebrochen und beschämt; der Kaufmann muß dem Kaiser als Beispiel gottgefälligen Handelns dienen.

Das war die erste deutsche Dichtung, die sich bemühte, nicht nur in das Leben des Kaufmanns, sondern auch in dessen Seele hineinzudringen, dorthin, wo dem Streben nach Reichtum und Gewinn eine Grenze gezogen, wo auch der Kaufmann Mensch ist.

Lange, lange Zeit steht dieses Hohelied vom Kaufmann einzig da. Denn was wir auch an höfischen Epen auf Fundstellen prüfen, keines zeigt uns den Kaufmann in diesem Rahmen. Wohl finden sich in Wolfram von Eschenbachs „Parzival" das Ansehn des Kaufmanns betreffende Stellen, sie aber zeigen ihn uns nur in höfischem Lichte.

Aber die Nachtigall hört auf zu schlagen. Allmählich verblaßt Frau Welts Schönheit; Liebe und Treue gehen dahin. Der Mond wirft seine Lichtstrahlen nur noch über ins Land träumende Ruinen, aber keine Frauengestalten wandeln mehr nächtlicherweile in den Gärten. Auch die Abenteurerlust lebt sich aus. Sie büßen und lehren. Auch der gute Gerhard hat von Demut gepredigt.

Das Jahr 1348 kam unheilschwer. Auf ihrem schwarzen Drachen raste die Pest durch das Land. Mit ihr das große Sterben. Die Judenverfolgung kannte keine Grenzen. Sie sollten die Seuche durch eine Brunnenvergiftung ins Land gebracht haben. So mähte, was die Pest auf ihrem Fluge nicht mit sich nahm, die blinde, wütende Hand des Hasses, der Antisemitismus, erbarmungslos nieder. Dieser grenzenlose Haß aber war nicht unmittelbar aus dem Boden gestampft. Lange Zeit, Jahrhunderte hindurch schon, ist er genährt worden.

Nach der Völkerwanderung übernahmen stammfremde Völker den niedern Handel. Vor allen aber die Juden. War ihnen der Handel und Schachergeist auch nicht angeboren, sind sie durch ihre gesellschaftliche Stellung auf diesen Erwerb angewiesen gewesen. Einerseits stammfremd, nicht zum Volke gehörend, genossen die Juden von seiten der Fürsten weitgehende Privilegien. Bald aber hatten die Juden den Geldhandel an sich gezogen, sie allein waren ja berechtigt, was der Bürger nicht tun durfte: Geld gegen Zins zu leihen. So kam naturgemäß der Wucher schließlich zu unerhörten Auswüchsen, zerstörte Land und Volk und das sollte sich jetzt bitter rächen.

Doch auch die Eindrücke des schwarzen Todes waren nur vorübergehende. Von neuem wurde gearbeitet. Universitäten wurden gegründet, der deutsche Handel beginnt sich nach und nach den Weltmarkt zu erobern. Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft blühen wieder auf.

Während im fünfzehnten Jahrhundert die deutsche Hansa ihre höchste Macht entfaltete, Großkaufleute ihre Söhne den Handel studieren ließen, Kaufmannsgeschlechter die Geschicke der Städte leiteten und anderseits Staat und Leben ein

Opfer dieser großartigen Entwicklung wurden, Kleiderluxus und Schwelgerei um sich griffen, Geistlichkeit und Laienwelt sich immer fremder wurden, nahmen in der Dichtung, namentlich im Schauspiel, Satire und Spott überhand. Am Handelsstande, als er in der herrlichsten Blüte stand, ist die Literatur achtlos vorübergegangen. Nur da sucht sie den Handelsmann, wo sie Nahrung für den Spott findet. Und das ist naturgemäß im Kleinhandel, da, wo der jüdische Krämer sein Wännlein aufstellt, sich als betrügerischer Marktschreier und Quacksalber herumdrückt und seine Kundschaft betrügt und bestiehlt, wo er nur kann. So finden wir den Krämer in den Osterspielen, wo er schon in den lateinischen und halblateinischen Mysterien eine stehende Figur war. Er verkauft der Maria Magdalena köstliche Spezereien und Schminken und nun, im Jahrhundert der Judenverfolgungen, wird er erst recht das Opfer aller Feindseligkeiten.

Im allgemeinen, wo es sich nicht um Juden handelt, übergehen auch die Fastnachtsspiele den Kaufmann beinahe vollständig. Es lohnt sich kaum, die wenigen Ausnahmen aufzuspüren. Kommt es zuweilen vor, daß ein christlicher Kaufmann Träger einer Rolle ist, so geschieht das nur, um zu zeigen, wie es während der vielen Reisen, die der Kaufherr unternehmen muß, in dessen Heim aussieht. Der Kaufmann als glücklicher Ehemann ist in den meisten Fällen schlecht daran. Während seiner Abwesenheit liegt die Frau in den Armen ihres Geliebten und es sind Rückkehr und Wiedersehn dann gewöhnlich von heftigem Zank begleitet. Im ausgehenden Mittelalter entsteht noch eine nennenswerte Komödie: Reuchlins „Henno". Spielt auch der Kaufmann hier keine erste, so doch eine zweite Rolle. Den Fastnachtsspielen gegenüber ist bemerkenswert, daß nicht der Kaufmann es ist, der zuerst betrügt, sondern der zuerst geprellt wird. Einen ähnlichen Fall finden wir im Luzerner Neujahrsspiel.

Noch ins fünfzehnte Jahrhundert fallen die ersten Anfänge jener bis zur bittersten Satire sich steigernden Kritiken an bestehenden Gewohnheiten der Zeit. Die Humanisten wirkten in diesem Sinne, ebenso war das Tierepos satirisch gefärbt. Am schärfsten aber zeichnet sich der Übergang von mittelalterlicher Lehrdichtung zur Polemik der Reformationszeit in Sebastian Brands 1494 erschienenem „Narrenschiff". Vergrößert und vergröbert lernen wir da den Kaufmannsstand kennen, aber auch da wird die Grenzlinie, die den Krämer vom Großkaufmann scheidet, kaum überschritten.

Gegen Wucher und Vorkauf wird gewettert, gegen Christenjuden losgezogen. Falschheit und Betrug ist die Signatur der Zeit. Auf Ehrbarkeit sieht niemand mehr. Der Wein wird gepanscht, Salpeter, Schwefel, Totenknochen werden mit Gift verkocht und in Fässer geschüttet. Der Krämer bedient sich zu kleiner Ellen, hat falsche Maße und Gewichte. Die Läden müssen verdunkelt sein, damit der Käufer das schlechte Tuch nicht sehen kann. Den Daumen wägt man mit dem Fleische; Mausdreck wird unter Pfeffer gemischt. So zeichnet Brand das Leben in einem Kleinkram. An das „Narrenschiff" lehnen sich die Lehren, welche Brand in seinem „Liber faceti docens mores hominum praecipue juvenum,

in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi" (1496) ausstreut. Wer das Handelsgewerbe treiben will, soll sich auf die Richtigkeit der Münzen verstehen, er soll sich vor Betrug verwahren:

„Das er kauffmans gut gering
Vnd bald vßrechnen künn alle ding."

Auch Thomas Murner hat sich mit der Kaufmannsfrage beschäftigt. Ich denke an Kapitel XXV seiner „Schelmenzunft". Denjenigen, denen die Kunst des Betrügens noch nicht geläufig sein sollte, gibt er den wohlgemeinten Rat, sich nach Frankfurt zur Messe zu begeben. Dort lernt man des „kouffmans bandt", wie es in allen Ländern getrieben wird. Der Käufer hat sich gut vorzusehen, denn oben ist alle Ware schön zugerüstet, darunter aber liegt das Schlechte. Des Kaufmanns Warenstand vergleicht er mit einer Mausefalle, das „Speckly" soll den Narren fangen. Ihm, dem Dichter, wäre es schon lieber, sein Geld von Dieben gestohlen zu wissen, als auf diese Weise öffentlich betrogen zu werden.

Von der Kanzel des Straßburger Münsters predigt Geiler von Kaisersberg über „die matery von kauflüten, genampt wannenkremer". Seine Worte, die Pater Johannes Pauli als Brosamlein aufgelesen und gesammelt hat, sind treffend, sie zeugen von einer bis ins Einzelne gehenden Kenntnis der Gebräuche und Mißbräuche im Handel und Verkehr seiner Zeit. Aber, meint Geiler, ein Kaufmann kann doch auch fromm sein. Und das ist er, wenn er eine rechte Meinung hat von Kaufen und Verkaufen. „Er soll haben gut vnd recht gesind mit was hilff er sein gewerb treibt, Gut gefert, Gut geberd, Gut gesprech, drey G. Er soll feil haben gute kauffmannschetz, nit verlegen ding, erbere ding, die nit verbotten sein." Der Kaufmann soll aber auch schauen, wem er seine Waren verkauft. Verbannte, etliche Juden, Sarazenen, Türken u. a. m. sind nicht kaufberechtigt. Monopole, die Geiler „Stupferei" nennt, sind verpönt. Dem frommen Kaufmann aber, der auf sein Buch schwört, soll man glauben. Der Großkaufmann allein ist existenzberechtigt, der Wannenkrämer aber, das ist der Teufel, er hat Narrenwerk feil.

Im Jahre 1520 wirft Martin Luther sein „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" in die Welt.

„Zum ersten wäre hoch not ein gemein Gebot und Bewilligung deutscher Nation wider den überschwenglichen Überfluß von Kosten der Kleidung, dadurch so viel Adel und reiches Volk verarmt. Hat doch Gott uns, wie andern Landen, genug gegeben, Wolle, Haar, Flachs und alles, was zur ziemlichen, ehrlichen Kleidung einem jeglichen Stande redlich dienet, das wir nicht bedürfen, so greulichen großen Schatz für Seide, Sammet, Guldenstück und was der ausländischen Ware ist, so geudisch verschütten .... Sollte es noch hundert Jahre stehen, so wäre es nicht möglich, daß Deutschland einen Pfennig behielte, wir müßten uns gewißlich unter einander fressen ... Darum bitte ich und rufe

hier: sehe ein jeglicher sein eigen, seiner Kinder und Erben Verderben an, das ihm nicht vor der Tür, sondern schon im Haus rumort, und tue dazu Kaiser, Fürsten, Herren und Städte, daß der Kauf nur aufs schierste werde verdammt, und hinfort gewehret, unangesehn . . ." Auch den Fuggern, meint er, müsse ein Zaum ins Maul gelegt werden. Denn es kann nicht göttlich zugehen, daß auf einen Haufen so große Schätze gebracht werden. Wenn das weltliche Schwert hier nicht wehrt, prophezeit Luther der Zukunft den Spruch Christi: Matth. 24, 38, 39. Luk. 17, 26 ff.

So predigt der große Reformator der Weltverständigen. Und doch weiß auch er, daß der Handel, daß Kaufen und Verkaufen ein nötig Ding ist, „das man nicht entbehren und wohl christlich brauchen kann".

Feindlicher noch als der mittelalterliche Klerus, steht die kirchliche Literatur der Reformation weltlichen Dingen gegenüber. Wenn Ulrich von Hutten auch kein unbedingter Gegner des Handels war, so verkörperte für ihn doch das Deutschland des Tacitus das Optimum Germaniae tempus, das Deutschland, welches noch unberührt war vom schädlichen fremden Einfluß, das weder Luxus noch Geld, das auch, wie er in den „Inspicientes" schreibt, keinen Kaufmannsstand gekannt hatte. Wie Luther, so auch Erasmus. Für ihn sind die Kaufleute die „törichste und schmutzigste Menschenklasse; sie treiben das verdächtigste aller Gewerbe und noch dazu auf die niederträchtigste Weise der Welt".

So donnerte die Geistlichkeit, seien es nun Lutheraner oder deren Widersacher, die Katholiken, in Wort und Schrift theoretisch gegen den Handel. Wie aber die Kirche in praxi sich dazu verhielt, auch davon reden die überlieferten Nachrichten.

Auch die in jenen Jahren den Büchermarkt überschwemmenden Sprüchwörtersammlungen setzen sich mit dem Kaufmannsstand und seiner Zeit auseinander, und sie gehen in ihren Auslegungen so ziemlich mit der kirchlichen Meinung zusammen.

Unter den zwischen 1522 und 1565 erschienenen unterhaltenden Sammlungen kommt für die Frage nach dem Kaufmann in der Literatur hauptsächlich das „Rollwagenbüchlein" des Georg Wickram in Betracht. Im Jahre 1555 übersandte Wickram dies Büchlein seinem Kolmarer Freunde Martin Neuburger, der das Wirtshaus zur Blume besaß und regelmäßig zur Straßburger Messe einen Rollwagen fahren ließ. Das Werk war zur Erheiterung der zur Messe reisenden Kaufleute bestimmt.

Als Vorläufer solcher Schwanksammlungen kann schon Till Eulenspiegel gelten. Er selbst war auf seinen Wanderfahrten ein betrügerischer Krämer, der mit seiner Schalkhaftigkeit Frankfurter Juden an der Nase herumführt. Auch hat er bei einem Kaufmann in Diensten gestanden. Das ist aber auch alles, was wir bei ihm über den Kaufmann zu hören bekommen. Ein anderes Bild gibt uns die 1522 erschienene Sammlung von Schwänken, die Johannes Pauli unter dem Titel „Schimpf und Ernst" herausgegeben hat. Was er uns vom

Kaufmannsstand zu sagen weiß, beschäftigt sich zum Teil mit den uns aus den Fastnachtsspielen bekannten Ehebruchaffären. Der verheiratete Kaufmann ist das Opfer seines Berufs; kommt er von der Reise zurück, schreit ein fremdes Kind in der Wiege. Ein anderer Schwank zeigt uns einen Kaufmann, der die Gastfreundschaft eines Edelmannes genießt, oder wir lesen von einem Handelsmann, der im Sterben liegt, seine Seele nicht halten kann und sie schließlich dem Teufel verschreibt, dem er sie ja, wie der Autor bemerkt, schon zu Lebzeiten verkauft hatte mit Wucher und falschem Gewerbe.

Auch bei Wickram erfahren wir über den Kaufmannsstand eigentlich wenig. Es mag sein, daß seine sonst keinen Stand schonende Satire durch den Zweck des Buches, das den Kaufleuten gewidmet war, etwas gemildert oder eingeschüchtert wurde. Auch ist der Antisemitismus bei Wickram bedeutend schwächer als bei seinen Vorgängern. Somit verschont er den Juden als Kaufmann in einer dieser Zeit eher widersprechenden Art. Erscheinen im „Rollwagenbüchlein" die Bauern als dick, dumm und gefräßig, so ist ihnen der Kaufmann weit überlegen. „Sed elusus est a mercatore" ist das Ergebnis des Schwankes „Von einem beyerischen bauern, der neun Tag ein lässer was". Oder Wickram stellt einem einfältigen Bauern, der beim Anblick einer mit Blut übermalten Christusfigur ein Vaterunser stammelt, um zuguterletzt seinem Herrgott den wohlgemeinten Rat zu erteilen: „Laß dirs ein witzgung sein und kumb nit mehr unter die schnöden bösen Juden", einen Heringsverkäufer gegenüber, der sich vor einem jammervollen Christusbild den Witz gestattet: „Ach du lieber herrgott, wan du auch häring hatteſt feyl gehabt, so kunteſtu nicht wol übler sehen." Ja, die Schlauheit eines seiner Kaufleute wird diesem zur Lebensretterin: Während sich alle seine Genossen, von Räubern überfallen, ihr Hab und Gut im Stiche lassend, flüchten, bleibt er, auf Gott vertrauend, bei seiner Ware stehen. Wie aber die Räuber sich anschicken, die Samt- und Seidenballen mit Spießen abzumessen, fängt er laut an zu lachen über die lange Elle und empfiehlt den Banditen, sich mit diesem Maß ja auf keinem Markte sehen zu lassen. Da müssen die Räuber lachen, zollen seiner Rede Beifall und lassen ihm Waren und Leben.

Wenn Luther gegen die Fugger loszieht, sehen wir, wie Wickram, im Gegensatz, auch ihre guten Eigenschaften herauszufinden weiß.

Die Herausgeber des „Wunderhorn", Arnim und Brentano, haben die Erzählung in der Vorrede, der Widmung an Goethe, wieder verwertet. Es ist die Geschichte vom armen Sänger Grünewald, der in Augsburg seine Wirtszeche nicht bezahlen kann. In seiner Verzweiflung dichtet er ein Lied und geht damit zum reichen Fugger, der des Sängers Krankheit bald erkennt:

„Dem würt thet bald bezalen
Der edel Fucker gut
Mein schuld ganz überalle,
Das macht mir leichten mut.

Ich schwang mich zu dem thor hinaus;
Allde, du laufiger würte,
Ich kumm dir nimm ins hauß."

Hans Wilhelm Kirchhofs „Wendunmuth" streift in seinem Schwank „Ein Junker will einen Kaufmann verspotten" wieder das kaufmännische Eheproblem. Der Junker wirft dem Kaufmann die Untreue der Kaufmannsfrauen vor, die während der Abwesenheit ihres Gemahls junge feine Gesellen, zum Teil von Adel, in die Tür schlüpfen lassen, „daher es kompt denn, daß die bürger so hübsche Kinder haben". Dem Kaufmann scheint das immer noch ganz gut, so kommen wenigstens, meint er, „grade leut" auf die Welt, während hinter den Schloßmauern die Ritterdamen von Narren, Köchen und Stallknechten versehen werden.

Aber auch das Drama der folgenden Periode weiß wenig zu sagen über den Kaufmann und sein Leben. Hans Sachs gibt sich viel zu viel mit den Bauern und der Geistlichkeit ab, als daß er für den Handelsstand noch etwas übrig hätte. Dann und wann freilich läßt er auch diesen zu Worte kommen. So dichtet Sachs anno salutis 1526 seinen „Mercurius, ein got der Kaufleute". Merkur erklärt sein Verhältnis zum Kaufmann oder vergleicht dessen hauptsächlichste Eigenschaften mit der Kleidung des Gottes. So bedeuten z. B. die Flügel Merkurs, daß der Kaufmann allezeit bereit sein muß zu reiten, fahren, laufen, wandern, von einem Land ins andere:

„In Osterreich, Ungern, Praband,
In Francken, Schwaben und Welschland,
In Meichsen, Schlesing, Poln und Reußen,
In Steurmarck, Beham, Schweiz und Preußen . . .
Wo er nur gelt zu gewinnen weiß.
Im Winter kalt, im Sommer heiß,
Durch schnee, regen, wetter, wind
Muß er sein unverdrossen, gschwind,
Durch berg und thal, wasser und schram,
Durch mörder, rauber und schnaphan,
Die auff ihn lauschen in der hecken
Und ihm ein summa gelt abschrecken,
Wider ehr und recht unverschampt.
Solch gfar ein kauffmann alle=sampt
Verachten muß wie kindes=werck.
Und muß pawen meß und die märck,
Auf daß sein handel geh für sich . . . ."

Merkurs Helm bedeutet, daß des Kaufmanns Handel „still", d. h. verschwiegen sein muß uff. Doch, sagt Merkur, werde der Gott der Kaufleute oft auch für einen großen Gott der Diebe gehalten, da zwischen Dieb und Kaufmann nahe verwandtschaftliche Beziehungen bestünden. In den Kreis solcher Verwandtschaft gehört ein falscher Kaufmann, der sich nur ganz dem Geiz ergibt:

„Ein kauffmann, der ehrlich handelt,
Niemand betreuget, redlich wandelt,
Nimpt einen gleichen pfennig zu gwin,
Nehrt also vil leut mit ihm hin,
Und strebt nicht geitziglich nach gelt,
Der besteht vor got und der welt."

In hübschen, gut gewählten Farben, mit einem für die Sachssche Manier charakteristischen Grundton, zeichnet Sachs auch seine Fabel „Vom Krämer und den Affen":

Ein Krämer zieht zur Messe. Von der Hitze in den Wald getrieben, legt er sich dort am Rande eines Bächleins nieder, um einen Schlaf zu tun. Kaum aber hat er die Augen geschlossen, als ein Affe dies bemerkt, der nun nichts Eiligeres zu tun weiß, als seine Mitaffen herbeizulocken. Der Krämerkorb wird unbarmherzig geplündert, die Pfeifen, Schlötterlein, Gürtel, Nestel, Kindertäschchen, Spiegel, Kämme, Lebkuchen, Zucker und alles, was des Korbes Inhalt ist, wird an den Aesten der Bäume aufgehängt. Während diese Verwüstung vor sich geht, hat der Krämer seinen schönsten Lebenstraum: er hat auf der Dorfkirchweih seinen Kram aufgestellt, das Volk drängt und stößt sich drum herum, und er macht die glänzendsten Geschäfte. Da begeht ein Affe die Unliebenswürdigkeit, seinen tierischen Gefühlen freien Lauf zu lassen, indem er sich als Zielscheibe des Krämers Hut und Ohr aussucht. Dieser erwacht darob und sieht seinen Schaden. Und so, sagt Hans Sachs in seiner erklärenden Nachrede, geht es in dieser Zeit manchem sich kümmerlich ernährenden Mann. Wie es freche Affen gibt, so auch deren würdige Nachkommen, die Menschen, die einem oft den Handel verunglimpfen.

Mitteilungen über die schon damals in Kaufmannskreisen übliche Sitte des Lehrvertrags gibt Hans Sachs in der Person des Junkers Engelhart in seiner „Klag der sechzehn ordensleut". Junker Engelhart möchte gar zu gerne heiraten, ist jedoch durch den ihn auf drei Jahre bindenden Vertrag, den er mit seinem Herrn abgeschlossen, daran verhindert. Auch bei Sachs beklagt sich der Krämer über schlechte Zeiten: „Hauptgut und gewinn gehen mit der zehrung hin", auch bei ihm finden wir das Motiv, das auf dem Verhältnis zu Mann und Frau fußt und das sich sowohl durch die meisten Fastnachtsspiele als auch durch die Schwankerzählungen hindurchzieht.

In einem vermutlich um 1540 entstandenen Stück spielt der Kaufmann ausnahmsweise wieder einmal die Hauptrolle: im „Mercator" des Thomas Naogeorgius oder, wie er sich sonst nannte, Kirchmeier von Straubingen. Das Stück hat sein Vorbild in den katholischen Moralitäten, hauptsächlich im „Homulus", gesehen. Naogeorg benutzt die daraus geschöpften Lehren, nur dreht er den Spieß um und wendet die Spitze seiner Waffe schroff gegen die katholische Glaubenslehre. Aus den katholischen Glaubenssätzen, welche den Gnadenweg in den Himmel zeigten, formt er seine protestantische Rechtfertigungslehre. Und das Eigentümliche eben ist, daß ein Kaufmann als Mittel zu deren Verkündigung

benutzt wird. Der Kaufmann war eben der Sündenbock. Deshalb und wohl aus keinem andern Grunde hat Naogeorg dem Kaufmann die Hauptrolle auf den Leib geschrieben, denn an keinem andern Stande konnte er die begangenen Sünden in so krasser Weise darstellen.

Frischlin hat den Kaufmann in seinen Dichtungen nicht verwertet, dagegen dann und wann Jakob Ayrer. Hauptsächlich aber kommen in Betracht seine Vorgänger, Lehrer und Zeitgenossen, die englischen Schauspielgesellschaften.

Ayrer überschreitet im allgemeinen den eng abgegrenzten Horizont Hans Sachsens nicht. Dagegen kommen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Handschriften nach Deutschland, die uns zu Shakespeares „Kaufmann von Venedig" führen, vorerst allerdings in vom Original stark abweichenden Aufführungen, wie diejenige des „Gottesfürchtigen Kaufmanns von Padua" und andere, wie der „Jude von Venedig" oder „Das wohl gesprochene Urteil eines weiblichen Studenten" aus den Jahren 1607 und 1608, die auch auf Marlowes Einfluß zurückzuführen sind.

„Der Kaufmann von Venedig", so wie Shakespeare ihn 1594 geschrieben hat, ist erst 1777, am 7. November, in Deutschland, unter Schröder in Hamburg aufgeführt worden.

Der Engländer zeigt uns den Kaufmannsstand in einem anderen Licht, als bisher deutsche Dichter es getan. Antonio ist der Großkaufmann, der Repräsentant der Handelsaristokratie, die sich im ausgehenden Mittelalter in der deutschen Hansa und noch weit großartiger in den kleinen Staaten und großen Städten Italiens entwickelt hatte. Wie schöne Worte widmet doch der Dichter Antonios Handelsschiffen, die stolz besegelt auf dem Ozean umherfahren:

„Wie Herr'n und reiche Bürger auf der Flut,
Als wären sie das Schaugepräng der See,
Hinwegsehn über kleines Handelsvolk,
Das sie begrüßet, sich vor ihnen neigt,
Wie sie vorbeiziehn mit gewebten Schwingen".

Dieser Antonio aber ist nur Einer, herausgegriffen aus der Mitte Vieler, die nicht nur einem Schiff ihr Gut anvertrauten, deren Vermögen nicht von einem besseren oder schlechteren Jahre abhängig ist.

In Italien haben die Medici auf Grund ihrer Hauptbücher ein Herzogtum erbaut, in Deutschland waren es die Fugger, Welser und andere Kaufmannsgeschlechter, die ihre Vermögen mit großen siebenstelligen Zahlen einschrieben.

Luther aber hatte nicht falsch prophezeit: Der Bürgerkrieg tobte dreißig Jahre lang durch Deutschland, verheerte die Länder und machte die Städte dem Erdboden gleich. Der Handel, allerdings nicht durch sein eigenes Verschulden, wurde brach gelegt. Den Kaufmannsstand in den literarischen Erzeugnissen dieser Zeit aufzusuchen, wäre kaum lohnenswert. Da war anderes zu tun: das Volk mußte ermuntert, getröstet, die deutsche Sprache von all den fremdländischen Brocken gereinigt werden. Hamburg und Bremen, die beiden

Nordseestädte, waren die einzigen, die all den Verwüstungen durch ihr neutrales Verhalten entrannen. In ihre Mauern flüchtete sich, was noch Leben in sich trug; die Lust und Freude am Dasein, die Arbeit fanden dort fruchtbaren Boden. 1648 wurde der Westfälische Friede geschlossen. War er nationalökonomisch der Kulminationspunkt des Verfalls, so ließ er doch das deutsche Volk wieder zu Atem kommen.

Um Wunden zu heilen, wie der Dreißigjährige Krieg sie geschlagen, dazu waren ganze Generationen notwendig. Während diese ihr Jugend-, Mannes- und Greisenalter durchschritten, beherrschten Holland, England und Frankreich infolge ihrer ausgedehnten Kolonialmacht den Welthandel. Erst der Amerikanische Krieg, das Hinschwinden der Größe Hollands, eröffnete dem neu erwachten Deutschen Reich den überseeischen Handel. Die Deutschen wurden dann erst zu Importeuren von Kolonialwaren, zu Exporteuren deutscher Erzeugnisse nach überseeischen Märkten. Nun traten sie aus dem kleinen Kreis der Agenten, Zwischenhändler, Vermittler hervor zu direkter unbegrenzter Teilnahme am internationalen Verkehr. Auch bedurften sie jetzt keiner zweiten Hand mehr, um mit der neuen Welt zu kommunizieren, sie gingen selbsteigen an die Erzeugungsorte, tauschten mit den ersten Produzenten, gaben im Welthandel ihrem Vaterlande den Platz, der ihm bisher gefehlt hatte.

Die Satire des siebzehnten Jahrhunderts konnte sich naturgemäß mit dem sich nur langsam wieder erhebenden Handel nicht befassen. Was die Literatur jener Zeit vom Kaufmann und seinem Handel erwähnt, kommt in Flugschriften und in zahlreichen Holz- und Kupferstichen zum Ausdruck, wie wir sie heute im Nürnberger Germanischen Museum noch finden.

Im allgemeinen fließen die Quellen spärlich genug, und wie wir ihnen auch nachgehen, zeigen sie uns den Kaufmannsstand nicht eben im günstigsten Lichte

Fassen wir noch den Kaufmannsstand ins Auge, wie er am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts in der deutschen Dichtung zutage tritt, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Literatur Schuldnerin der Kulturgeschichte geblieben ist. Der Übergang von der Natural- zur Geld- und Kreditwirtschaft, der Aufschwung des früheren Tauschverkehrs zum Kleinhandel und von da zur mächtigen Ausdehnung des Großhandels ist zu rasch und zu blendend gewesen. Die Nachteile, die die Entfaltung des Handels mit sich brachte, kamen zum Vorschein, als man die Vorteile kaum zu ersehen und zu begreifen imstande war. Das Volk hat es nicht verstanden, diesen mächtigen kulturellen Fortschritt mit seinem Leben zu vereinbaren und so kam es denn auch, daß der deutsche Kaufmann jener Zeiten trotz seiner persönlichen Macht und Würde, trotz seinem Einfluß auf das gesamte bürgerliche Leben, als Ursprung und Ursache nationalen Verderbens angesehen wurde. Somit hat auch die Dichtung, der Mund des Volkes, nur spöttisch auf den Kaufmann herabgeschaut, indem sie nur seine Fehler, nicht aber seine Vorzüge erkannte.

Im Flecken

Erzählung aus der ruſſiſchen Provinz

Von Alexander Andreas-Reyher

Zweites Kapitel: Die Kaufleute.

Tit Grigorjewitſch Botſcharow war ſozuſagen der erſte Mann im Flecken. Er hielt ſich ſelbſt dafür, und es gab wenige, die ſich entſchloſſen hätten, ihm das ins Geſicht zu beſtreiten. Jedenfalls hatte es noch nie jemand gewagt. Er hatte allmählich den Löwenanteil des Handels mit Bauholz, Flachs und Getreide im ganzen Kreiſe an ſich gebracht. Er bildete in dieſer Branche den Vermittler zwiſchen den kleinen Händlern in der Kreisſtadt, den im Kreiſe befindlichen Flecken einerſeits und den Großhändlern der Gouvernementsſtadt anderſeits. Er beſaß im Flecken außer einem maſſiven Haus, in dem er ſelbſt wohnte, eine Menge von Häuſern und Häuschen an verſchiedenen Straßen. Ihm gehörte außerhalb des Fleckens ein gewaltiges Landſtück, das er geteilt an einige Dutzend Gemüſegärtner verpachtete. Seit kurzem war auch ein Gut in ſeinen Beſitz übergegangen. Jeder Tag vom Morgen bis Abend brachte ihm nach Anſicht der Leute Geld und immer wieder Geld, ohne daß er deshalb einen Finger zu rühren brauchte. Er rührte auch buchſtäblich keinen Finger, denn er führte keine Bücher und keine Korreſpondenz. Und wenn er die Feder benutzte, um unter einen Kontrakt auf Holzfällung ſeinen Namen zu ſetzen, erleichterte der Gedanke an den Gewinn ihm die Mühe. Er teilte die Anſicht ſeiner Vorväter, daß bei dem Kaufmann das Schreiben und Buchen eine teufliſche Erfindung ſei, die den Handel beeinträchtige und ſchände.

„Ich bin Tit Grigorjewitſch Botſcharow," pflegte er zu ſagen, „bin ein ruſſiſcher Mann kaufmänniſcher Nation." Das letztere Wort gebrauchte er in dem Sinne von „Stand". „Meine Sache iſt der Handel, das Einkaufen und Verkaufen. Das Schreiben gehört in die Kronkanzleien. Die ſind zum Schreiben da, und darum werden dort die hungrigen Beamten bezahlt."

Alle die unzähligen Leute, die teils unmittelbar, teils mittelbar von ihm abhingen oder mit ihm in Verbindung ſtanden, beugten ſich tief vor ihm, und die demütigeren hielten ſogar die Mütze in der Hand, wenn ſie mit ihm ſprachen. Viele, die keine Geſchäfte mit ihm hatten, waren nicht minder zuvorkommend, denn wer konnte wiſſen, ob er den reichen Kaufmann nicht einmal brauche. Es konnte daher nicht fehlen, daß er überall genannt und überall vorangeſtellt wurde, wo es ſich um gemeinſchaftliche Maßregeln und Tätigkeiten handelte. Er war

zum Ältesten des Fleckens erwählt und wurde nach dem Ablauf des Termins immer wiedergewählt. Er war Kirchenvorsteher. Er war Ehrenprokurator der beiden im Flecken befindlichen Schulen. Er zeigte sich bei jeder Gelegenheit in seiner Art leutselig und gut, duldete aber keinen Widerspruch und keine Beschränkung seines Willens. Er nannte jedermann Du, und wenn er zu hochgestellten oder ihm Respekt einflößenden Personen anfangs Sie sagte, vergaß er sich bald und sagte wieder Du.

Es war am Nachmittage. In der Wohnung Botscharows wurden im Speisezimmer sorgfältigere Anstalten zum Tee getroffen als für gewöhnlich. Der große Eßtisch mit dem weißen Tuch mit roten Kanten war mit Silber beladen und der Anrichttisch in der Ecke drohte unter der Last der zahlreichen pikanten Kleinigkeiten zu brechen, die den Durst anregen und den Appetit zum Tee reizen. Da gab es Säfte und verschiedenes Eingemachtes, Gezuckertes, Gesäuertes, Gepfeffertes und Gesalzenes und dazu natürlich Flaschen und Fläschchen mit allerlei Spirituosen. Annuschka, halb Kammerfrau, halb Haushälterin, beaufsichtigte die Mägde und legte an jedes Tafelstück selbst die Hand. Anna Dmitrijewna, die Frau Botscharows, erschien zuletzt selbst, um sich zu überzeugen, ob die Tafel reich genug und reichlich hergerichtet sei.

Kaum hatte die etwas zu wohlgenährte, aber noch immer ziemlich jugendlich aussehende Frau das Speisezimmer betreten, so stürzte ein junger Mensch in solcher Eile in das Zimmer und auf die Frau los, als würde er von jemand gejagt oder verfolgt. Er ergriff ihre Hand, und während er dieselbe zum Munde führte und wiederholt an die Lippen drückte, sprach er mit einschmeichelnder Stimme:

„Tantchen, teures Tantchen! Komme ich zu spät? Wie froh bin ich, daß ich Sie endlich sehe! Ich habe so viel zu tun gehabt, daß ich mich zum Essen nicht einfinden konnte. Komme ich zu spät, Tantchen?"

Wie zu spät?" fragte sie mit leichter Verwunderung. „Wozu zu spät? Zum Essen? Bist du betrunken, Ignatij, daß du nicht mehr weißt, wann gegessen wird? Tit Grigorjewitsch hat bereits bald ausgeschlafen, und du fragst, ob du zum Essen zu spät kommst! Aber wenn du hungrig bist, wende dich an Annuschka. Laß ihm etwas zu essen geben, Annuschka."

„Tantchen, Anna Dmitrijewna!" rief er vorwurfsvoll. „Wie können Sie so reden! Ich habe bei den verfluchten Gärtnern und bei den Pächtern umherlaufen müssen. Und jetzt bin ich müde wie ein Hund. Kaum daß ich mit den letzten fertig, fliege ich hierher — zu Ihnen, Tantchen" — er faßte und küßte wieder ihre Hand — „da glauben Sie, ich käme des Essens wegen!"

„Ach so!" sagte sie und lachte. „Du wolltest mich sehen, und ich glaubte, du wolltest essen! Hahahaha! Bist du wunderlich, Ignatij! Und warum glaubtest du denn, du seist zu spät gekommen? Mich konntest du doch auch später noch sehen."

„Ah, Sie begreifen das gar nicht, Tantchen!" versetzte er, und auf seinem Gesicht lag ein schmollender Ausdruck.

„Sie können sich keine Vorstellung machen von der Sehnsucht, die mich verzehrt, wenn ich Sie lange nicht sehe. Ich . . ."

„Höre, Ignatij," fiel sie ein, „das ist alles dein übliches dummes Gerede, das du dir bei den Putzmacherinnen angewöhnt hast, dort, weißt du — nun, sie wohnen irgendwo in unsren Häusern; — aber — was will ich doch sagen? Ja

so, wünscheſt du zu eſſen, ſo laß dir von Annuſchka etwas geben. Tit Grigorjewitſch wird bald aufſtehen."

Er hatte ſich halb abgewandt und guckte unzufrieden zur Seite.

„Wenn Sie ſchon nicht an die Heiligkeit meiner Gefühle glauben wollen," ſagte er dumpf, „ſo . . ."

„Höre auf, Narr. Sage etwas Vernünftiges."

„So glauben Sie wenigſtens, daß ich eilte, daß ich lief, um Ihnen vielleicht helfen zu können, da ich wußte, daß Tit Grigorjewitſch heute die Spitzen der Kaufmannſchaft eingeladen hat und . . ."

„Er kommt," ſagte halblaut eine Magd, die ſich zunächſt an der Tür befand.

„Er ſelbſt kommt, Anna Dmitrijewna," widerholte leiſe Annuſchka am Anrichttiſche.

„Wie ſteht es mit dem Tee?" ließ ſich im Nebenzimmer die laute Stimme des Hausherrn hören, und gleich darauf trat er ſelbſt in den Raum. „Habt Ihr alles bereit? Meine Gäſte werden gleich da ſein."

„Hm," fuhr er fort, als er einen Blick auf den Tiſch geworfen hatte, „du haſt Silber genug aufgekramt. Gut, Anna Dmitrijewna! Siehſt du, das liebe ich, wenn du begreifſt und verſtehſt, was ich ſage. Das lobe ich, Anna Dmitrijewna."

„Wie denn nicht, Tit Grigorjewitſch!" ſprach die Frau. „Immer achte ich darauf, was du ſagſt, und führe es genau aus. Wie ſollte ich anders! Du biſt das Haupt im Hauſe. Darum iſt dein Wille Geſetz. Sobald du etwas befiehlſt oder wünſcheſt, oder . . ."

„Nu, nu, nu, nu," ſchnitt er ihren Redeſtrom ab, „fange nur nicht an breit zu werden. Wenn ich etwas befehle, ſo weiß ich, warum ich es tue, und du haſt nur zu gehorchen. Merke dir das, Frau."

„Nun, und du, Windhund?" wandte er ſich an den jungen Menſchen. „Wo haſt du heute zu Mittag gegeſſen? Wieder mit deinem Freunde, dem Polizeiaufſeher, im Gaſthauſe bei Tſchernow?"

„Ich habe an Tſchernow nicht einmal gedacht, Onkelchen," verſetzte der Gefragte raſch. „Ich bin den Mietern nachgelaufen, die ſich vor mir verſtecken. Einige habe ich glücklich feſtgekriegt, und das Geld habe ich mitgebracht. Sie gehen wohl nicht in Ihr Kabinett, Tit Grigorjewiſch?"

„Später," ſagte der Kaufmann, „oder, ich kann meinetwegen, a—ah" — er gähnte und reckte ſich — „meinetwegen auch jetzt — eh, zum Teufel, das hat keine Eile. Es kommt bei dem verfluchten Verpachten und Vermieten doch nichts heraus. Lumperei! Und du biſt alſo ſo eifrig dabei" — er lächelte ſpöttiſch —, „daß du ſogar vergißt zu Mittag zu eſſen?"

„Tit Grigorjewitſch", verſicherte der junge Menſch feierlich, „was Sie beliebt haben mir aufzutragen, iſt mir heilige Pflicht. Ich . . ."

„Pfui!" — der Kaufmann ſpuckte aus — „lüge, daß du platzeſt! Was du befiehlſt, was du beliebſt aufzutragen! Was ſeid ihr doch für widerliche Menſchen!"

„Onkelchen Tit Grigorjewitſch," ſprach der Unterbrochene eifrig, „Sie ſind heute bei ſchlechter Laune. Sie haben mich nicht ausreden laſſen. Ich ſage nicht, daß ich deshalb das Eſſen verſäumt hätte. Ich hätte ja zu Mittag kommen und dann nochmals gehen können. Ich wollte aber erſt noch zwei Kerle faſſen und hatte Mühe, rechtzeitig zum Tee hier zu ſein."

„Wozu?" fragte Botscharow und riß die Augen verwundert auf. „Habe ich dich etwa eingeladen?"

„Nein, das nicht. Aber ich dachte mir, ich könne dem Tantchen Anna Dmitrijewna bei den Vorbereitungen behilflich sein."

„Ah, ahaha" — Botscharow neigte zustimmend den Kopf —, „das begreife ich, das gefällt mir. Was gut ist, das ist gut. Das lobe ich. Anna Dmitrijewna ist ein Weib. Der Kopf steht ihr darum sowieso immer etwas schief. Und gerade heute kommt es darauf an, daß wir zeigen, wie wir beschaffen sind. Siehst du, Ignatij, vor allen Dingen kommt heute der Hundesohn, der Utjanow. Die anderen — was sind mir die anderen! Ich spucke auf sie. Aber der Utjanow — weiß der Teufel — er kommt in der letzten Zeit hoch. Sein Laden wird immer reicher und voller. Und doch stand er vor kurzem schlecht. Ich glaubte, er würde bankerott. Statt dessen breitet er sich aus. Er könnte sich schon mit manchem Kaufmann in der Gouvernementsstadt messen. Und dabei hebt er die Nase immer höher, grüßt mich wie einen ihm Gleichen und hat sogar seine eigene Meinung. Hole ihn der Teufel! Ich bin Tit Grigorjewitsch Botscharow, und solche Utjanows haben es weit bis zu mir. Aber zeigen will ich ihm doch bei dieser Gelegenheit, wie mein Tisch aussieht. Er mag sich, wenn er es kann, ein Beispiel daran nehmen. Das ist es. Darum ist es mir lieb, daß du da bist. Bleibe und gehe Anna Dmitrijewna zur Hand. Passe gut auf, daß dem Utjanow all das teure Zeug recht in die Augen sticht."

Die Geladenen fanden sich pünktlich ein. Ein halbes Dutzend Kaufleute des Fleckens, die dem Vermögen nach den ersten Rang einnahmen, also gewissermaßen das Mittelglied zwischen Botscharow bildeten und der kleinen Händlerschaft des Fleckens. Alle näherten sich dem Wirte unter tiefen Verbeugungen, küßten der Hausfrau unter eben solchen Verbeugungen die Hand und verneigten sich zuletzt noch einigemal. Sie waren dabei etwas steif und schienen sich nicht am Platze zu fühlen. Nur Utjanow, der größte der Manufakturwarenhändler des Fleckens, tat, als wäre er zu Hause, bewegte sich frei und plauderte. Er erzählte, wie man in der Gouvernementsstadt in großer Aufregung wegen des neuen Gouvernementschefs sei. Man habe schon viel von ihm gehört, daß er ein strenger Gesetzesmensch sei, der seine Beamten genau beaufsichtige.

„Das gefällt mir," sagte Botscharow. „Das lobe ich. Gott gebe nur, daß es wahr sei."

„Gott gebe, Gott gebe", echoten die Gäste.

Wohl eine Stunde ging hin und es kam zu keiner eigentlichen Unterhaltung. Es fielen und widerholten sich ohne Aufhören kurze, abgerissene, meist nicht zu Ende gebrachte Sätze. Anna Dmitrijewna nötigte fortwährend zum Trinken, bot verschiedene Delikatessen bald diesem, bald jenem an, und die Gäste lobten das Dargebotene und dankten entweder mit zustimmendem Kopfneigen oder abwehrendem Kopfschütteln. Sobald Anna Dmitrijewna aber eine Pause eintreten ließ, übernahm Botscharow selbst das Nötige, machte den Herren Vorwürfe, daß sie nicht zugreifen wollten, und wandte sich an die Frau:

„Anna Dmitrijewna, bitte doch die lieben Gäste, sich unser Brot und Salz schmecken zu lassen."

Auch Ignatij erfüllte nach Möglichkeit sein Versprechen, sprang von Zeit zu Zeit zu, rückte die massiven Schalen und Teller auf dem Tische in besseres Licht und machte, indem er den Inhalt pries, zugleich auf die Schwere des Silbers aufmerksam.

Die Gäste waren nicht unempfindlich gegen diese Gastfreundlichkeit. Sie genossen so viel, wie sie konnten, und noch etwas mehr. Sie zeigten sich entzückt von der Güte und Seltenheit der Delikatessen und schmatzten mit den Lippen, wenn ihnen dies oder jenes ganz besonders zusagte. Den Tee tranken sie nicht aus den Gläsern; sie gossen ihn auf die Untertassen und führten diese auf den Ellbogen gestützt an den Mund, indem sie sie entweder zierlich mit der Spitze des Daumens, des Zeige- und Mittelfingers am äußersten Rande faßten oder auf den Spitzen des Daumens und der drei nächsten Finger in der Schwebe hielten, in beiden Fällen aber den kleinen Finger ungebeugt weit abspreizten.

„Ja—a," sagte Utjanow, „man bekommt was zu sehen, wenn man bei dem verehrten Tit Grigorjewitsch zum Tee geladen ist."

„Ja, nirgends findet man ähnliches," stimmten die anderen bei.

Botscharow war zufrieden.

Die meisten Tischgenossen hatten zuletzt das Glas auf die Untertasse gestülpt, zum Zeichen, daß sie trotz allen Zuredens nicht mehr imstande seien zu trinken. Den Löffel hatten sie quer über den Boden des Glases gelegt. Da nahm Botscharow das Wort.

„Teure Gäste," sprach er, „ich freue mich, daß ich euch bei mir sehe, und ich danke, daß ihr nicht verschmäht habt, mein bescheidenes Brot und Salz zu genießen."

Er konnte nicht unterlassen, bei dieser Phrase etwas herausfordernd um sich zu blicken.

„Aber," fuhr er fort, „ich möchte bei dieser Gelegenheit über etwas mit euch reden, was die Kaufmannschaft angeht, und ich denke, wenn wir hier zusammensitzen, so ist es so ziemlich die ganze Kaufmannschaft, denn was sonst da draußen im Flecken Handel treibt, hat es weit bis zu uns."

Geschmeichelt verneigten sich die Gäste und stimmten zu:

„So ist es wirklich. In Wahrheit, so ist es."

„Der Schulinspektor, der vor einigen Tagen auf der Durchfahrt die beiden Schulen des Fleckens revidierte," fuhr Botscharow fort, „hat bemerkt, die Lehrerin der Mädchenschule sei schon sehr alt und dabei kränklich, und das sei dem Bestande der Schülerinnen augenfällig nachteilig. Er glaube, es sei Zeit, sie zu entfernen und eine junge Kraft anzustellen."

Utjanow machte eine bestätigende Gebärde.

„Es ist Zeit," sagte er. „Sie taugt schon nicht mehr."

„Ja, sie taugt wirklich nicht mehr," meinten auch die anderen.

„Aber bis jetzt hat sie doch getaugt!" sprach Botscharow mit unzufriedenem Tone.

„Schon die letzten Jahre hat sie wenig getaugt," wandte Utjanow ein. „Was für ein Unterricht war das! Meine Tochter verbrachte mehr Tage zu Hause als in der Schule."

„Ja, es geht mit ihr nicht mehr", bekräftigten die anderen.

„Aber vordem hat sie getaugt, und viele lange Jahre hat sie getaugt," rief Botscharow mit erhobener Stimme. „Ihre Gesundheit, ihre ganze Kraft hat sie geopfert, und jetzt, wo die Kräfte ausgehen, soll sie entlassen werden, soll hungern! So meint ihr es? Aber das ist schlecht, ist grausam. Einen Hund jagt man nicht gleich fort, wenn er alt und schwach wird. Das sage ich."

Gedrückt sahen die Männer einander an. Was der Älteste über das Fortjagen äußerte, hatte ihren vollen Beifall, aber anderseits begriffen sie, daß es sich um Zahlungen handelte, um Geldopfer, und dieses Bewußtsein legte sich als schwerer Alp auf ihr Mitleid.

Botscharow war aufgesprungen und ging im Zimmer auf und nieder, um den Unmut niederzukämpfen. Er kannte seine Leute und wußte, daß es Mühe ostet werde, sie zum Zahlen willig zu machen. Er wußte aber auch, daß sie zuletzt doch nicht wagen würden, ihm ihre Zustimmung zu verweigern. Dennoch ärgerte ihn der beginnende Widerspruch. Der geringste Versuch in dieser Richtung regte ihn auf.

„Verehrter Tit Grigorjewitsch," nahm nach einer Pause Utjanow das Wort, „warum ereifern Sie sich und reden so bitter! Wer will die Lehrerin denn fortjagen! Sie wird von der Schulobrigkeit die Weisung erhalten, um ihren Abschied zu bitten, wird mit Ehren entlassen werden und ihre Pension bekommen. Das heißt doch nicht fortjagen."

Einer der Gäste seufzte. Derselbe Einwand war schon vor fünf Jahren bei dem alten Lehrer der Knabenschule erfolglos gemacht worden.

„Höre," sagte Botscharow und stellte sich vor Utjanow hin, „wie groß ist die Pension?"

„Ja, groß ist sie freilich nicht," gab der Manufakturwarenhändler zu, „aber . . ."

„Groß ist sie nicht, sagst du!" rief Botscharow. „Ich sage dir aber, klein ist sie. So klein ist sie, daß sie zum Leben nicht reicht und selbst zum Verhungern noch zu gering ist."

Utjanow zuckte die Achseln.

„Wir haben sie nicht so klein gemacht."

„Aber wir können sie größer machen. Das ist es."

„Hören Sie, verehrter Tit Grigorjewitsch," sprach Utjanow und stand ebenfalls auf, „größer machen können wir sie. Das wird uns niemand wehren. Aber wenn wir aller Leute Pensionen größer . . ."

„Was für ein Unsinn . . ."

„Erlauben Sie, erlauben Sie. Um Ihnen einen Gefallen zu tun, haben wir schon vor fünf Jahren den Hilfslehrer an der Knabenschule angestellt und zahlen ihm noch heutigen Tages die Gage. Jetzt sollen wir der Lehrerin die Pension erhöhen, und sie lebt vielleicht noch fünfzig Jahre. Nächstens kommt ein dritter Beamter dran, der Postschreiber oder Polizeischreiber, oder was weiß ich. Das häuft sich. Woher sollen wir die Mittel nehmen?"

Die anderen ließen beifälliges Gemurmel hören.

„Die Mittel, ja, woher die Mittel?" hieß es.

Botscharows Gesicht begann sich zu röten. Es machte ihn zornig, daß Utjanow so kurz und klar den Einwand hinstellte, den er selbst im stillen

anerkannte, und den er deshalb gern unberührt gesehen hätte. Er war freilich diplomatisch genug, sich einstweilen noch zu beherrschen, denn wenn er von vornherein die Leute gar zu arg vor den Kopf stieß, konnten sie unter der Anführung dieses selbständigen Utjanow wohl gar das nie Dagewesene möglich machen und sich weigern. Wenn diesen Utjanow doch der Teufel geholt hätte!

Botscharow blies den Atem schwer von sich. Das half noch nicht. Da klirrte Anna Dmitrijewna laut mit den Tassen, mit denen sie sich zu schaffen machte, und herrisch fuhr er sie an:

„Genug gewirtschaftet und gestört, wo wir von einer wichtigen Sache reden! Geh fort, Frau. Es ißt und trinkt niemand mehr."

„Möchtest du dann nicht besser die Herren in das Gastzimmer bitten oder in dein ..."

Botscharow hielt sich die Ohren mit den Händen zu.

„Dummheiten, und immer Dummheiten! Nichts anderes kriegt man von dir zu hören. Ich sage, geh fort, und dann gehst du fort. Verstanden? Wir haben hier angefangen uns zu besprechen, und hier bleiben wir. Hinaus, Frau! Und ihr alle, hinaus! Wir wollen nicht gestört sein. Hört ihr!"

Anna Dmitrijewna verließ schleunigst das Zimmer, und ebenso schnell entfernten sich die Mägde. Ignatij zog sich bis zur Tür zurück, wo er sich in die Ecke neben den Ofen stellte.

„Wie, schämst du dich nicht, Mensch, solche Klagen auszusprechen!" wandte sich nun Botscharow an Utjanow. „Was ist da schon groß dabei, daß wir dem Hilfslehrer an der Knabenschule die Gage zahlen! Die ganze Kaufmannschaft ist doch daran beteiligt, und der Kaufleute gibt es in unsrem Flecken, Gott sei Dank, nicht wenig. Wieviel kommt auf jeden einzelnen? Einige Kopeken."

„N—nu," reckte Utjanow, „auf mich kommen einige Rubel."

„Und das fällt dir schwer!" höhnte der Älteste.

„Schwer oder nicht, das muß ich wissen. Man zählt das Geld nicht in einer fremden Tasche."

„Leicht wird uns das Zahlen gewiß nicht", fügte ein anderer hinzu.

„Höre," sprach Botscharow in spöttischem Ton wieder zu Utjanow, „gerade du solltest wirklich nicht klagen. Dein Geschäft geht immer mehr in die Breite. Du bist allmählich ein großer Kaufmann geworden. Ich möchte wirklich wissen, wie du das anfängst."

Der Angeredete setzte sich und blickte zu dem Ältesten auf, wobei in den Augen ein etwas unsicherer, listiger Ausdruck lag.

„Es ist wahr," sagte er mit treuherzigem Ton, „daß mein Handel nicht zurückgeht. Ich finde mein kärgliches Auskommen und brauche nicht zu hungern. Dem Herrn sei Lob und Dank für seinen Segen, den er dazu gibt." Er schlug das Kreuz und verbeugte sich tief.

„Und du selbst tust nichts dazu?"

„Ah," meinte Utjanow, „von selbst kommt es nicht. Ich gebe mir Mühe. Ich bin immer selbst zur Stelle, beaufsichtige meine jungen Leute unablässig. Meine Ware ist gut. Meine Preise sind genau berechnet und darum nicht zu hoch. Meine Kunden werden ehrlich und gewandt bedient. Das macht es. Ich habe strenge Ordnung eingeführt, ich möchte sagen, deutsche Ordnung."

„Er wird bald Bücher einführen wie die Ausländer und die großen Kaufleute in der Residenz und jede Arschin Kattun anschreiben, die zum Verkauf kommt," warf Ignatij aus der Ofenecke naseweis ein. „Hören Sie, Platon Michejewitsch, dann müssen Sie sich aber auch einen Buchhalter anlegen, am besten gleich einen deutschen oder, wissen Sie, einen Engländer. Die Engländer sind noch genauer darin, sagt man."

Ignatij hatte den rechten Ton getroffen, die schlechte Laune aus der Gesellschaft zu bannen. Die Männer lächelten wohlgefällig und strichen sich die Bärte glatt. Botscharow machte ebenfalls ein freundlicheres Gesicht, hielt es aber doch für nötig, den jungen Menschen in die Schranken zu weisen:

„Bist du auch da, Windhund! Wer hat dich gebeten, hier mitzureden?"

Utjanow ließ sich durch die Spötterei Ignatijs nicht aus der Fassung bringen.

„Ich habe schon daran gedacht," sagte er, „denn zur Ordnung gehört notwendig Buchführung. Ich glaube wirklich, ich werde bald Bücher anschaffen und einen Buchhalter anstellen, bis wir es von ihm lernen."

„So! Also so! So steht es!" riefen die Herren durcheinander. „Er will ein Neuerer werden! Er will den neuen Weg gehen, will es den Residenzlern nachtun!"

„Sehen Sie, sehen Sie," jubelte Ignatij, „habe ich es nicht gesagt?"

„Kein Wunder, daß du es gesagt hast, Ignatij Leontjewitsch," wandte sich Utjanow nun an ihn, „denn du weißt am besten, daß es gut wäre, wenn Tit Grigorjewitsch Bücher einführte, wenigstens für seine Mieter und Pächter. Denke selbst nach, wie schön das wäre, wenn du jede Miete und Pacht, die du empfängst, hübsch genau in ein Schnurbuch schreiben müßtest. Gewiß, wenn ich der verehrte Tit Grigorjewitsch wäre, ich täte es so."

Ignatij öffnete mehrmals den Mund, ohne zu sprechen, und brachte erst nach geraumer Weile unsicher heraus:

„Wa—warum? Wozu?"

„Der Ordnung wegen", antwortete Utjanow trocken.

„Aber warum sagen Sie mir das?" rief nun mit verdoppelter Zungengeläufigkeit Ignatij. „Wie kommen Sie darauf, mir das zu sagen? Was wollen Sie damit . . ."

„Ta, ta, ta, ta," fiel ihm Botscharow in die Rede, „Puterhahn! Was willst du hier? Etwa Zank mit meinen Gästen anfangen? Siehe zu, Junge, ich mache kurze Sprünge, wenn du vergißt, wo du dich befindest. Windhund, du!"

„Nein, Bruder," nahm er das Gespräch mit Utjanow wieder auf, „was du da erzählst, paßt nicht für mich. Laß mich mit den Neuerungen in Ruhe. Gott gebe, daß du selbst damit weit kommest. Ich bleibe beim Alten. Was ich habe, ist nach alter Art erworben, und diese alte Art ist sicherer als die neue überseeische. Ehe ich mich an ein Geschäft mache, lege ich mir im Kopfe zurecht, welche Auslagen und Kosten mir daraus erwachsen. Dann rechne ich aus, wie teuer ich jedes Stück verpachten oder verkaufen muß, um meinen Gewinn zu haben. Nach dieser Rechnung verpachte oder verkaufe ich, gebe nichts unter dem ausgerechneten Preise, und ist das letzte Stück fort, so ist der Gewinn rein in meiner Tasche. So halten wir es von unseren Vätern her, und wir haben keine Mühe und keinen Ärger mit Büchern und Buchführern und Schreibern. Ist es so, Brüder?"

„Gewiß, in Wahrheit," verbeugten sich die anderen, „so ist es. So ist es nach dem Alten. So ist es nach der Väter Weise."

„Aber wir wollen wieder von der heutigen Sache reden," sagte Botscharow. „Was da vorher gesprochen wurde von Schreibern der Post und Polizei und so weiter, das ist Unsinn. Was gehen uns die Schreiber an! Ich sorge nur . . "

„Die Schreiber sind noch schlechter daran als die Lehrer," stritt Utjanow. „Diese bekommen Pension von der Krone, die Schreiber aber erhalten gar nichts, wenn sie nicht mehr arbeiten können."

„Eh, Bruder, was du für eine Sucht hast, immer zu widersprechen! Hole der Teufel die Schreiber! Gott verzeihe mir die Sünde. Ich habe nur mit den Schulen zu tun, denn ich bin der Ehrenvorsteher, und darum ist es meine Pflicht, nach Möglichkeit für sie zu sorgen. Nun, und der Lehrer und die Lehrerin sind doch auch sozusagen ein Stück der Schulen und darum . . ."

„Und das ist das Beste," rief Utjanow, indem er die Finger spreizte und die die Arme weit vorstreckte. „So ist es, wie Sie sagen. Sie sind der Ehrenvorsteher und nicht wir. Es ist Ihre Pflicht zu sorgen und nicht unsere. Was sollen wir dabei? Sie haben die Pflicht und Sie haben auch die Mittel. Wir wollen das Ihnen überlassen."

„Wenn der hochverehrte Tit Grigorjewitsch für die Lehrerin etwas tun wollte — uns wäre es gewiß recht," fügte ein Kaufmann schüchtern hinzu.

„Ach, ihr Geizhälse!" fuhr der Älteste auf. „Das soll ein Mensch sagen! Hahahaha! Sie haben nichts dagegen, wenn ich zahle! Seid ihr verrückt geworden? Nein, Väterchen, so geht es nicht. Wessen Kinder besuchen die Schule? Deine Tochter ist darin, und deine, und deine, und du hast gar zwei da. Mit euren Kindern plagt sich die Lehrerin, für eure Kinder hat sie die Gesundheit verloren, und ich soll zahlen! Das gefällt mir, bei Gott! Hahahaha!"

„Ja, ja," sprach nachdenklich ein alter Graukopf und fuhr sich mit den Fingern durch den Bart, „wenn man es so recht betrachtet, ist es wohl eigentlich eine Angelegenheit des ganzen Fleckens."

„Und der ganze Flecken, das sind wir Handeltreibende," ergänzte Botscharow, „Das andere arme Volk, was ist davon zu sprechen! Die wenigen Beamten haben auch nichts übrig. Wir Kaufleute müssen helfen, und da ich der Vorsteher bin . . ."

„Sie allein haben die Ehre davon, daß Sie der Vorsteher sind", warf Utjanow ein.

„Eh, Bruder, was du immer dazwischen redest und Kreuz- und Quersprünge machst und gackerst wie ein gerupfter Hahn! Von der Ehre habe ich noch nicht viel gemerkt, aber Ärger und Kosten habe ich. Weil ich der Vorsteher bin, kann ich beurteilen, was nötig ist, und darum . . ."

„Nu," rief Utjanow, „beurteilen kann das jeder von uns. Wir sind auch keine Fremden."

„Du kannst das beurteilen?" fragte Botscharow, dem die Geduld jetzt ganz riß.

„Warum nicht?"

„Du kannst das beurteilen?" wiederholte Botscharow noch lauter und wurde dunkelrot. „Du kannst es wohl gar besser beurteilen als ich?"

„Vielleicht," versetzte Ujanow auch hitzig, „vielleicht, denn ich habe meine Tochter da, während deine wie ein vornehmes Fräulein in der Gouvernementsstadt lernt."

„Und ich sage," donnerte nun der Älteste und schlug mit der Faust auf den Tisch, „nichts kannst du beurteilen. Wieviel hast du schon zum Besten der Schule gezahlt? Ich habe neue Tische und Bänke für mein Geld angeschafft. Ich habe für mehrere Hunderte von Rubeln Bücher gekauft. Ich habe ein heiliges Bild geopfert. Ich mache den armen Schülerinnen jährlich einen Weihnachtsbaum. Was hast du getan, Prahlhans? Nein, Bruder, lege erst ein Tausend-Rubelchen auf den Tisch oder zwei, und dann unterstehe dich so mit mir zu reden. Das ist es."

Nun liefen sie beide im Zimmer auf und nieder, Botscharow an einer Seite des Teetisches und Utjanow an der anderen. Botscharow schnaufte wie das Abzugsventil eines Kessels, und Utjanow räusperte sich nervös. Die Übrigen schwiegen.

„Tit Grigorjewitsch, vielgeehrter Tit Grigorjewitsch," begann endlich schüchtern der Graukopf, „seien Sie so gut, uns wissen zu lassen, welche Absicht Sie haben. Wir bitten Sie, schlagen Sie vor, was geschehen soll."

Botscharow ließ sich schwer in einen Sessel fallen und antwortete längere Zeit nicht.

„Ich schlage vor, daß wir die Schulobrigkeit ersuchen, die alte verdienstvolle Lehrerin im Amte zu lassen und uns erbieten, eine Hilfslehrerin zu mieten. Wir werden die Erlaubnis erhalten. Der Inspektor hat es mir zugesagt. Die Miete müssen wir auf die Kaufmannschaft verteilen, wie wir es mit der für den Hilfslehrer bereits tun. Es wird auf jeden eine Kleinigkeit kommen, denn ein junges Mädchen braucht nicht viel Gage."

„Nu, was," erklärte der Graukopf, „mag es so sein. Gewiß, man darf die arme alte Person doch nicht wegjagen. Und es ist wahr, daß die Gage nicht groß zu sein braucht."

„Sei es so", stimmten nach einigem Zögern die anderen bei.

„Dann tun Sie so, Tit Grigorjewitsch," sagte der Graukopf. „Wann denken Sie die Kaufmannschaft zur Beschlußfassung und Verteilung zu berufen?"

„Was für eine Frage!" lachte Botscharow verächtlich. „Wenn wir einig sind!"

„Nun, und Sie, Platon Michejewitsch?" wandte der Graukopf sich an Utjanow, der seinen Spaziergang noch fortsetzte.

„Ich bitte dich, Bruder, setze dich und verdirb mir nicht die Dielen," sprach Botscharow in einlenkendem Ton. „Genug des Ärgers! Sprich ein vernünftiges Wort. Willigst du ein oder nicht?"

„Was soll ich tun! Ein einzelner im Felde ist kein Krieger. Ich werde mich nicht ausschließen."

„Siehst du, Väterchen, so hättest du längst reden sollen."

„Jetzt geben Sie uns aber noch ein Glas Tee. Wenigstens darin will ich meinen Vorteil haben."

„Ach, Platon Michejewitsch, Bruder!" rief Botscharow aufspringend, „siehst du, dafür liebe ich dich. So habe ich meine Gäste gern. He, Mägde! Anna Dmitrijewna, Frau! Du, Ignatij, Windhund, laufe, hole sie alle herbei. Die Teemaschine wärmen! Frischen Aufbiß! Hurtig!" (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 16. Oktober 1910.

Kakophonien — Aehrenthals Exposé — Hundert Jahre preußischer Wissenschaft.

Die parlamentslose Sommerzeit schließt für ganz Europa mit häßlichen Mißtönen. In Portugal hat die Revolution einen Königsthron beseitigt, in Frankreich offenbart die sozialistische Partei durch den Eisenbahnerausstand aller Welt die anarchistischen Grundtöne ihres Wesens, in Deutschland sucht die Sozialdemokratie ihren im Werftarbeiterstreik errungenen Sieg bis aufs äußerste auszunutzen. Auch der Anfang der winterlichen Parlamentsarbeit setzt mit einem Mißton auf internationalem Gebiet ein.

In der ungarischen Delegation hat der Minister des Äußern ein Exposé vorgetragen, das sich mit der Annexion Bosniens und der Herzegowina während der abgelaufenen Delegationssession befaßt. An sich bringt der Bericht kein Material bei, das nicht schon allgemein bekannt wäre. Wie alle solche „Rot-", „Blau-" und „Gelbbücher", enthält auch das ungarische „Rotbuch" dem Sinne nach längst bekannte Dokumente und es hat einen praktischen Wert eigentlich nur deshalb, weil dadurch der Publizistik die authentischen Texte gewisser historischer Schriftstücke zur Verfügung gestellt werden. Auch der Festigkeit des Dreibundes ist gebührend gedacht worden, ja, wie die „Deutsch-Nationale Korrespondenz" schreibt, mit besonderem Nachdruck. In dem harmonischen Ganzen wirkt um so befremdlicher eine Bemerkung über die Ursachen des Krieges von 1866, die dahin gedeutet werden muß, daß man gegenwärtig in den amtlichen Kreisen der habsburgischen Monarchie die Auffassung hegt, Bismarck habe damals den „Konfliktsfall geradezu künstlich geschaffen". Im Munde eines Franzosen oder Russen würde uns der hiermit nicht nur gegen Bismarck, sondern auch gegen König Wilhelm den Ersten erhobene Vorwurf nicht sonderlich überraschen. Dient doch eine vielbändige Publikation des französischen Auswärtigen Amts kaum einem andern Zweck als dem, Bismarck für die Kriege, die die Einigung des Deutschen Reichs herbeigeführt haben, verantwortlich zu machen. Unter gewissen höchst realpolitischen Gesichtspunkten mag Frankreich ein Recht dazu haben, die deutsche Politik zu diskreditieren und gegen sie Mißtrauen zu säen. Welche Ursachen könnten aber unsern nächsten Bundesgenossen dazu bestimmen? Soll der Wunsch Frankreichs, Preußen möge seine Archive über die letzten Kriege schon jetzt öffnen, unterstützt werden? Nun, dazu scheint uns das aufgefahrene Geschütz zu grob. Wünscht Herr Graf Aehrenthal anzuzeigen, daß er auch mit der gegenwärtigen Tätigkeit unserer politischen Organe nicht einverstanden ist? Angesichts seines Ausfalles gegen unsere Diplomatie erregt eine Unterlassung Bedenken, die wir sonst nicht hervorzuheben brauchten. Graf Aehrenthal kommt in seinen sonst recht ausführlichen Darlegungen mit keinem Wort auf die Unterstützung zurück, die seine Politik in Berlin gefunden hat. Nachdem von Deutschland aus so oft, kürzlich durch den Kaiser in Wien, auf jenen Beistand hingewiesen wurde, hätte es Aehrenthal wirklich nicht mehr nötig gehabt. Nun er sich aber die unfreundliche Kritik erlaubte, mußte er, um Mißverständnisse und Unklarheiten zu verhindern, den in der jüngsten Zeit geleisteten Dienst hervorheben, denn „sehr leicht entspringen Verwicklungen aus unklaren Zuständen". Wir hoffen, daß Herr von Kiderlen-Wächter sich mit Herrn Graf Aehrenthal über den Sinn von dessen Bemerkung verständigen wird. Das dürfte um so leichter

fallen, als wir glauben annehmen zu dürfen, daß der ganze Zwischenfall aus einem zu großen Sicherheitsgefühl, das seit vorigem Jahre alle politischen Kreise in Österreich beeinflußt, entstanden ist. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie gerade die Aktion in Bosnien das Selbstgefühl aller guten Österreicher ohne Unterschied der Nationalität gestärkt hat. Das plötzliche Auftreten einer allen gemeinsamen Gefahr ließ den Nationalitätenhader so weit abebben, daß sich sogar in Böhmen eine Basis zur Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen gezeigt hat. Daneben mußte die nach fachmännischem Urteil geradezu glänzend verlaufene Mobilmachung den auseinanderstrebenden Elementen auch Achtung vor der gemeinsamen Regierung abringen. So hat Österreich-Ungarn durch diese Ereignisse den Weg zu innerer Gesundung gefunden, für die sich alle Lebenden selbst mitverantwortlich fühlen. Dies Verantwortungsgefühl verbündet aber nicht nur im Innern, sondern gibt der Diplomatie auch größere Sicherheit und stärkeres Selbstbewußtsein für ihr Auftreten nach außen.

Für Deutschland hat sich während der letzten Jahre keine Gelegenheit geboten, die Nation vor große, von außen herantretende Aufgaben zu stellen. Die alleinige Devise unserer Politik seit vierzig Jahren ist: friedliche Betätigung auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet. Was wir hier geleistet haben, ist der Welt erst in den letzten Tagen gelegentlich der beiden Hundertjahrfeiern der Berliner Universität (s. Heft 40) und der Kriegsakademie (s. Heft 44) vor Augen geführt worden. Doch liegt in dieser Entwicklung für die ganze Nation auch eine Gefahr, auf die hinzuweisen es vielleicht gerade nach dem Schluß der Feiern angebracht ist.

Auf der einen Seite sehen wir den Staat und die Gebildeten bemüht, das Leben der großen Volksmassen gesünder, angenehmer und reicher zu gestalten, und auf der andern müssen wir erkennen, daß trotz aller tatsächlich eingetretenen Besserungen bei jenen Massen das Verständnis für die Kultur und für das Recht geringer wird. Mit andern Worten: scharfe Gegensätze in den Auffassungen, und daraus sich ergebend Verständnislosigkeit zwischen den Klassen. Wir sehen auf der einen Seite den humanitären Gedanken durch Millionenspenden für Zwecke der wissenschaftlichen Forschung einen glänzenden Sieg feiern, und auf der andern Seite sehen wir, daß die Furcht vor den sozialen Folgen dieselben Kreise an einer energischen, verständnisvollen Politik gegenüber den verhetzten Massen hindert. Das Verhalten der Metallindustriellen gibt uns ein lehrreiches Beispiel. Das Gemeinwohl bildet in allen die Arbeiter betreffenden Fragen den wichtigsten Gesichtspunkt für die Handlungen unsrer Unternehmer. Niemand wünscht die Verantwortung auf sich zu nehmen, die sich aus den Folgen einer Störung des sozialen Friedens ergeben könnte. Das hierin der Nation gegenüber zum Ausdruck kommende Verantwortungsgefühl ist eins der wichtigsten Ergebnisse des erzieherischen Einflusses unsrer Universitäten. Wir können uns dessen freuen und dennoch darf auf diesem Wege nicht zu weit gegangen werden. Denn gegenüber dieser Erziehung des führenden Teiles der Nation steht das Erstarken aller tierischen, anarchischen Instinkte beim größeren Teil, der nicht allein mit Vernunft, sondern durch die brutale Macht zu gemeinnütziger Tätigkeit für den Staat gezwungen werden kann. Das dazu notwendige Machtbewußtsein aber geht unsern führenden Kreisen ab, eben weil sie, befangen in humanitären Vorstellungen, leicht geneigt sind, schnell ein Opfer zu bringen, wo vielleicht ein rücksichtsloses Versagen am Platze wäre, selbst auf die Gefahr hin, vorübergehend eine Krise zu bewirken.

Die Industrie und der Staat. Daß die Berufstände die Glieder des Volksleibes, des Staatskörpers, darum einander ebenso unentbehrlich sind wie dem Ganzen, ist eine seit Jahrtausenden bekannte Wahrheit, die zu wiederholen man sich eigentlich genieren müßte, die aber trotzdem täglich aufs neue gepredigt wird, weil sich die Glieder der Gesellschaftskörper nicht so friedlich miteinander vertragen wie die eines Tierleibes. Und die Hoffnung auf einen dauernden Friedenszustand ist eitel, muß eitel sein, weil die menschliche Gesellschaft in beständiger Entwicklung begriffen, Entwicklung ohne Kampf aber nicht möglich ist. Sollte die biologische Entwicklungshypothese dem wirklichen Verlauf der Geschichte der Organismen entsprechen (heute sehen wir nichts mehr von biologischer Entwicklung: die Arten sind und bleiben beständig), so würde auch diese Entwicklung nicht ohne Kampf vor sich gegangen sein: unter der Ausbildung der einen Organe würden andre verkümmert sein, und die Verkümmerung würde Schmerz verursacht und zum Widerstand gereizt haben. So bleibt denn auch im Volkskörper den jeweilen leidenden Organen nichts andres übrig, als sich gegen die drohende Verkümmerung zu wehren. Seit einiger Zeit rechnen sich im Deutschen Reiche — auch in Österreich — die Großindustriellen zu den Bedrängten, und ihre Klagen haben die der Landwirte abgelöst, die augenblicklich nicht mehr so gar arg notzuleiden scheinen. Jener nimmt sich Dr. Hugo Böttger an in seinem Buche „Die Industrie und der Staat“ (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1910). Nach einer des Humors nicht ganz entbehrenden Aufzählung der „Klagen und Anklagen“ stellt er die wirtschaftlichen und politischen Zustände und ihre Verflechtung von seinem nationalliberalen Standpunkte aus dar, mit großer Sachkenntnis und ruhiger Objektivität, nur dem Zentrum und den Agrariern gegenüber hier und da schärfere Töne anschlagend. Von den dreizehn Kapitelüberschriften seien nur genannt: Das Erwachen der Großindustrie; Der Einfluß der Industrie auf den Staat und die Bevölkerung; Soziale Frage und soziale Bewegung; Die Industrie und die andern Mächte; Die Sozialpolitik des Staates in Deutschland; Die Organisation der Arbeiter; Friedensinstanzen. Auf das in diesen Kapiteln angehäufte reichliche und solide Tatsachenmaterial gestützt, das vielen Lesern willkommen sein wird, entwickelt er im letzten Kapitel sein Programm. Gefahren, meint er, drohten uns weder von einem Mangel an Humanität noch von der Gier nach Reichtum und Macht, sondern „von der eigentümlichen Assoziation von radikalsozialistischen Vorstellungen, Humanitätsbestrebungen, sozialem Reformdrang und feudal-klerikalen Einflüssen“. Was Aufgabe einer großzügigen Regierungspolitik sein müßte, „nämlich dem deutschen Unternehmertum mehr politische Schulung, Interesse und mehr politischen Einfluß zu verschaffen“, werde von maßgebenden Staatsorganen, „die unter agrarisch-militärisch-feudalem Einfluß stehen“, nicht genügend begriffen. (Würden sich nicht die Herren Kommerzienräte des rheinisch-westfälischen Industriegebiets jeden Versuch, sie schulen zu wollen, sehr entschieden verbitten?) Haben die Großunternehmer, heißt es weiter, weder Zeit noch Lust, als politische Führer einzugreifen, überlassen sie das ihren Generalsekretären, dann müssen sie solche Stellvertreter auch auf der Gegenseite respektieren lernen, dürfen die Gewerkschaftsführer und die sozialdemokratischen Parteifunktionäre nicht als Parasiten der Arbeiterklasse behandeln. Selbstverständlich ist auch der sozialdemokratische Parteiterrorismus und Klassenhaß zu überwinden; zur Anerkennung der Gleichberechtigung und zur gegenseitigen Achtung müssen sich beide Parteien durchringen. Was die Unternehmer in höchst vollkommner Form ausgebildet haben, ihre Organisation in Syndikaten, dürfen sie bei den Arbeitern nicht als ein Werk der Unbotmäßigkeit und Unordnung verwerfen. Anderseits komme beim Manipulieren mit dem Schlagwort von der

konstitutionellen Fabrik nicht viel heraus; es erzeuge nur Illusionen. Eine „gewerbe- und industriepolitische Diplomatie“ sei heranzubilden, welche die Kunst verstehe, Menschen zu behandeln. Den Arbeitern sei klar zu machen, daß die beste Sozialpolitik darin besteht, reichliche Arbeitgelegenheit zu schaffen, daß also die Arbeiter am Gedeihen der Industrie nicht weniger interessiert sind als die Unternehmer. Auf die Frage, was der Staat für die Industrie zu tun habe, wird geantwortet: die Eisenbahnfrachten verbilligen, die Betriebsmittel der Bahnen vermehren und verbessern, neue Verkehrswege schaffen, höchste technische Vollendung aller Verkehrsmittel anstreben, in der Kanalpolitik nicht wieder vor den Agrariern kapitulieren, den technischen Unterricht nicht wie bisher hinter das humanistische Gymnasium und die Universität zurücksetzen, der technischen Intelligenz, die unter der Herrschaft von Juristen steht, die ihr gebührende Stellung einräumen, unsre diplomatische Vertretung modernisieren, da sie ihren Schwerpunkt nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem wirtschaftspolitischen Gebiete zu suchen hat. Ferner habe der Staat in seinen eignen Betrieben seiner sozialen Pflichten eingedenk zu sein, bei Streiks die Neutralität zu wahren und nur in zweckmäßiger Weise auf den Frieden hinzuwirken, übermäßige Gesetzmacherei zu meiden; der Initiative des Individuums und der Gesellschaft müsse auch noch etwas übrig gelassen werden. Die Organisationen der Berufstände dürfe er sich nicht über den Kopf wachsen lassen, dürfe es nicht zu jener Macht der Korporationen kommen lassen, die im Mittelalter den Staat aufgelöst habe (vielmehr haben die mittelalterlichen Korporationen den Staat, der teils gar nicht vorhanden, teils unfertig war, bis zu seinem Fertigwerden ersetzt), und müsse die wirtschaftlichen Kämpfe in die Richtung auf das Gemeinwohl und auf die Kulturförderung lenken. Die Zukunft gehöre der Nation, welche die gescheitesten Unternehmer und die besten Arbeiter hat. — Von ganz aktuellem Interesse sind die Erörterungen über den Zentralverband deutscher Industrieller und den Bund der Industriellen im siebenten Kapitel; denn daß jener nach rechts, dieser nach links zieht, hat nicht allein auf die Haltung der Nationalliberalen in den soeben abgeschlossenen Kämpfen um die Wahlrechtsvorlage eingewirkt, sondern wird auch weiterhin im politischen Leben von Einfluß sein. Des Verfassers Sympathien neigen, wie man schon aus seiner oben angedeuteten Stellung zu den Arbeiterorganisationen sieht, dem zweiten der großen Unternehmerverbände zu; der Grundsatz des Zentralverbandes, mit Delegierten der Arbeiterorganisationen nicht zu verhandeln, wird an einer andern Stelle bemerkt, werde sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten lassen.

Vom Rhythmus. Der Rhythmus ist mehr als ein musikalisches Taktgefühl, ja er ist — um es gleich im ganzen zu sagen — unsere innere Anschauung von Raum und Zeit. Wir können uns auf keine andere Weise eine Vorstellung von den Gesetzen unseres Planetensystems machen als mit Hilfe des Rhythmus, der regelmäßigen Wiederkehr von Tag und Nacht, Mond und Jahreszeit. Die Erde dreht sich um die Sonne in einem bestimmten Rhythmus, die Annäherung bestimmter Kometen unterliegt größeren rhythmischen Gesetzen. Und es ist kein Zufall, daß uns bei dem Gedanken an diese Gesetzmäßigkeit ein Gefühl innerster Befriedigung erfüllt. Denn es ist derselbe Rhythmus, der unser Leben erfüllt, der Herzschlag der Welt hat in jedem einzelnen Geschöpf in dem Pulsschlag unserer Adern sein Gleichnis. Der verlangsamte Lebenspuls der verschneiten Erde löst in Millionen Lebewesen einen Winterschlaf aus und macht auch den Umlauf in unserem Blute schwerfälliger. Arbeit und Muße, Kunst und Leben, Schmerz und Lebenslust, Kraft und Schwäche, Denken und Fühlen, alle Erscheinungen des

menschlichen Lebens fügen sich in einen individuellen Rythmus, der im engsten Zusammenhang mit dem Rhythmus der umgebenden Welt steht. Ja man kann sich den Rhythmus der Einzelseele sehr gut als einen musikalischen Akkord vorstellen, der vermöge der eingeborenen Kraft auf dem Orgelwerk alles Lebendigen gespielt wird. Welt und Ich sind wie Strophe und Gegenstrophe im alten Volkslied.

Das einfachste Leben wird den großen Rhythmus der Welt am reinsten wiedergeben, es ist gleichsam das Echo des Weltenrhythmus. Die Entfaltung individueller Eigenschaften bedeutet immer neue Intervalle entgegenwirkender und beschleunigter Bewegungen. Bewegung und Geste des Menschen ist die Taktierung eines Musikstückes mit wechselndem Rhythmus. Ich habe vor fünf Jahren in meinem Buch „Das Leben ein Spiel" auf diese Zusammenhänge des menschlichen mit dem göttlichen Rhythmus der Natur hingewiesen und von dem Schauspieler verlangt, daß er sich die Wahrheit der Geste und Bewegung zu eigen mache, daß er sich für seinen Beruf, der darin besteht, andere Menschen darzustellen, den Rhythmus der darzustellenden Seele zu eigen mache. Denn gegen die Wahrheit unseres Schreitens und den Takt, den unser Leib zu dem Wesen und Gehalt unserer Erlebnisse macht, verhält sich das Wort wie eine Sinfonie zu dem Thema. Der Schauspieler, der durch das Wort der Dichter hindurch zu diesem Rhythmus der Menschen gelangt, den die Worte charakterisieren, hat es mit einer durchaus selbständigen Kunst zu tun. Aber wie gering ist in uns Denkmenschen das Gefühl für diesen persönlichen Rhythmus ausgebildet!

Ich begrüße deshalb eine Bewegung, die sich augenblicklich von Dresden aus oder besser von der Schweiz — denn der Gedanke geht von dem Schweizer Musiker Herrn Jacques Dalcroze aus — Gehör verschafft, wie eine Erlösung des Menschen von einem Bann des Unbewußten, der in unserer sonst so bewußt lebenden Zeit immer drückender werden mußte. Es handelt sich in der Schule des Herrn Jacques Dalcroze um nichts mehr und nichts weniger als die Ausbildung des rhythmischen Gefühls im Menschen. Es ist sehr erklärlich, daß Herr Dalcroze seine größten Erfolge und sein größtes Verständnis bei Kindern findet, in denen die Stimme der Natur oder besser der Rhythmus der Natur noch reiner und unverdorbener ist als bei erwachsenen Menschen. Dalcroze ist der Ansicht, daß es einer Verkümmerung der menschlichen Organe gleichkommt, wenn das tief in der Seele des Kindes schlummernde rhythmische Gefühl nicht ausgebildet wird.

Der zum Tanzschritt erzogene menschliche Körper gibt der Seele einen Aufschwung, die gerade das Kind so sehr nötig hat, dem in der Schule so viele ihm zunächst fremde Begriffe beigebracht werden sollen. Wie soll sich ein junger Mensch die Regeln der Arithmetik bewußt machen, wenn er die Arithmetik seines eigenen Körpers nicht kennt. Und wie fügt sich zuletzt die ganze Architektur der Welt, von der alle Wissenschaften doch nur Teile sind, leicht in den Rhythmus organischen Lebens, von dem jeder einzelne Mensch ein lebendiges Gleichnis ist. Also zur Steigerung der Lernlust die Ausbildung der rhythmischen Grundgesetze, Übung des Taktierens musikalischer Akkorde, Umsetzung der Musik in körperliche Plastik. Man ahnt vielleicht, daß hier der Sinn eines um das Wohl der Menschheit bekümmerten Philantropen die Grundvesten menschlichen Lebens aufspürt und ein Ziel vor sich sieht, so verlockend und himmlischer Schönheiten voll, daß es nicht leicht ist einem Fanatismus auszuweichen, der einen grundlegenden Umsturz aller Erziehungsmethoden an diese Verheißung knüpft.

Die Welt hat ihre Wahrheit vorweg ehe wir sie aufspüren. Und bei den zum Teil überraschenden Leistungen der Schüler und Schülerinnen Dalcrozes

fällt dem scharfen Beobachter auf, daß sich die Wesenheiten der einzelnen Schüler die Unterschiede des Taktgefühls die Art der Darstellung musikalischer Akkorde eng an die Ausdrucksfähigkeit des Einzelnen anschließt. Man spürt etwas vom Zusammenhang der körperlichen Veranlagungen zur Harmonie und Disharmonie der Seelen. Und am hellsten klingt die Musik doch in den Seelen der Kinder wieder, die noch nichts von dem Widerspruch des Lebens ahnen aber auch weit entfernt sind, künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten, seelische Erlebnisse im Sang zu gestalten. Die Ecken und Kanten des Lebens, aber auch die Härten und Unzulänglichkeiten der Erwachsenen werden in diesen Musik taktierenden Körpern unerbittlich nach außen gekehrt. Wir dürfen nicht übersehen, daß die Methode des Herrn Delcroze etwas wie eine Entblößung der Seele bedeutet, die mit außerordentlicher Vorsicht gehandhabt werden muß. Daß er wirklich eine musikalische und darum harmonischere Generation heranzieht, sei nicht in Frage gestellt. Aber auch die Schatten und Nachtseiten der menschlichen Seele werden sich rückhaltloser in dieser Erziehung in rhythmischen Formen äußern, vielleicht durch die Kunstabsichten des Erfinders nicht mehr gebändigt. Und hier fragt es sich eben, ist die Methode Dalcroze geeignet, der ganzen Menschheit gleichmäßig Segen zu bringen, oder sollte sie nicht doch den Jüngern der Kunst allein zugänglich sein. Jeder Musiker, jeder Schauspieler, jeder Redner, jeder bildende Künstler und Dichter kann sich hier ungeahnte Ausdrucksmöglichkeiten aneignen, er kann die Grundgesetze seiner Kunst auf die Bewußtheit des organischen Rhythmus zurückführen und stützen. Ob aber unsere Zeit die künstlerische Kultur in ihrer Bedeutung für das naive Leben nicht doch überschätzt, das wird uns erst die Zukunft lehren. Wilhelm Mießner

Illustrierte Völkerkunde. Herausgegeben von Dr. G. Buschan. Mit 17 Tafeln und 194 Textabbildungen. Verlegt von Strecker u. Schröder, Stuttgart o. J. (1910). Erstes bis fünfzehntes Tausend. XIV (mit Register) u. 464 Seiten.

Mit Recht betont der Herausgeber dieses Werkes, daß es einem einzelnen schon gegenwärtig, nach doch erst so kurzem Bestande der ethnologischen Wissenschaft, unmöglich sei, das ganze Gebiet allein zu behandeln, wenigstens als Fachmann in jedem seiner Teile, und darum wählte er sich für Afrika Prof. Felix von Buschan in Berlin, für Amerika W. Krickeberg in Berlin, für Europa und das westliche Asien Dr. Byhan in Hamburg, für Ostasien Prof. W. Volz in Breslau und für die Einleitung über die allgemeine Völkerkunde Dr. R. Lasch in Wien zu Mitarbeitern, während er selbst sich auf die Behandlung Australiens und Ozeaniens beschränkte. Gewiß sind das treffliche Fachgelehrte, aber schon das Vorwort bekennt, daß die Darstellungsweise in Anbetracht der verschiedenen Auffassungen der Mitarbeiter nicht so gleichmäßig ausfallen konnte, wie es für ein zusammenfassendes Werk dieser Art eigentlich wünschenswert gewesen wäre. Natürlich kann ein Außenseiter wie ich, der selbsttätig nur ein kleines Spezialgebiet der großen anthropologischen Wissenschaft, die Genieforschung, pflegt, nicht ohne Gefahr, die Lücken seiner Kenntnisse zu verraten, gegen diese oder jene Angabe oder Ansicht polemisieren; er kann nur die Bewältigung eines so ungeheuern Stoffes auf im allgemeinen so umsichtige Weise mit Dank anerkennen. Dennoch möchte ich nicht unterlassen, zu bedauern, daß dem schönen Werke nicht jene Einheit gegeben wurde, die ich selbst meiner „Weltgeschichte der Literatur" (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1910, 2 Bde.) durch die durchgängige Heranziehung der anthropologischen Resultate zu geben suchte. Auch hier war ein ungeheures Gebiet von einem einzelnen zu bearbeiten und Verlag wie Autor waren sich der mitbedingten Schwierig-

keiten voll bewußt; wenn ich dennoch den Auftrag übernahm, so geschah dies gerade, damit ich — als erster — die Ergebnisse der Genieforschung, die für die Auffassung des ganzen Kulturlebens von höchster Bedeutung sind, auf ein größeres, in sich abgeschlossenes Gesamtgebiet, die Literatur (mit Anschluß der Sprachen und Religionen), anwenden und in der Fülle der Sondererscheinungen die tiefere Einheit aufweisen könne. Hier nun bot sich in gleicher Weise die schöne Gelegenheit, eine großzügige Gesamtdarstellung zu geben, in der darum die Einzelheiten durchaus nicht reduziert zu werden brauchten.

Nur erst eine kleine Gruppe von Gelehrten, die sich in der Hauptsache um die „Politisch-anthropologische Revue" sammelt, vertritt jene „anthropologische Geschichtsauffassung", die mir das Rätsel des Werdens und Vergehens der einzelnen Kulturen mit allen ihren Nebenerscheinungen zu lösen scheint und in deren Sinn eben ich meine erwähnte „Weltgeschichte der Literatur" schrieb. Die „zünftige" Wissenschaft, stets und nicht ohne Berechtigung gegen neue Ideen von äußerster Vorsichtigkeit, scheint leider noch nicht viel von den mancherlei tüchtigen Arbeiten dieser durchaus ernsthaften Gruppe zu wissen. Auch sonst ist man ja nur in Ausnahmefällen und durch das eine oder andere hervorstechende Werk (wie Ludwig Wollmanns Untersuchungen über die Germanen in Frankreich und Italien) über unsere Anschauungen unterrichtet. Hier genüge die Bemerkung, daß nach unseren Resultaten alle eigentliche Kultur, wo auch immer, sich als Werk der nordischen Rasse, des blonden, lichtäugigen, lichthäutigen, großgewachsenen und langschädeligen Menschen erweist, daß ein Volk um so höher steht, je mehr Gehalt an nordischen Elementen es besitzt, und daß es in Untätigkeit und weiterhin in eine neue Kulturlosigkeit versinkt, wenn es diese Elemente verliert. Diese nordische Rasse, deren Sprache in ihrer Weiterentwickelung und ihrer Mischung mit der bezw. den Sprachen der Urbevölkerung die Gruppe der indogermanischen und in höherem Mischungsgrade die semitischen Sprachen (mit Anschluß des Ägyptischen) ergab, ist, wie kaum zu bezweifeln, im nördlichen Europa unter irgendwelchen Sonderverhältnissen (wohl in einer Eiszeit) aus der „schwarzen" Rasse entstanden und mit ihren oben gekennzeichneten Merkmalen stabil (d. h. Rasse) geworden. Dies war die zweite und eigentliche Menschwerdung. Bei günstigeren Verhältnissen und stärkerer Vermehrung sandte die in hartem Daseinskampf entstandene Auslese — denn um eine solche handelt es sich unter gleichzeitiger Bleichung, d. h. Reduktion des Pigments — wagemutige Wikingerscharen nach allen Richtungen und brachte mit ihnen ihre (noch primitiven) Errungenschaften den dunkeln Stämmen, deren Herrscher sie kraft ihrer höheren Intelligenz wurden, vor allem gewisse religiöse Vorstellungen wie die von der Sonne, die vom winterlichen Drachen bedroht wird, — eine Vorstellung, die in den heißen Ländern gar keinen Sinn hat, — wahrscheinlich auch die Zähmung der Tiere, insbesondere des Rindes, dazu eigentümliche technische Fertigkeiten und Ornamente als Anfänge der bildenden Kunst. Gerade so wie ich auf dem Gebiete der Literatur diese Vorgänge verfolgen konnte, läßt sich dies auf dem der primitiven Völkerkunde, von der das vorliegende Buch handelt (zur höheren Völkerkunde gehört ja auch die Literatur selbst), und hier vielleicht mit noch größerer Augenfälligkeit dartun. Denn wie in historischer Zeit die Aussendlinge der nordischen Rasse den ganzen Erdkreis überzogen, so schon in vorhistorischer, und je nach der Zahl, in der sie unter den beherrschten dunkeln Stämmen aufgingen, haben sie in jenen Epochen die verschiedenen Grade halbdunkler Völker sich herausbilden lassen, von denen die „gelben" und „roten" Mischlinge selbst wieder stabile Typen und somit Rassen geworden sind. Gemeinsamkeiten zwischen weit voneinander entfernten, selbst durch Meere getrennten

Völkern erklären sich demnach leichter durch die beiden gemeinsamen dritten Elemente als etwa durch die zufällige Vermittelung durch die Meeresstrift, wie Buschan gelegentlich andeutet. In historischer Zeit wiederholte sich nur der Vorgang.

Einzelne Bemerkungen möchte ich nur zu dem (etwas gar zu kurz gehaltenen) Abschnitt über Europa machen. Hier befremdet gleich im Anfang die Zeichnung jenes Mischungsgrades zwischen der nordischen Rasse und dunkeln kurzköpfigen Stämmen, den man nach seinem häufigen Vorkommen in den Alpen als „alpinen" Typus bezeichnet, als braunhaarig und grauäugig. Diese Typen stehn der nordischen Rasse selbst viel zu nahe, um einen Sonderteil bilden zu können, und A. Retzius bezeichnete darum als homo alpinus den Menschen von schwarzen Haaren, braunen Augen, gelber oder brauner Haut, kurzem Schädel und gedrungenem Körperbau bei einer Größe erheblich unter 170 Zentimeter. Dabei sollte man bleiben. Der Alpine steht nicht selten den (auf ähnlicher Mischung beruhenden) Mongolen nahe; die dunkle Polarrasse scheint die Grundlage beider zu bilden. Wenn das Altetruskische zu den „kleinasiatischen und kaukasischen" Sprachen (es dürften die nicht indogermanischen gemeint sein) in Beziehungen gebracht wird, so läßt dies die Feststellung des nahen Zusammenhangs mit den indogermanischen Sprachen durch Ludwig Wilser (in der „Politisch-anthropologischen Revue") außer acht. Neben den Warägern oder Russen, den germanischen Eroberern des nach ihnen „Rußland" genannten slawisch-mongolischen Gebietes, dessen Herrscher- und Kulturschicht sie bildeten, waren auch die Begründer der anderen „slawischen" Reiche, die skandinavischen Lechen in Polen, die sich Szlachta („Geschlechter"!) nannten, die gotischen Kneze (knez = König; knegina = kuniginna; vom kunni, Geschlecht), die mit ihren Kroaten und Serben aus Rußland kamen und unter den Südslawen ihre stolze Herrschaft aufrichteten, zu erwähnen. Eine nähere Charakteristik der europäischen Völkerschaften auf Grund ihrer ethnischen Zusammensetzung mit Berücksichtigung des Wandels der Umgangssprache (der nahezu durchweg germanische Adel der „slawischen" und „romanischen" Länder — von den Nobilitierten, wie billig, abgesehen — ist sich vielfach seiner Herkunft gar nicht mehr bewußt), der gewaltsamen Entnationalisierung (z. B. durch das Magyarisierungssystem in Ungarn) fehlt fast völlig. So ist auch bei Behandlung der Neugriechen das überaus wichtige Element der langobardischen Norditaliener, denen fast die ganze „neugriechische" Kultur zu danken ist und die auch in Rumänien und in der Türkei von Bedeutung sind, nicht hervorgehoben, in gleicher Weise bei den Osmanen nicht, daß ihre tatkräftigsten Persönlichkeiten im Anfang südslawisch-gotische Kneze (siehe oben) waren und heute konvertierte Mitteleuropäer, Albanesen oder gräzisierte Italiener sind. Bei den Zigeunern wäre zu bemerken gewesen, daß sie — bei der laxen Moral ihrer Weiber — bereits sehr stark mit fremden (slawischen und walachischen) Elementen durchsetzt sind; der als Beispiel abgebildete ungarische Zigeuner mit seiner großen fleischigen Nase repräsentiert denn auch keinen echten, sondern einen Mischtypus. Bei den Juden ist die anthropologische Unterscheidung in Aschkenazim und Sephardim (deutsch-polnische und spanische Juden) nach neueren Untersuchungen nicht gerechtfertigt: der „feinere" Typus, der häufig rein nordische Züge trägt (König David nach der Bibel, in neuerer Zeit Heine, Mosenthal, Catulle Mendès, Sarah Bernhardt und zahlreiche andere waren blond bezw. rothaarig und lichtäugig), bedeutet nur eine Auslese und findet sich daher überall unter ihrer Kulturgeschichte.

Auch bei den Indern, Persern, Chinesen und Mongolen hätten nicht nur die gegenwärtigen ethnischen Zustände, sondern auch die zur Zeit ihrer Blüte berücksichtigt werden sollen, und da finden sich nicht wenige Daten (vgl. meine Aufsätze

in der „Politisch-anthropologischen Revue") für einen bedeutsamen nordischen (lichten) Einschlag. Professor Volz, der Bearbeiter Süd- und Ostasiens, hat in dieser Beziehung mancherlei unberücksichtigt gelassen. In erfreulicher Weise bringt dagegen Dr. Bihan in seinem Abschnitt über Nord-, Mittel- und Westasien verschiedene bemerkenswerte Einzelheiten über die Herrschervölker der älteren Zeit, die arischen Götter der Hetiter, die indogermanische Tocharische Sprache tief drinnen in Turkestan. Ebenso spricht sich Professor Felix von Luschan über die Überschichtungs- und Mischungsverhältnisse bei den Negern näher aus.

Das Hauptgewicht der Schilderung ist, wie nicht anders zu erwarten, auf die primitiven Völker gelegt, über deren Lebensgewohnheiten, Sitten, religiöse Vorstellungen und Zeremonien, Rechtsverhältnisse, Geräte, Kunsterzeugnisse der Laie mit aller nur wünschenswerten Vollständigkeit unterrichtet wird. Dem umfangreicheren Werk von Friedrich Ratzel gegenüber („Völkerkunde", Leipzig, Bibliographisches Institut, 2. Aufl. 1894/95, 2 Bände) zeichnet sich das neuere durch gelungenere Illustrationen aus: statt der Holzschnitte sind phototypische Wiedergaben gewählt. Sonst mag jedem, der an dem Gegenstande Interesse gefunden hat, geraten werden, auch zu der ausführlicheren Darstellung zu greifen, die neben ihrer volkstümlicher auftretenden Nebenbuhlerin mir noch keineswegs ihren Wert verloren zu haben scheint. Otto Hauser

Mantegna. Die zweite Hälfte des Quattrocentro hat keinen größeren Künstlernamen als diesen und Lionardos. Mantegna ist ein herrliches Beispiel der Ausnahmemenschen: in einer Zeit, wo alle dem Realismus im kleinen nachtrachten, vermag er bereits als Zwanzigjähriger alles nur großartig zu sehen, ein geborener Wandmaler. Diese energische Persönlichkeit, die zugleich ein strenger Diener der Schönheit und ein ergebener Verehrer der Antike war, wird uns jetzt überzeugend nahegebracht durch den soeben erschienenen 16. Band der roten „Klassiker der Kunst" (Deutsche Verlagsanstalt), einen der vorzüglichsten dieser wertvollen Sammlung. Die Reproduktionen bringen gute Gesamtansichten der Innenräume, die Mantegna in Padua und Mantua ausmalte, und die Gemälde — auch Stiche und einige Zeichnungen — ganz und in vielen Teilstücken in größerem Maßstabe, so daß eine genaue Bekanntschaft mit dem Meister ermöglicht wird. Über seine Farben berichtet die Einleitung erwünscht und eingehend; übrigens erzählt sie kurz und drastisch Mantegnas Leben und führt vor allem seine künstlerische Entwicklung so vor, daß zuerst die Wandmalereien im Zusammenhang besprochen werden, dann die kleineren Sachen. Ihr Verfasser und Herausgeber des Bandes ist Fritz Knapp; und man wird manchem neuen, was er bringt, sofort beipflichten, z. B. der Umdatierung des prachtvollen Sebastian in Aigueperse: nicht 1455, sondern 1480, im Zusammenhang mit der Verheiratung der Clara Gonzaga an einen Bourbon (1481) entstanden. Man sieht an diesem Beispiel, wie arg es bisher mit der inneren, künstlerischen Biographie Mantegnas noch gestanden hat; denn seine Art, die Dinge zu sehen und wiederzugeben, hat doch eine tiefe, fortgehende Entwickelung durchgemacht. Den Knappschen Versuch, das Gesamtwerk des Künstlers in vier Perioden zu gliedern, halten wir allerdings auch nicht für gelungen, deswegen, weil die größte Wandelung — sie liegt zwischen der Camera degli Sposi und dem Triumphzug Cäsars — darin nicht zum Ausdruck kommt. Wichtig sind aber die Abstreichungen, die Knapp als genauer Kenner von Mantegnas Technik an dem bisher „Mantegna" genannten Bildervorrat macht. Auch eine Madonna des Kaiser-Friedrich-Museums scheint da endgültig in der Versenkung verschwinden zu sollen; doch kommt die „Darstellung im Tempel" derselben Sammlung zu ihrem vollen Rechte als Original. Sind die äußersten Köpfe rechts und links auf diesem Bilde, nicht zur Handlung gehörig, vielleicht Porträts des jungen Mantegna und seiner Frau, die damals, 1453, zum ersten Male Eltern wurden? R. W.

Vom Weſen des Schlagworts

Schlagworte haben ſchon ſo oft die Begriffe verdunkelt und die Werte vergröbert, und ihre ſchwirrende Aufdringlichkeit wirkt gerade auf feinere Naturen ſo peinlich, daß man ihnen ſelten gerecht zu werden ſich bemüht hat. Und doch winkt auch hier eine Pflicht und eine Aufgabe. Denn es iſt noch keineswegs ausgemacht, daß jedes Schlagwort nur eine taube Nuß oder eine tönende Schelle zu ſein braucht. Demagogiſch herausgebrüllte Phraſen erſchüttern ſchließlich nur die Luft und verpuffen ohne jeglichen Effekt — während es im Gegenteil gerade die Art des rechten Schlagwortes iſt, über ſeine direkte Stoßrichtung hinaus und neben ihr her halb unbeabſichtigte und unkontrollierbare Wirkungen auszulöſen. Phraſe und Schlagwort ſind eben zweierlei. Eine Zeit der Phraſen wird entwicklungsgeſchichtlich immer belanglos bleiben, und gerade epigonenhafte Vertrocknung der Lebensſäfte führt zur Phraſe, die ſich aufbläht, als ob ſie Wunder was zu ſagen hätte, gerade weil ſie nichts zu ſagen hat. Kernhafte Worte ſind ja immer Weſensballungen, Inhaltsverdichtungen, und nur aus Fülle und Überfülle des phyſiologiſchen wie des geiſtig-ſeeliſchen Lebens quellen die markigen weiterzeugenden Worte und Wortfügungen. Freilich liegt auch noch eine Kluft zwiſchen dem bloßen Schlagwort und dem gefiebt-goldhaltigen, wohlgebauten und wohlgewogenen Wort. Aber ſo ſchlechthin verächtlich iſt darum doch auch das Schlagwort nicht — und nicht die Zeit, in der es vorzugsweiſe gedeiht. Im Gegenteil, man ſollte aufmerken, wenn in einer Zeit die Schlagworte erregt durcheinandertönen; es pflegt ſich darin zumeiſt viel noch in ſich ſelbſt unklare und ſuchende Sehnſucht zuſammenzupreſſen, und der Zeitſeelenforſcher mag daraus ſeine Rückſchlüſſe ziehen, wohin die zukunftſtrebigen Wege des Tages weiſen. Natürlich gibt es Abtönungen und Wertunterſchiede unter den Schlagworten ſelbſt, und die Klippe der Phraſe droht allerdings immer mehr oder minder nah. Wie denn das Schlagwort als ſolches immer in der Mitte einer Skala ſteht, deren Gegenpole die Phraſe und das vollwertige Wort ſind, und fließend bald dem einen, bald dem anderen Pole entgegenzugleiten liebt. Wie das Schlagwort zum agitatoriſchen Kriegsruf herabſinken kann, ſo kann es ſich anderſeits zum Kunſtausdruck adeln, der einer ganzen zeitbeſtimmenden Richtung den ſinnvollen Namen gibt. Darum iſt es für eine Epoche nicht ohne weiteres ein Ruhmestitel, wenn es ihr an ſinnfälligen Schlagworten gebricht, und das Vermiſſen des Schlagworts, das Bedürfnis nach ihm kann auf geiſtige Stockung, aber auch auf den ſelbſt ſchon ſchöpferiſchen Wunſch nach neuer geiſtiger Bewegtheit deuten. Die Leute vom „Bau“, ſei es nun vom

politischen oder vom wissenschaftlichen und literarisch-künstlerischen, wissen am besten zu beurteilen, wieviel eine gute Etikette, eine gute Parole zu bedeuten hat. Massen sind überhaupt nur durch Fanfaren in Gang zu setzen und in Wallung zu bringen; aber auch darüber hinaus gibt es eine Ästhetik des Titels, Mottos, Kennzeichens, das nicht plump aufgeheftet, sondern der Sache selbst entspringen und sich mit ihr decken soll. Es läßt sich wohl nachfühlen, wenn ganze Parteien nach einer guten Losung lüstern sind; wenn einzelne es bis zu einem gewissen Raffinement der Namengebung bringen und es uns aus Zeiten und Gruppen entgegenzuschallen scheint: „Ein Königreich für ein gutes Schlagwort!"

Schlagworte sind nach Zweck und Wirkung berauschende und anfeuernde Reizmittel, nach Sinn und Ursprung melodramatische Vereinfachungen und Übertreibungen, die gerade in ihrer etwas rohen Eindeutigkeit zur lenksamen Seele und zum geradlinigen Willen sprechen. Große geistige und soziale Bewegungen sind oft geradezu von einem Schlagwort wenn nicht geschaffen, so doch beherrscht, erfüllt, getragen. Was wäre der Sozialismus ohne seine faszinierende Parole vom „Zukunftstaat"? Was die moderne Literatur ohne all die gärenden Schlagworte vom Naturalismus zur Neuromantik und weiter? Daß man heut schon schüchtern von „Neu-Klassik" zu schwärmen anfängt, ist doch auch gerade ein Zeichen dafür, daß sich wieder etwas „regt". Und was wäre endlich der Sturm gegen überkommenen Dogmenglauben ohne die große Zauberformel des „Monismus", die geradezu schon wieder eine Gemeinde von kritiklos aufschauenden und nachbetenden Gläubigen um sich gesammelt hat.

Da hätten wir ja gleich eine kleine Blütenlese von modernen Schlagworten, die sich leicht durch andere ergänzen ließen, und es wird sich empfehlen, einzelne ein wenig schärfer unter die Lupe zu nehmen, den Monismus z. B. oder die heut auch sehr beliebten „Utopie" und „Dekadenz". Bei dem Doppelcharakter des Schlagworts aber tut auch ein kritisches Doppelverhalten dazu not. Man wird das Vergröbernde verwerfen, das Berechtigte erkennen und anerkennen müssen. Schlagworte der zitierten Art haben sogar von Anfang an dieses Schillernd-Zweideutige: welcher philosophisch Kundige möchte z. B. dem Begriffe des Monismus einen bestimmten Gehalt von Wahrheit und Zeitgemäßheit weigern?! Wer möchte ihn aber auch anderseits als das moderne Dogma gelten lassen, zu dem er nachgerade avanciert ist?!

Bei „Utopie" und „Dekadenz" liegen die Dinge ganz ähnlich. Es kommt auf den Ton und Beigeschmack an, den man ihnen gibt. Man kann sie schwer und leicht, ernst und spöttisch nehmen: Anhalt und Unterlage bieten sie für beides. Utopie ist das Wolkenkuckucksheim, ist aber auch die unausrechenbare Zukunft, die irgendwann und irgendwie einmal organisch aus der Gegenwart herauswachsen muß und dann eben gar nicht mehr utopisch, sondern fühlbarste Wirklichkeit sein wird. Freilich kommt es im Einzelleben wie im großen Gesamtleben der Menschheit „immer anders"; die Zukunft zerstört unsere Träume und Ideale dadurch am gründlichsten, daß sie sie in ihrer Art erfüllt; aber „truth is stranger than fiction", und die neue Wirklichkeit zeigt sich oft viel utopisch-phantastischer als unsere doch immer menschlich engen und willkürlichen Erwartungen. Andrerseits gibt es allerdings auch ein Hinausträumen über die der Menschheit von Urbeginn innewohnenden Möglichkeiten; ein Übergehen jenes beharrenden und wiederkehrenden Ewig-

Menschlichen, das in seiner Größe und Unzulänglichkeit sich nie erschöpfen, wandeln, bessern kann — und hier setzt wirklich der ins Unmögliche greifende Utopismus ein. Alle politischen und religiösen Heilsträume sind von ihm eingegeben, und immerhin rieseln in ihnen Trostquellen, die der Menschheit reiche Labsal und Erhebung auf dem Dornenweg der Äonen gespendet haben. Da öffnen sich die Welten des religiösen Glaubens, und über die unabstreifbare Bedrängnis der Wirklichkeit langt der Wille mit Notwendigkeit nach dem Unmöglichen. Gewiß ist dieser Utopismus Wahn; aber welch gewaltige Wirkungen sind von solchem Wahn ausgegangen, und was wäre die Menschheit ohne die weltverachtenden, zukunftsschwangeren Ekstasen der Übergangszeiten!

Von „Dekadenz" ist zumal in unsern Tagen bis zum Überdruß geredet worden. Das ist in der Tat ein übles Schlagwort, von dem Mephistos Definition gilt, daß immer, wenn Begriffe fehlen, ein Wort zur rechten Zeit sich einstellt. Es ist gleich billig, überall Dekadenz zu wittern und mit Dekadenz zu kokettieren, wie es gleich billig ist, alles höhere Streben als Utopie zu verdächtigen und kritiklosem Utopismus zu huldigen. Bedächtige Unterscheidung ist auch hier am Platze. Der wirklichen oder gemachten Krankhaftigkeit wird kein Ernsthafter das Wort reden, — aber der Zeitanalyse den Einblick und Eingriff in die halbpathologisch unterbewußten Grenzgebiete zu verwehren, das Genie aus seinen halb-pathologischen Bedingtheiten herauszulösen — versucht nur noch erfolglos die Rückständigkeit. Zuguterletzt die „aktuellste" und immer noch leuchtkräftigste Blüte im Schlagwort-Flor: der „Monismus!" Auch hier ist ein wenig Unphilosophie am Werk, und vielleicht ist sie nötig, um dem draufgängerischen Fanatismus nicht durch skrupulöse Verwickeltheiten den Willen zu knicken. Gegen den absoluten, Natur und Geist zerspaltenden Dualismus asketischer Dogmatik ist das Schlagwort vom Monismus ja wirklich eine gute Parole und Waffe zugleich. Aber von kritischer Erkenntnistheorie ist er noch wenig angekränkelt; dem kantischen Nichtwissen vom „Ding an sich" trägt er kaum Rechnung; das letzte, unerklärbare Ineinander von Einheit und Vielheit ignoriert er, und die alles Sein durchziehende relative Dualität von Natur und Geist, Körper und Seele, Männlichkeit und Weiblichkeit usw. dekretiert er allzu selbstherrlich hinweg. Dennoch ist in ihm, von seinem Reaktionswert abgesehen, so viel Wahrheit, daß in uns allerdings das menschlich zwingende Bedürfnis nach metaphysischer und ästhetischer Einheit lebt Und so wird es denn mehr oder minder mit allen Schlagworten stehen. Darum wollen wir ihnen kritisch und würdigend zugleich begegnen und uns immer bewußt bleiben, wieviel sie allein bedeuten können und dürfen. Aber wir wollen sie keineswegs zum Höllenpfuhl verdammen. Im Gegenteil: Gerade heut, da wir allzu klaren und vielseitigen Bescheid wissen, da die Umschau von erreichter Höhe Unlust und Erschöpfung weckt, gäben wir viel für ein neues, lebensvolles, förderndes und begeisterndes Schlagwort!

Kurt Walter Goldschmidt

Bücherliste

Hilty, Prof. Dr. Karl: Das Evangelium Christi. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 3.—.
Müller-Lyer, Dr. F.: Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. J. F. Lehmanns Verlag, München. M. 4.—.
Ismailoff, A. A.: Sturm. Roman. Deutsch von Johann Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar. M. 3.50.
Beurle, Dr. Karl: Die staatswissenschaftliche Bilanz eines Jahrhunderts. Vortrag. F. Steurer, Linz. M. 0.50.
Klenz, Dr. Heinrich: Schelten-Wörterbuch. Karl J. Trübner, Straßburg. M. 4.—.
Otto, Adolf: Der erste Christus von Oberammergau. Otto Nemnich, Verlag, Leipzig. M. 3.50.
Hart, Hans: Liebesmusik. L. Staakmann, Verlag, Leipzig. M. 4.—.
Baumann, Prof. Julius: Eine neue Nachfolge Jesu. Franz Wunder, Verlag, Berlin. M. 0.75.
Friedlaender, Ludwig: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. III. Teil. S. Hirzel, Verlag, Leipzig. M. 9.—.
Janke, O: Nordpolfahrten. Wilhelm Weicher, Verlag, Berlin. M. 2.20.
Bluth, H.: Wandervögel. Wilhelm Weicher, Verlag, Berlin. M. 2.—.
Steffen, Jonk: Okowi — ein Hererospion? Wilhelm Weicher, Verlag, Berlin. M. 3.60.
Wolff, Theodor: Die Sünder. Albert Ahn, Verlag, Köln. M. 2.—.
Haardt, J. Ave: Imperator! Roman. Max Kielmann, Stuttgart. M. 4.—.
Büttner, Hermann: Meister Eckeharts Schriften und Predigten, II. Band. Eug. Diederichs' Verlag, Jena. M. 5.—.
Andersen, H. C.: Gesammelte Märchen und Geschichten. I. bis IV. Band. Eug. Diederichs' Verlag, Jena. Pro Band M. 3.—.
Abseits von der großen Heeresstraße. Karl Curtius, Verlag, Berlin.
Aristophanes: Die Vögel. Komödie in deutschen Reimen von Dr. Owlglaß. Eug. Diederichs' Verlag, Jena. M. 2.—.
Haendcke, Dr. Berthold: Der unbekleidete Mensch in der christlichen Kunst seit neunzehn Jahrhunderten. J. H. Ed. Heitz, Straßburg. M. 6.—.
v. Güldenstubbe, Willibald: Was ist Wahrheit? Karl Glück, Verlag, Dorpat.
Bang, Hermann: Am Wege. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin. M. 1.—.
Spiero, Dr. Heinrich: Rudolf Lindau. Eug. Fleischel & Co., Berlin. M. 2.—.
Aram, Kurt: Die Hagestolze. Roman. S. Schottlaenders Verlagsanstalt, Berlin. M. 4.—.
v. Gleichen-Rußwurm, Alex: Epikurs Lehre. Eug. Diederichs' Verlag, Jena.
Kierkegaard, Sören: Entweder — Oder. Deutsch von O. Gleiß. C. Ludwig Ungelenk, Dresden.
Münch, Wilhelm: Gedanken über Fürstenerziehung. C. H. Beckscher Verlag, München. M. 6.50.
Scheffer, Theodor: Im Wanderschritt des Lebens. R. Voigtländers Verlag, Leipzig. M. 5.—.
Langen, Martin: Don Juan. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Albert Langen, München. M. 2.50.
Messerschmitt, Prof. Dr. J. B.: Der Sternenhimmel. Philipp Reclam jun., Leipzig. M. 1.—.
Charmaz, Richard: Adolf Fischhof. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart. M. 9.—.
Langemann, Prof. Dr.: Frauenfrage und Schule. Verlag des Vaterländischen Schriftenverbandes Berlin.
v. Alten, Georg: Handbuch für Heer und Flotte. Bong & Co., Verlagshaus, Berlin. M. 2.—.
Mollwo, Prof. Dr. Karl: Die wirtschaftliche Entwicklung der Industrie im Osten. C. L. Hirschfeld, Verlag, Leipzig. M. 1.—.
Weng, Gustav: Schopenhauer — Darwin. Pessimismus oder Optimismus? Ernst Hofmann & Cie., Berlin. M. 2.—.
Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. II. Band. Insel-Verlag, Leipzig. M. 4.—.
Bartsch, Rudolf Hans: Bitterfüße Liebesgeschichte. L. Staackmann, Verlag, Leipzig. M. 4.—.
Bahr, Hermann: O Mensch! Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin. M. 4.—.
Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht. Deutsch von Mathilde Mann. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. M. 4.—.
Siebe, Josephine: Deutsche Jugend in schwerer Zeit. Turm-Verlag, Leipzig.
Siebe, Josephine: Der Edelweißbub. Turm-Verlag. Leipzig. 3.—.
Wilde, Oskar: Die Erzählungen und Märchen. Insel-Verlag, Leipzig. M. 3.—.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

157. **Pfarrer**, bald (Grundgehalt I), Ostpr.
158. **Pfarrer**, bald (2400 M.), Sachsen.
161. **Direktor** f. Realschule, Ostern 1911 (katholisch).
167. **Schulleiter**, 1. 4. 11, ev., f. höh. Privatknabenschule, Schlesien.
168. **Rektor**, 1. 4. 11 (2100 M.), ev., erw. fremd. Sprachen, Oberschlesien.
173. **Bürgermeister**, 1. 1. 11 (4000 M.), Thüringen.
174. **Bürgermeister**, bald (2300 M.), Westen.
175. **Bürgermeister**, bald (2000 M.), Schlesien.
183. **Direktor**, zu Ostern 1911, kath. Konf., Hessen.
184. **Pfarrer**, bald (3500 M.), Brandenburg.
185. **Hauslehrer**, ev., erfahr., für Quint., 1. 11., Pommern.
186. **Bürgermeister**, bald (3500 M.), Westpr.
187. **Bürgermeister**, 1. 4. 11 (6000 M.), Rheinland.

B. Für Damen.

162. **Erzieherin**, gepr., ev. (Musik), 1. 11, Pomm
172. **Erzieherin** (Lehrerin), Brandenburg.
176. **Erzieherin**, (Engl., Franz., Musik.) Hamburg.
177. **Erzieherin**, gepr., musik., 1. 11, Mecklenburg.
178. **Erzieherin**, (Sprachkenntn., Klavierunter., Körperpflege) Wien.
188. **Erzieherin**, gepr., mus., 1. 11., Mecklbg.
189. **Erzieherin**, (Lehrerinexam.) zu drei Knaben, Griechenland.
190. **Erzieherin**, sof., gepr., mus., Schleswig.
191. **Erzieherin**, gepr., mus., bald, Westpr.
192. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., sof. ev. spät., Posen.
193. **Erzieherin**, ev., mus., sof., Posen.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Das Eigenheim des Mittelſtandes

Ein Wort gegen die fiskaliſche, gemeindliche und private Bodenſpekulation

Von A. Reich-Friedenau

Der Sehnſucht nach dem Aufenthalt in Gottes freier Natur verdanken die Vororte unſerer Großſtädte ihre unerwartet große Bevölkerungszunahme. Ebenſo ſteht der Ausbau der Verbindungen zwiſchen Großſtadt und Vorort naturgemäß im engſten Zuſammenhange mit dem Drange weiter Kreiſe der Bevölkerung nach friſcher Luft und mehr Erholung nach des Tages Arbeit, als ſie die engen Höfe, die baumloſen, im Sommer von der Sonne durchglühten, im Winter vom Sturm durchtobten Straßen mit ihrem durch den Verkehr und anliegende Gewerbebetriebe verurſachten Lärm und üblen Gerüchen bieten können. Durch die Flutwelle der Großſtädter nach den naheliegenden Vororten hat aber ein großer Teil von ihnen ſeinen ruhigen Landcharakter verloren. Namentlich gilt dies von faſt allen Vororten um Berlin. Wer wollte z. B. heute noch Schöneberg, Charlottenburg, Friedenau, Steglitz, Rixdorf uſw. zu den Orten zählen, die man des Ruhebedürfniſſes wegen aufſuchen kann. Daß es möglich war, den Vorortcharakter dieſer Orte ſo ſchnell und faſt ganz zu vernichten, iſt zum guten Teil Schuld der urſprünglichen Grundſtückabmeſſungen. Als ſeinerzeit die Vororte angelegt oder erweitert wurden, glaubte man nichts Zweckmäßigeres tun zu können, als den Grundſtücken dieſelben Abmeſſungsverhältniſſe zu geben, die in Berlin üblich waren, d. h. im Verhältnis zu den Straßenfronten große Tiefen. Einmal kannte man es, wie geſagt, nicht anders und manchmal mag auch der Gedankengang maßgebend geweſen ſein, daß vor dem Hauſe der Ziergarten und dahinter der Nutzgarten liegen müſſe. Ein ſehr einleuchtender und manchmal, nicht immer, ſelbſtverſtändlicher Gedanke.

Was hat sich nun aber daraus entwickelt! Die Bevölkerung befindet sich in ständiger Zunahme; die Behörden waren schließlich gezwungen, für die Vororte eine Bauordnung zu erlassen, die eine intensivere Bebauung der Grundstücke zuläßt. Die meisten Eigenhäuser sind von der Bildfläche verschwunden und dank der großen Grundstückstiefen steht nun das Mietskasernensystem mit seinen hygienisch bedenklichen Seitenflügeln und Hintergebäuden in den Vororten in voller Blüte. Dieser Entwickelung sind alle in der Nähe großer Städte belegenen Orte, soweit sie gute Verbindungen nach diesen haben, unrettbar verfallen, wenn es hier und da nicht noch gelingen sollte, die großen Grundstückstiefen zu kürzen oder der Ausnutzung der Grundstücke bis zur äußersten baupolizeilich jetzt zulässigen Grenze durch Einführung einer rückwärtigen Bauflucht einen Riegel vorzuschieben. Selbstverständlich lassen sich beide Maßregeln nicht mehr in solchen Orten durchführen, deren bauliche Entwickelung nach dem Mietskasernensystem schon zu weit vorgeschritten ist. Würde man hier für die noch freien Grundstücke oder für eine Stadterweiterung geringeren Umfanges die vorerwähnten Baubeschränkungen einführen, so würde die unausbleibliche Folge eine weitere Steigerung der Mietspreise sein. Schon jetzt haben die Mietspreise in den meisten Vororten eine Höhe erreicht, die viele Familien, ebenso wie in Berlin selbst, zwingt, mit einer kleineren Wohnung vorlieb nehmen zu müssen, als es aus gesundheitlichen, sozialen und oft auch sittlichen Gründen wünschenswert ist. Die häufig gehörte Annahme, daß Baubeschränkungen die Grundstückspreise herabdrücken, ist, wie die Erfahrung zeigt, nicht zutreffend.

Unter dem Wohnungselend leiden hauptsächlich zwei Bevölkerungsschichten, der Arbeiterstand und der Mittelstand. Die aber machen fast die ganze Bewohnerschaft der Großstädte aus. Zum Mittelstand sind aber nicht nur Handwerker und sonstige Gewerbetreibende zu rechnen, sondern auch Gelehrte, Künstler, Lehrer, höhere und mittlere Beamte, kleine Rentner und bessere Angestellte aller Art, soweit sie nicht im Besitz eines größeren Vermögens sind.

Eine zweckmäßige Lösung der Eigenheimfrage, die gerade für das Wohlbefinden des minderbemittelten Mittelstandes von großer Wichtigkeit und für das Staatsinteresse von allergrößter Bedeutung ist, muß also ausschließlich eine Lösung der Wohnungsfrage für diese beiden Stände sein. Für den wohlhabenden Mann, der etliche tausend Mark Wohnungsmiete oder Zinsen zahlen kann, findet sich immer in der Umgegend der Großstadt ein hübsch und zur Stadt bequem belegener Ort, in dem er sich ansiedeln kann. Die Bedürfnisse für diese Kreise scheiden denn auch bei den nachfolgenden Betrachtungen aus. Weiter bietet die Lösung der Eigenheimfrage für solche Menschen wenig oder gar keine Schwierigkeiten, die, von der Stadt unabhängig, sich ihren Wohnsitz nach Belieben wählen können. Beide Kategorien bilden aber im Verhältnis zur Bevölkerungszahl eine so verschwindende Minderheit, daß durch sie der Grundstücksmarkt gar nicht oder durch die wohlhabenden Kreise nur in sehr geringem Maße beeinflußt wird.

Was ist nun bisher geschehen, um das Bedürfnis des Arbeiter- und des Mittelstandes nach frischer Luft, nach Erholung und Kräftigung ihrer Gesundheit in wald- oder wasserreicher Gegend zu befriedigen.

Für den Arbeiterstand ist und wird im allgemeinen gesorgt. Die großen Industrien versuchen sich durch Schaffung von Arbeiterkolonien einen Stamm zufriedener Arbeiter zu sichern und sorgen in Altersheimen für das Wohl ihrer alten Leute. Ebenso bemühen sich gemeinnützige Gesellschaften für die Landansiedelung des Arbeiters. Auch kann ausnahmsweise in bestimmten Gegenden der Arbeiter noch für verhältnismäßig billiges Geld eine Baustelle erwerben, sich darauf ein Häuschen bauen, durch die Familie gewerbsmäßig Gartenbau und Kleinviehzucht treiben lassen und sich dadurch noch eine gewisse Einnahme verschaffen, die ihm die Grundstückszinsen leichter tragen hilft. Freilich muß er bei derartigen billigen, von der Stadt meist entfernt liegenden Grundstücken gewöhnlich auf einige Annehmlichkeiten, wie z. B. Gasbeleuchtung, Wasserversorgung, oft auch gepflasterte Straßen verzichten. Häufig ist auch weder ein Wald, noch ein See oder ein Fluß in der Nähe, sondern nur, wie das Volk sagt: die schönsten Kartoffelplantagen. Landluft allein befriedigt aber nicht; dazu gehört auch eine Gegend, die in landschaftlicher Beziehung wenigstens etwas bietet. Außerdem ist auch eine solche wirtschaftlich vielleicht mögliche Selbstansiedelung der Arbeiter schon aus dem Grunde nur in ganz bescheidenem Umfange möglich, weil die Arbeitsstelle meist in zu großer Entfernung von der Wohnstelle liegen wird. Vielfach besteht überhaupt gar nicht die Möglichkeit, die Arbeitsstelle zu rechter Zeit zu erreichen, weil die Verbindungen darauf nicht zugeschnitten sind; auf alle Fälle aber ist es aus ökonomischen und gesundheitlichen Gründen zu verwerfen, den Arbeiter täglich eine Eisenbahnfahrt von ein paar Stunden machen zu lassen. Als Beispiel hierfür sei wieder Groß-Berlin genommen, weil dort der Vorortverkehr am meisten entwickelt und damit die Möglichkeit, früh morgens zu rechter Zeit die Arbeitsstelle zu erreichen, noch am besten gegeben ist. Die Baustellen sind am billigsten in den entfernter von Berlin liegenden nördlichen und östlichen Vororten, wo aber immerhin für eine Baustelle, falls der Garten wirtschaftlich ausgenützt werden soll, noch mindestens 4000 Mark anzulegen sind. Nimmt man an, daß der Arbeiter um 6 Uhr in Berlin auf seiner Arbeitsstelle sein muß und daß er sie vom Bahnhof in etwa 20 Minuten erreicht, seine Wohnung aber ebenso weit vom Abfahrtsbahnhof entfernt liegt, so muß er schon um 4 Uhr fortgehen, um seine Arbeitsstelle pünktlich zu erreichen. Bedenkt man ferner, daß die Rückkehr in sein Haus meist nicht viel vor 8 Uhr abends erfolgen kann, so muß man ohne weiteres zugeben, daß die Ansiedelung eines Arbeiters, der seine Arbeitsstelle in der Stadt hat, so gut wie ausgeschlossen ist. An dieser Tatsache ändern auch etwas günstiger gelegene Vororte oder ein etwas späterer Beginn der Arbeitszeit nichts Wesentliches.

Auf die zahlreichen anderen Übelstände, die eine zu große Entfernung zwischen Wohnung und Arbeitsstelle besitzen und die auch

für den tätigen Mittelstand zutreffen, soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Es sind daher die Bestrebungen, wie sie namentlich von der Deutschen Gartenstadtgesellschaft betätigt werden, mit Freuden zu begrüßen, die die Industrie zu veranlassen suchen, mit aufs Land zu gehen und dadurch für die Arbeiter eine Erwerbsquelle in der Nähe ihrer Wohnstelle zu schaffen. Soweit die Industrie nicht mit ihrer Produktions- und Absatzmöglichkeit von der Stadt abhängt, sollte sie im eigenen Interesse die Anregungen, auf das Land zu übersiedeln, in größerem Umfange als bisher befolgen. Immerhin besteht doch für einen Teil der Arbeiterschaft die Möglichkeit, sich auf dem Lande anzusiedeln, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Stadtflucht zunehmen wird, je mehr sich auf dem Lande lohnender Erwerb bietet und die Wohnstelle den Komfort besitzt, den selbst der einfachste Arbeiter heute in seiner Stadtwohnung findet.

Die Bemühungen, die Lebensführung des Arbeiters zu heben und ihn an die Scholle zu fesseln, liegen im allgemeinen Interesse. Der Mann, der etwas zu verlieren hat, sieht die Verhältnisse in seinem Vaterlande mit anderen Augen an als der, der bei einem Umsturz nur zu gewinnen hofft.

Mindestens ebenso wichtig für das Staatswohl wie ein zufriedener, seßhafter Arbeiterstand ist aber auch ein zufriedener Mittelstand. Was ist nun geschehen und was geschieht, um das Wohnungselend des gebildeten Mittelstandes zu lindern? Die Antwort hierauf ist trostlos, sie lautet: „Nichts!“ Bisher hat nur der Staat versucht, für seine mittleren und unteren Beamten angemessene Wohnungen zu mäßigen Preisen zu schaffen oder diese haben versucht, sich solche durch genossenschaftlichen Zusammenschluß selbst zu schaffen. Auch bestehen ein oder zwei unbedeutende genossenschaftliche Zusammenschlüsse unabhängiger Personen des Mittelstandes. Aber diese an und für sich sehr dankenswerten Unternehmungen sind doch im Verhältnis zu den in Frage kommenden Kreisen so wenig umfangreich, daß man höchstens von mustergültigen Versuchen, nicht aber von einer Lösung des Wohnungsproblems sprechen kann. Auf diesem Wege läßt sich nach meiner Ansicht das Landhausproblem für den Mittelstand überhaupt nicht lösen. Dabei wird diese Frage, hauptsächlich im Interesse des sogenannten gebildeten Mittelstandes, von Tag zu Tag eine dringendere.

Familien mit einem Jahreseinkommen bis zu 4000 Mark müssen heute einen ganz erheblichen Teil ihres Einkommens für eine in vielen Fällen ungenügende Wohnung in der Stadt ausgeben. Wirtschaftlich normal ist es bekanntlich, wenn die Wohnungsmiete ein Fünftel bis ein Sechstel des Einkommens, d. h. also etwa 700 bis 800 Mark ausmacht. Jede Mehrausgabe zwingt wieder zu einer oft gar nicht mehr möglichen Einschränkung in anderen Teilen des Haushalts. Nicht Ausnahme, sondern die Regel ist es, daß die Wohnung einer fünfköpfigen Familie nur aus Schlafstuben besteht und daß von der im günstigsten Fall dreizimmerigen Wohnung womöglich noch ein Zimmer, und meist das bestgelegene, weitervermietet werden muß, um die Ausgabe für die Wohnungsmiete etwas herabzusetzen.

Kleinere Geschäftsleute haben hinter ihrem Laden eine aus Zimmer und Küche bestehende, oft genug dunkle Wohnung, in der sie hausen müssen, weil es zu einer besonderen Wohnung nicht langt — leider auch kein Ausnahmefall.

Interessant ist die Angabe der amtlichen Wohnungsstatistik, nach der man beispielsweise in Berlin schon Wohnungen bekommen kann, bei denen die Jahresmiete, auf das Zimmer gerechnet, nur 200 Mark, also für eine Dreizimmerwohnung nur 600 Mark beträgt. Man sehe sich aber solche Wohnungen, ihre Lage und die Gegend, in der sie liegen, an. Gerade für den gebildeten Mittelstand ist es sehr schwer, Wohnungen zu finden, deren Mietspreis einigermaßen mit seinem Einkommen in Einklang steht, und bescheidenen Ansprüchen in bezug auf Größe, Ausstattung und Lage entspricht. Diese Kreise haben in Berlin durchschnittlich 300 bis 400 Mark für das Zimmer auszugeben, und zwar um so mehr, je mehr sie aus bestimmten Gründen bessere Gegenden bevorzugen müssen. Als weiterer Übelstand kommt vielfach und namentlich in den neueren Häusern die Kleinheit der Zimmer hinzu. Manche hochmoderne, „mit allem Komfort" ausgestattete Fünfzimmerwohnung hat bequem in einer älteren Dreizimmerwohnung Platz.

Die Hauptschuld an diesen Übelständen, die sich in ähnlicher Weise in allen deutschen Großstädten zeigen, trägt die unglückliche Bodenwirtschaft in Deutschland, die restlose Auslieferung des Grund und Bodens an das Spekulantentum, unter Übertragung der Lasten auf die Allgemeinheit. Die Bodenrente, sowie der Unterschied zwischen Erwerb und Verkauf eines Grundstücks sind zu groß. Besonders kraß tritt dieser Übelstand in den günstig zur Großstadt belegenen Vororten hervor. Ein Beispiel für viele: Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde im Westen Berlins ein Villenvorort gegründet und die Quadratrute Bauland mit 15 Talern bezahlt. Heute sind die Villen fast vollständig verschwunden, große Mietshäuser mit Seitenflügeln und Hintergebäuden stehen an ihrer Stelle und ich glaube kaum, daß sich die paar noch zur Mietskasernenbebauung freien Plätze billiger als 800 Mark für die Rute stellen werden.

Die unausbleibliche Folge jeder starken, erst durch die Möglichkeit, ein Grundstück intensiver bebauen zu können, eintretenden Steigerung des Verkaufswertes von Grund und Boden ist eine ständige Steigerung der Mieten. So bewegen sich denn auch in dem von mir angedeuteten Vorort die Mieten etwa in derselben Höhe wie in den besseren Stadtteilen Berlins. Auch die Ruhe des Ortes ist natürlich fast vollständig geschwunden, so daß ein Unterschied zu dem Hasten und Treiben in Berlin kaum noch vorhanden ist. So ähnlich und meist noch schlimmer liegen die Verhältnisse überall.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Aus alledem entsteht nun die Hauptfrage, ob für den Mittelstand unter den jetzigen Verhältnissen die Möglichkeit besteht, sich ein seinem Bedürfnis entsprechendes Eigenheim in angenehmer landschaftlicher Umgebung und guter Verbindung mit der Großstadt zu schaffen. Die Frage ist, trotz aller Reklame-

schriften interessierter Kreise, zu verneinen. Es ist heute dem weniger bemittelten gewerblichen und gebildeten Mittelstande nicht mehr möglich, in angemessener, bequem gelegener Lage zu erschwinglichen Preisen ein Baugrundstück zu erwerben, wenn er nicht jeden Tag ein paar Stunden Bahnfahrt opfern will und kann.

Das zur Bebauung geeignete, mit der Stadt durch gute Verkehrswege verbundene Land war früher und ist auch zum Teil heute noch entweder im Besitz des Forstfiskus oder eines privaten Grundbesitzers, gemeinhin Bauer genannt. Von diesem wird es zu mäßigen Preisen an Spekulanten verkauft, darauf schnell eine G. m. b. H. oder Aktiengesellschaft gebildet und durch den Landmesser ein paar Straßen durch das Gelände gelegt. Diese werden auf möglichst billige Weise befestigt, die benachbarten Gas-, Wasserleitungs- und Elektrizitätswerke legen ihre Leitungen bezw. Kabel in den Straßenkörper und der Verkauf der Grundstücke kann beginnen. Die Verkaufspreise stehen schon meist von Anfang an in gar keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Kosten. Die ersten Käufer werden gewöhnlich unter etwas günstigeren Bedingungen herangeholt, namentlich wenn sie sich verpflichten, sofort mit dem Bau zu beginnen. Sind aber erst mal ein paar Wohnstätten errichtet, dann beginnt für die Spekulation das Hauptgeschäft.

Noch ein Vorwurf ist der Spekulation zu machen, den ich an einem Beispiel erläutern will. Nehmen wir einmal an, ein älteres, vielleicht kinderloses Ehepaar, dem ausschließlich daran liegt, in gesunder, frischer Luft zu wohnen, dabei aber, da der Mann noch in der Stadt zu tun hat, auf eine gute Verbindung nach dieser angewiesen ist, will sich in einem Vorort ansiedeln. Interesse an der Gartenarbeit, oft auch die Kraft zu deren Ausübung oder die Zeit dazu sind nicht vorhanden, auch nicht die Mittel, sich einen Gärtner zu halten. Diese Leute wollen eine für ihre Zwecke geeignete Baustelle erwerben. Nimmt man die Länge eines kleinen Einfamilienhauses zu 10 Meter und den beiderseitigen Bauwich nach baupolizeilicher Vorschrift zu je 4 Meter an, so muß die Baustelle eine Straßenfront von wenigstens 18 Meter besitzen. Die Gebäudetiefe betrage ebenfalls 10 Meter, der Vorgarten 8 Meter und der Hintergarten nebst Hoffleck 10 Meter. Man erhält dann eine Mindesttiefe des Grundstücks von 28 Meter, oder eine Grundfläche von 504 Quadratmeter bezw. 36, sagen wir rund 40 Quadratruten. Man versuche es einmal, wie ich es getan habe, von Terraingesellschaften oder Privatspekulanten eine Baustelle von solcher Größe zu erhalten. Entweder bekommt man überhaupt keine oder aber eine ablehnende Antwort. Manchmal ist die Ablehnung mit den recht unverständlichen Worten begründet, daß derartige Baustellen nicht in den Plan der sonstigen Aufteilung hineinpassen. Sehr schön gesagt, wenn auch für den Fachmann unverständlich. Viel näher liegt wohl die Vermutung, daß der Verkauf solch kleiner Parzellen nicht lohnt, weil der Verdienst hieran sich nicht durch etliche Tausender ausdrücken läßt. Daher erfolgt auch die Parzellierung nach der „bewährten" Berliner Form. Die kleinsten Baustellen haben meist keine geringere Größe als achtzig bis neunzig

Ruten, und nur wenn ein Reststück mal absolut nirgends unterzubringen ist, ist wohl eine — natürlich nicht allzu günstig geschnittene — Baustelle von etwa fünfzig Ruten zu haben. Aber auch die Baustellen von erstgenannter Größe bilden nicht die Regel; vielmehr sind es solche von hundertzwanzig bis hundertfünfzig und noch mehr Ruten, die namentlich in irgendwie bevorzugter Lage als kleinste Baustelle verkäuflich sind. Die Preise für die Baustellen steigen sehr schnell. Meist werden nicht nur, was ja berechtigt ist, die jährlichen Verzugszinsen hinzugeschlagen, sondern auch noch der steigende Wert, zu dessen Steigerung gewöhnlich der Spekulant nichts oder höchstens prozentualiter beigetragen hat. Auch darin bildet die Grundstücksspekulation eine volkswirtschaftliche Ausnahme, daß die Preise sich nicht immer nach Angebot und Nachfrage richten, daß vielmehr der Spekulant so lange mit dem Verkauf zurückhält, bis man „ihm kommen muß". In den besser gelegenen, waldreichen Vororten Berlins und anderer Großstädte steigen denn auch die für landhausmäßige Bebauung bestimmten Grundstücke in geradezu beängstigender Weise. Für Baustellen, die vor ein paar Jahren noch zum Preise von 100 bis 150 Mark für die Rute zu haben waren, wird heute das Doppelte bis Vierfache dieses Preises gefordert, und von Leuten, die es sich leisten können, leider auch anstandslos bezahlt.

Wie hoch würden sich nun die Kosten für eine kleine Landhausansiedelung stellen? Im allgemeinen kann man für Erbauung eines einfachen kleinen Landhauses von fünf Zimmern und Zubehör annehmen, daß sich die Baukosten für den Quadratmeter — ganz einfache Ausstattung vorausgesetzt — auf 150 Mark stellen und bei einer Verteilung der Räume auf Keller, Ober- und Dachgeschoß eine bebaute Fläche von etwa hundert Quadratmeter bedecken werden. Die reinen Baukosten für das Wohnhaus betragen demnach 15000 Mark, wozu noch für Einzäunung des Grundstücks und Herrichtung des Gartens rund 1000 Mark zu rechnen sind, so daß sich die gesamten Baukosten auf 16000 Mark stellen. Eine Baustelle von der obengenannten Mindestgröße von neunzig Ruten wird einschließlich aller Unkosten, sowie in landschaftlich hübscher und mit Berlin gut verbundener Lage etwa 22000 Mark kosten. Rechnet man einschließlich Unterhaltungskosten einen jährlichen Zinsaufwand von nur $5^1/_2$ Prozent von 38000 Mark, gleich rund 2100 Mark, dem 1200 bis 1500 Mark für eine Stadtwohnung gegenüber steht.

Um solch ein Landhaus bewohnen zu können, gehört also, wenn man die teuere Fahrt nach Berlin, sowie die meist teureren Lebensmittel mit hinzurechnet, ein jährliches Einkommen von wenigstens 10000 bis 12000 Mark, ein Betrag, der selbst vom besseren Mittelstande nicht erreicht wird.

Und doch ließe sich Abhilfe schaffen, und zwar recht gründliche Abhilfe durch Zusammenarbeiten von Staat und Gemeinde. Statt Wald und Feld durch die Spekulation „der Bebauung erschließen" zu lassen, sollte es, wenn überhaupt, durch den Staat oder die Gemeinde selbst geschehen. Ich denke dabei allerdings nicht daran, daß an Stelle des Gesamtverkaufs nun der Einzel-

verkauf durch diese treten soll, denn dann wäre der Spekulation nach wie vor Tür und Tor geöffnet. Man kann das sehr schön sehen, wenn man einmal durch Baugelände geht, welches eine Gemeinde selbst parzelliert und verkauft hat. Überall hängen an Bäumen und Zäunen die Verkaufsschilder der gegenwärtigen Besitzer, die es von der Gemeinde direkt erworben haben, nicht um es zu bebauen, sondern um es so schnell als möglich mit möglichst großem Nutzen weiter zu verkaufen. Abgesehen davon werden aber derartige Gelände manchmal von den Gemeinden selbst schon unter Festlegung eines ziemlich hohen Mindestpreises so versteigert, daß von einem billigen Erwerb von Anfang an keine Rede ist.

Ich meine die Erbpacht.

Weshalb vererbpachtet der Forstfiskus im Grunewald und anderen landschaftlich bevorzugten und zur Großstadt bequem gelegenen Gegenden nicht dasjenige Gelände, das er sowieso für die Bebauung freigeben will. Ich bin der Ansicht, eine so große Arbeit ist doch die Herrichtung von Wald und Feld zu Baugelände nicht, als daß der Staat die Kosten und die Arbeit hierfür zu scheuen hätte. Dasselbe gilt auch von den Gemeinden. Weshalb überlassen sie der Spekulation das Baugelände, statt es selbst zu erwerben und dauernd zu behalten. Muß denn immer und immer wieder die Spekulation sich auf Kosten der Allgemeinheit bereichern? Es ist nicht zu verkennen, daß einige Terraingesellschaften sich unleugbare Verdienste erworben haben, indem sie manchen Bevölkerungskreisen überhaupt erst die Möglichkeit geboten haben, sich in gesunder Luft, in landschaftlich schöner Gegend anzusiedeln. Auch die Allgemeinheit hat manchen Vorteil eingeheimst, da z. B. Bahnhofsanlagen, die die Terraingesellschaften bei ihren Ansiedelungen haben errichten lassen, erst Gegenden erschlossen haben. Dies gilt beispielsweise bei Berlin von Nikolassee an der Wannseebahn und Frohnau an der Nordbahn. Es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß man von einer Gesellschaft eine Baustelle im allgemeinen billiger erwerben kann als von Privatspekulanten. So ist z. B. von einer bekannten Terraingesellschaft im Westen Berlins die Quadratrute zum Preise von 200 bis 250 Mark zu kaufen, während für das im Privatbesitz befindliche benachbarte Baugelände 300 und noch mehr Mark gefordert werden. Aber weshalb mußte denn das Gelände überhaupt verkauft werden, weshalb kann nicht die Allgemeinheit den Nutzen daraus ziehen, den die Gesellschaften und ein paar kapitalkräftige Privatleute einheimsen.

Einen recht drastischen Beweis, wie wenig sozial in manchen staatlichen und Gemeindeverwaltungen gedacht wird, wenn es sich um die Wohnungsfürsorge für den Mittelstand handelt, bietet der Verkauf des Tempelhofer Feldes bei Berlin. Offiziell ist das Gelände zwar an die Gemeinde Tempelhof verkauft, tatsächlich aber an die Spekulation.

Zwar bin ich davon überzeugt, daß die augenblicklich an der Aufteilung des Feldes Beteiligten sich wohl einen anständigen Verdienst sichern werden, aber doch nichts mehr.

Die Hauptspekulation, das Preistreiben der Grundstücke, beginnt erst unter den Nachbesitzern, und wird um so gefährlichere Dimensionen für die Allgemeinheit annehmen, je kapitalkräftiger diese sind. Auch was man sonst von den Absichten der jetzigen „Erschließer" hört, von den anzulegenden Prachtstraßen, der monumentalen Tor- und Platzanlage und dergleichen mehr, lassen es ausgeschlossen erscheinen, daß hier preiswerte und gesunde Heime für den Mittelstand entstehen werden. Die endliche Folge wird auch hier wie überall sein: große Mietskasernen und Prachtwohnungen „mit allem Komfort der Neuzeit" für die oberen Zehntausend.

Und was hätte hier geschaffen werden können? Natürlich keine Einfamilienhäuser für den Mittelstand, wohl aber gesunde und preiswerte Wohnungen für diesen.

Vielleicht versuchen der Staat und die Vorortgemeinden einmal, auf dem Wege der Erbpacht es dem Mittelstand zu ermöglichen, sein Heim auf dem Lande in Gottes schöner Natur aufzuschlagen und einen Stamm glücklicher und zufriedener Bürger zu schaffen. Ich glaube, das Experiment gelingt. Für das Wohlbefinden der wohlhabenden Bevölkerung geschieht durch die Spekulation genug, für das der Arbeiter bemühen sich in unserem Vaterlande — und mit Recht — die weitesten Kreise, nun sorge man aber auch einmal für den Mittelstand.

Für das Erbrecht des Reiches

Von Justizrat Bamberger-Aschersleben

3. Die Höhe des Ertrages

Eine Einschränkung der unbegrenzten Verwandtenerbfolge rechtfertigt sich nicht allein aus finanzpolitischen Erwägungen, sondern in erster Linie aus Rücksicht auf die Grundsätze der Gerechtigkeit. Das Institut der lachenden Erben hat keine Existenzberechtigung mehr in einem Rechtsstaat. Gleichwohl ist es finanziell von Wichtigkeit, festzustellen, welchen Ertrag die Reform der Reichskasse liefern wird, wenn diese an die Stelle der lachenden Erben getreten ist. Der Verfasser dieser Zeilen hat den Jahresertrag der Reform auf rund 500 Millionen veranschlagt, wenn die Seitenverwandten mit Ausnahme der Geschwister auf testamentarische Einsetzung verwiesen werden, beim Mangel einer solchen aber das Reich als gesetzlicher Erbe eintritt. Wegen der Höhe der Summe wurde die Richtigkeit der Berechnung bezweifelt, obwohl sie sich auf amtliche Materialien stützt. Es haben aber von denen, die ungläubig lächeln, wohl nur wenige die statistischen

Unterlagen des Anschlages geprüft und sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß in Deutschland insgesamt 5700 Millionen jährlich vererbt werden. Faßt man diese gewaltige Zahl ins Auge, so wird es nicht mehr phantastisch, sondern nur natürlich erscheinen, daß im Wege einer nachdrücklichen und doch maßvollen Begrenzung der schrankenlosen Verwandtenerbfolge der elfte Teil des Goldstromes dem Zugriff lachender Erben entzogen und der Gesamtheit der Reichsangehörigen zugeführt wird. — Das amtliche Material zur Ermittelung des voraussichtlichen Ertrages der Reform findet sich in der Anlage des Gesetzentwurfes der Verbündeten Regierungen über das Erbrecht des Staates vom 3. November 1908. Danach gelangen von dem gesamten zur Vererbung kommenden Vermögen, das sich, wie hervorgehoben ist, auf 5700 Millionen beläuft, erfahrungsgemäß durchschnittlich 75 Prozent, also drei Viertel an Abkömmlinge und Ehegatten. Für die übrigen Erben verbleibt ein Viertel mit 1425 Millionen. Davon kommen nach statistischen Ermittelungen 41 Prozent, mithin 584 Millionen auf die Verwandten, die nach dem hier vertretenen Vorschlag als testamentslose Erben künftig wegfallen, also Abkömmlinge von Geschwistern und entferntere Verwandte. Diese Summe der 584 Millionen fällt somit dem Reiche anheim mit Ausnahme des Teiles, über welchen letztwillig verfügt werden wird. Wie groß der Teil sein wird, ist im voraus nicht zu bestimmen. Doch läßt sich an der Hand der Erfahrung eine Wahrscheinlichkeitsberechnung aufstellen. Die Erfahrung lehrt, daß bisher Testamente zugunsten von Geschwisterkindern selten, zugunsten von entfernteren Verwandten nur ganz ausnahmsweise vorgekommen sind. Das wird jeder Notar und Nachlaßrichter bestätigen. Worauf dies beruht, sei hier kurz angedeutet. Im Vordergrunde steht Furcht vor dem Tode. Viele glauben, sie müßten bald sterben, wenn sie Testament machen, — ein Aberglaube, dem immerhin eine natürliche Empfindung zugrunde liegt. Der Gedanke an das Ende, an den Abschied von dieser schönen Welt hat wirklich wenig Verlockendes; es ist sehr menschlich, wenn man ihn nach Möglichkeit von sich weist. Vielfach ist aber auch beim Mangel naher Angehöriger eine gewisse Gleichgültigkeit über das, was dereinst werden wird, bestimmend für die Unterlassung letztwilliger Verfügungen, selbst Furcht vor den Kosten der Aufnahme hält manchen vom Testieren ab. Mancher lebt in dem Wahn, er könnte auf dem Gericht unfreundlich behandelt werden; wieder andere hegen die Besorgnis, bei wahrheitsgemäßer Angabe ihrer Verhältnisse in unliebsame Widersprüche mit früheren Steuererklärungen zu geraten. Mancher endlich macht zwar Testament, aber zugunsten dritter Personen aus Feindschaft gegen seine Verwandte. Dieses Moment ist von besonderer Bedeutung. Verwandte stehen durchaus nicht immer in guten Beziehungen zueinander. Man kann behaupten, ohne zu weit zu gehen, daß Feindschaften innerhalb der weiteren Familie ebenso häufig sind wie Freundschaften. Und gerade Erbschaften bilden eine Klippe, an der manches gute Einvernehmen unter Verwandten gescheitert ist; die Fälle, in denen eine Erbteilung ohne Streitigkeiten verläuft, sind nicht allzu zahlreich, zahlreich aber die,

in denen tiefe Erbitterung über die Habsucht des anderen Teiles und dauernde Familienfeindschaft die Folge ist. Alle diese Umstände liegen in der Natur des Menschen und in der Natur der Dinge begründet. Sie werden deswegen im wesentlichen unverändert bleiben auch bei der in Rede stehenden Änderung des Rechts. Wer künftig seine Anverwandten nicht als Erben wünscht, weil er mit ihnen verfeindet ist, braucht sie nicht erst testamentarisch auszuschließen, sondern er beläßt es einfach bei dem Gesetz. Dasselbe gilt von all den Fällen, in denen es dem Erblasser im Grunde gleichgültig ist, was einmal aus seinem Nachlaß wird. Nur da, wo ein ausgesprochenes Interesse für ein Mitglied der weiteren Familie vorliegt, ist eine letztwillige Anordnung geboten. Das wird ziemlich häufig bei Geschwisterkindern, selten bei entfernteren Verwandten der Fall sein. Unter diesen Umständen spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß etwa über den dritten Teil der in Rede stehenden Erbmassen letztwillig verfügt werden wird, so daß von den 584 Millionen ein Drittel mit 194 Millionen abzusetzen ist. Mithin verbleiben im Endergebnis 390 Millionen als Jahresertrag des Reichserbrechts. Aus doppelten Gründen muß indessen mit einer erheblich höheren Summe gerechnet werden. Die amtliche Veranschlagung von 1908 kommt auf die Gesamtsumme des in Deutschland vererbten Vermögens von 5700 Millionen, indem sie von der statistisch festgestellten Höhe des ergänzungssteuerpflichtigen Vermögens in Preußen ausgeht und annimmt, daß 5 Prozent dieses Vermögens sich der Veranlagung zur Steuer entziehen. Dieser Zuschlag ist aber nach den Erfahrungen des Lebens bei weitem zu niedrig. Nach dem Urteil der Sachverständigen geht man nicht fehl, wenn man 25 Prozent dafür in Ansatz bringt. Damit erhöht sich der Ertrag der empfohlenen Maßregel von 390 auf 458 Millionen jährlich. Sodann ist die Berechnung im Entwurf von 1908 für ein bestimmtes Jahr, für das Jahr 1910, aufgestellt; deswegen ist mit gutem Grunde das beständige Steigen des Ertrages der Ergänzungssteuer, wie es bisher beobachtet wurde, in Anschlag gebracht, um das voraussichtliche Ergebnis für 1910 zu ermitteln. Wenn aber der Durchschnittsertrag des Reichserbrechts veranschlagt werden soll, kann man sich nicht auf das eine Jahr beschränken. Man kann nicht annehmen, daß die steigende Tendenz in den Staatseinnahmen, die auf dem Gebiete der Ergänzungs- und Einkommensteuer erfreulicherweise festzustellen ist, plötzlich im Jahre 1910 Halt machen wird. Die Ergänzungssteuer insbesondere ergab für das Jahr 1895 ein Gesamtvermögen von 64 Milliarden, für das Jahr 1905 ein solches von 83 Milliarden. Dieser Fortschritt in der wirtschaftlichen Entwickelung muß bei einer doch für die Zukunft bestimmten Reform gebührende Berücksichtigung finden. Legt man demgemäß nur für die nächsten fünf Jahre denselben Maßstab der Steigerung an, den der Regierungsentwurf aus den Ergebnissen der Jahre 1903 bis 1905 entnommen hat, so erhöht sich der oben gefundene Betrag der 458 Millionen jährlich um 13 Millionen, so daß die Einkünfte aus dem Reichserbrecht bereits im Jahre 1914 die Summe von 500 Millionen überschreiten. Dabei ist der Vorsicht

halber außer Betracht gelaſſen, daß ſeit 1905 wiederum eine beträchtliche Zunahme des ergänzungsſteuerpflichtigen Vermögens eingetreten iſt. („Statiſtiſches Jahrbuch für den Preußiſchen Staat" von 1910. S. 257.) — Die vorſtehende Unterſuchung beſtätigt alſo vollkommen, was von vornherein angeſichts der Höhe des geſamten zur Vererbung kommenden Vermögens als wahrſcheinlich angeſehen werden mußte.

Geſetzt aber, daß die vorgelegte Berechnung doch noch zu optimiſtiſch wäre, daß auch die bezeichneten amtlichen Feſtſtellungen nicht zuverläſſig ſeien, geſetzt, daß man nur auf die Hälfte des veranſchlagten Jahresertrages rechnen könnte, auf 250 Millionen, — nun ſo wäre es dringend wünſchenswert, im Intereſſe des Reiches und der Steuerzahler, lieber heute als morgen die Reform ins Werk zu ſetzen!

Laraſch.

Von Dr. H. Handke-Berlin

Es war ein glühend heißer Tag, an dem ich mich vor zwei Jahren von Tanger kommend Laraſch in zweitägigem Ritt näherte. In ſehr früher Morgenſtunde waren wir am zweiten Tage von unſerem Zeltlager aufgebrochen. Stundenlang ritten wir Hügel auf Hügel ab durch eine ſchwarze oder rote, ſonnenverbrannte, ſteppenartige Landſchaft, aus deren Monotonie ſich die kakteenumgebenen Dörfer, deren wir am erſten Tage ſo viel geſehen hatten, immer ſeltener hervorhoben. Auch die zahlreichen Enten und Tauben und die weißen, ſtets bei dem weidenden Rindvieh zu findenden Kuhreiher wurden ſeltener; an ihre Stelle traten große, ſich in den Lüften wiegende Habichte, deren Flügel im Scheine der Sonne in denſelben Farben leuchteten, wie die eigenartigen japaniſchen Vogeldrachen, die uns ſo unwahrſcheinlich erſcheinen und doch von einer ſcharfen Naturbeobachtung zeugen. Eine traurige Unterbrechung, die an den Bürgerkrieg mahnte, der das jetzt ſo ruhige Land vor kurzem heimgeſucht hatte, boten ein paar am Wege liegende verbrannte Häuſer in einem Palmengarten, der ebenfalls verbrannt war. Hier hatte vor wenigen Wochen ein Gefecht ſtattgefunden zwiſchen dem hafidiſchen Kaid Ermiki und dem aſiſiſchen Kaid Bu Audes, bei dem die Häuſer durch Kanonen zuſammengeſchoſſen und verbrannt worden waren. Es war ſchon recht heiß, als wir nach etwa fünfſtündigem Ritt gegen $10^1/_2$ Uhr an einem Bach Frühſtücksraſt machten, in deſſen flachem Waſſer zahlreiche Schildkröten uns eine kleine Gratisvorſtellung gaben, ſich um die von uns ins Waſſer geworfenen Melonenſchalen jagten und gierig nach der grünen Quaſte der

Reitpeitsche schnappten. In glühendster Sonnenhitze ritten wir um $11^3/_4$ Uhr weiter, da uns unser Führer versichert hatte, wir könnten in zwei Stunden in Larasch sein. Jedes Gespräch verstummte. Bleierne Langeweile lastete auf unserer Karawane. Kaum, daß ein dicht vor uns ausbrechender, sich in dem dürren Unterholz mit rasender Schnelligkeit verbreitender Waldbrand unsere Aufmerksamkeit auch nur vorübergehend fesselte. Nur hin und wieder drang von dem Meer, dem wir uns allmählich näherten, ein kühler Lufthauch zu uns. Er weckte Sehnsucht nach dem nassen, uns noch unsichtbaren Element, während sich unser Weg endlos zwischen den sonnenverbrannten, mit Gestrüpp und Dornen bedeckten Hügeln dahinzog. Aus den zwei Stunden waren längst vier und mehr geworden, ohne daß wir Larasch auch nur zu sehen bekommen hätten. Endlich tauchte aus der Ferne der blaue Ozean auf, und bald erblickten wir am Rande der Brandung Larasch. Seine weißen Häuser grüßten vom anderen Ufer des Flusses L'Kus herüber. Noch immer zog sich der Weg endlos dahin. Zunächst durch ein großes Dorf, dann wieder über Hügel, durch Dorngestrüpp, über Sanddünen und schließlich über einen Fluß bis zum Ufer des Lukkos.

Aber kein Kahn, keine Fähre stieß ab, um uns zu holen. Wir lagen auf dem Bauch am Strande und schauten dem Spiel des Ozeans zu, blickten hinüber nach den weißen Häusern von Larasch, der zinnengekrönten Stadtmauer, von der in der Nähe des Hafentors drei von ihren Lafetten gefallene Kanonen aus portugiesischer Zeit gar finster zu uns herüberschauten, und auf die malerisch sich aufbauende Kasbah. Schließlich tritt unser Schutzsoldat Kaid Abd Slam in Funktion und ruft nach dem Fährmann. „Später," tönt es zurück, „die Flut strömt zu stark in den Fluß hinein." Es kann also Abend werden. Schließlich taucht in einem kleinen Boot ein Europäer bei uns auf und entpuppt sich als der Besitzer des spanischen Hotels in Larasch. Wir überlassen die Tiere und das Gepäck den Treibern und folgen ihm in seinem Boot zum Hotel, wo wir bald nach einem kurzen Marsch durch enge holprige Gassen und Durchgänge bei Tee und Kognak den fast verlorenen Lebensmut wiederfinden. Und es ist schön hier oben auf dem Söller des unmittelbar an und teilweise auf der Stadtmauer aufgebauten Hotels, zu dem das Brausen der Brandung heraufdringt. Hier kann der Blick in die Weite schweifen, westwärts zum Ozean zu dem heute angekommenen Dampfer von Tanger, geradeaus auf den durch die böse Barre vom Meer getrennten Binnenhafen, und weiter ostwärts zu den drei friedlichen alten portugiesischen Kanonen und drei alten Arabern, die ihr Haschischpfeifchen rauchend unter einem einfachen Sonnendach dicht daneben hocken. Wir blieben die Nacht im Hotel, während wir ursprünglich beabsichtigt hatten, in unserem Zelt zu schlafen; wir bedauerten es auch nicht, nachdem wir den Fondak, die arabische Herberge, in der die Karawanen übernachten, gesehen hatten. Der ganze Boden des Hofes war wohl handhoch mit Stroh und Streu bedeckt. Dem Araber, der gewöhnt ist, auf einer dünnen Decke auf dem Boden zu schlafen, mag das vielleicht

als idealer Lagerplatz erſcheinen. Wer jedoch an das Ungeziefer denkt, das in derartigem ſeit langem nicht erneuerten Stroh hauſt, das allnächtlich anderen Karawanen als Lagerſtätte dient, wird nicht nur ſaubere Betten in einem leidlichen Hotel, ſondern ſelbſt die harte Erde im Freien als Nachtquartier vorziehen. Mit unſeren Leuten, die ſpäter auf einem großen Kahn den Fluß paſſiert hatten, trafen wir bei einer Wanderung in der Stadt zuſammen. Auch ſie vermieden vorſichtig den Fondak und zogen es vor, auf einem großen Platze vor dem Weſttor unmittelbar unter den Zinnen der alten Feſtung das Zelt aufzuſchlagen.

Laraſch gewährt beſonders bei der Ankunft von Norden einen außerordentlich maleriſchen Anblick mit ſeinen weißen Häuſern, die an einem ins Meer vorſpringenden Felſen emporklimmen. Beſonders intereſſante Baulichkeiten treten nicht hervor, trotzdem dort lange die europäiſchen Geſandtſchaften ihren Sitz hatten, bevor ſie nach Tanger überſiedelten. Doch macht die ganze Stadt mit ihrer mittelalterlichen Befeſtigung einen außerordentlich maleriſchen Eindruck, der an den manches mittelalterlichen Bergneſtes in Deutſchland erinnert. Wie bei allen orientaliſchen Städten iſt der Eindruck, den die Stadt aus der Nähe macht, weſentlich ungünſtiger. Überaus enge, holperige, bergauf und bergab führende Straßen, die eher an alte Durchgänge und Winkel als an europäiſche Straßen erinnern, drücken ihr einen Stempel von Armſeligkeit und Verkommenheit auf, ſo ewig ſchön auch der Blick auf die See und die majeſtätiſch gegen die Felſen anrollenden Wogen des Atlantiſchen Ozeans iſt.

Doch iſt es an ſich falſch, an orientaliſche und wohl an alle in heißeren Zonen gelegenen Städte unſeren Maßſtab eines zweckentſprechenden Städtebaues anzulegen. Die engen, vielfach gewundenen Gaſſen und Gäßchen geſtatten der Sonne viel weniger den Zutritt als unſere breiten Straßen und ſind daher dem Klima weit mehr angemeſſen. Ebenſowenig darf man von dem unanſehnlichen Äußern der Häuſer und ihren oft ſpelunkenartigen Eingängen ohne weiteres auf ein verwahrloſtes Innere ſchließen. Im Gegenteil herrſcht vielfach gerade in den äußerlich ſo ärmlichen Judenwohnungen ein gediegener Wohlſtand und Komfort, wie auch faſt alle Juden über eine ſaubere und gediegene Feſttagskleidung verfügen. Wir waren nämlich gerade am Vorabend zweier jüdiſcher Feſttage eingetroffen und hatten nicht nur Gelegenheit, die Juden in ihrem Feſtgewand auf der Straße zu beobachten, ſondern auch manchen Blick in ihre Wohnungen zu tun, deren Türen offenſtanden, — wohl auch deshalb, um mit dem dort herrſchenden Wohlſtand etwas zu protzen. Überhaupt ſcheint es den Juden in Marokko bei weitem nicht ſo ſchlecht zu gehen, wie man allgemein annimmt; ſie ſcheinen durchaus nicht genötigt zu ſein, ihren Reichtum, wie vielfach behauptet wird, zu verbergen. So gehört auch in Laraſch das ſchon von weitem auffallendſte und eleganteſte Haus, das ſich auffällig aus dem Gewimmel niedriger Häuſer erhebt, einem Juden, der allerdings wohl der Schützling irgendeiner europäiſchen Macht ſein dürfte. Es ſteht zwar unmittelbar

neben dem franzöſiſchen Konſulat, das daneben einen geradezu ärmlichen Eindruck macht.

Am impoſanteſten repräſentiert ſich in Laraſch die alte Feſtung, deren Zinnen noch mit zahlreichen alten Kanonen beſtückt ſind. Man kann ſie allerdings nur von außen betrachten, da das Betreten verboten iſt. Intereſſant und von einem gewiſſen großen Zuge iſt auch der mit Säulengängen umſäumte Socko oder Markt, auf dem jedoch nur Lebensmittel und gewöhnliche Gebrauchsartikel, die kein beſonderes Intereſſe erwecken, feilgehalten werden, wie überhaupt Laraſch einer beſonderen autochthonen Induſtrie entbehrt. Ebenſo vergebens wird man auch auf der Kasbah, dem Sitz der Regierung, nach intereſſanten und impoſanten Baulichkeiten Umſchau halten, wenngleich anderſeits Marokko für die moderne Malerei noch immer unentdeckt iſt; denn ſelbſt im eigentlichen Orient wird man nicht ſo viel verfallene maleriſche Winkel und architektoniſche Details finden wie in marokkaniſchen Städten. Außerdem aber beſitzen viele dieſer nach außen ſo unſcheinbaren Häuſer wunderbare Innenhöfe, mit dem ſpaniſchen Wort Patio benannt, in denen ſich ein großer Teil des arabiſchen Lebens abſpielt. Dieſe mit ihren ſchönen, nach innen gerichteten Faſſaden und Säulengängen verſehenen Innenhöfe gewähren ebenſo wie in Spanien einen Einblick in eine hochentwickelte Wohnungs- und Innenkunſt und zeigen, daß hinter den von außen ſo verwahrloſt ausſehenden Mauern ſich eine hochentwickelte Kunſt verbirgt.

Wir hielten uns in Laraſch auch noch am nächſten Tage auf und paſſierten erſt nach einem guten warmen Abendbrot im Hotel, der letzten warmen Mahlzeit für eine Reihe von Tagen, mit Erlaubnis des Paſchas nach Sonnenuntergang das Tor, um in unſeren Zelten zu übernachten, da wir am nächſten Morgen früh aufbrechen wollten. Es war ein unendlich maleriſcher Fleck Erde, auf dem die Zelte ſtanden, unter den jahrhundertealten Kanonen der Zitadelle, unmittelbar am Rande der ſteil zum Meere abfallenden Küſte. In eigentümlich phosphoreſzierendem Lichte leuchtete die Brandung durch das Dunkel der Nacht zu uns herauf, während gleichzeitig das einförmige Rauſchen der See an unſer Ohr drang und uns in Schlummer ſang. Ganz ungeſtört ſollte dieſer allerdings nicht ſein, denn an dieſem Abend begann der Ramandan, der arabiſche Faſtenmonat, der durch eine von allen Hunden der Stadt wirkungsvoll mit Gebell begleitete allgemeine Schießerei eingeleitet ward.

* * *

Bekanntlich iſt die Konzeſſion zur Erbauung eines modernen Hafens in Laraſch noch aus der Zeit des früheren Sultans Abdul Aſis einem deutſchen Konſortium übertragen und ſpäter mit vieler Mühe von der deutſchen Diplomatie gegen die franzöſiſchen Monopolbeſtrebungen aufrecht erhalten worden. In Deutſchland hat man dieſer Errungenſchaft vielfach mit gemiſchten Gefühlen gegenübergeſtanden. Man hat darauf hingewieſen, daß der Handelsverkehr in

anderen marokkanischen Häfen wesentlich größer und stetiger sei als in Larasch, und weiterhin daraus den Schluß gezogen, daß Deutschland bei dieser Konzession wieder einmal schlecht abgeschnitten habe, obwohl die Zahlen der Ein- und Ausfuhrstatistik von Larasch unserer deutschen Diplomatie, die sich um die Konzession sehr große Mühe gegeben hat, doch ebenfalls bekannt gewesen sind. Zweifellos ist der Hafenbau in Larasch, ebenso wie jede sonstige auf die Erschließung von Marokko gerichtete Politik, bis zu gewissem Grade eine Zukunftsspekulation, obwohl auch die bisherigen Ausfuhrziffern von Larasch schon groß genug sind, um die Anlage eines modernen Hafens zu rechtfertigen. Hat doch ganz Marokko mit einer Bevölkerung von rund 16 Millionen gegenwärtig nur einen Außenhandel von 30 bis 50 Millionen Mark, welche Zahl es bereits im Jahre 1876 erreichte, während es an sich ohne Schwierigkeiten einen Außenhandel von ein paar hundert Millionen Mark haben könnte, sofern es nur gelänge, dieses fruchtbarste Land der Welt, wie es der französische General D'Amade sehr richtig nennt, von dem auf ihm lastenden wirtschaftlichen und politischen Druck zu befreien. Ganz bevorzugt ist nach dieser Seite aber das Küstengebiet, das schon Professor Fischer, der bedeutendste wissenschaftliche Erforscher der Atlasländer, als klimatisch in hohem Grade günstig bezeichnet. „Es vereinigt mit hoher, aber ungewöhnlich gleichmäßiger Wärme periodische Niederschläge, welche im Norden als reichlich, in Mittel- und Südmarokko als für die Pflanzenwelt und den Anbau des Bodens in der Regel genügend erscheinen, um so mehr, als die Luft aus örtlichen Gründen stets einen hohen Feuchtigkeitsgehalt hat, Nebel und Dunstbildung eine häufige, Bewölkung keine seltene Erscheinung ist und Taufälle die Regen um so wirksamer ergänzen, als im Küstengebiet eine Bodenart vorhanden ist, welche ganz besonders geeignet ist, die Feuchtigkeit aufzunehmen und festzuhalten." Ebenso günstig hat sich Professor Fischer über das breite Alluvialtal des Lukkos ausgesprochen, an dessen Mündung Larasch liegt, und das wir bei der Fortsetzung unserer Reise nach Fes am nächsten Tage passierten. Trotzdem das Land so gut wie gar nicht angebaut war, und sich nur kolossale Herden ungezählten Viehs, die angeblich dem Sultan gehören sollen, auf ihm tummelten, machte es den Eindruck außerordentlichster Fruchtbarkeit. Sie könnte zweifellos noch ganz bedeutend gesteigert werden, wenn man das reichliche Wasser des Lukkosflusses zur Bewässerung verwenden würde, was bei dem dort fast andauernd wehenden Wind ohne Schwierigkeit mittels geeigneter Turbinen zu erreichen wäre, um so mehr, als der Wasserstand dort sehr hoch ist und die Irrigationswässer infolgedessen nur um wenige Meter gehoben zu werden brauchten. Was dieses Land bei geeigneter Bewässerung hervorbringt, haben wir später in Fes gesehen, wo die Wässer des Fesflusses schon seit Hunderten von Jahren der Bewässerung der Stadt und der Umgegend dienen. Über die Möglichkeit einer derartigen Bewässerung schreibt Professor Theobald Fischer: „Bei künstlicher Berieselung, für welche in dem breiten Alluvialtal des Lukkos zwischen El-Ksar-el Kebir und

Laraſch in der Tiefebene des Gharb mit Hilfe des Sebu und ſeiner Nebenflüſſe Ued Rdem, Ued Beht u. a., dann an der Küſte zwiſchen Rabat, Caſablanca und Aſemur die reichlichſten Waſſervorräte und geeigneter Boden auf viele Tauſende von Quadratkilometern vorhanden ſind, ließen ſich hier unter weit günſtigeren Bedingungen wie in den ſüdlichen Mittelmeerländern Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, Mais, Apfelſinen und andere Aurantiaceen, Bananen und dergleichen ziehen und Huertas anlegen, welche die von Valencia oder Malaga tief in den Schatten ſtellen würden."

Außerdem darf man nicht vergeſſen, daß Laraſch der natürliche Hafen für die etwa 180 Kilometer im Lande gelegene, rund hundertundſechzigtauſend Einwohner zählende Hauptſtadt des Landes, Fes, iſt, deſſen Bedarf an europäiſchen Artikeln jeder Art andauernd ſteigt und bei einer wirtſchaftlichen Erſchließung zweifellos noch weit mehr ſteigen würde. Auch ſein Export iſt ſehr entwicklungsfähig, da in Fes uralte Induſtrien und Handwerke anſäſſig ſind, deren guter Ruf weit verbreitet iſt, wenngleich ſich jetzt, beſonders auf kunſtgewerblichem Gebiete, vielfach ein gewiſſer Rückgang in der Feinheit der Arbeit bemerkbar macht. Trotzdem werden einzelne Feſer Arbeiten, wie beſonders die gelben Pantoffeln, die aus gutem Tafileltleder gearbeitet werden, in ganz Nordafrika bis nach Ägypten hin geſucht. Mit dem Einzug modernen Geiſtes in Fes ſteigen die Ausſichten, die Laraſch als Hafenplatz hat, naturgemäß ganz bedeutend, beſonders da das Gelände für den Bahnbau keine Schwierigkeiten macht.

Gegenwärtig ſtehen die Import- und Exportziffern Laraſchs im engen Zuſammenhange mit der jeweiligen politiſchen Lage des Landes. Sobald im Innern Unruhen entſtehen, werden gewöhnlich zuerſt die Wege von Tanger nach Waſan, Alkazar und Fes unſicher und ungangbar, da ſie über eine Reihe von Hügelketten führen, die den unzufriedenen Elementen Schutz bietet. Dann bewegt ſich der Import- und Exportverkehr zwiſchen den Städten im Innern und der Küſte ausſchließlich über Laraſch, da die Wege von Laraſch nach Alkazar, Waſan, Fes und Mecknes, dem Verſailles von Fes, beinahe ausſchließlich durch ebenes Land und durch das Gebiet von Stämmen führen, die friedlicher geſinnt ſind als die Bergbewohner. Sobald der Verkehr mit Tanger wieder hergeſtellt iſt, nimmt der Verkehr mit Laraſch wieder ab. Doch wäre es ſehr wohl möglich, einen weit größeren Teil des Verkehrs mit dem Innenlande an Laraſch zu knüpfen, ſobald dort erſt ein moderner Hafenbau entſtanden iſt. Die Transportkoſten von Laraſch nach dem Innern ſind durchweg niedriger als von Tanger aus, und Laraſch iſt der natürliche und nächſte Hafen für Fes, Mecknes, Alkazar und die reiche Provinz Gharb. Schwergüter, welche ſchon vom Verſchiffungsort aus für das Innere beſtimmt ſind, werden auch ausnahmslos direkt nach Laraſch ſpediert. Von Tanger aus werden zumeiſt nur die wertvolleren Waren ſpediert, damit die in Tanger anſäſſigen Spediteure die Umpackung ſelbſt vornehmen und die Waren prüfen können. Laraſch braucht nur einen modernen Hafen, um es an Bedeutung für den Handelsverkehr nicht nur mit Tanger aufnehmen,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sondern Tanger sogar weit in den Hintergrund stellen zu können, da Tanger nur den einzigen Vorteil hat, Europa am nächsten zu liegen. Für den Verkehr mit dem reichen Hinterlande aber, und zwar selbst dann, wenn Ruhe und Sicherheit im Lande durchaus gewährleistet sind, ist es bei weitem nicht so günstig gelegen wie Larasch. Wenn diese günstigen Aussichten sich in seinen jetzigen Handelsziffern noch nicht ausdrücken, so liegt das daran, daß unter den jetzigen Verhältnissen der Hafen zwei bis drei Monate im Jahre infolge starker Brandung auf der Barre geschlossen ist, und auch in einem großen Teil der übrigen Zeit die Schiffe tage- und selbst wochenlang vor der Barre liegen müssen, ehe ein Löschen der Ladung möglich ist. Damit aber sind bei den großen Anlagekosten, die in einem Schiffe stecken, und den großen Betriebsspesen außerordentliche Unkosten verbunden, die den Handel immer wieder veranlassen, das an sich ungünstiger gelegene Tanger zu bevorzugen, wo die Hafenverhältnisse zwar auch nichts weniger als ideal, aber immer weit besser sind als in Larasch, wo man gegenwärtig von einem Hafen überhaupt nicht sprechen kann. Die Schaffung eines modernen Hafens in Larasch würde sicher zur Folge haben, daß die Schiffsfrachten zum mindesten denjenigen Tangers gleichgestellt würden, was schon ausreichen würde, um eine außerordentliche Belebung des Handels hervorzurufen. Larasch selbst würde an Umfang zunehmen, da die Stadt viel zu eng ist für die Anzahl der dort ansässigen Bewohner. Ein Anstoß würde genügen, um ähnlich wie in Tanger und anderen Städten eine Vergrößerung außerhalb der jetzigen Stadtmauern zu bewirken, was eine vermehrte Bautätigkeit und damit wieder eine verstärkte Einfuhr von Baumaterialien zur Folge haben würde. Die voraussetzliche Erhöhung des Warenumsatzes, welche ein modern angelegter Hafen in Larasch bewirken würde, läßt sich naturgemäß ziffernmäßig ebensowenig bestimmen, wie etwa der mögliche Warenumsatz eines modern reorganisierten Marokko.

Für den Handel von Larasch dürfte die nachstehende Statistik des Imports und Exports von den Jahren 1904 und 1905, die letzte, die uns zugänglich ist, von Interesse sein. Was den Export betrifft, so entfallen drei Viertel der exportierten Waren auf Fes und die Provinzen zwischen Fes und Alkazar und ein Viertel auf die Umgebung von Larasch. Von dem Import dienen nach der Angabe von Sachverständigen etwa ein Viertel dem Lokalverbrauch und dem Verbrauch der umliegenden Gegend von Larasch, ein Viertel dem Verbrauch von Alkazar, Wasan, Mecknes und die Hälfte für den Verbrauch von Fes. Wie sehr die Import- und die Exportziffern in diesem hauptsächlich auf der Landwirtschaft beruhenden Lande von der Ernte abhängig sind, zeigt die Einfuhr- und Ausfuhrstatistik der beiden Jahre sehr deutlich. Das Jahr 1904 war für die nördlichen Provinzen kein günstiges Erntejahr, weshalb vom südlichen Marokko, welches eine vorzügliche Ernte hatte, Gerste und Weizen im Umfange von 2190 Tonnen importiert wurde. Ein ausgesprochenes Mißjahr war jedoch das Jahr 1905. Es hatte zur Folge, daß der Import hauptsächlich durch die ver-

mehrte Einfuhr von Mehl, Nahrungsmitteln und Zucker, als Ersatz für die Mißernte, fast auf das Dreifache stieg, während der Export um etwa 25 Prozent fiel.

Statistik des Importes und Exportes des Hafens von Larasch pro 1904/05

Import

		1904	1905	
Alkohol in Fässern	Tonnen	82	60	
Baumwollwaren, Baumwolle roh	„	506	490	
Baumaterialien	„		400	
Chemische Produkte	„	114	150	
Eisen-, Stahl-, Emaille- und Blechwaren	„	305	344	
Glaswaren	„	20	94	
Kaffee	„	20	44	
Kerzen	„	94	395	
Mehl	„	756	7675	
Metalle, Kupfer, Messing	„	15		
Möbel 1424 Kisten	„		150	
Nahrungsmittel, Weizen, Gerste	„	291	2369	
Papier	„	42	7	
Petroleum	„	80	265	(8000
Streichhölzer	„	16	40	285
Tee	„	66	40	(1349
Tonwaren, Porzellan	„	48	50	418
Tuche	„	8		
Seide, roh	„	21	20	
Zucker	„	2967	4357	
	Tonnen	5451	16950	
Import von Gerste und Weizen von den südmarokkanischen Häfen		2190		

Export

		1904	1905
Bohnen	Tonnen	72	
Kanariensaat	„	907	266
Datteln	„	53	55
Därme	„	8	3
Eier	„	40	9
Ghazul (Seifenstein)	„	162	136
Geflügel	„	10	5
Kleider (maurische)	„	20	14
Knochen	„	50	
Rindshäute	„	81	124
Serghine (Seifenwurzel)	„	41	76
Schaffelle	„	24	332
Wachs	„	50	21
Wolle	„	281	231
Ziegenfelle	„	220	286
Ziegenhaare	„	20	17
	Tonnen	2039	1575

UNIVERSITÄTS

Für den deutſchen Handel dürfte von beſonderem Intereſſe die nachſtehende Statiſtik über die Einfuhr deutſcher Waren nach Laraſch und die Ausfuhr von Laraſch nach Deutſchland von den Jahren 1908 und 1909 ſein, die uns von beſtunterrichteter Seite zugeht.

Laraſch, im Januar 1910.

Statiſtik über Einfuhr deutſcher Waren im Hafen von Laraſch.

	1909		1908	
Gattung	Tonnen	Wert in Mark	Tonnen	Wert i. M.
Alkohol, Wein, Bier . .	77,8	29100	8,9	4000
Baumaterialien	—	—	0,3	400
Chemiſche Produkte . . .	40,6	26350	0,5	1500
Eiſen, Stahl in Barren .	51,8	13900	182	31000
Eiſenwaren, grobe . . .	14,3	17200	—	—
Glaswaren	7,2	8150	6,5	7000
Holzwaren	30,4	3600	2	2400
Kurz- und Emaillewaren .	32	36260	14	12000
Kaffee	1,9	1915	0,7	700
Metallwaren	5,5	13200	—	—
Möbel	—	—	0,5	400
Papier	6,9	2200	2,5	700
Reis	34	10500	6,6	1800
Säcke, leere	18	7300	51,4	20300
Spezereien	11,8	19000	5	4000
Tee	88,7	113500	23,4	30000
Tonwaren	5,3	10050	2	4200
Tuch- und Wollwaren . .	4,1	33500	3	15100
Weißblech	—	—	3	3000
Zucker	1261	423800	121	40700
Diverſe Waren	7	12000	—	1000
Total	T. 1698,3	M. 781525	T. 433,3	M. 180200

Statiſtik über Ausfuhr von Laraſch nach Deutſchland.

	1909		1908	
Produkt	Tonnen	Wert in Mark	Tonnen	Wert i. M.
Bohnen	2464	354800	2910	402300
Kanarienſaat	195	37500	5	800
Därme	8,9	19200	5	10400
Erbſen	16,8	3350	—	—
Gerſte	44,4	4350	1322	149300
Rindshäute	—	—	4	3900
Schaffelle	18	11450	—	—
Wachs	24	59280	13,5	34800
Weizen	410	67500	1196	200900
Wolle	52,6	54700	12	12600
Total	T. 3233,7	M. 612130	T. 5467,5	M. 815000

Auch die Statistik dieser beiden Jahre zeigt wesentliche Unterschiede, die mit der wirtschaftlichen und politischen Lage des Landes zusammenhängen. Das Jahr 1908 ist das Jahr des Bruderkrieges zwischen Abdul Asis und Mulay Hafid. Er wirkte naturgemäß lähmend auf die Einfuhr, während anderseits die leidliche Ernte einen ziemlich hohen Export von Gerste, Weizen und Bohnen zur Folge hatte.

Die Frage, ob und mit welchen Schwierigkeiten in Larasch eine moderne Hafenanlage zu schaffen ist, läßt sich naturgemäß von einem Laien, der sich einmal einen Tag an Ort und Stelle aufgehalten hat, nicht lösen. Die Schwierigkeit beruht augenscheinlich in der großen dem Lande vorgelagerten Barre, die sich an vielen Orten der marokkanischen Küste, vielleicht sogar überall findet, und deren Ursachen naturgemäß sorgfältig studiert werden müssen, ehe man daran denken kann, den Kampf mit ihr aufzunehmen. Gelingt es, diese Barre in genügender Breite zu durchbrechen und durch entsprechende Hafenbauten diese Einfahrt aufrecht zu erhalten, so dürfte gerade Larasch mit seinem an sich tiefen und breiten Flußbett des Lukkos die beste Lage für eine vorzügliche Hafenanlage haben, da das bereits jetzt als Binnenhafen dienende Flußbett des Lukkos augenscheinlich ohne allzu große Kosten erweitert und vertieft werden könnte. Auch dürfte die Unterhaltung dieses Hafens nicht allzu große Kosten verursachen, da der Lukkos auf seinem langen Laufe durch ebenes Gebiet den größten Teil seiner Sinkstoffe abgesetzt haben dürfte, und daher eine Versandung und Verschlammung des Hafens durch diese Sinkstoffe nicht zu befürchten wäre. Aber auch für tiefgehende, große Schiffe dürfte es nicht allzu schwierig sein, bei dem felsigen Untergrund der Küste nach dem Meere zu einen entsprechenden Seehafen zu schaffen, sofern es der Kunst des Hafenbauers nur gelingt, die durch die Barre gegebenen Schwierigkeiten zu beseitigen.

Der jetzt in Larasch von einer deutschen Firma in Angriff genommene Bau eines modernen Hafens ist selbstverständlich für den deutschen Handel von großer Bedeutung. Aber mit der Schaffung moderner Verkehrseinrichtungen ist es noch lange nicht getan. Mehr als bisher noch muß der deutsche Handel bestrebt sein, das marokkanische Absatzgebiet zu studieren und seine Einfuhr den marokkanischen Bedürfnissen anzupassen. Das geschieht leider noch nicht in genügendem Maße. Vor allem müßten mehr als bisher deutsche Exportfirmen Niederlagen im Lande, und zwar nicht nur in den Küstenstädten, sondern auch im Innern des Landes, errichten. Denn nachdem sich England politisch aus Marokko zurückgezogen hat, hat Deutschland die englische Konkurrenz, abgesehen von einzelnen Artikeln, wie besonders Baumwollwaren, in denen England unerreicht dasteht, nicht mehr so zu befürchten. Mit der französischen Konkurrenz, deren Exportfähigkeit künstlich durch Exportprämien aufrecht erhalten werden muß, weil Frankreich infolge der hohen Schutzzölle vielfach zu teuer produziert, wird es aber die deutsche Industrie und der deutsche Handel wohl aufnehmen können. Nachdem durch das Abkommen mit Frankreich unserer wirtschaftlichen

Betätigung in Marokko loyale Behandlung zugesichert worden ist, wird die deutsche Diplomatie, nachdem sie so viel preisgegeben hat, hoffentlich Frankreich in dieser Hinsicht auf die Finger sehen und zur loyalen Erfüllung seiner eingegangenen Verpflichtung anhalten.

Die Verwertung der Staatsarchive in Preußen und in Frankreich

Von Heinrich v. Poschinger

Unterm 31. August 1867 erließ der Präsident des Staatsministeriums Graf von Bismarck seine erste Instruktion für die Beamten der Staatsarchive in den Provinzen*). Hinsichtlich der Benutzung archivalischer Dokumente zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmte er, daß Auszüge, Notizen und Abschriften der Archivbenutzer vor jedem weiteren Gebrauche dem Archivvorstande vorgelegt werden müssen; sie werden erst dann frei verfügbares Eigentum, wenn der Archivvorstand den weiteren Gebrauch für zulässig erklärt. Diese Bestimmung atmete unzweifelhaft noch ein Gefühl der Ängstlichkeit hinsichtlich der Benutzung der Staatsarchive, die aber Bismarck im Laufe der Zeiten ganz überwunden hat.

Wie stiefmütterlich für das Archivwesen bis zum Jahre 1875 gesorgt war, erhellt aus dem Umstande, daß die Leitung der Staatsarchive dem vortragenden Rat des Kronprinzen, Geheimen Rat Duncker, als Nebenamt übertragen war, wofür dieser nur 3000 Mark als Gehalt bezog. Dieser Etatsansatz stand noch im Entwurf des preußischen Staatshaushaltsetats für das Jahr 1875.

Bismarck bedauerte schon damals, daß in bezug auf die bessere Verwertung des Inhalts der Staatsarchive insbesondere für die neuere Zeit nichts Genügendes geschehen sei; denn er war der Ansicht, daß unrichtige Urteile über die Entwickelung der preußischen Politik bis auf die neueren Zeiten hin durch eine aus amtlichen Quellen geschöpfte angemessene Darstellung berichtigt werden müßten. Namentlich würden aber mit der gesamten gebildeten Bevölkerung auch die Vertreter der Politik, sowie die Leiter der Presse und die Gesamtheit der Beamten sichere Unterlagen zur Beurteilung unserer Politik in der Gegenwart gewinnen, deren Verständnis nur aus der Bekanntschaft mit den wahren Tatsachen hervorgehen könne. „Der Vorteil einer solchen Aufklärung würde sich in unseren Parlamenten bald bemerklich machen, da die Opposition in denselben

*) Abgedruckt in dem „Ministerialblatt für die gesamte innere Verwaltung Preußens“ Jahrgang 1867 S. 327.

am häufigsten aus einer irrtümlichen Anschauung der Verhältnisse entspringt." Um ein Beispiel dafür zu geben, welche Aufschlüsse die Archive zu gewähren vermögen, deutete Bismarck auf zwei Aufsätze von Droysen: „Zur Geschichte der preußischen Politik in den Jahren 1830 bis 1832" hin, wobei zu erwägen war, daß dem Verfasser dabei noch immer nicht das gesamte Material zugänglich gemacht worden war. „Es erscheint deshalb als ein dringendes Bedürfnis, daß die Urkunden und Akten der Staatsarchive gehörig geordnet und zu guten Veröffentlichungen benutzt werden; dies gilt vorzugsweise von dem erst kürzlich aus dem früheren Geheimen Staatsarchive und dem Ministerialarchive in Verbindung mit dem brandenburgischen Provinzialarchive neu gebildeten Geheimen Staatsarchive hierselbst, welches die übrigen Archive an Zahl der Dokumente und Erheblichkeit ihres Inhalts für die allgemeine preußische Geschichte weit übertrifft. Damit dasselbe seine Aufgabe zu lösen vermag, ist es erforderlich, daß an seine Spitze eine qualifizierte Person gestellt wird, welche sowohl der Technik des Archivdienstes mächtig als auch die Publikationen in einer genügenden Weise zu fördern und zu leiten befähigt ist. Zu diesem Behufe bedarf es jedoch einer Veränderung der Organisation dieser Behörde."

Diese anderweitige Organisation bestand darin, daß in den Etat ein Gehalt von 9000 Mark für die Stelle des Direktors der Staatsarchive eingesetzt wurde.

Damit, daß diesem selbständigen Amte noch die Stelle des Direktors des Geheimen Staatsarchivs in Berlin (mit 3000 Mark Gehalt) verbunden wurde, war die Möglichkeit geschaffen, eine erste Kraft (Prof. Dr. v. Sybel) an die Spitze der preußischen Archivverwaltung zu berufen.

Diesen Maßnahmen zur ergiebigen Ausnutzung unserer Archivschätze ging ein Erlaß Bismarcks vom 9. Januar 1876 voraus. Er genehmigte darin, daß der Direktor der Königlichen Staatsarchive sowie die Vorstände der Provinzialarchive bei der Benutzung archivalischer Dokumente zu wissenschaftlichen Zwecken von einer Revision der gemachten Notizen und Exzerpte Abstand nahmen *), die durch die Verfügung vom 19. Dezember 1856 und die Instruktion vom 31. August 1867 angeordnet worden war. Damit war einer freieren Forschung die Tür geöffnet.

Nachdem Bismarck die Organisationsfrage gelöst, war es seine nächste Sorge, eine fruchtbringende Benutzung der Staatsarchive zu ermöglichen. Die preußischen Archive hatten, wie bereits angedeutet, bisher dem Staate nicht das geleistet, was sie leisten sollten; sie hatten insbesondere die historische Wissenschaft nicht in dem Grade durch bedeutende Publikationen gefördert, wie dies in Wien, Brüssel, London und vor allem in Paris geschehen war. Gerade diese der öffentlichen Beurteilung am meisten ausgesetzte Seite ihrer Aufgabe war bisher in Preußen vernachlässigt worden.

Um eine Remedur zu schaffen, forderte Bismarck den Professor v. Sybel bei Übernahme der Archivdirektion auf, das Interesse für unsere vaterländische

*) „Ministerialblatt für die innere Verwaltung." 1876. S. 1.

Geschichte auch in weiteren Kreisen durch Publikation wichtiger und interessanter Urkundenwerke aus unseren archivalischen Reichtümern zu wecken und dadurch einem fruchtbaren Verständnis breitere Grundlagen zu bereiten. Zu diesem Zwecke war es der Natur der Sache nach erforderlich, Gegenstände zu wählen, die den momentanen Stimmungen möglichst nahe lagen, und die geeignet waren, ein lebendiges nationales Gefühl anzuregen. Kein anderes Gebiet konnte dafür passender erscheinen, als die glorreiche Zeit der Befreiungskriege. Aber auch die sonstigen Gebiete der vaterländischen Geschichte wurden unter Professor v. Sybel so eingehend berücksichtigt, daß von den Publikationen der preußischen Staatsarchive bis Mai 1895 61 Bände erschienen.

Die größte Liberalität in Benutzung der Staatsakten bewies Fürst Bismarck, als er mir in den Jahren 1882 bis 1884 die Herausgabe seiner Frankfurter Depeschen (Preußen im Bundestag, 4 Bände) und kurze Zeit darauf Herrn v. Sybel die Publikation seines Werkes: „Die Begründung des Deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelm dem Ersten" ermöglichte. Man kann wohl sagen, daß die preußische Regierung in bezug auf die Verwertung ihrer archivalischen Schätze unter Sybel und seinem hervorragenden Nachfolger Rheinhold Koser an der Spitze der Kulturstaaten marschierte.

In Frankreich öffnete sich das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten bisher nur bis zum Jahre 1848. Die Autorisation zur Einsicht in die Dokumente wird von einer besonderen Kommission, der Kommission der diplomatischen Archive erteilt. Alle späteren Dokumente wurden aus diplomatischer Besorgnis heraus geheim gehalten; die Dokumente des zweiten Kaiserreichs durften also niemand mitgeteilt werden; es wurde nur eine einzige Ausnahme gemacht, als Emile Ollivier um die Erlaubnis bat, das jene Zeit umfassende Archiv für seine „Histoire de l'Empire libéral" konsultieren zu dürfen. Der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Hanotaux zögerte lange, bewilligte aber endlich das Gesuch, um dem Manne, der den Krieg von 1870 mit zu verantworten hatte, die Möglichkeit zu gewähren, seine geschichtliche Verteidigung auf Grund der offiziellen Dokumente aus seiner Regierungszeit niederzuschreiben *). Da Olliviers Darstellung sich aber als einseitig erwies, machte der Deputierte Joseph Reinach im Jahre 1906 den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Léon Bourgeois darauf aufmerksam, wie angezeigt es wäre, die Dokumente über den diplomatischen Ursprung des Krieges von 1870/71 vollständig zu veröffentlichen. Noch ehe Bourgeois einen Entschluß gefaßt hatte, kam der jetzige Minister des Auswärtigen Pichon an seine Stelle. Er griff den Reinachschen Gedanken mit Wärme auf und ernannte eine Kommission, die sich aus dem Geschäftsträger Deluns-Montaud, Archivabteilungsleiter, den Universitätsprofessoren Aulard und Emile Bourgeois und endlich aus Reinach zusammen-

*) Diese und die folgenden Ausführungen sind den Erklärungen des Deputierten Joseph Reinach entnommen, welche er dem Schriftsteller Carl Lahm (Paris) gemacht hat. „Illustrierte Zeitung" Nr. 3504 vom 25. August 1910.

setzte. Nach dem Ableben von Deluns-Montaud wurde Joseph Reinach das Präsidium der Kommission übertragen; er wurde beauftragt, das große Urkundenwerk der französischen Republik: „Die diplomatischen Ursachen des Krieges von 1870/71", herauszugeben. Der im Sommer dieses Jahres erschienene erste Band umfaßt nicht ganz zwei Monate (24. Dezember 1863 bis 21. Februar 1864) und enthält 275 diplomatische Aktenstücke. Da das Werk einen Zeitraum von sieben bis acht Jahren zu schildern hat, kann man sich von dem Umfange und der Bedeutung desselben annähernd einen Begriff machen.

Das Werk wird in bezug auf die Benutzung der Staatsarchive unzweifelhaft eine Revolution verursachen. Statt Privaten die Erlaubnis zur Herausgabe der Staatsakten zu erteilen, nimmt der auswärtige Minister die Arbeit gewissermaßen selbst in die Hand; er unternimmt die Aufgabe im größten Stil, die er bisher in bezug auf einzelne diplomatische Spezialfragen in der Form der den Parlamenten vorgelegten Blau-, Gelb- und Weißbücher gelöst hatte.

In dem Berichte des Ministers, der dem ersten Bande des großen französischen Urkundenwerkes beigefügt ist, wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß auch andere Regierungen nicht mehr mit der Veröffentlichung ihrer auf die diplomatische Ursache des Krieges von 1870/71 bezüglichen Dokumente zurückhalten möchten. Und der Deputierte Reinach erklärt ergänzend, daß Frankreich dabei vor allem die deutsche Regierung und das Berliner Archiv im Auge habe; besonders reizen ihn die 1870 in dem Schlosse Cerçay von einer Abteilung mecklenburgischer Jäger erbeuteten Rouherschen Papiere, die nicht einmal Sybel einsehen durfte. Weiterhin möchte Reinach eine Veröffentlichung der gesamten, die Ursachen des Krieges 1870/71 umfassenden Korrespondenz Bismarcks mit dem Könige und seinen Vertretern im Auslande bewirken; er legt die Sache der deutschen Regierung recht warm ans Herz: „Sie haben in Deutschland eine große Zahl Denkmäler aus Erz und aus Stein dem Ruhme Bismarcks geweiht. Alle diese Monumente zusammengenommen dürften aber für seinen geschichtlichen Nachruhm nicht die Bedeutung haben, die die Gesamtveröffentlichung seiner Depeschen haben wird. Das papierne Monument will jetzt errichtet werden! Im historischen Interesse möchte ich recht bald die deutsche Regierung für die Zeit von 1863 bis 1870 tun sehen, was die französische Regierung für sie zu tun im Zuge ist."

Ich glaube, die Erfüllung des Reinachschen Wunsches liegt in weiter Ferne. Die deutsche Regierung wird vielmehr ruhig abwarten, ob das französische Urkundenwerk durch tendenziöse Färbung oder Vorbringung von Irrtümern zu tatsächlichen Berichtigungen herausfordert. Sind solche nötig, so können sie durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gegeben werden, oder in der Form einer Abhandlung, mit deren Abfassung ein der Regierung nahestehender Schriftsteller betraut wird.

Bei einem deutschen Urkundenwerk über die diplomatischen Ursachen des Krieges von 1870/71 kommen natürlich nicht bloß die Staatsakten Preußens und des Norddeutschen Bundes, sondern auch diejenigen der süddeutschen Staaten in Betracht. Daß von der letzteren Seite aus Veröffentlichungen in Aussicht stehen, erscheint ausgeschlossen. Die Politik dieser Staaten war 1863 bis 1870 zu schwankend und zu wenig zielbewußt; keiner der Südstaaten hat in der erwähnten Periode eine Politik gemacht, mit der man sozusagen Staat machen könnte. Eine Ausnahme machte höchstens Baden, nachdem es 1866 in der Person des Ministers Freydorf einen Politiker an seine leitende Stelle erhalten hatte, der eine wahrhaft erquickende nationale Politik betrieb, und der dem gleichzeitigen französischen Gesandten in Karlsruhe, Baron von Montascon, gegenüber eine Sprache geführt hat, wie sie schon lange keinem französischen Gesandten zu Ohren gekommen war*).

Wie das französische Urkundenwerk sich mit dieser köstlichen Episode abfinden wird, das werden wir ja sehen; jedenfalls verfolgt es, mag es auch noch so objektiv geschrieben sein, in letzter Instanz eine ausgesprochene Tendenz: „Bismarck als den hinzustellen, der seit 1863 systematisch auf den Krieg hingearbeitet hat; auf der anderen Seite aber zu zeigen, daß Frankreich stets auf der Hut war und schließlich nur durch Napoleon in das Verhängnis getrieben wurde". Deutschland hat umgekehrt das Interesse, den Krieg als einen solchen hinzustellen, den es seit 1866 diplomatisch und militärisch vorbereitet hat, nachdem es zu der Überzeugung gelangt war, daß es bei all seiner Friedensliebe (1867 bei der Luxemburgischen Frage glänzend betätigt) doch den Degen mit dem Nachbar werde kreuzen müssen. Man sieht, der Ausgangspunkt für die Publikationen ist hüben und drüben ein so verschiedener, daß die zwei verschiedenen, je einem Auge entsprechenden perspektivischen Bilder unmöglich zu einem Stereoskop vereinigt werden können.

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der Eintritt des Großherzogtums Baden in den Norddeutschen Bund und die Luxemburger Frage", „Grenzboten" 1905, IV S. 59 f.

Im Flecken

Erzählung aus der ruſſiſchen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Drittes Kapitel: Die hohe Polizei.

Ungefähr in der Mitte des Fleckens an der ſcharfen Biegung, die die Chauſſee dort machte, lag das Gaſthaus Tſchernow, ein großes einſtöckiges Gebäude mit der Wohnung des Wirts im Hofe und mit mehreren Zimmern in der vorderen Front, die teils als Abſteigequartier für Reiſende, teils als Gaſtſtube dienten. Am Tage verirrte ſich ſelten ein im Flecken Anſäſſiger dahin, mit Ausnahme einiger jungen Leute, die dort das Mittageſſen einnahmen. Auch kam es vor, daß zwei Kaufleute miteinander etwas abzumachen hatten, was ſie vor den Ihrigen verheimlichen wollten; dann ließen ſie ſich in einem ſtillen Zimmer Tſchernows die Teemaſchine geben. Am Abend jedoch ging es manchmal recht lärmend her, denn die goldene Jugend des Fleckens, meiſt noch bartloſe Kaufmannsſöhne und Ladengehilfen, hielt hier ihre ungezwungenen Zuſammenkünfte. Wladimir Iwanowitſch Wolski, der Polizeiaufſeher des Fleckens, ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, war ebenfalls in dieſen Zirkel geraten, da er hier oft auch zu Abend zu ſpeiſen pflegte. Er paßte eigentlich nicht recht zu den anderen, denn er beſaß kein Geld; da er jedoch kein Spielverderber war, die meiſten an Alter übertraf und kraft ſeines Amtes ihnen das Lärmen und Unfugtreiben zwar nicht hätte legen, doch aber unbequem und unangehm hätte machen können, ſo wurde er im ganzen gern geſehen und galt nach ſtillſchweigender Abmachung ſtets als Gaſt. Tſchernow hatte bedeutende Einnahme von den jungen Taugenichtſen, bediente und behütete ſie aufs beſte und wäre eher bereit geweſen, ſich in Stücke reißen zu laſſen, als daß er jemand von ihnen verraten oder bloßgeſtellt hätte.

Von dem Gaſthauſe Tſchernows führte eine kurze Quergaſſe zu dem Hauptplatze des Fleckens. Dieſer Platz war ſogar gepflaſtert, denn an ihm befand ſich die Kirche mit dem Paſtorat, ſtanden die beiden Schulen, das Poſtamt, die Apotheke und das Regierungsgebäude, in dem das Gericht und die Bezirkspolizei ihren Sitz hatten. Das Gefängnis gehörte eigentlich auch noch hierher, war aber aus Platzmangel etwas weiter in eine Querſtraße gerückt.

In der Wohnung des Gefängnisaufſehers gab es die übliche Kartenpartie. Um den Tiſch ſaß der Wirt mit dem Poſtmeiſter, dem Arzt des Fleckens und dem jungen Polizeiaufſeher beim Whiſt. Sie ſpielten nicht hoch. Sie hatten den Preis ſo angeſetzt, daß der, der an einem Abend großes Unglück hatte und alle Robber

verlor, nicht mehr zu zahlen brauchte als höchstens einen Rubel. Und das galt als unerhörter und höchst empfindlicher Verlust, denn die Herren lebten alle von ihrer kärglichen Gage, und drei von ihnen hatten Familie. Der jüngste, der Polizeiaufseher Wolski, war nicht verheiratet, dafür aber auch so gering besoldet, daß er sich wohlweislich gar nicht zum Spiel hätte setzen sollen. Dazu kam, daß er den drei älteren Herren gegenüber nur ein Anfänger war, durch seine schlechten Kombinationen seinem Partner stets die Laune verdarb, darum ohne Ende gescholten wurde und stets zahlen mußte. Manchmal zahlte er auch, wenn er nämlich gerade imstande war es zu tun. Häufiger fehlte es ihm, wie er sagte, an Kleingeld, und bis zur nächsten Partie hatte er die winzige Schuld vergessen. Man mahnte ihn nie, denn — der alte Arzt wie der alte Postmeister hatten, sobald der Ärger vergangen war, Mitleid mit seiner Unerfahrenheit im Spiel und mit seinen geringen Mitteln, und der Gefängnisaufseher, der verhältnismäßig am meisten besaß, weshalb die Partie ein für allemal bei ihm ins Werk gesetzt wurde, fürchtete, der junge Mann könne sich vom Spiel zurückziehen. Einen anderen vierten Mann aufzutreiben war aber so ziemlich ein Ding der Unmöglichkeit, da der deutsche Apotheker des Fleckens keine Karte von der anderen zu unterscheiden verstand, der Priester vom Kartenspiel gar nichts wissen wollte und der Diakon wohl spielte, aber nur Schweinchen. Früher hatte der Lehrer der Knabenschule zur Partie gehört. Der arme Mann lag aber jetzt meist zu Bett, und wenn er auf den Beinen war, fühlte er sich so schwach, daß er das Haus nie verließ, am Abend schon ganz gewiß nicht. Sein Gehilfe, der junge Okolitsch, war dem Kartenspiel unzugänglich. Der steckte entweder im Walde oder er hatte keine Zeit. Der Bezirksaufseher, der Vorgesetzte Wolskis, war fast immer abwesend und spielte, wenn er sich im Flecken befand, einigermaßen den Aristokraten. Der Richter des Bezirks war wirklich Aristokrat und Gutsbesitzer und lebte gar nicht im Flecken, sondern kam zu seinen Gerichtssitzungen in seiner prächtigen Equipage mit dem Kutscher und Diener in Livree angefahren.

„Ich habe es vorausgesehen," schrie der Arzt auf, schob seine Karten zusammen und warf sie auf den Tisch. „Wladimir Iwanowitsch, was tun Sie!"

Wolski griff nach der ausgespielten Coeurdame, aber der Postmeister hatte bereits die Hand auf sie gelegt und rief:

„Was liegt, das liegt. Doktor, nehmen Sie Ihre Karten auf."

„Wie ist es nur möglich!" lärmte der Arzt weiter. „Wie vermag ein Mensch so unsinnig zu spielen! Wladimir Iwanowitsch, tun Sie das absichtlich?"

„Was da, absichtlich!" sagte der Gefängnisaufseher. „Er hat sich versehen, und versehen ist verspielt."

„Er konnte sich nicht versehen," beharrte der Arzt. „Ich habe ihm zum Anfang die Piquesieben angespielt."

„Er ist eben unaufmerksam wie immer," sprach der Postmeister, „und diesmal bin ich ganz zufrieden damit. Sonst schießt er nur dann so grobe Böcke, wenn ich mit ihm in Kompagnie bin. Nehmen Sie Ihre Karten auf, Doktor. Ich werfe die Neun zu."

„Nein, er tut es absichtlich," behauptete der Arzt. „Wenn er blind wäre, müßte er begriffen haben, warum ich die Piquesieben anspielte."

Er warf eine Karte zu. Der Gefängnisaufseher stach und spielte nun seine Coeurfolge herunter. Während er einen Trick nach dem anderen einzog, warf der Arzt mit wütenden Geberden seine freien Piques der Reihe nach hin und machte seinem Ärger durch einzelne Kraftausdrücke Luft.

„Unerhört! Geradezu eine Schande! Unverstand! Ein unzurechnungsfähiger Mensch!"

„Fünf Tricks!" verkündete der Gefängnisaufseher, indem er die Stiche zusammennahm und die Karte für den Arzt zu mischen begann. „Postmeister, Sie geben."

„Man kann unter solchen Umständen auf keinen Fall weiter spielen," sagte der Arzt und ließ die Arme niedersinken.

„Wir können ja aufhören," antwortete Wolski beleidigt und lehnte sich zurück.

„Nu, nu, nu, nur nicht empfindlich!" legte der Postmeister sich ins Mittel, indem er gab. „Sie sind wirklich sehr unaufmerksam, Wladimir Iwanowitsch."

„Ein Versehen kann bei jedem vorkommen," entschuldigte sich Wolski.

„Das nennt der Mensch ein Versehen!" fuhr der Arzt wieder auf. „Wissen Sie, wenn ich mich bei einem Kranken so versehen wollte, käme ich nach Sibirien."

„Kranke und Karten in einem Atem!" sprach Wolski mit bissigem Lächeln. „Das sieht Ihnen ähnlich."

„Friede sei mit euch!" beschwichtigte der Gefängnisaufseher. „Fünf Tricks sind nicht alle Welt, und irgend jemand muß doch jedesmal . . ."

„Da ist ein junger Mensch," meldete die eintretende Magd. „Er fragt nach dem Herrn Polizeiaufseher."

„Sage, er wäre nicht hier," befahl der Gefängnisaufseher. „Oder warte, sage lieber, er sei hier gewesen, aber schon weggegangen."

„Ich muß doch nachsehen, wer es ist, und was er will," sprach Wolski und ging in das Nebenzimmer.

„Fertigen Sie ihn schnell ab," erinnerte der Postmeister. „Der Robber kommt gerade zu Ende."

Im Vorzimmer fand der Polizeiaufseher ein Kaufmannssöhnchen, der ihn zu Tschernow rief, wo es lustig hergehe. Er zögerte, ließ sich aber doch ziemlich leicht bereden und sagte zu, da ihm die Beleidigungen des Arztes noch immer nachgingen.

„Kommen Sie aber schnell," mahnte der Jüngling. „Wir warten."

„In fünf Minuten bin ich da," versprach Wolski.

„Behelfen Sie sich ohne mich," sagte er im Zimmer zu den Spielern und streckte dem Wirte die Hand hin. „Entschuldigen Sie mich. Ich muß fort."

„Wohin?" fragte erstaunt der Gefängnisaufseher. Er nahm die Hand nicht an.

„Was soll das heißen?" rief der Arzt. „Das geht ja nicht."

„Sie werden sich heute über mich nicht mehr zu ärgern brauchen," versetzte Wolski boshaft, indem er dem Wirte nochmals die Hand hinhielt.

„Hören Sie, Wladimir Iwanowitsch, machen Sie keinen Unsinn," sprach ernst der Postmeister.

„Es tut mir selbst leid," log Wolski, „aber — der Dienst."

„An den Dienst glaube ich nicht," versetzte brummig der Gefängnisaufseher. „Wenn es jedoch durchaus der Dienst sein soll, so haben wir uns zu fügen. Den Robber aber müssen Sie zu Ende spielen."

„Das versteht sich von selbst," setzte der Postmeister hinzu.

„Nun gut."

Wolski setzte sich. Er hatte diesmal so glänzende Karten, und das Spiel verlief so glatt und glücklich, daß er mit seinem Partner Schlemm machte. Als sich nun noch gar herausstellte, daß die Gegenkompagnie den Robber verspielt hatte, begann es ihm leidzutun, daß er nicht bleiben sollte. Dennoch machte er Anstalten zum Gehen. Da erschien aber die junge, hübsche Frau des Gefängnisaufsehers, für welche der Polizeiaufseher eine kleine Schwäche zu fühlen glaubte und gab ihre Einwilligung nicht.

„Kein Wort davon!" sagte sie. „Sie wissen, wo Sie sind. Hier ist das Gefängnis. Wer hier drin ist, darf nicht ohne Erlaubnis hinaus."

„Ich kann bei Gott nicht," beteuerte Wolski. „Der Dienst verlangt nach mir."

„Ihre Rede ist ganz umsonst, Wladimir Iwanowitsch. Solange Sie im Gefängnisse sind, hat der Dienst keinen Anspruch an Sie. Setzen Sie sich. Ich habe vor dem Tee eine halbe Stunde Zeit. Ich werde neben Ihnen sitzen und Whist spielen lernen."

„Wenn sie neben Ihnen sitzen will, dann gehen Sie lieber," sprach mit komischem Ernst der Gefängnisaufseher. „Sonst könnte es gefährlich werden. Ich bin eifersüchtig wie ein Türke."

„Da ist dann nichts zu machen," seufzte Wolski. „Unter solchen Umständen muß ich schon bleiben. Dem Barbaren von Manne darf ich den Gefallen nicht tun."

„Bravo!" riefen die anderen. „Das ist vernünftig."

„Es scheint wirklich manchmal, als ob aus ihm noch etwas Brauchbares werden könnte," fügte der Arzt schmunzelnd hinzu.

Das Spiel wurde fortgesetzt. Etwa eine halbe Stunde verging. Die junge Frau saß neben Wolski und hatte sich mehrmals die Unzufriedenheit des Mannes und der beiden alten Herren durch ihr Schwatzen zugezogen. Da trat die Magd zum zweitenmal ein.

„Herr Polizeiaufseher, da ist wieder . . ."

Das junge Kaufmannssöhnchen schob sich an ihr vorüber.

„Wladimir Iwanowitsch, schnell, schnell! Ein Unglück ist passiert, ein Verbrechen."

„Was für ein Unglück? Was für ein Verbrechen?"

„Ein Mord. Kommen Sie schnell."

Die Kartenspieler erhoben sich.

„Dann muß ich wohl auch mit," meinte der Arzt. „Ich muß die Besichtigung des Ermordeten . . ."

„Nein, das heißt, der Mord ist noch nicht verübt. Er wird beabsichtigt Kommen Sie schnell, Wladimir Iwanowitsch."

Er zog den Polizeiaufseher zur Tür. Er ließ dem Aufseher kaum die Zeit, den Zurückbleibenden die Hand zu reichen, und hielt ihn fest am Ärmel, bis er ihn zur Tür hinaus hatte.

Die drei Spieler sahen einander an.

„Ich fange an zu glauben, daß das ein Betrug war," meinte der Arzt.

„So? Fangen Sie an?" lächelte der Postmeister.

„Ich merkte gleich bei dem ersten Wort, daß der Schlingel log," sagte der Gefängnisaufseher. „Setzen wir uns. Der Strohmann muß dran."

„Meinetwegen," erbot sich der Arzt, „gebt mir zuerst den Strohmann. Mit ihm werde ich besser spielen als mit dem — Holzkopf."

„Der Holzkopf," sagte zu gleicher Zeit auf der Straße das Kaufmannssöhnchen lachend, „der Doktor! Wollte auch mit! Den hätten wir brauchen können!"

„Das ist aber eigentlich eine Frechheit," sagte der Polizeiaufseher. „So in ein fremdes Quartier zu fallen und so zu lügen."

„Wer ist schuld?" verteidigte sich der Jüngling. Hatten Sie nicht versprochen, in fünf Minuten zu kommen! Aber geschickt habe ich Sie herausgeeist. Nicht wahr?"

„Hurra!" schrie er, als er mit dem Aufseher in das große Zimmer Tschernows trat. „Wir haben gewonnen. Da ist er."

„Hurra!" wiederholten die Versammelten, ein Haufe von wohl zwanzig Jünglingen, indem sie Wolski umringten. „Hurra! Das hast du gut gemacht, Paschka."

„Und nun kommt gleich der Mord," rief Botscharows Ignatij am Tische, indem er mit einem Messer in der rechten Hand einer Flasche, die er in der linken hielt, den Hals abschlug. „Gläser darunter! So, Wladimir Iwanowitsch. Der Kopf ist weg. Sehen Sie, wie das Blut fließt. Tot ist die Kanaille. Ihr Wohl, Wladimir Iwanowitsch!"

„Das Wohl unseres Wladimir Iwanowitsch! Er soll leben und gedeihen von Jahr zu Jahr und durch unzählige Jahre!"

So brüllte die Gesellschaft, indem jeder mit dem Aufseher anzustoßen suchte.

„Aber was sagt ihr von mir?" übertönte der, der den Aufseher geholt hatte und von den anderen Paschka genannt wurde, mit seiner frischen Stimme den Lärm. „Bin ich nicht ein gewandter Kerl! Hättet ihr gesehen, wie ich eintrat und meldete, daß es einen Mord gebe! Und was für Gesichter sie machten! Seht, so."

Er stellte der Reihe nach den Gefängnisaufseher, den Postmeister und den Arzt vor. Er hatte wirklich Talent zum Komiker, denn es wäre schwer gewesen, über seine Mimik nicht zu lachen. Das tat auch die Gesellschaft aus vollem Halse.

„Am schönsten machte sich die Frau," fuhr Paschka fort. „Sie schrie und hielt die Arme so."

Neues Gelächter und dann ein Trunk auf des Darstellers Gesundheit.

„Paschka soll leben, hurra!"

Da hat sich die Frau noch anständig betragen," rief mit unentwickelter Knabenstimme ein ganz junges Bürschchen. „Ich hatte eine Großmutter. Wenn die erschrak, sah sie so aus."

Er nahm auf dem Stuhle eine ausgesucht unanständige Lage ein, wobei er die Beine, Arme und Kinnbacken fast verrenkte.

Wieherndes Gelächter und Jauchzen belohnte ihn.

So ging es weiter. Jeder suchte den anderen an wohlfeilem Witz oder Unflätigkeit zu übertreffen. Dabei wurde gegessen und noch mehr getrunken. Gegen Mitternacht waren viele von den jungen Leuten so bezecht, daß sie nicht mehr

recht wußten, was sie taten. Zwei standen einander gegenüber und blökten sich an wie Schafe, versuchten auch zu trippeln, wie Schafe es tun, wenn sie etwas Aufregendes sehen, und senkten mitunter die Köpfe, als ob sie stoßen wollten. Mehrere liefen ohne Zweck und Ziel im Zimmer umher, wobei sie Stühle und verschiedenes Gerät umwarfen und zum Teil zerbrachen. Paschka band sich das Taschentuch um den Arm, zum Zeichen, daß er Dame sei, und bat den Aufseher, mit ihm zu tanzen. Der hatte nichts dagegen. Ein zweites Paar fand sich sogleich, und eine Quadrille wurde begonnen, natürlich mit Verschönerung der Touren nach dem Geschmack der Gesellschaft.

Lange konnte solches Umhertoben nicht währen. An und für sich war die Unruhe, in der sich die Zechbrüder befanden, der beste Beweis, daß sie genug getrunken hatten und sich nach Abwechselung sehnten. Daher begann die Gesellschaft sich zu lichten.

„Hört, ihr Herren," sagte Ignatij zu den Tanzenden und einigen anderen, die dageblieben waren, „ein Tanz unter Männern schickt sich nicht. Das können nur Indianer oder Bauern. Kommt mit. Ich lade euch ein. Ich will euch Gelegenheit geben, mit Damen zu tanzen. Und was für Damen!"

„Ignatka, Herzchen!" rief Paschka. „Willst du uns zu deinen Putzmacherinnen führen, uns wieder einmal einen Ball geben? Das ist ein guter Gedanke. Du bist ein prächtiger Junge."

„Aber nur unter einer Bedingung," sprach Ignatij streng. Ihr müßt versprechen, euch gesittet zu betragen. Es sind anständige junge Mädchen, und sie stehen unter meinem Schutz."

Tschernow mußte einen Korb voll Weinflaschen, Süßigkeiten und verschiedenen eßbaren Sachen packen. Paschka übernahm mit einem anderen Jüngling das Tragen. Der Trupp zog ab.

„Sie kommen doch auch mit uns, Wladimir Iwanowitsch?" sagte Ignatij zu Wolski, mit dem er zu gleicher Zeit das Haus verließ. „Sie sind bestens eingeladen. Sie werden zufrieden sein. Es sind unbescholtene Mädchen und — hübsch."

„Und empfangen in der Nacht junge Leute!" äußerte der Polizeiaufseher zweifelhaft. „Wo wohnen sie?"

„Ah," bedeutete Ignatij ihm mit Wichtigkeit, „sie würden uns nicht einlassen, wenn ich nicht dabei wäre. Ich beschütze sie und sorge gewissermaßen für sie. Sehen Sie, es sind Mädchen, alleinstehende arme Waisen, und da sie in unserem Hause wohnen und ich die Häuser verwalte — nun, Sie begreifen, irgend einer muß sie doch beschützen. Mitleid von mir, verstehen Sie."

„Wo wohnen sie? Ich kenne die Mädchen von der Nadel ziemlich alle von Ansehen."

„Nu, Sie werden sehen."

Der Haufe ging durch mehrere Gassen und Quergassen fast bis zum Rande des Fleckens am Bache, und zwar, wie er glaubte, recht still und solid, in der Tat aber doch mit so lautem Gespräch, Gesang und Gelächter, daß in vielen Häusern und Hütten die Leute aus den Betten sprangen und sogar hin und wieder die Fenster öffneten, wo diese nicht durch Läden geschlossen waren. Unter einer Bank hervor fuhr ein Hund mit Gekläff auf die Lärmenden los, verstummte jedoch

sogleich, als Grischka ihm mit meisterhaft ausgeführtem Wutgeheul antwortete. Nach kurzem Bedenken begann er hinterher um so lauter zu bellen, und da Grischka ebenfalls fortfuhr zu heulen, zu winseln und zu kläffen, so waren bald im ganzen Flecken von einem Ende bis zum anderen alle Köter in Aufruhr geraten.

Die Nachtschwärmer waren an einem kleinen Häuschen angelangt, wo Ignatij erst leise und dann lauter an einen Fensterladen klopfte.

Im Innern hörte man hastige Tritte und leises eifriges Reden.

„Wer ist da?" fragte hinter der Tür eine unzufriedene weibliche Stimme.

„Ich," antwortete Ignatij.

„Wer ich?" klang es mürrisch zurück.

„Wer ich!" wiederholte Ignatij ärgerlich. „Was ist das für eine Frage! Kennt ihr mein Klopfen nicht mehr! Wer ich! Ssurikow, Ignatij Leontjewitsch, und mit Freunden. Nu, wird es bald?"

„Das ist die Köchin," erklärte er dem Aufseher.

Die Gesellschaft befand sich bald in einem großen Zimmer, wo die Magd eben Licht machte.

„Setzen Sie sich einstweilen," sagte die Person. „Die Fräulein kleiden sich an."

Sie ging in das Nebenzimmer.

Noch ehe sich die Tür hinter ihr völlig geschlossen hatte, wurde sie wieder aufgemacht, und zwei junge Mädchen traten ein, die gar nicht viel Zeit zum Ankleiden nötig gehabt hatten, denn die übergeworfenen Tücher verdeckten nur notdürftig das tiefste Negligé. Ignatij stellte sie kurz als Schwestern und seine Schutzbefohlenen vor.

Nach wenigen Minuten kamen noch zwei junge Mädchen und ein alter Krüppel mit einer Ziehharmonika an. Als der Krüppel ein Glas Wein hinuntergegossen hatte, setzte er sich in einem Winkel zurecht, präludierte erst auf seinem Instrument und ging dann in eine Tanzweise über, die er zur Harmonika so prächtig pfiff, daß manche Flöte sich dagegen hätte verstecken können. Die Mädchen mußten erst trinken und naschen. Sie ließen sich nicht viel nötigen. Dann begann, wie Paschka es nannte, der Ball, der anfangs in ganz regelrechtem, gesittetem Tanzen bestand, allmählich aber lebhafter wurde und in den Nationaltanz mit westeuropäischen Anhängseln überging, wobei Grischka es so einzurichten wußte, daß man ihm häufig auf die Zehen trat, was ihn veranlaßte, bald wie ein Hund zu heulen, bald wie ein Ferkel zu quietschen.

Die Trunkenheit wuchs. Die Gesichter der Mädchen glühten. Die Augen blitzten herausfordernd. Von den jungen Leuten lagen zwei bereits in tiefem Schlafe in einem Winkel. Zuletzt war auch der Krüppel von seinem Schemel geglitten und schnarchte mit ihnen um die Wette. Der Ball war aus.

Nach Hause! Die Schlafenden konnten auf keine Weise ermuntert werden. Man mußte sie lassen, wo sie waren. Die übrigen traten aus dem Hause ins Freie. Der Maimorgen war schon längst angebrochen. Es war blendend hell. Die Sonne mußte bald aufgehen. Wolski verabschiedete sich. Er hatte auch viel mehr getrunken, als er vertragen konnte, und geriet in Wut, als Grischka ihn anbellte, während er ihm die Hand reichte. Es kam zu bösen Worten, und der Aufseher ging schäumend fort und blieb nach wenigen Schritten einen Augenblick

stehen, um nachzudenken, ob er den Schlingel, der noch immer bellte und miaute, nicht verhaften solle.

Das Häufchen war jetzt bis auf fünf zusammengeschmolzen, und als diese noch unschlüssig waren, ob sie dem Aufseher nachlaufen und ihn besänftigen oder ihn, wie Paschka vorschlug, zum Teufel gehen lassen sollten, begann Grischka mit ungeschickten Gliederverzerrungen hin und her zu treten und zu stampfen, fluchte, fiel nieder, grunzte noch einmal kläglich und hatte die Besinnung verloren.

„Fertig!" sagte Paschka und stieß ihn mit dem Fuße in die Seite.

Ein anderer befahl Stille, stellte sich am Kopfe des Gefallenen auf und begann den Totensegen über ihn zu sprechen.

„Halt, halt!" rief Paschka. „Hier auf der Straße darf er doch nicht liegen. Wir wollen ihn forttragen, anständig, wie man eine Leiche tragen muß. Faßt an."

Sie hoben ihn auf und luden ihn auf die Schultern. Zwei trugen den Oberkörper und zwei die Beine. So gingen sie in feierlichem Schritt, Bruchstücke aus Beerdigungsgesängen anstimmend.

Trotz der frühen Stunde begegneten ihnen Bauern, die zum Markt einkamen. Die Leute sahen mit Staunen auf die Prozession, und einige zogen fromm die Mützen.

Zum Glück wohnte Grischka in der Nähe. Als die Kameraden bei seiner Pforte angekommen waren und dieselbe noch verschlossen fanden, berieten sie sich einen Augenblick, legten ihn dann nieder und schoben ihn mit dem Kopfe voran unter der Pforte durch, und zwar, da es nebenbei nicht ging, gerade in der Mitte im Rinnstein.

Der arme bewußtlose Junge sah infolge dieser Behandlung aus wie eine im Herbste in den Schmutz getretene Vogelscheuche am Wegrande neben einem Erbsen- oder Haferfelde.

Die vier letzten machten sich nun lachend auf den Heimweg. Sie näherten sich wieder der Mitte des Fleckens und waren eben an dem Hause vorüber, in dem die Hebamme wohnte. Da stand Paschka still und wandte sich zurück.

„Das geht nicht, Brüder," sagte er. „Seht das Schild an. Hebamme! Wohl zehn Jahre, vielleicht auch zwanzig, mag es an diesem jämmerlichen Orte hängen. Glaubt ihr, daß ein solches unglückliches Schild keine Gefühle habe? Glaubt ihr, daß es sich nicht nach Freiheit, nach Veränderung sehne, nicht die Welt sehen und sich sehen lassen wolle? Ich kann nicht, ich muß ihm helfen."

Schnell war er an der Tür und hatte in einem Augenblick das alte Blech von den Nägeln gerissen. Lachend trug er es den Kameraden zu.

„Wohin damit?"

„In den Bach."

„Gott bewahre!" wandte Paschka ein. „Warum das Ding ersäufen! Es kostet doch Geld. Und es wird damit auch nicht zufrieden sein. Es will sich noch seines Lebens freuen."

„Ja, es muß an einen besseren Ort," lachte ein anderer. „Ich weiß auch, wohin."

„An die Polizeiverwaltung wollen wir es schlagen, zum Spott dem Narren, dem Wolski."

„Hurra!" rief Paschka und lief mit dem Schilde voran.

An der Ecke, wo die Gasse auf den Platz mündete, hielten sie vorsichtig Umschau. Kein Mensch ließ sich sehen. Sie eilten zur Tür des Polizeigebäudes und guckten zu dem Schilde mit der Aufschrift „Polizeiverwaltung des Bezirks" empor. Die Tür war hoch. Kurz entschlossen stellte der Stämmigste sich breitbeinig an die Ständer. Paschka kletterte mit Ssurikows Hilfe auf seine Schultern, und es gelang ihm richtig, das Blech mit dem unteren Rande so hinter das Polizeischild zu klemmen, daß das Wort Hebamme deutlich sichtbar war. Zufrieden gingen die jungen Leute auseinander.

Es war aber auf dem Platze so still, weil der alte Schutzmann Onissim, der hier sein mußte, Wolski begleitet hatte. Als dieser beim Nachhausegehen über den Platz kam und den Schutzmann sah, hatte er es für seine Pflicht gehalten, ihm eine lange Belehrung darüber zu erteilen, wie die Polizei verpflichtet sei, keinen nächtlichen Unfug zu dulden und namentlich auf die jungen Kaufmannspflänzchen zu achten, die es liebten, in der Nacht auf den Gassen zu lärmen und die Einwohner im Schlafe zu stören, ja sogar zu bellen.

Der Schutzmann hatte den Sermon pflichtschuldig angehört und bei jeder Pause mit der Hand an der Mütze gesagt:

„Zu Befehl, Ihre Wohlgeboren."

Als Wolski dann weiterging, hatte der Mann ihm kopfschüttelnd nachgeschaut und war ihm kurz entschlossen gefolgt.

Er begleitete ihn bis zur Wohnung, war ihm beim Ersteigen der Treppe behilflich und geleitete ihn in sein Zimmer, nahm ihm den Mantel und Rock ab, zog ihm die Stiefel von den Füßen und ging dann zum Polizeigebäude zurück, wo bereits einige Leute standen und die Vervollständigung der Aufschrift bewunderten.

Ob der alte Schutzmann sich dachte, wie die Sache zusammenhing, oder ob er instinktiv handelte, ohne sich etwas zu denken, blieb dahingestellt, aber er tat, was am besten war. Ohne zu reden, holte er aus dem Vorhause einen Besen und mit dessen Hilfe das Hebammenschild herunter; er trug es dann zum alten Hause zurück und schob es dort durch die Türritze ins Innere, da er kein Werkzeug zum Annageln hatte und die Insassen noch schliefen.

Wolski saß unterdessen auf dem Rande seines Bettes und sprach bald leise, bald lauter mit sich selbst, richtete auch mitunter eine Frage an einen nicht Anwesenden oder beehrte ihn mit einem Kraftworte. Der Inhalt der Gesamtheit seiner Reden gab seine entschiedene Mißbilligung dessen zu erkennen, was er in der Gesellschaft der jungen Leute durchgemacht hatte, und pries als Gegensatz das gemütliche Stilleben in den Familien seiner Kartengenossen. Die Frau des Gefängnisaufsehers spielte dabei die Hauptrolle, und auf sie kam er immer zurück.

„Ja, die haben es gut," sagte er, „der Gefängnisaufseher und der Postmeister und der Doktor, besonders der Aufseher. Und warum haben sie es gut? Weil sie verheiratet sind. Und warum bin ich nicht auch verheiratet? Ja, warum? Das ist die Frage. Bin ich schlechter? Bin ich nicht Beamter wie sie? Hole es der Teufel! Ich treibe mich mit Gassenjungen umher. Ich lebe in einer Mietstube allein wie ein Ausgestoßener. Ich esse schlecht. Statt dessen könnte ich ebenfalls eine gemütliche Wohnung besitzen, könnte meine Bequemlichkeit und Annehmlichkeit haben, könnte meine Kollegen zu einer Kartenpartie einladen, mit einem Worte, könnte leben wie ein Mensch. Ich lebe aber wie ein Hund. Aus! Damit ist es

aus. Ich will ein Mensch sein. Kein Wunder, daß die Kanaille mich anbellte. Warum sollte er es nicht tun? War ich doch kein Mensch. Ja, ja, ja, ich war bis jetzt kein Mensch. Aber das ist aus. Ich heirate. Ich will nicht schlechter sein als andere. Ich will mich nicht anbellen lassen. Morgen heirate ich. Gleich morgen heirate ich."

Und als er sich endlich ausgestreckt hatte und einzuschlummern begann, widerholte er durch die Zähne:

„Morgen."

Als er nicht morgen, sondern an demselben Tage um die Mittagzeit erwachte, stand der Beschluß zu heiraten noch immer fest in ihm, nur warf er sich mit bitterem Lachen die Frage auf, womit er heiraten, womit die Frau ernähren solle. Er half sich kurz darüber hinweg.

„Eine Frau kann ich nicht ernähren. Daraus folgt, ich muß eine Frau suchen, die sich selbst ernähren kann und auch die Kinder, die sich wahrscheinlich einstellen. Eine Frau mit Geld muß ich suchen. Hm, aber wo eine finden? Einerlei, wer sucht, der findet. Will die Augen auftun und mich umsehen. Geheiratet wird, und zwar bald, das ist abgemacht."

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 23. Oktober 1910.

Der Hansabund — Versagen der Reichsregierung — Pläne und Aufgaben der Regierung — Bethmann Hollweg und Fürst Swjatopolk-Mirski — Konservative Ratschläge — Die Jungliberalen.

Für die übers Jahr bevorstehenden Reichstagswahlen ist der Hansabund als erster auf den Plan getreten und hat zur Schaffung eines Wahlfonds aufgerufen. Sein Ruf ist allenthalben beachtet worden. Die gesamte Presse in Deutschland, angefangen mit der „Nordd. Allg. Ztg." bis hinab zum „Vorwärts", hat sich bemüht seine Wirkung zu verstärken. Die einseitigen Vertreter der Interessen des Bundes der Landwirte sehen im Vorgehen des jüngeren Bundes eine schwere Gefahr für ihre absolute Macht, und die Regierung, die die ungerechtesten Angriffe aus dem agrarischen Lager geduldig hingenommen hat, fühlt sich durch den Ton des Aufrufs beleidigt; sie bezeichnet das Auftreten des Hansabundes als Demagogie. Ganz unrecht hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" nicht. Ihre Auffassung wird auch von weiteren Kreisen geteilt, die dem Hansabund sonst sympathisch gegenüberstehen. Freilich sieht man das Demagogische nicht wie das offiziöse Organ in der Anführung der Tatsachen — deren Richtigkeit ist über jeden Zweifel erhaben —, sondern in deren Gegenüberstellung. Solche drastischen Bilder, wie sie der Hansabund vorführt, sind bisher den bürgerlichen Wählern noch nicht vorgehalten worden, es sei denn durch den Bund der Landwirte. Der Bund der Landwirte hat diese

Art der Wahltechnik bei den bürgerlichen Parteien eingeführt und ist damit gut gefahren; er hat infolgedessen eigentlich auch keine Ursache, sich über die Anwendung seiner Methoden durch den Hansabund zu entrüsten. An sich ist ja diese Entwicklung, die uns Wahlkämpfe in englischem oder gar amerikanischem Stil in Aussicht stellt, nur zu beklagen. Aber sollen die Mittelparteien stillschweigend mit ansehen, wie das Bürgertum und damit das Reich einer extremen Partei überliefert wird?

Die einzige Stelle im Reich, die berufen und imstande gewesen wäre, das radikale Vorgehen des Hansabundes unnötig zu machen, war die Reichsregierung. Herr von Bethmann Hollweg hat seinerzeit die hiermit zusammenhängende Aufgabe der Regierung ganz richtig erkannt, wenn er sich die Sammlung der bürgerlichen Parteien als Richtschnur seiner Politik wählte. Ganz vergriffen aber hat er sich in den Mitteln. Der sogenannten „Steuerhetze", die seinen wohlmeinenden Absichten im Wege stand, konnte er nur die Spitze abbrechen durch die Wiederaufnahme von Verhandlungen über die Erweiterung oder Ergänzung der Reichsfinanzreform. Einige schüchterne Versuche wurden auch in der angedeuteten Richtung im Spätherbst 1909 unternommen, doch sehr bald eingestellt, weil die damit betrauten Unterhändler nicht nur nicht genügendes Geschick, sondern auch mangelndes Interesse bewiesen. Nach diesem Fehlschlag wurde Zeit und Kraft und, was das Schlimmste ist, Vertrauen vertan, um die preußische Wahlrechtsreform im Landtage zu verhandeln. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war für die allgemeine politische Situation denkbar traurig. Begonnen als Konzession an die Demokratie, häuften sie einen Agitationsstoff an, von dem die Radikalen noch lange zehren werden. Nachträglich wurde gesagt, die Vorlage sei nicht genügend vorbereitet gewesen, die Regierung hätte der ganzen Angelegenheit überhaupt nur wenig Gewicht beigelegt; deshalb sei sie auch vom preußischen Ministerpräsidenten zurückgezogen worden. Demgegenüber können wir heute feststellen, daß die Vorbereitung für die Reform sehr fein ausgearbeitet war, daß aber Herr von Bethmann Hollweg nicht die Kraft besaß, im kritischen Augenblick seinen Willen darzutun und die in seinem Auftrage festgestellten Texte zu verteidigen. Der Ministerpräsident zuckte vor jedem Einwand zurück, der aus Parlamentskreisen erhoben wurde, und hatte schließlich als Ergebnis seiner Tätigkeit lediglich eine schwere Blamage seiner Mitarbeiter, d. h. der preußischen Regierung, erzielt. Seit dem Frühjahr, das will sagen seit mehr als einem halben Jahr, merken wir von der Einwirkung des Herrn Reichskanzler auf die Politik so gut wie nichts. Die glückliche Auswahl seiner nächsten Mitarbeiter, die wir Herrn v. Bethmann Hollweg gutbringen können, kann nur dann Früchte tragen, wenn er diese zu einer zielbewußten Arbeit zusammenzuschließen vermag. Leider ist es uns noch nicht möglich, eine Einheitlichkeit bei den Ministerien festzustellen. Eine gewisse Stetigkeit und damit Arbeitsfreudigkeit macht sich augenfällig nur erst im Bereich des Auswärtigen Amts und des preußischen Ministeriums des Innern bemerkbar. Im Ministerium des Innern geht eine emsige Arbeit vor sich, die die preußische Verwaltungsreform vorbereitet. Diese Tätigkeit ist auf das wärmste zu begrüßen, weil sie darauf hinzielt, das aus verschiedenen äußeren und inneren Gründen erschütterte Vertrauen in die preußische Verwaltung wiederherzustellen. Auf dem Vertrauen allein aber kann sich die Autorität einer Regierung dauernd begründen! Wie aus den wenigen an die Öffentlichkeit gelangten Nachrichten über die vorbereitende Reformarbeit zu entnehmen ist, bewegt sich diese auf einem Wege, der zur Berücksichtigung aller berechtigten Wünsche der verschiedenen Volksteile und Klassen führt.

Über die Pläne der Regierung für die bevorstehende Parlamentssession verlautet noch nichts, wenn man nicht des Gerüchts Erwähnung tun will, wonach

dem preußischen Landtage ein neuer Wahlrechtsentwurf zugehen soll. Sollte sich das Gerücht bewahrheiten, so müßten wir solches tief bedauern. Ganz abgesehen davon, daß wir uns für eine Reform des Wahlrechts in Preußen auch heute noch nicht begeistern können, könnten die sich darüber entspinnenden Verhandlungen im Landtage nur den Agitationsstoff für die Reichstagswahlen vermehren. Für die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen, die allein die radikale Opposition mit Genugtuung erfüllen könnte, gäbe es nur dann eine Mehrheit, wenn sich die Zentrumsfraktion dafür ausspräche. Der Fall ist denkbar. Ein solcher Sieg könnte aber die Radikalen nur zu weiteren Ansprüchen reizen und die Reichstagswahlen würden unter der Devise vor sich gehen: „Fordert! denn die Regierung ist schwach!" Wir können nicht glauben, daß diese Alternative der Regierung verborgen sein sollte, und glauben darum auch nicht an die Wahrheit des Gerüchts. Wenn wir alle Verhältnisse und Stimmungen im Lande zusammenhängend betrachten, liegt die Aufgabe der Regierung und aller staatserhaltenden Parteien für die nächste Parlamentssession in einer Wiederherstellung der Regierungsautorität mit den gerade dafür vorhandenen Mitteln, in Preußen durch die Verwaltungsreform, im Reich durch Ergänzung der Finanzreform. Was gegen diese Ergänzung schon während der kommenden Session an Gründen angeführt wird, bezieht sich zumeist auf Formalitäten, die sich von einigermaßen gutwilligen Unterhändlern beseitigen lassen. Die sachlichen Gründe, die für eine Ergänzung sprechen, haben sich daneben verstärkt. Zunächst darf die Entwicklung unserer Armee und Flotte nicht unter den Parteiverhältnissen leiden und dann ist auch für unsere Kolonialpolitik eine Aufgabe erstanden, die nicht auf die leichte Schulter genommen werden darf. Portugal geht ernsthaft mit dem Gedanken um, einen Teil seines Kolonialbesitzes zu veräußern. Da die junge Republik für die innerpolitischen und kulturellen Aufgaben bald sehr viel Geld gebrauchen wird, dürfte auch an Deutschland bald die Frage herantreten, ob es mehrere hundert Millionen zum Ankauf neuer Kolonien zur Verfügung hat oder nicht. Schließlich darf auch nicht übersehen werden, daß ein Ergänzungsentwurf vorliegt. Die Vorschläge des Justizrats Bamberger, die wir in den „Grenzboten" (Heft 30, 32, 41, 43) veröffentlicht haben, haben längst die Gestalt eines Gesetzentwurfs angenommen und sind in den beteiligten Ressorts geprüft und als anwendbar bezeichnet worden. Die gleiche Aufnahme haben die Vorschläge bei den maßgebenden Parteien und deren Presse gefunden. Konservative, Nationalliberale, Freisinnige und das Zentrum stehen den Vorschlägen Bambergers, die nebenbei einen Ertrag von rund fünfhundert Millionen Mark jährlich in Aussicht stellen, sympathisch gegenüber. Was aber fehlt, das ist die Initiative des Reichskanzlers, den Plan zur Diskussion zu stellen. Die Gründe für seine Zurückhaltung kennen wir nicht, — sie liegen wohl in der eigenartigen Psyche dieses Mannes. Wie viel könnte gewonnen werden für eine Annäherung der nationalen Parteien, für die nächsten Wahlen, für die Gesundung aller politischen Verhältnisse, wenn es möglich wäre, den derzeitigen Reichstag vor eine große nationale Aufgabe zu stellen! Wie würde die Staatsgewalt an Achtung bei der Nation gewinnen, erwiese sich ihr oberster verantwortlicher Vertreter befähigt, die bürgerlichen Parteien wenigstens über einer wichtigeren Aufgabe zu einen!

Deswegen richten sich auch immer und immer wieder die Augen aller Patrioten auf die Person des Reichskanzlers, und gerade diejenigen unter ihnen, denen die Größe und Würde der Nation am meisten am Herzen liegt, suchen sich Rechenschaft zu geben über die Persönlichkeit, die an die Spitze der Regierung gestellt ist. Die „Schlesische Zeitung" und wohl noch mancher andere haben uns den Vergleich, den wir zwischen Herrn von Bethmann Hollweg und dem Fürsten Swjatopolk-

Mirski gezogen haben, übel genommen. Nicht „obwohl" der Herausgeber der „Grenzboten" die letzte russische Revolution an Ort und Stelle studiert hat, sondern „weil" er es getan, sind wir in der Lage, richtige Parallelen zwischen dem Rußland von 1904/05 und dem Deutschland von 1909/10 zu ziehen. Wie wenig aber die „Schlesische Zeitung" von den Dingen, derentwegen sie uns angreift, versteht, geht aus der Behauptung hervor, „weder in Rußland noch in Moabit kann von einem vorher entworfenen Schlachtplan die Rede sein". Wir laden die Redaktion der „Schlesischen Zeitung" ein, sich die mit großer Mühe gesammelten russischen „Schlachtpläne" bei uns in der Redaktion anzusehen, im übrigen verweisen wir sie auf die Ergebnisse der Voruntersuchung in Sachen der Moabiter Krawalle; von den etwa siebzig Verhafteten sind über ein Drittel „organisierte" Sozialdemokraten. Seit wann fühlt sich das schlesische Blatt berufen, die Genossen in Schutz zu nehmen? Auf gleicher Höhe steht die Kenntnis der Persönlichkeit des russischen Ministers. Swjatopolk-Mirski war ebensowenig ein „Schwächling" wie Herr von Bethmann Hollweg. Darum überlassen wir die Verantwortung für die Wahl des uns untergeschobenen Ausdrucks der „Schlesischen Zeitung". Aber jener fühlte sich ebenso von „Abhängigkeiten" eingeengt wie unser Kanzler; vor lauter Nachsinnen und Erwägen fand jener ebensowenig den geeigneten Augenblick zum Entschluß, wie nun seit anderthalb Jahren Herr von Bethmann Hollweg. Gewiß, „Deutschland ist nicht Rußland", trotz der Wiederholung des Straßenaufruhrs nun auch in Bremen, aber — das Erbe Friedrichs des Großen wurde in kaum zwanzig Jahren vertan! Wer es ernst meint mit unserem Vaterlande, der bestärke den Leiter der Reichsregierung nicht in seiner Zurückhaltung, damit das Jena, das der konservativen Partei bevorsteht, nicht zu einem Jena der Monarchie werde!

In den Kreisen der deutsch-konservativen Partei hat man die ihnen drohende Gefahr endlich erkannt; aber gelernt hat man anscheinend bei ihnen nichts. Andernfalls wären die Ratschläge unverständlich, die wir in der „Kreuzzeitung" (Nr. 497) lesen:

„Wir bedürfen", heißt es da, „scharfer, bis zur Vernichtung gehender Ausnahmemaßregeln, wie wir sie ähnlich schon gehabt und in einer unheilvollen Stunde leider nur zu früh wieder aufgegeben haben; und wir bedürfen zu ihrer Durchführung einer nervenstarken, unerschütterlich festen, zielbewußten Regierung, wie sie unser großer Kaiser in der Konfliktszeit in Männern wie Bismarck und Roon zur Seite hatte."

Wir stimmen mit der „Kreuzzeitung" darin überein, daß wir Männer der Tat brauchen, fordern aber Geistestaten, fordern, daß die Leiter der Regierung die ihnen zur Verfügung stehenden politischen Instrumente richtig anwenden; täten sie es, dann brauchte nicht nach der Armee gerufen zu werden. Die Armee ist für den äußern Feind. Die beste Waffe gegen den innern Feind liegt in der Erfüllung der Pflichten durch die staatserhaltenden Parteien. Als im vorigen Jahre nach der Erhöhung der Zivilliste ganz Pommern von sozialdemokratischen Wanderrednern überschwemmt wurde, die den Bauern vorrechneten: „Der Kaiser bekommt jetzt in jeder Minute so viel, wie jeder von euch braucht, um mit einer siebenköpfigen Familie vierzehn Tage zu leben", da gab es weit und breit keine konservative Seele, die den Bauern die Gegenrechnung aufgestellt und ihnen gezeigt hätte, welche praktischen und ethischen Verdienste sich die Monarchie jede Minute um den Bauernstand, um die Nation erwirbt! Wem der Staat Rechte eingeräumt hat, der muß auch die Pflichten erfüllen, die damit zusammenhängen. Seit mehr als einem Jahrzehnt stehen die Leistungen der deutschkonservativen Partei auf politischem Gebiet mit den Rechten, die der Staat ihren Angehörigen auf politischem und

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wirtschaftlichem Gebiete eingeräumt hat, in keinem richtigen Verhältnis. Erst wenn dieses Verhältnis ausgeglichen ist, dann hätte die Partei wenigstens moralisch das Recht, die Regierung um Schutz ihres Besitzstandes anzugehn, — heute nicht. — —

Am Sonnabend feierte in Köln der Reichsverband der Nationalliberalen Jugend seinen zehnten Geburtstag. Die Ursachen für die Gründung des Reichsverbandes lagen in ähnlichen Verhältnissen bei der nationalliberalen Partei, wie wir sie gegenwärtig bei den Deutschkonservativen beklagen. Rudolf von Bennigsen schrieb damals:

„. . . Je berechtigter in der heutigen Zeit Deutschlands energischer Aufschwung im Welthandel, Industrie und Technik sich erwiesen hat, um so größer war auch die Gefahr, durch den außerordentlich rasch sich entwickelnden Wohlstand in Materialismus und Genußsucht zu verfallen. Ihr und Ihrer Freunde Bestreben, unter den jungen deutschen Männern demgegenüber Idealismus und die großen Gedanken und Ziele einer nationalen und liberalen Politik lebendig und tätig wirksam zu erhalten, verdient daher volle Anerkennung. Daß die Bildung von Vereinen junger Männer für diese Zwecke in kurzer Zeit bereits so erheblichen Fortschritt gemacht hat, kann uns die Überzeugung geben, daß trotz gewaltigen materiellen Schaffens und Kämpfens unserem Volke der starke ideale Untergrund so leicht nicht zu erschüttern ist, und hoffentlich auch für die Ausgleichung großer Gegensätze den günstigen Boden bieten wird."

Die junge Partei ist in den abgelaufenen zehn Jahren vielfach angegriffen worden, — nicht nur von den Konservativen und Freisinnigen, sondern auch von Mitgliedern der nationalliberalen Partei. Gewiß ist sie den Fraktionen und auch den Regierungen häufig unbequem gewesen, gewiß hat ihr jugendliches Draufgängertum auch manche kritische Situation geschaffen. Aber im ganzen betrachtet hat sie doch recht segensreich gewirkt, nicht nur für die nationalliberale Partei. Das wird auch von den maßgebenden Persönlichkeiten in der Partei zugegeben. Wir glauben, daß die deutsche Jugend noch mehr unter den Einfluß des Freisinns und der Demokratie geraten wäre, wenn die Jungliberalen es nicht verstanden hätten, eine ganze Reihe tatkräftiger Jünglinge rechtzeitig bei sich aufzunehmen. Damit sind die Verdienste indessen nicht erschöpft. Die große Aufgabe, den nationalen Gedanken in den Berufsvereinen mit deren wirtschaftlichen und sozialen Tendenzen zur Geltung zu bringen, ist seitens des Reichsverbandes mit Energie und Erfolg aufgenommen worden. Infolge der gesunden Betätigung der Jungliberalen hat die nationalliberale Partei wieder vielfach Fühlung mit den breiten Volksschichten gewonnen, die ihr im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts abhanden gekommen war. — Die Verhandlungen der Kölner Tagung haben im übrigen die Ergebnisse des Parteitages in Kassel (s. Nr. 40) unterstrichen. Allen Gerüchten von einer Uneinigkeit der nationalliberalen Partei ist somit der Boden entzogen.

Von der Absicht des Dramas. So lautet der Titel eines Buches von Josza Savits, dem Regiegewaltigen der Münchener Hofbühne. Die „Absicht des Dramas" wurde ihm, dessen Name unzertrennlich ist neben Genée, Perfall, Lauteschläger mit der Shakespearebühne Münchens (1889), zur Absicht: noch einmal für diese Bühne eine Schlacht zu schlagen. Als ein in der Theaterkunst ergrauter Stratege disponierte er nach dem Grundprinzip, daß man zu einer Schlacht nie stark genug sein kann, und da er zu seiner „Absicht" die Feder spitzte, kommandierte er alle Geister der Theaterkunst an sein Pult. Und ob er sie kannte! Schon mit achtundzwanzig Jahren hatte er in Weimar den Regiekommandostab in der Hand. Da fiel es dem Sechzigjährigen nicht schwer, zu diesem Kampf, der ihm eine Lebensaufgabe galt, eine Ordre de bataille von erdrückender Wucht und

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

imposanter Größe aufzustellen. Aber wie im Kriege, so geht es auch in der Theaterkunst: es kommt oft ganz anders, wie man disponiert hatte.

Auch Bücher haben ihr Schicksal. Als Savits 1908 noch einmal seine Truppen für die Shakespearebühne ins Feld führte, hatte bereits auf der Theresienhöhe eine andere Schlacht begonnen: das Künstlertheater kämpfte für seine Reformidee und zog die Augen der Welt auf sich.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nun das Werk von Savits wertlos geworden war. In der großen Bewegung für eine Reform der Bühne, wie man sie mehr oder minder willkürlich, den Zeitverhältnissen entsprechend, aus der italienischen Renaissancebühne nach Deutschland übertragen hatte, bilden, nachdem seit 1817 schon mehrfache Bestrebungen sich folgten (Goethe, Schinckel, Tieck, Baudissin, Wagner), die Versuche mit der Shakespearebühne in München einen Markstein von beachtenswerter Bedeutung. Ein Dokument aber für die geistige Grundlage dieser Versuche bietet Savits in seinem Buch von der Absicht des Dramas. Der Wert des Buches steht über dem Erfolg oder Mißerfolg der Versuche selbst, und so verdient es unsere Würdigung, auch wenn wir weitab von diesen Versuchen gerückt sind, unter deren Licht freilich allein, wie aus einem Scheinwerfer, Savits seine Argumente aufführt.

Wir dürfen vor allem mit freudiger Zustimmung alles begrüßen, was Savits über den Regisseur und seinen Einfluß auf die heutige Theaterkunst sagt. Möchten seine Mahnworte doch recht weite Verbreitung finden. Aus dem Munde eines Regisseurs selbst wirken sie wie feurige Kohlen. Wer errettet die Theaterkunst aus den Händen der Routine der Regiekunst? Wer lehrt sie wieder zu dienen, statt zu herrschen? Vielleicht erblüht uns eine neue goldene Zeit dramatischer Dichtkunst.

Einen breiten Raum nimmt natürlich Shakespeares Kunst ein. Goethe wird scharf getadelt, daß er „Shakespeare und kein Ende" schreiben konnte. Was wäre wohl, so fragt Savits, aus der dramatischen Kunst geworden, hätte Goethe sich nach seinem Götz nicht von Shakespeare abgewandt. Da letzterer auf die italienische Renaissancebühne nicht paßte, so folgerte man, er passe überhaupt nicht für das Theater, sei gar nicht dafür geschrieben. Shakespeares Kunst biete denselben Genuß nur durch Lesen der Stücke. Savits als Verfechter der Münchener Versuche muß das bekämpfen. Man wird ihm da nicht unbedingt folgen können. Ich möchte an Bismarck erinnern. Keiner wie er kannte und liebte die Kunst Shakespeares. Welch köstlichen Genuß schufen ihm die Stunden, da er mit seinem Freunde Motley von Shakespeare sprechen konnte. Das Theater mied der Kanzler, wo man gerade Shakespearestücke zur Kraftprobe des Dekorateurs benutzt. Und so geht es auch heute noch vielen Männern.

Die Versuche mit der Shakespearebühne in München führten nicht zu dem erwünschten Resultat. Auch jener Kampf des Künstlertheaters auf der Theresienhöhe blieb nur eine Kanonade. Was jetzt dort geboten wird, hat nur den Schein des Zusammenhangs mit dem, was 1908 dort unternommen worden war. Noch fehlt uns die rettende große Tat einer sieghaften Reform. Daß wir eine Kunst erhielten, die den Absichten des Dramas entspräche, eine Kunst um des Kunstwerkes, nicht um der Ausstattung willen; eine Kunst, welche der geistigen Überlegenheit und den Idealen der Besten des Volkes entspricht, nicht der selbstgefälligen Genügsamkeit der Durchschnittsbildung nur; eine Kunst des Volkes, aber nicht der genußjagenden Menge.

Die Reform der Szene wird nur einen Bruchteil ausmachen der großen Theaterkunstreform, der wir benötigen, wenn wir das Theater als höheren Kulturfaktor unserer Nation erhalten wollen. Egbert von Frankenberg-Weimar

Der Umfang der Beweisaufnahme in Sensationsprozessen. Der Prozeß Schönebeck ist — wenigstens vorläufig — vorbei. Neben anderen wenig erquicklichen Erscheinungen hat er noch ein recht unerfreuliches Ergebnis gezeitigt, die schrankenlose Ausdehnung der Beweisaufnahme auf verhältnismäßig fern liegende Gegenstände, bei denen jedermann das Gefühl hat, daß sie nicht unmittelbar zum eigentlichen Prozeßstoffe gehören und auf die schließliche Entscheidung ohne Einfluß sind. Die öffentliche Meinung und die Tageszeitungen sind leicht bereit, über dieses Verfahren den Stab zu brechen. Man geht ohne weiteres davon aus, daß es nur die Sensationslust der Prozeßbeteiligten ist, die ein Interesse daran hat, diese Dinge in den Prozeß hineinzuziehen, und man wundert sich, daß der Gerichtshof, der doch den Umfang der Beweisaufnahme zu bestimmen hat, so energielos ist, solche Beweise nicht abzuschneiden. So einfach liegen die Dinge indessen nicht. Betrachten wir ein konkretes Beispiel: Das Hauptbelastungsmoment gegen Frau von Schönebeck ist das Geständnis Goebens. Die Anklage steht und fällt mit der Glaubwürdigkeit dieses Mannes nnd es leuchtet daher ohne weiteres ein, daß eine Beweisaufnahme, die Stoff zur Beurteilung dieser Glaubwürdigkeit beibringt, keineswegs unerheblich ist. Nun wird von der Verteidigung beispielsweise, um die Unglaubwürdigkeit Goebens darzutun, Beweis dafür angetreten, daß er über seine Beteiligung am Burenkriege falsche Angaben gemacht habe. Wenn ein derartiger Antrag vor der Strafkammer gestellt würde, so kann man sicher sein, daß diese ihn ablehnen würde, und zwar deswegen, weil sie der Ansicht sein würde, daß die Unglaubwürdigkeit auf diesem Gebiete nichts beweist gegen die Glaubwürdigkeit in denjenigen Dingen, um die es sich im Prozesse dreht. Es ist sehr wohl denkbar, daß jemand dazu neigt, mit nie geschehenen Kriegstaten zu renommieren, daß derselbe Mann es aber weit von sich weisen würde, einen Unschuldigen anzuschwärzen, um sich einen Vorteil zu verschaffen; und es kann sich umgekehrt jemand in seinem ganzen vergangenen Leben der größten Wahrhaftigkeit befliſſen haben und doch unter der Wucht einer Anklage wie der gegen Goeben erhobenen dazu herabsinken, einen Unschuldigen ins Verderben zu stürzen. Die Strafkammer würde also wie gesagt sicherlich einen solchen Beweisantrag ablehnen. Ganz anders steht dies mit dem Gerichtshof des Schwurgerichts, dem gegenüber sich die Strafkammer in doppelter Beziehung in einer günstigeren Lage befindet. Zunächst entscheidet dieselbe Strafkammer, die über die Erhebung des Beweises entscheidet, auch über Schuld und Unschuld des Angeklagten, sie weiß also auch bei der Entscheidung über den Beweisantrag schon, welches Gewicht sie bei der zukünftigen Entscheidung über die Schuldfrage der Tatsache beilegen würde, daß beispielsweise bewiesen würde, daß Goeben mit nie geschehenen Kriegserlebnissen renommiert habe. Sie ist daher schon bei der Entscheidung über den Beweisantrag in der Lage, sich zu sagen: Wenn wir aus der übrigen Verhandlung den Eindruck gewinnen sollten, daß Goeben glaubwürdig ist, so würde es an unserer Überzeugung nichts ändern können, wenn auch bewiesen würde, daß er auf dem bezeichneten Gebiete renommiert hat. In ganz anderer Lage befindet sich der Gerichtshof des Schwurgerichts, denn über die Schuldfrage und damit über die Glaubwürdigkeit Goebens entscheiden ja die Geschworenen; der Gerichtshof kann aber nur wissen, welchen Wert er der beantragten Beweisaufnahme beimessen würde, welchen Wert ihr aber die Geschworenen beilegen würden, das kann er höchstens in den sehr seltenen Fällen wissen, die so absolut sonnenklar liegen, daß unter vernünftigen Menschen überhaupt keine Debatte über die Überflüssigkeit der beantragten Beweisaufnahme stattfinden kann. Solange dagegen auch nur der leiseste Schatten einer Möglichkeit besteht, daß die Geschworenen auf die beantragte

Beweisaufnahme Wert legen könnten, ist der Gerichtshof gar nicht in der Lage, die Beweisaufnahme abzuschneiden. Eine Möglichkeit, die Geschworenen selbst im Laufe der Hauptverhandlung über einen Beweisantrag Beschluß fassen zu lassen, gibt das Gesetz nicht; es ist auch sehr zweifelhaft, ob dies technisch ausführbar wäre. Und zweitens: die Strafkammer begründet ihr Urteil schriftlich und sie ist daher in der Lage, die Erwägungen, aus denen sie die beantragte Beweisaufnahme ablehnt, in den schriftlichen Urteilsgründen niederzulegen und sich damit vor einer Aufhebung des Urteils wegen Beschränkung der Verteidigung zu schützen. Die Geschworenen dagegen begründen ihr Urteil nicht. Wäre also beispielsweise Frau von Schönebeck verurteilt worden, so wäre sie jederzeit in der Lage gewesen, Revision einzulegen und diese mit der Einschränkung ihrer Verteidigung zu begründen; und es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß das Reichsgericht das Schwurgerichtsurteil aufgehoben und die Sache zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung zurückverwiesen hätte mit der Begründung, daß immerhin mit der wenn auch vielleicht entfernten Möglichkeit gerechnet werden müsse, daß die Geschworenen auf Grund der beantragten, aber abgeschnittenen Beweisaufnahme zu einer anderen Beurteilung der Glaubwürdigkeit des Goeben und damit zu einer anderen Entscheidung der Schuldfrage gelangt wären. Das Reichsgericht wäre namentlich nicht etwa in der Lage, die Revision mit der Begründung zurückzuweisen, daß, wenn die Geschworenen auf die beantragte Beweisaufnahme Gewicht gelegt hätten, sie einen Fehler begangen hätten. Dem würde, abgesehen von anderen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, der Grundsatz entgegenstehen, daß über die Schuldfrage nur die Geschworenen, nicht aber die rechtsgelehrten Richter zu entscheiden haben.

Man trete von diesen Gesichtspunkten aus an eine Prüfung derjenigen Sensationsprozesse der letzten Jahre heran, die durch die Ausdehnung der Beweisaufnahme in der Öffentlichkeit unliebsames Aufsehen erregt haben, und man wird finden, daß die Ursache meist die hier nachgewiesene ist. Das Geschworenengericht ist der Liebling der sogenannten öffentlichen Meinung; will man das Schwurgericht, so muß man auch diejenigen Mängel mit in den Kauf nehmen, die untrennbar damit verbunden sind, man schiebe aber die Schuld nicht dem Gerichtshofe zu, der wahrlich nicht das mindeste Interesse an einer solchen Ausdehnung der Verhandlung hat.

Landrichter Dr. Riedinger-Beuthen O.-S.

Aberglaube in Thüringen

Bis heute sind die mitteldeutschen Gegenden, Franken, Hessen, Thüringen und das von Mitteldeutschen besiedelte Kolonialland Schlesien ein besonders ergiebiges Gebiet für alte Märchen und Sagen, festliche und sonst volkstümliche Gebräuche, durchsichtig halbverwischte Mythen und mythisch uralte Riten geblieben. Wie ist uns das lieb geworden, was die Gebrüder Grimm, von Hessen ausgehend, gesammelt haben, wie anziehend poetisch nimmt sich diese Wohlerhaltenheit der thüringischen Märchen und naiven Gebräuche bei dem liebenswerten Ludwig Bechstein aus! Dankbar verfolgen wir die rettende Tätigkeit der emsig weiter bestrebten „Folkloristik" und wissen es, wie da überall noch die alten großen deutschen Götter trotz der verwitterten Züge kenntlich sind, oder die vielgestaltige Frau Holle, die auch die gefahrvolle Frau im Hörselberge ist.

Die richtige Wissenschaft kümmert sich zwar um Affektionswerte nicht. Bei ihr müssen einmal notwendig alle Blumen Heu werden, sie erntet scharf mitnehmend und scharf abgrenzend auf den strengen Nutzen hin, und der kommt ja auch heraus. Dafür sind dann aber jene vielen Gebildeten und Halbgelehrten da, die mit einem lebhaften Gefühlsdilettantismus bei den volkstümlichen Dingen liebevoll verweilen. Was ist das, sagen sie, für ein reiches schönes Bilderbuch, was da alles bei den ländlichen Leuten noch lebendig ist. Welche Treue besitzt doch unser Volk; mit welcher Liebe hat es diese uralten Versinnbildlichungen und Naturphantasien bis in die materielle Gegenwart bewahrt!

Hier wird doch wenigstens, was der Zugeknöpftheit der Wissenschaft nicht zusteht, an das Volk auch selbst gedacht. Diese liebevollen Freunde des alten heimatlichen Schatzgutes stellen sich unwillkürlich vor, das Volk auf dem Lande hänge an diesen Schätzen mit derselben konservativen Gefühlsromantik wie wir, nur weniger bewußt, mit einer hierin nicht weiter gebildeten Naivität, aber eben aus erhaltender Treue. — Hand aufs Herz, — was hat uns bisher in diesem unwillkürlichen Denkfehler, den wir alle begingen, gestört? Wann stellten wir uns einmal, die wir so stolz auf wissenschaftliche Methodik sind, die methodische Grundfrage, aus welchen wirklichen Kräften denn eigentlich diese alten Mythenreste so zähe noch im Volke lebendig sind? Etwa weil das Volk weiß, daß das germanische Altertümer sind? Weil es darin die Versinnbildlichung einer altheiligen Ehrfurcht vor den Naturgewalten fühlt? Oder überhaupt nur, weil ihm diese Dinge naivpoetisch sind?

Da ist eine ungelehrte Dame hinabgestiegen in den mythischen Hollenbrunnen, eine Schriftstellerin mit klugem und feinem Sinn aus vielem ungestörten Denken, und mit einem Herzen, das so stark und jung wie alle ihre schöne Kraft geblieben ist. Sommer für Sommer hat sie da bei ihrer thüringischen Frau Holle still entrückt gelebt, und so ist sie mit dieser bekannt geworden, wie bisher noch niemals ein seine Fragebogen versendender Folklorist. Und ihr, die nur einfach gerne immer wieder da ist, ohne Neugier und Eilfertigkeit, ihr, die so seelenruhig die ganze obere Welt hinter sich läßt und stillen und klugen Sinnes mit der Frau Holle sich so gut versteht, ihr hat diese allmählich Stück für Stück ihre

Schätze offenbart, und schließlich hat sie ihr auch Geheimnisse noch vertraut, wovon der sich bezwingenden Hörerin allerdings das lebendige Herz zerspringen will.

Das sind die von unserer Bildung nicht geahnten verschwiegensten Dinge, die in Marthe Renate Fischers Buch: „Die aus dem Drachenhaus" enthalten sind. Ich schreibe hier keinen Hinweis auf die Verfasserin; das ist nicht nötig. Allgemein hat man dieses Buch voll satter, farbiger Kraft bewundernd anerkannt, und längst hat sich die originale Bedeutung dieser Schriftstellerin durchgesetzt, der zuerst, wie so oft, die „Grenzboten" und der Grunow'sche Verlag den Weg in die anspruchsvollere Öffentlichkeit geebnet haben. (M. R. Fischers neuere Werke sind nicht im Grenzbotenverlag, sondern bei Bonz erschienen, was bemerkt sei, um einer leider heutzutage so oft berechtigten Ideenverbindung vorzubeugen.) Nur von einem hat, soviel ich sehe, die berufene literarische Kritik geschwiegen, und deshalb hat dann unsereins zu reden. Dies Buch geht nicht bloß die Literatur an. Hier ist noch etwas für sich, ist anderes und mehr als der bisher reichste Roman dieser ganz starken, eindringlichen und ganz wahrhaftigen Künstlerin. Ihr Buch „Aus dem Drachenhaus" bedeutet zugleich eine Tat, und zwar eine so außerordentlich wichtige, daß unbedingt nicht daran vorübergegangen werden darf.

Nicht so, daß es tendenziös wäre. Keine Zeile erinnere ich, bei der mir didaktisch zumute wurde. Dieser Roman ist ein in sich geschlossenes Kunstwerk wie irgendeins; so sehr, daß die gewohnheitsmäßig auf den literarischen Wert gerichtete Kritik gar nicht daran gedacht hat, sonstiges hervorzuheben. Es springt eben keine Tendenz aus ihm hervor, es bleibt lediglich eine Wirkung nach, die zu einer lebendig pragmatischen wird und die allerdings von einer durchrüttelnden, so bald nicht wieder loslassenden Stärke ist. Insofern stellt dieses Buch seine Verfasserin zu den Tatenvollbringern durch den Roman, den Jeremias Gotthelf, Reuter („Kein Hüsung"), Beecher-Stowe und Dickens. Es ist weniger als bei diesen von vornherein an die agitatorische Wirkung gedacht. Sie ergibt sich aber von selbst, und es kommt nun darauf an, zu helfen, daß sie nicht in einer abgehetzten Zeit fahrlässig wieder verloren geht, kurzum, daß das Buch seinen helfenden und befreienden Nutzen auch wirklich ausrichten kann, indem es an den richtigen Stellen beachtet wird.

Ich meine also hiermit nicht die Volksforschung, die zwar auch über mancherlei nachdenklich werden würde. Nein, mit den richtigen Stellen meine ich direkt die thüringischen Regierungen, sowie die ländlichen Lehrer und Pastoren. Denn hier werden Dinge aufgetan, von denen sich unser Optimismus von Bildungswohlfahrt und Heimatskunde heutzutage nichts mehr träumen ließ. Hier ist aus einer erstaunlichen Erkundung, die zu dem Unzugänglichsten vorgedrungen ist, das in jedem Zuge behutsam wirklichkeitsechte und um so mehr erschütternde Gemälde der spukhaften Mächte entworfen, die noch immer ganz mittelalterähnlich, ja mit dem urältesten Wesen des prähistorischen Aberglaubens im Volke umgehen. Dinge, die wir in solcher erschreckenden Zerrgestalt doch heute abgetan wähnten; ganz reale Mächte der grausamsten Seelenfoltern und Lebensvernichtungen, — nicht so gewalttätig mörderisch mehr, aber nicht minder unheimlich und unabwendbar Frieden und schuldloses Menschenglück zerstörend, als einst die im Wesen und Ursprung verwandte raunende Hexenangst.

Allerdings, das redliche Abhelfenwollen ist hier — wenn nicht die höchste Vorsicht mit der intimsten Kundigkeit zusammenkommt — beinahe hoffnungslos. Aus den Blättern des Buches selber wird das so bedrückend klar. Durch die Episode, wie zeitweilig die Agnes in einen Dienst in der Stadt geht oder vielmehr flüchtet. Diese Agnes Andermann ist die Gestalt, die im Mittelpunkt steht, und mit einer geradezu bestrickenden Anziehungskraft ist sie in ihrer straffen plastischen Tüchtigkeit und ihrer Ursprünglichkeit und Schönheit vor die Augen hingestellt. Den feinen und guten Oberlehrersleuten, bei denen Agnes nun dient (und dazu dem schon etwas aktiveren Sohn, dem Studenten), wird das schöne und besondere Mädchen, das sich so gescheit und tüchtig benimmt und oft so eigenartig sinnvoll ausdrückt, selbst zu einem entdeckten Stück unverbildet schöner Natur, sie gewinnen sie sehr gern und ziehen sie halb und halb in die Familie hinein. Aber niemals trostloser als jetzt, wo nun anscheinend ein geeignetes autoritatives Wort das Mädchen von seinen Seelenlasten erlösen konnte, müssen wir empfinden, wie da im letzten Grunde eben nicht zu helfen ist.

Denn sie ist aus dem Drachenhaus. Das ahnen dieser für das Volkstümliche sich interessierende Hausherr und seine freundliche Frau ja nicht, die mit ihr über ihre heimischen Verhältnisse reden und liebevoll die Poesie und den Sinn des Volkes in Einzelheiten aus ihr herausholen möchten. Das dürfen sie ja eben um keinen Preis ahnen, auch nicht, wie qualvoll diese Unterhaltungen und Fragen für die Agnes sind. — Ihre Leute daheim haben den Drachen. Im Dorf und in der Umgegend weiß das natürlich jedermann, daß sie davon das Gedeihen in der Wirtschaft haben und selber so gesund und leistungskräftig blühen. Das hat die Agnes schließlich von Hause weggetrieben, das mit dem Drachen, und wie das in ihre gleichmütig unbesinnlichen Liebschaften, von denen doch die eine unvergeßlich die erste echte Liebe ist, vernichtend hineinspielt, und überhaupt in alles immer wieder hineingreift, unerbittlich und unentrinnbar, hoffnungslos — —

Aber das Buch will gelesen, nicht erzählt sein. Auch in seiner Fürchterlichkeit. Wie die Mutter der Agnes endlos im Sterben liegt, Tage und Tage lang, und eben nicht sterben kann. In dieser gespenstigen Leichnamgestalt mit den hohlen, schrecklichen Augen hält die entsetzensvolle Angst der Verdammnis das kaum noch vernehmbare Lebensfünkchen übernatürlich an. Denn das ist ja der Kaufpreis, der Drachenfluch: die ewige Verdammnis. Nur wenn die Mutter Andermann noch zuletzt eine lebende Hand zu erwischen bekommen kann, dann ist es von ihr genommen, dann schleppt es nun der andere Mensch unselig weiter. Der Pfarrer kommt wohl und gibt der Frau mit christlicher Tröstung die Hand. Aber das nützt ja nichts, der ist ja als Geistlicher gefeit. Der kann ja überhaupt nicht helfen und ahnt von nichts. Wenn die Leute zum Pfarrer reden, so legen sie einen anderen Menschen an; der erfährt niemals von diesen Dingen. Wer ihr einzig erreichbar dazu helfen könnte, daß sie sterben kann, das ist die Tochter. Und so denn nun dieses furchtbare Ringen der stummen Listen, Tage und Tage und Nächte lang; die Mutter und die bei ihr aushaltende Tochter, die ihr Herz verstocken muß, daß sie das erträgt, daß sie nicht zu nahe kommt, daß sie beständig sich vorsieht vor der den Moment ablauernden Hand der regungslosen Sterbenden. Mit einer zerquälenden Überzeugung von Machtlosigkeit erlebt es alles auch der Leser mit. Der Aberglaube hat seine Dogmatik nicht schlechter wie jeder andere

Glaube, die keine Lücke unbewehrt läßt und jeder fremden Logik überlegen im voraus gewachsen ist. In einer letzten schrecklichen Szene, wie der braune zitternde Knochenkörper gespenstisch vom Bett aufsteht und in der Stube sterbend hinschlägt, greift die zurückgewichene Agnes unwillkürlich der Fallenden entgegen — da halten die krallenden Finger sie im Griff gefangen, während ein Schein der Erlösung über das schon erloschene Gesicht fliegt. Und so ist schließlich doch alles vergebens, was Agnes, um die Mutter in die Verdammnis fahren zu lassen, in diesen schauerlichen Tagen durchgemacht.

Das ist keine Erzählung, wo Phantastik auf Edgar Poesche Weise zum gesuchten Zweck geworden ist. Was wir miterleben, dieses ganze Leben und Schicksal der Agnes, steht mit der, Marthe Renate Fischer eigenen sinnlichen Realistik mitten in sicherster, hellster Wirklichkeit. Das sind diese echtesten Bauersleute wieder, über die so oft der Glanz ihres überlegenen Humors gespiegelt ist. Diese Thüringer in allen Skalen, wie sie sind, fleißig und karg und gut und ordentlich, auch liebenswert und auch sehr abscheulich und im Einzelfall gemein. Die Männer hier in Mitteldeutschland vielleicht nicht ganz solche Diplomaten, wie sonst in Nord und Süd die eng zusammenwohnenden Dörfler alle sind; die Burschen dreiste Draufgänger und wieder recht feige, die Weiber, wenn sie's packt, das von nichts mehr zurückgehaltene Geschlecht. Ein ganz paar von diesen lebensechten Figuren sind auch wirklich denkend, wohlmeinend, die also auch einmal an der rechten Stelle den Mund auftun. Gegen den Drachen aber bleiben auch diese wenigen nicht Befangenen machtlos. Denn die Gedanken, die aus der Spukkammer kommen, spinnen unwirkliche Fäden, die nicht zu fassen sind; sie haben, wie gesagt, jene in sich gesicherte Dogmatik, an der unzählbare Jahrhunderte geformt haben und die stets die Oberhand behält. Deshalb muß auch die Agnes unerlösbar zugrunde gehen, als ihr das Lebensglück sich endlich noch zeigen will — es würde doch nur der Anfang neuer Marterreihen sein. Sie stirbt jäh durch Unglücksfall, so daß ihr das Ende der Mutter erspart bleibt. Das ist die einzig mögliche Versöhnung.

Da kann dem einzelnen geholfen werden nur vom Ganzen her und gibt es keinen anderen Weg. Und deshalb müssen sich um dieses Buch diejenigen kümmern, die die Belletristik sonst nicht für die Sache ihrer beruflichen Aufmerksamkeit erachten. Dann aber, wie nicht erst wieder gesagt zu werden braucht, liegt es in der Sache selbst, daß das, was da zu tun ist, vor allem anderen eine sehr feine, verständnisvolle Klugheit als Vorbedingung nötig hat; jede mechanische Besserwisserei würde die Leute erst recht nur aus der Hand verlieren. Die beste Hoffnung steht vielleicht sogar, bei geeigneter kluger Verwertung, direkt auf dem Fischerschen Buche da es die Eigenschaft alles Echtepischen hat, am einfachsten durch sich selbst verständlich und eindrucksvoll zu sein. Ed. Heyck

Bücherliste

Hildebrand, Rudolf: Gedanken über Gott, die Welt und das Ich. Eug. Diederichs' Verlag, Jena. M. 8.—.

Ratzel, Christiane: Eines Königs Ende. Friedr. Wilh. Grunow, Verlag, Leipzig. M. 3.—.

v. Suckow, Karl: Aus meinem Soldatenleben. Georg Wigand, Leipzig. M. 3.—.

Aus dem Tagebuch eines Freiwilligen. Bilder aus den Jahren 1813 u. 1814. Georg Wigand, Leipzig. M. 3.—.

Im Dienste König Friedr. Wilhelm III. Erinnerungen aus dem Leben von Wilh. Ludw. Vic. Graf Henckel von Donnersmarck. Georg Wigand, Leipzig. M. 3.—.

Seeberg, D.: Blut. Schauspiel in 6 Aufzügen. Koeppen'sche Buchhandlung, Dortmund. M. 2.—.

Logos, Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. 1. Band. Heft 2. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 4.—.

Wolff, Theodor: Spaziergänge. Albert Ahn. M. 3.—.

Geiser, Alfred: Deutsches Reich und Volk. J. F. Lehmanns Verlag, München. M. 4.—.

Gärtner, Elfriede: Aus Sehnsucht und Stille. Gedichte. L. Heege, Schweidnitz. M. 1.50.

v. Zobeltitz, Hanns: Aufmärkischer Erde. Roman. Eg. Fleischel & Co., Berlin. M. 5.—.

Heilborn, Ernst: Die steile Stufe. Roman. Eg. Fleischel & Co., Berlin. M. 3.—.

Bauer, Prof. Dr. Adolf: Vom Griechentum zum Christentum. Quelle & Meyer, Verlag, Leipzig. M. 1.—.

v. Frankenberg, Egbert: Die geistigen Grundlagen der Theaterkunst. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Weimar. M. 2.50.

Collatz, Prof. Dr. Otto: Die wahre Konzentration im Gymnasialunterricht. Wiegandt & Grieben, Verlag, Berlin. M. 0.50.

Volker, Siberische Geburt. Carl Schnabel, Berlin.

Loerke, Oskar: Der Turmbau, Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin. M. 4.—.

Bürgerliches Gesetzbuch, Liliput-Ausgabe. 1. Band. Otto Liebmann, Verlag, Berlin. M. 1.—.

Biberich, Gustav: Auf der Spirale. S. Fischer, Verlag, Berlin. M. 2.50.

Kolbenheyer, E. G.: Meister Joachim Pausewang, Roman. Georg Müller, Verlag, München.

List, Guido: Die Bilderschrift der Ario-Germanen. Guido von List-Gesellschaft, Verlag, Wien.

Lienhard, Friedr.: Oberlin, Roman. Greiner & Pfeiffer, Verlag, Stuttgart. M. 4.50.

Möller, Dr. Marx: „Fritz Reuter", Ein Volksabend. Friedrich Emil Perthes Verlag, Gotha. M. 0.80.

Liebmann, Otto, Dr. jur.: Die juristische Fakultät der Universität Berlin. Otto Liebmann, Verlag, Berlin. M. 20.—.

Wundt, Wilhelm: Kleine Schriften. 1. Band. Wilhelm Engelmann, Verlag, Leipzig. M. 14.—.

Grad, Max: Die Andere, Roman. Fr. Wilhelm Grunow, Verlag, Leipzig. M. 4.—.

Wiesner, J.: Natur — Geist — Technik. Wilhelm Engelmann, Verlag, Leipzig. M. 11.40.

Franck, Hans: Thieß und Peter, Roman. Oesterheld & Co., Verlag, Berlin. M. 3.50.

Wossidlo, Prof. Dr. R.: Aus dem Lande Fritz Reuters. Otto Wigand, Verlag, Leipzig. M. 2.40.

Koch, Dr. jur. P. Fr.: Das öffentliche Meliorationswesen in Preußen. C. L. Hirschfeld, Verlag, Leipzig. M. 5.40.

Über den Selbstmord, insbes. den Schülerselbstmord. J. F. Bergmann, Verlag, Wiesbaden. M. 0.35.

Nationale Jugendvorträge. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.20.

Mollwo, Prof. Dr. Karl: Die wirtschaftliche Entwicklung der Industrie im Osten. C. L. Hirschfeld, Verlag, Leipzig. M. 1.—.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

161. **Direktor** f. Realschule, Ostern 1911 (katholisch).
168. **Rektor**, 1.4.11 (2100 M.), ev., erw. fremd. Sprachen, Oberschlesien.
174. **Bürgermeister**, bald (2300 M.), Westen.
175. **Bürgermeister**, bald (2000 M.), Schlesien.
183. **Direktor**, zu Ostern 1911, kath. Konf., Hessen.
185. **Hauslehrer**, ev., erfahr., für Quint., 1. 11., Pommern.
186. **Bürgermeister**, bald (3500 M.), Westpr.
187. **Bürgermeister**, 1. 4. 11 (6000 M.), Rheinland.
198. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Kind., 1. 1. 11, Oberschlesien.
199. **Lehrer**, akadem. oder seminar. geb., Hannover.
200. **Oberlehrer**, f. Mathem. und Physik, Lehrerinnenseminar, 1. 4. 11, Mark Brandenburg.
201. **Oberlehrer**, f. Gymnasium (Frz., Dtsch. Lat.), 1. 4. 11, Schlesien.
202. **Oberlehrer**, f. Gymnasium (Neue Spr.), 1. 4. 11, Rheinland.
203. **Bürgermeister**, 1. 2. 11 (4500 M.), Pommern.
204. **Bürgermeister**, 1. 1. 11 (3600 M.), Pommern.
205. **Magistratsassessor**, bald (5600 M.), Mark Brandenburg.

B. Für Damen.

162. **Erzieherin**, gepr., ev. (Musik), 1. 11., Pomm
172. **Erzieherin** (Lehrerin), Brandenburg.
176. **Erzieherin**, (Engl., Franz., Musik) Hamburg.
177. **Erzieherin**, gepr., musik., 1. 11., Mecklenburg.
178. **Erzieherin**, (Sprachkenntn., Klavierunter., Körperpflege) Wien.
188. **Erzieherin**, gepr., mus., 1. 11., Mecklbg.
189. **Erzieherin**, (Lehrerinexam.) zu drei Knaben, Griechenland.
190. **Erzieherin**, sof., gepr., mus., Schleswig.
191. **Erzieherin**, gepr., mus., bald, Westpr.
194. **Oberlehrerin**, (staatl. anerk.) zu Ostern 1911. (1500 M.) (Mathematik oder Sprachen.)
195. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., sof. od. spät., Posen.
196. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., sofort, Mark Brandenburg.
197. **Erzieherin**, gepr., mus. (Handarb.), Schleswig.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Mittelſchulen

Von Profeſſor Otto Heſſe-Saarbrücken

Mit dem Namen „Mittelſchule“ bezeichnet man in Süddeutſchland und in Öſterreich alle Schulen, die zwiſchen der allgemeinen Volksſchule und der techniſchen Hochſchule bezw. der Univerſität ſtehen, alſo die Gymnaſien, Realgymnaſien und Realſchulen. In Preußen und nach ſeinem Beiſpiele in Norddeutſchland überhaupt zählt man die Hochſchulen nicht mit, wenn man von Schulen ſpricht. Man nennt daher die im Süden Mittelſchulen genannten Anſtalten „höhere Lehranſtalten“ und gibt den Namen „Mittelſchulen“ den Schulen, die zwiſchen ihnen und der Volksſchule ſtehen. Die einzelnen Anſtalten dieſer Schulart haben in verſchiedenen Orten oder Landesteilen noch beſondere Namen, wie: Rektoratsſchulen, gehobene Schulen, höhere Stadtſchulen, heſſiſche Realſchulen u. a. Die Rektoratsſchulen ſcheiden aus unſerer Betrachtung deshalb aus, weil ſie nichts anderes als die Unterſtufe von humaniſtiſchen Gymnaſien oder Realgymnaſien ſind, die in kleinen Orten vorzüglich der Provinzen Hannover, Weſtfalen und Rheinland beſtehen. Von den Mittelſchulen, die uns intereſſieren, beſtehen etwa vierhundert in gegen zweihundertdreißig preußiſchen Orten. Ihr Name ſtammt aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Um die preußiſche Mittelſchule hat ſich der Kultusminiſter Dr. Falk beſondere Verdienſte erworben. Ihm zu Ehren nennt man ſie deshalb wohl auch die Falkſche Mittelſchule.

Im Jahre 1869 legte der Berliner Stadtſchulrat Dr. Hofmann dem Magiſtrat eine Denkſchrift vor, in der er mit beſonderer Bezugnahme auf Berliner Verhältniſſe das Bedürfnis nach einer eigenen Schulart für den mittleren Bürgerſtand nachwies. Die Vorſchläge Hofmanns ſind von der Berliner Schulverwaltung nicht gebührend berückſichtigt worden. Dagegen legte der Miniſter Falk die Denkſchrift der von ihm einberufenen Konferenz vor, die ſich mit

Organisationsfragen über das Schulwesen befassen sollte. Die Denkschrift diente als Ausgangspunkt für die Beratungen, die dann die Entwickelung des Mittelschulwesens zu einem vorläufigen Abschluß brachten. In letzter Zeit, wo ja Schulreformen an der Tagesordnung sind, hat man diesem Stiefkinde der preußischen Schulverwaltung erneute Aufmerksamkeit gewidmet. Das Endergebnis war ein reorganisierter Lehrplan, der im Frühjahr 1910 veröffentlicht wurde. Sofort nach seinem Bekanntwerden begann ein lebhafter Meinungsaustausch. Stimmen für und gegen eine gedeihliche Entwickelung der reorganisierten Mittelschule führten sogar zu recht scharfen Auseinandersetzungen in der Tagespresse. Das ist der sicherste Beweis dafür, daß die Mittelschulfrage die wichtigste schulpolitische Frage der Gegenwart ist. Durch ihre Lösung werden brennende soziale Probleme beeinflußt.

Schon Hofmann hatte in seiner ersten Denkschrift auf die Unmenge von jungen Leuten hingewiesen, die in den unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und Realanstalten einen Unterricht erhalten, der für ihren künftigen Beruf wenig geeignet ist. Diese Schüler belasten aber die höheren Lehranstalten zu deren und ihrem eigenen Nachteil. Sie erschweren es diesen Schulen, ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen. Grade für diese jungen Leute war im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Realschule gegründet worden. Die ist aber ihrer ursprünglichen Aufgabe nur kurze Zeit treu geblieben. Unter dem Drucke des Berechtigungswesens, das alle deutschen Schulen so schwer belastet und ihre Entwickelung so übel beeinflußt hat, wurden die Realschulen zu ganz anderen Schulen, als sie ursprünglich werden sollten. In der Mitte des Jahrhunderts begann dann jener jahrzehntelange Kampf zwischen dem humanistischen Gymnasium und der Realschule, in dem die Realschule dem humanistischen Gymnasium sein Berechtigungsmonopol streitig machte. Dieses Monopol, welches das humanistische Gymnasium nach und nach mit der Realschule teilen mußte, hat die Entwickelung des höheren Schulwesens immer mehr schablonisiert, und dieser Schablone hat auch die ehedem selbständige Realschule ihre Eigenart opfern müssen. Sie ist zur Gelehrtenschule, wie das humanistische Gymnasium, geworden; denn sie ist heute nichts anderes als die Unter- und Mittelstufe einer Oberrealschule. Die Falksche Reform wollte deshalb an Stelle der alten Realschule zwischen die allgemeine Volksschule und die verschiedenen Arten der höheren Schulen die neue Mittelschule setzen.

Die Mittelschule soll einen den künftigen Lebensverhältnissen ihrer Schüler angemessenen Unterricht bieten und diesen so einrichten, daß er in der zur Verfügung stehenden Zeit zu einem Abschluß gebracht werden kann. Sie soll weder eine mechanische Fortsetzung der Volksschule, noch viel weniger eine Vorbereitung für die höheren Schulen sein. Sie soll ihren Schülern einen erweiterten und gründlich vertieften Volksschulunterricht bieten, gelehrten Unterricht grundsätzlich ausschließen. Gleichzeitig soll sie den Bedürfnissen des gewerblichen Lebens gerecht werden und dadurch die Interessen des Mittelstandes in einem Maße berücksichtigen,

wie es in den höheren Schulen nicht geschehen kann. Neben angewandter Mathematik und Naturlehre, Geschichte, Geographie und Deutsch gehört eine Fremdsprache zum eisernen Bestande des obligatorischen Lehrplans. Entsprechend den höheren Lehraufgaben stellt man natürlich auch an die Fachbildung der Lehrer erhöhte Anforderungen. Volksschullehrer, die an Mittelschulen unterrichten wollen, müssen sich einer besonderen Mittelschullehrerprüfung unterziehen.

Die preußische Mittelschule füllt eine Lücke aus und entspricht einem dringenden Bedürfnisse des Mittelstandes. Dieser Stand hat gar kein Interesse daran, daß der Lehrplan für die Schule seiner Kinder sich an den Lehrplan einer höheren Schule anlehnt oder ihn gar nachahmt. Wenn man unter Berufsbildung die Bildung versteht, die sich zusammensetzt aus der allgemeinen Bildung desjenigen Niveaus, auf dem der Berufsstand steht, und der Fachbildung, die er zur Ausübung seines Berufs nötig hat, so könnte man die Mittelschule schon eine Berufsschule des deutschen Mittelstandes nennen. Sie werde Nachwuchs liefern für die bürgerlichen Berufe der selbständigen Handwerksmeister, der Fabrikwerkmeister, der kleinen Geschäftsleute, der mittleren Beamten in den Gemeindeverwaltungen oder in größeren industriellen Unternehmungen u. a. Soweit die Mittelschule in ihrer reinen Form.

Die Pläne Falks sind nicht entfernt in dem Umfange verwirklicht worden, wie man berechtigt war zu hoffen. Dabei haben die verschiedensten Ursachen mitgewirkt. Falk war als „Kulturkampfminister" den Ultramontanen in der Seele verhaßt. Ultramontane Stadtverwaltungen gründeten schon deshalb keine Schulen, die von diesem Manne gefördert wurden. Sie behielten lieber ihre alten Lateinschulen mit ihren geistlichen Rektoren und ließen unter Nichtachtung der neuzeitlichen Forderungen die Knaben aus dem Kleinbürgerstande weiter ihre lateinischen Deklinationen lernen, damit sie mit der „Bildung des Quartaners" in das Berufsleben eines ehrsamen Handwerkers oder Bauern eintreten können. Weitere Gegner aber erstanden der Mittelschule aus den Reihen der Volksschullehrer, die ihre eigene Berufsarbeit durch die Mittelschule degradiert wähnten. Diese Gegnerschaft aus reinen Standesinteressen besteht noch heute in alter Heftigkeit. Als ausschlaggebende Ursache ist endlich der Mangel an „Berechtigungen" anzusprechen, an dem die Mittelschule leidet. Die Berechtigungen entscheiden nun einmal über das Schicksal einer deutschen Schule. Keine deutsche Schule, die über das Ziel der Volksschule hinausgeht, kann ohne „Berechtigungen" bestehen. Der Vater, dessen Entschlüsse über den Bildungsgang seines Sohnes nicht durch Familientraditionen beeinflußt werden, ist mit Recht Nützlichkeitsmensch. Als solcher fragt er nicht: Wo lernt dein Sohn das für seinen Beruf Nützlichste? Er kann das ja in den meisten Fällen gar nicht beurteilen. Deshalb fragt er in erster Linie: Welche „Berechtigung" hat dein Sohn am Schlusse des sechsten oder neunten Schuljahres? Die Antwort auf diese Frage ist für ihn maßgebend, sie entscheidet also auch über den Besuch und damit über die Existenz der Schulen. Sie hat die höheren Schulen über-

völkert und die Mittelschulen nicht aufkommen lassen. Ihr allein ist es zuzuschreiben, daß die Zahl der höheren Schulen in Preußen während des letzten Jahrzehntes von 556 auf 719, die Zahl ihrer Schüler von 156630 auf 220959 angewachsen ist, daß sich also die Schülerzahl auf den höheren Schulen um 41 Prozent vermehrte, während sich die Gesamtbevölkerung Preußens nur um 15 Prozent erhöhte. Mehr als die Hälfte der Schüler besucht die höheren Schulen von vornherein nicht in der Absicht — ihr Endziel zu erreichen. Für sie ist der Besuch der höheren Schule weiter nichts, als der immer noch sicherste Weg, gegen den Einsatz einiger Lebensjahre irgendeine Berechtigung, meist den Einjährigenschein, zu erlangen. Drei Viertel aller Schüler erreichen deshalb das Ziel einer höheren Lehranstalt überhaupt nicht; die Hälfte verläßt die Schule mit dem Einjährigenschein und der vierte Teil kommt nur über die untersten Klassen hinaus. Diese treten dann am Schlusse des schulpflichtigen Alters in einen bürgerlichen Beruf und haben nicht einmal eine abgeschlossene Volksschulbildung, weil sie statt der Volksschule die Unterklassen einer höheren Schule besuchen mußten.

Die großen sozialen Schäden, die sich daraus ergeben, liegen für den Einsichtigen auf der Hand. Da ist das Durchschnittsalter derer, welche die höheren Schulen mit dem Einjährigenschein verlassen, weit über siebzehn Jahre. In einem solchen Alter hat aber der Gymnasiast oder Realschüler keine Neigung mehr, Lehrling eines Handwerkes zu werden. Er wählt lieber einen Beruf, der nach seiner Ansicht in gesellschaftlich höherem Ansehen steht als das Handwerk und trägt zu unerträglicher Überfüllung dieser Berufe bei. Auf der anderen Seite herrscht in den Handwerker- und Kunsthandwerkerberufen anerkanntermaßen ein so großer Mangel an geeigneten Hilfskräften, daß in vielen handwerklichen Berufszweigen noch nicht einmal halb so viele Lehrlinge wie Meister sind. Hätten die für diese Berufe geeigneten jungen Leute eine Mittelschule besucht, dann würden sie ihren Beruf wohl nicht so oft verfehlen, wie es heute leider geschieht. Nur die „Berechtigungen", ohne die sie in deutschen Verhältnissen allerdings nichts beginnen können, hatten sie in die höhere Schule geführt. Die Staatsverwaltungen verlangen Berechtigungsnachweise, und Kaufleute wie Industrielle haben es den Staatsverwaltungen nachgemacht. Wer also aus irgendeinem Grunde wünscht, daß die reorganisierte Mittelschule nicht dasselbe Schicksal hat wie die alte, der muß darauf sinnen, die Mängel des Berechtigungswesens auf irgendeine Weise zu beseitigen oder wenigstens zu verkleinern.

Es ist denn auch eine Reihe von Vorschlägen gemacht worden, radikale und vorsichtig abwägende. Der eine heißt: Abschaffung jeglicher Berechtigungen. Wer einen Beruf wählt, der eine höhere Schulbildung zur Voraussetzung hat, mag diese durch besondere Prüfung nachweisen. Dann werden unsere Schulen nicht mehr um der „Berechtigung" willen besucht, und ihr Schülermaterial wird sich in der Hauptsache aus solchen jungen Leuten zusammensetzen, deren Bildung

um ihrer selbst und um des Berufes willen wertvoll ist. Die Schulen werden sich also nur ihren eigensten Aufgaben widmen dürfen und keine von ihnen ist die bevorzugte Konkurrentin der anderen. Die Mittelschule erhält ihren Zuzug aus den Kreisen, für die sie gemacht ist, wie die höhere Schule aus denen, die auf wissenschaftliche Bildung Wert legen. Wo aber viel Licht ist, da stellt sich auch Schatten ein. Wenn das Zeugnis einer normalen Erziehungs- und Bildungsanstalt, deren Lehrer ihre Schüler in jahrelangem Unterricht genau kennen gelernt haben, durch Konkurrenzprüfungen abgelöst wird, so liegt die Gefahr nahe, daß dem reinen Zufall, der ja bei solchen Prüfungen immer eine große Rolle spielt, ein viel zu großer Einfluß auf die Auswahl der Bewerber eingeräumt wird. Solche summarischen Prüfungen werden gar leicht zu Abfragevorstellungen, bei denen das schlagfertige Vonsichgeben mechanisch angeeigneter Kenntnisse — wie etwa bei der Rekrutenvorstellung — den Ausschlag gibt. Die Vorbereitung für solche Prüfungen wird man aber in der Hauptsache nicht in der normalen Erziehungsschule, sondern in Pressen suchen, die durch aufdringliche Reklame zu ersetzen suchen, was ihnen von der Gediegenheit einer deutschen Schule fehlt. Die solide deutsche Schulbildung müßte dadurch aber schweren Schaden leiden. Solchen Zustand kann also niemand herbeiwünschen, der im Interesse der deutschen Volksbildung eine gedeihliche Entwickelung des deutschen Schulwesens wünscht.

Auch die Aufhebung des Einjährigeninstitutes als der am deutlichsten sichtbaren Ursache des Schul- und Berechtigungsübels ist empfohlen worden. Man weist dabei gern auf Frankreich hin, das ja auch das Einjährigenjahr wieder abgeschafft hat. Als ob grade Frankreich darin für uns maßgebend sein müßte, wo doch die ganze Einrichtung über einen kurzen Versuch niemals hinausgekommen ist. Das Einjährigeninstitut in Preußen-Deutschland ist etwas historisch Begründetes und (auch militärisch) durchaus Bewährtes, das man doch nicht ohne zwingende Gründe umstößt, um einen gleichmacherischen Zustand zu schaffen, über dessen Rücksichtslosigkeit weite Bevölkerungskreise allen Grund zur Unzufriedenheit hätten. Dazu hat der preußische Kriegsminister noch auf eine andere Seite der Sache hingewiesen. In der Sitzung des Reichstages vom 28. Januar d. Js. beantwortete er den Wunsch eines Abgeordneten um Beseitigung der Einjährigen aus der Armee mit den Worten: „Wir stellen jährlich zwölftausend Einjährige ein. Die können wir nicht entbehren. Wenn wir entsprechend die Präsenzstärke erhöhen, so macht das eine Vermehrung der Kosten um 24 Millionen Mark!“ Wer also die Abschaffung der Einjährigen als Heilmittel unseres Schulwesens empfiehlt, der hat zuerst die Pflicht, die Parteien des Reichstages zur Bewilligung dieser außerordentlichen Etatserhöhung zu veranlassen.

Die Lösung der Mittelschulfrage kann nicht auf dem Wege liegen, der die geschichtliche Entwickelung des Berechtigungswesens in Deutschland durch einen Gewaltakt unterbricht. Ihre Lösung ist nur möglich durch Fortbildung und

Erweiterung der Berechtigungen auch auf die Mittelschulen. Die preußische Schulverwaltung widmet deshalb auch grade dieser Seite der Frage ihre vollste Aufmerksamkeit. Sorgfältige Erwägungen über die Berechtigungsfrage sind aber auch um so mehr am Platze, als durch sie der Mittelschule allein die Möglichkeit erhalten wird, ihre reine Form zu bewahren und sich in dieser Richtung fortzuentwickeln, statt zum Surrogat einer höheren Schule, zu einer Winkelschule zu werden, deren Schüler mit größerer oder geringerer Berechtigung mißtrauisch auf höheren Schulen aufgenommen werden. Den Grund zu solcher Besorgnis hat die Schulverwaltung selbst durch ihr Nachgeben gegen das Drängen kleiner Städte gegeben; sie stellt der Mittelschule in den neuen Lehrplänen „Anpassung an den Lehrplan der höheren Schulen" in Aussicht. Der ursprüngliche Hofmannsche Entwurf und demnächst der Falksche Normallehrplan schloß grade das als dem Wesen einer Mittelschule diametral gegenüberstehend grundsätzlich aus; er bestimmte, die Mittelschulen dürften „nicht eine Vorbereitung für die Gymnasien oder Realschulen sein, weil sie dann selbst einen Abschluß der Bildung nicht erreichen könnten". Erhalten die Mittelschulen nun keinerlei Berechtigungen, deren Besitz ihren Besuch zunächst praktisch anregt, dann werden ihnen die Schüler fern bleiben. Um diese Schulen nun in kleinen Städten lebensfähig zu machen, werden die Stadtverwaltungen in gar vielen Fällen die lateinische Rektoratschule als die „Anpassung an den Lehrplan der höheren Schulen" ansehen. Sie werden besucht, weil den Schülern die Erwerbung von Berechtigungen auf der höheren Schule, für die sie vorbereitet werden, wenigstens noch in Aussicht steht. Der eigentliche Zweck der Mittelschule ist dadurch aber völlig in Frage gestellt, und alle die oben erörterten Unzuträglichkeiten müssen sich verschärfen, weil den Schülern solcher Pseudomittelschulen durch diese Neuordnung die Aufnahme in die höheren Schulen sogar noch erleichtert werden soll. Die Pseudomittelschulen sollen nämlich der Aufsicht des Direktors einer brauchbaren höheren Schule unterstellt werden, damit ihr Abgangszeugnis zur Aufnahme in die höhere Schule ohne Aufnahmeprüfung berechtigt.

Sollen nun solche Abweichungen von der reinen Form, solche eigenartigen Gebilde, die weder Mittelschule noch höhere Schule sind, nicht aufkommen, dann muß die Bahn für die Entwickelung der reinen Form freigemacht werden. Das kann aber nur durch Ausdehnung der Berechtigungen, wenn auch in beschränkter Form, auf die neue Mittelschule geschehen. Schon in dem Falkschen Entwurfe war das vorgesehen. Es heißt dort, „die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst, welche die meisten der bezeichneten jungen Leute den höheren Lehranstalten zuführt, müsse von den Schülern der neuen Schule mit einem gleichen Aufwand von Zeit und Kraft erlangt werden können wie in den höheren Lehranstalten, und mit dem Zeitpunkt, wo diese Berechtigung hier erlangt werden kann, müsse in der neuen Schule der Unterrichtskursus schließen". Was man vor vierzig Jahren schon richtig erkannte, aber noch nicht durchzuführen wagte, das wird

bei der Reorganisation die Hauptsache sein, wenn man nicht erleben will, daß die einzige und notwendige Schule für den deutschen Mittelstand wiederum nur aus Mangel an Berechtigungen nicht aufkommt. Es wäre eine Ungerechtigkeit, die nur Erbitterung schaffen würde, wollte man die Mittelschule hinter „Pressen" stellen, deren Abschlußprüfung sogar in freigiebigster Weise die Berechtigung zuerkannt wird. Mit der Möglichkeit, den Einjährigenschein zu erwerben, muß natürlich auch den Mittelschülern die mittlere Beamtenlaufbahn freigegeben werden; denn für die meisten von diesen Anwärtern hat der Einjährigenschein ja doch nur Wert wegen der damit garantierten Vorbildung. Und es kann kein Zweifel sein, daß die neue Mittelschule die Anwärter für alle diese Berufe zweckmäßiger vorbereitet als das Gymnasium. Dann werden sich auch bald Kaufleute und Industrielle daran gewöhnen, beide Zeugnisse gleichzustellen. Hinter dem „Einjährigen" der Mittelschule stecken aber noch ganz andere praktische Fragen, deren Lösung nicht bloß für die Schule, sondern für das ganze Volk von großer Bedeutung ist, und man darf annehmen, daß nach Lösung dieser Fragen der Mittelschule eine große Zukunft bevorsteht und daß sie zum Wohle weiter Kreise wirken wird. Die höheren Schulen aber werden sich ganz ihrer eigentlichen Aufgabe widmen können, weil sie von unfähigen und unlustigen Schülern immer mehr befreit werden. Ist die Berechtigungsfrage aber erst einmal gelöst, dann wird die Mittelschule selbst schon die an die höheren Schulen angepaßten Klassen als einen Fremdkörper von sich abstoßen.

Soweit die Unterrichtsverwaltung in Betracht kommt, darf man die modifizierte Berechtigungsfrage wohl als gelöst betrachten, gelöst zugunsten der neuen Mittelschule. Aber die Militärverwaltung hat hier auch ein Wort, und zwar das entscheidende, mitzureden. Seit Monaten werden denn auch Verhandlungen zwischen den beiden maßgebenden Stellen gepflogen, auf deren Abschluß alle die mit gespannter Erwartung blicken, denen die glückliche Lösung der Mittelschulfrage im sozialen Interesse unseres Volkes und nicht minder im Interesse auch des höheren Schulwesens warm am Herzen liegt. Im Kriegsministerium ist man bedenklich geworden. Man sagt sich: Es werden viele Mittelschulen entstehen, weil diese billiger zu unterhalten sind als höhere Schulen. Von ihnen werden mit der Zeit so viele Einjährige ausgebildet, daß die zweijährige Dienstzeit in der Armee in Frage gestellt sein könnte. Es zeigt sich außerdem schon heute bei der sehr guten Vorbildung, welche ein Teil der Rekruten — insbesondere der den technischen Berufen entstammende — mitbringt, nicht selten, daß Zweijährige, die freiwillig bei selbstgewählten Truppenteilen eintreten, den Einjährigen an körperlicher und geistiger Tüchtigkeit und Brauchbarkeit überlegen sind. Man befürchtet also eine Verflachung der Bedingungen bei Ausdehnung der Berechtigungen auf die Mittelschulen.

Eine wesentliche Vermehrung der Einjährig-Freiwilligen durch Mittelschulen ist aber nicht zu befürchten. Schon heute machen nicht alle Gebrauch von ihrem

Einjährigenscheine, weil ihnen die Mittel fehlen. Er ist ihnen beim Eintritt in das bürgerliche Berufsleben nur wertvoll als Schulzeugnis. Aber es wird die erhoffte Abwanderuug der Schüler aus den Unter- und Mittelklassen der höheren Schulen nach den Mittelschulen hin stattfinden und ein Teil der Einjährigen wird künftig allerdings aus den Mittelschulen kommen. Eine Verflachung der Bedingungen wird aber der nicht befürchten, dem der Lehrplan der Mittelschulen bekannt ist, und der nebenbei einen Einblick gewonnen hat in die „wissenschaftliche Bildung" unserer Durchschnittsunterseknndaner, die mit dem Einjährigenscheine die höheren Schulen verlassen. Dazu ist die „Berechtigung", die man für die Mittelschule verlangt, auch eine recht bescheidene. Nicht etwa das Abgangszeugnis, welches die Schule ausstellt, soll ohne weiteres den Einjährigenschein im Gefolge haben, sondern die Absolventen sollen sich der öffentlichen Prüfungskommission ihres Regierungsbezirks stellen. Nur die eine Vergünstigung sollen sie dabei haben, daß sie sich ohne Rücksicht auf ihr Lebensalter zur öffentlichen Prüfung melden dürfen. Nach der allgemeinen Vorschrift darf das erst nach vollendetem siebzehnten Lebensjahre geschehen. Die Mittelschüler verlassen aber ihre Schule in der Regel schon mit dem fünfzehnten bis sechzehnten Lebensjahre. Als weitere Vergünstigung wird das erstrebt, was man den Landwirtschaftsschulen seit Jahrzehnten schon für die eigene Prüfung zugestanden hat, nämlich daß eine Fremdsprache zur Ablegung der öffentlichen Prüfung genügt. Die preußische Unterrichtsverwaltung hat sich auch bereit erklärt, dafür einzutreten. In der Sitzung der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses vom 25. Mai dieses Jahres wurde die Frage der Berechtigungen für die Mittelschulen von allen Rednern in die Besprechung gezogen. Mehrfach wurde betont, daß der Bestand und die Zukunft der Mittelschule wesentlich durch die Berechtigungen bedingt sei. Da äußerte der Vertreter der Regierung nachdrücklich, „daß die Unterrichtsverwaltung dahin ziele, für den Schüler der Mittelschule die Möglichkeit zu erwirken, sich gleich bei seinem Abgange nach neunjährigem Lehrgang der Prüfung für den Einjährig-Freiwilligendienst zu unterziehen".

In der Frage, der unsere Erwägungen gewidmet waren, hat die öffentliche Meinung durch Äußerungen der Presse aller Parteien fast einmütig Stellung genommen und sich zu dem Wunsche bekannt, daß sie zugunsten der Mittelschule entschieden werden möchte. Solche Stimmen, wenn sie sich sachlich und maßvoll kundtun, verklingen in der Regel nicht ungehört und wirken mitbestimmend auch auf die letzte Entscheidung ein. Wir dürfen deshalb der Weiterentwickelung der Verhältnisse getrost entgegensehen. Mit Wärme haben auch die Vertreter des preußischen Volkes, Abgeordnete der verschiedensten Parteien, sich der Sache angenommen, und nicht zuletzt hat die Unterrichtsverwaltung diese Wünsche gutgeheißen. So einmütiger Überzeugung gegenüber wird auch das Kriegsministerium seine Bedenken fallen lassen müssen, und die endgülige Entscheidung so treffen, daß sie zum Besten unseres Volkes ausfällt.

Für das Erbrecht des Reiches

Von Juſtizrat Bamberger-Aſchersleben

4. Die Ausſichten einer neuen Vorlage

Wir haben die Pflicht, den ganzen Bau unſerer Geſellſchaftsordnung, Staat, Schule, Religion, Ehe, Handel und Wiſſenſchaft zu prüfen und zu unterſuchen, wie dieſe Einrichtungen in unſerem Empfinden begründet ſind. Die Welt war nicht nur für vergangene Geſchlechter da, ſondern ſie beſteht heute für uns, deswegen müſſen wir uns von jeder Inſtitution frei machen, die nicht in unſerer eigenen Seele ihre Wurzeln hat. Der Menſch iſt zum Reformator geboren, er ſoll erneuern, was früher geſchaffen wurde, er ſoll nichts aufrecht erhalten, was zur Lüge geworden iſt, ſondern das Gute und Wahre zur Geltung bringen, nach dem Vorbild der Natur, die uns alle umfängt, die keinen Augenblick ſtillſteht, ſondern ſich ſtündlich erneuert, die uns mit jedem Morgen einen neuen Tag, mit jedem Pulsſchlag neues Leben ſchenkt. R. W. Emerſon

Die Vorlegung des Geſetzentwurfes über das Staatserbrecht vom 3. November 1908 iſt eines der denkwürdigſten Ereigniſſe in der Geſchichte der Erbrechtsreform. Zum erſten Male hat die Regierung eines mächtigen Staates die Begrenzung des ſchrankenloſen Verwandtenerbrechts im Intereſſe der Geſamtheit als ihr Recht und ihre Pflicht anerkannt. Endlich ſollten ſinnloſe Beſtimmungen des römiſchen Rechts vom Jahre 543 fallen und Grundſätzen Platz machen, die dem heutigen Rechtsgefühl entſprechen. Wenn hiernach die Forderung einer Umbildung des Erbrechts nach dem Bedürfnis der Gegenwart ihre Berechtigung in ſich ſelbſt trägt, ſo konnte es unbedenklich erſcheinen, die Neuordnung in dem Zeitpunkt in Angriff zu nehmen, als die Not der Reichsfinanzen ohnehin dazu drängte, neue Einnahmequellen zu erſchließen. Noch iſt der Vorſchlag nicht zum Geſetz geworden, noch dauert die Finanznot fort. Es iſt zwar gelungen, für den Fehlbetrag in den laufenden Ausgaben großenteils Deckung zu erlangen, aber eine irgend weſentliche Herabminderung der Reichsſchuld iſt weder verſucht, noch erreicht. Nicht nur in ſachverſtändigen militäriſchen Kreiſen herrſcht ein Gefühl der Beunruhigung, ob im Falle eines Krieges bei dieſem Stand der Dinge, bei der offenkundigen Erſchütterung des Reichskredits die finanziellen Machtmittel ſo ſicher und umfaſſend bereit zu ſtellen ſind wie die militäriſchen. Das Erbrecht des Reiches gewährt die Mittel, die notleidenden Finanzen zu befeſtigen.

Deswegen wird ein Rückblick über die Aufnahme, die der Gesetzentwurf bei den verschiedenen Parteien, in der Presse und im Reichstag gefunden hat, nicht allein für den Historiker von Interesse sein, sondern mehr noch für den Politiker der Gegenwart, der berufen ist, zur Lösung der Frage mitzuwirken. Innerhalb der Regierung waren die treibenden Kräfte der Reform der damalige preußische Finanzminister, Frhr. v. Rheinbaben, und der Chef der Reichskanzlei, Unterstaatssekretär v. Löbell, beide erklärte Anhänger des Reichserbrechts, beide auch darin einig, daß die Erbrechtsgrenze hinter den Geschwistern zu errichten sei. Ihr Verdienst ist es in erster Linie, wenn bereits im März 1908 alle Regierungsstellen sich für die Reform erklärt hatten, so daß die Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes vor sich gehen konnte. — Von konservativer Seite wurden dem Projekte die Wege geebnet. Die „Kreuzzeitung" äußerte sich schon in ihrer Wochenübersicht vom 26. Januar 1908 beifällig. Sie sagte: „In den meisten Familien besteht zwischen entfernten Blutsverwandten keine persönliche Beziehung mehr. Solche „lachenden Erben" auszuschalten, verstößt nicht gegen die Rechtsauffassung des Volkes. Ist mit der Blutsverwandtschaft noch ein freundschaftliches Verhältnis verbunden oder ist der Familienverband irgendwie aufrecht erhalten worden, so wird die Errichtung eines Testaments jede unliebsame Wirkung der vorgeschlagenen Erbrechtsbeschränkung abwenden." Wenn das Erbrecht der Geschwisterkinder noch erhalten bliebe, so würden bei den konservativen Abgeordneten keine grundsätzlichen Bedenken gegen eine gewisse Beschränkung des Verwandtenerbrechts zugunsten des Reiches obwalten. Kurze Zeit später, am 21. Februar 1908, folgte eine eingehende, aus sachkundiger Feder stammende Besprechung der Frage unter dem Titel: „Erbrechtsreform" in derselben Zeitung. Unter Darlegung der geschichtlichen Entwickelung, der rechtlichen, sozial- und finanzpolitischen Seite der Sache hält der Verfasser zwar mit Bedenken wegen der richtigen Absteckung der Grenze und wegen der besonderen Verhältnisse des ländlichen Grundbesitzes nicht zurück, erklärt sich aber im übrigen unumwunden für die Reform, indem er sagt: „Der letzte Grund des gesetzlichen Erbrechts der Verwandten liegt nicht in der Blutsverwandtschaft allein, sondern in der durch diese bedingten näheren Famlienzusammengehörigkeit, und wo diese im allgemeinen nicht mehr lebendig ist, stehen wohl auch vom konservativen Standpunkt aus genügende prinzipielle Gründe einer Neuregelung nicht entgegen, die den Verwandten ein Erbrecht nur dann noch zugesteht, wenn der Erblasser dies in letztwilliger Verfügung ausdrücklich angeordnet hat." Auch der „Reichsbote" widmet dem Plane in der Nummer vom 12. Februar 1908 eine wohlwollende Erörterung und kommt zu dem Ergebnis, der Reformgedanke sei so gesund, daß man dringend wünschen müsse, ihn sobald als möglich in die Tat umgesetzt zu sehen. Mit derselben Entschiedenheit fordert die „Deutsche Tageszeitung" die Reform. Sie schreibt am 14. September 1908: „In dem neuesten Heft der „Neuen Revue" beschäftigt sich Justizrat Bamberger wieder mit seinem Gedanken, das Reich bei Intestaterbschaften, die an entferntere Verwandte fallen würden,

als Erben einzusetzen. Er sagt, man plane die Erbrechtsgrenze hinter den Geschwisterkindern zu errichten und die entfernteren Seitenverwandten durch die Reichskasse zu ersetzen. Das entspricht dem, was auch wir gehört haben. Wir halten diese Abgrenzung unserseits für vernünftig und geboten." Daß diese übereinstimmenden Auslassungen der angesehensten Organe der Partei nicht etwa als unverbindliche Preßäußerungen betrachtet werden können, das wird bestätigt durch die offizielle Erklärung, die Graf Schwerin-Löwitz drei Wochen nach Einbringung der Gesetzesvorlage über das Staatserbrecht an verantwortlicher Stelle, im Reichstag, in feierlicher Form abgegeben hat. Er brachte nämlich am 26. November 1908 schriftlich formulierte Leitsätze zur Verlesung, nach denen die Partei im Hause selbst wie in den Kommissionen verfahren werde. Leitsatz 4 spricht aus, Besitz und Einkommen sollten nur in Gestalt erhöhter Matrikularbeiträge besteuert werden, aber — „abgesehen von dem Erbrecht des Reiches und der Wehrsteuer, gegen welche wir dieses grundsätzliche Bedenken nicht haben". Ebenso erklärte Freiherr v. Richthofen am 20. desselben Monats die Vorlage ungeachtet gewisser Bedenken für wohl diskutabel. Was die freikonservative Partei anlangt, so hat sich ihr Führer, Freiherr v. Gamp, schon in der Sitzung des Reichstages vom 11. Januar 1906 mit besonderem Nachdruck für die Erbrechtsreform ausgesprochen. Er sehe den Erbanfall bei Geschwistern und noch mehr bei den weiteren Verwandten gewissermaßen als einen Lotteriegewinn an. „Bei der heutigen Entwickelung des Verkehrs", fährt er fort, „hat der Bruder, Vetter, Neffe oder ein noch entfernterer Verwandter eigentlich gar keinen Anspruch auf die Erbschaft des entsprechenden Verwandten und kann doch eigentlich gar nicht auf diese Erbschaft rechnen. In der Regel hängt es von ganz zufälligen Momenten ab, ob jemand seinen Bruder oder Onkel usw. beerbt, z. B. davon, ob der Bruder kinderlos ist. Er hat aber auch keinen Anspruch darauf von dem Gesichtspunkte aus, weil es das Vermögen seines Vaters ist, denn er hat seinen Anteil an dem Vermögen seiner Eltern bekommen. Ich meine, es ist doch eigentlich widersinnig, daß man weitläufige Verwandte, vielleicht im zehnten, zwanzigsten Grade, erst durch die Presse suchen muß, und daß man erst feststellen muß, ob diese Leute nicht etwa einen Tropfen gemeinschaftlichen Blutes mit dem Erblasser in den Adern haben. Da stehen uns Gemeinde, Staat und Reich viel näher. Ich meine also, daß man in dieser Beziehung weiter gehen könnte, und hätte auch gar kein Bedenken, eventuell den Reichsfiskus einzusetzen, um den Verstorbenen zu beerben." Freiherr v. Gamp ist auch, wie kürzlich erwähnt wurde, der Vater des trefflichen Gedankens, die Gemeinden an dem Ertrage des Reichserbrechts zu beteiligen.

Auch die wirtschaftliche Vereinigung hat von vornherein eine dem Reformwerk freundliche Haltung eingenommen. Bereits am 1. März 1906 richtete der Abgeordnete v. Damm im Namen seiner Partei unter Bezugnahme auf die Veröffentlichungen des Verfassers dieser Zeilen eine Interpellation an den Staats-

sekretär des Reichsjustizamtes, in der er unter dem Beifall der Rechten eine Beschränkung des Erbrechts der Seitenverwandten zugunsten der Gesamtheit befürwortete. Zustimmend äußerten sich von derselben Seite die Abgeordneten Zimmermann und Raab (20. und 23. November 1908). Der letztere hieß die Vorlage im Namen der Partei willkommen und führte aus: „Daß man das Erbrecht des Staates für Erbschaften stipulieren will, die man so ungefähr als verlassene bezeichnen könnte, das, glaube ich, bedarf keiner besonderen Begründung. Diese „lachenden Erben", die vielfach nicht in den mindesten Beziehungen mehr zu dem Erblasser gestanden haben, ja die manchmal erst durch ein sehr umständliches Verfahren aufgestöbert werden müssen, haben weniger Anspruch an eine Erbmasse als die Gesamtheit, so will es mir scheinen. Also darüber wird kein Streit zwischen der Regierung und uns entstehen." Das führende Blatt der Zentrumspartei, die „Kölnische Volks-Zeitung", behandelt die Frage unter dem 10. Februar 1908 mit anerkennenswerter Sachlichkeit und kommt nach gründlicher Untersuchung zu dem Ergebnis, daß in dem ethischen Bewußtsein der heutigen Generation das Erbrecht der entfernten Seitenverwandten keine ausreichende Stütze mehr findet. Das Volk habe kein Verständnis dafür, wie ein Erbe, der beim Tode seiner Verwandten „lacht", mit dessen Nachlaß beschenkt werden soll. „Der Gedanke: „Mein Erbe ist das Vaterland" mag unter den heutigen Verhältnissen vielfach etwas Erhebenderes haben, als der Gedanke: Mein Erbe wird ein entfernter Verwandter sein, den ich gar nicht kenne, der mir ganz gleichgültig ist, der sich nie um mich gekümmert hat, oder von dem ich vielleicht sogar schlecht behandelt worden bin." Die nationalliberale Presse hat sich einmütig für die Sache der Erbrechtsreform erklärt. Obenan steht die „Magdeburger Zeitung", die von Beginn der Bewegung an treu zu der für gut erkannten Sache gestanden hat; neben ihr sind besonders der „Hannoversche Kurier", die „National-Zeitung" und der „Schwäbische Merkur" hervorzuheben. Was die Blätter verwandter Richtung angeht, so ist es selbstverständlich, daß die „Tägliche Rundschau" ebenso wie die „Leipziger Neuesten Nachrichten" mit Entschiedenheit für die nationale Sache des Reichserbrechts Partei ergriffen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch der „Dresdener Anzeiger", seines amtlichen Charakters ungeachtet, schon zu der Zeit sich entschlossen auf die Seite der Reformfreunde gestellt hat, als die sächsische Regierung, im Gegensatz zur preußischen und bayerischen, noch eine schwankende Haltung in der Frage einnahm. Im Reichstage begrüßte der nationalliberale Dr. Weber den Entwurf als den grünen Tannenzweig in dem an und für sich nicht sehr wohlriechenden Steuerbukett. In ähnlichem Sinne sprach sich der Abgeordnete Dr. Paasche aus. Bei der Einzelberatung der Vorlage am 5. Juli 1908 war es der nationalliberale Vertreter der Stadt Leipzig, Dr. Junck, der unterstützt vom Abgeordneten Bassermann mit schlagenden Gründen auf die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit einer vernünftigen Beschränkung des gesetzlichen Erbrechts hinwies. Alle die Blätter der verschiedenen liberalen Richtungen außer den nationalliberalen

aufzuführen, die sich bemüht haben, das Verständnis für den Gedanken des Reichserbrechts in weite Kreise zu tragen, ist kaum möglich. An erster Stelle muß aber der „Frankfurter Zeitung" gedacht werden. An den Verhandlungen im Reichstage beteiligten sich zugunsten der Vorlage namentlich die Abgeordneten Dr. Wiemer, Müller-Meiningen, Dove und Ablaß. Daß endlich auch die sozialdemokratische Partei sich für die Reform erklärte, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Obwohl die vorstehende Übersicht keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, so liefert sie jedenfalls den Beweis, daß der Plan des Reichserbrechts bei Angehörigen aller Parteien Unterstützung gefunden hat. In dieser Übereinstimmung aber ist die Bestätigung dafür zu erblicken, daß es sich bei der empfohlenen Neuordnung des testamentslosen Erbrechts in keiner Weise um eine Parteiangelegenheit handelt. Unter den Umständen muß es Erstaunen erregen, daß eine so von der öffentlichen Meinung getragene Vorlage schließlich doch nicht zur Annahme gelangte. Sie wurde in der Reichstagssitzung vom 5. Juli 1909 mit 190 gegen 136 Stimmen abgelehnt. Dagegen stimmten die konservative, freikonservative, die Zentrumspartei und die Wirtschaftliche Vereinigung. Der Widerspruch mit den oben angeführten Erklärungen liegt zutage. Da nun nicht angenommen werden kann, daß diese Abgeordneten — oder ein großer Teil von ihnen — ihre Ansicht in einer bedeutsamen Frage des Rechts und der Finanzen innerhalb weniger Monate geändert haben, so wird die Lösung des Widerspruchs auf einem anderen Gebiete zu suchen sein. Vielfach wurde die Meinung vertreten, daß die Mehrheitsparteien von einer tiefgehenden Unzufriedenheit mit der Politik des leitenden Staatsmannes erfüllt gewesen seien. Ist dies richtig, erschien es den Parteien als politische Pflicht, in erster Linie auf eine Änderung in der Leitung der Reichsgeschäfte hinzuwirken, so mußte allerdings auch die Sache der Erbrechtsreform zurücktreten. Nachdem aber das angestrebte Ziel erreicht worden, ist kein Anlaß mehr vorhanden, mit der Erledigung der zurückgestellten Aufgabe zu zögern. Alle die gewichtigen inneren und äußeren Gründe für die Reform bestehen in vollem Umfange fort, nur daß die Schuldenlast des Reiches inzwischen noch gestiegen ist. Die Tilgung der Reichsschuld durch das Erbrecht des Reiches ist eine Aufgabe, an deren Wichtigkeit, Dringlichkeit und Volkstümlichkeit keine andere heranreicht. Damit erst wird der Abschluß der begonnenen Finanzreform erzielt, ohne daß ein Rückgriff auf die Erbschaftssteuer erforderlich wird. So sind die Aussichten einer neuen Vorlage über das Erbrecht des Reiches die denkbar besten, vorausgesetzt, daß sie von den Mängeln frei bleibt, die dem Entwurf von 1908 anhafteten. Sie sei einfach und klar in Form und Inhalt. Es kommt weit weniger darauf an, daß der Wortlaut des Gesetzes sich dem Bürgerlichen Gesetzbuch einfügt, als darauf, daß jedermann im Deutschen Reich das Gesetz versteht. Es kommt auch nicht auf die Ausnahmen, sondern auf die Regelfälle an. Ohne Schwäche und Sentimentalität möge die Reichsgewalt in gesundem Egoismus

ihr Recht fordern und die Reichsinteressen so unerschrocken, so kraftvoll und siegreich verfechten, wie die Privatinteressen dies stets verstanden haben. Bis auf seine natürlichen Grenzen erweitert verspricht das Reichserbrecht gemäß früherer Veranschlagung (Nr. 43 der „Grenzboten") außerordentlich hohe Erträge. Eine Vorlage dieses Inhalts ist des allgemeinen Beifalls sicher. Wenn nicht alles täuscht, so ist die Bevölkerung der unfruchtbaren Parteikämpfe herzlich müde; sie wird aufatmen und mit Freude eine positive Aufgabe begrüßen, die auf dem gemeinsamen Boden der idealen und materiellen Interessen ein hohes Ziel verfolgt, im eigentlichsten Sinne ein Werk der Versöhnung.

Der Selbstmord, seine Zunahme und die Präventivmittel

Von Kreisphysikus a. D. Dr. F. Schilling

Nichts offenbart in so greller Weise die psychische Disharmonie eines unglücklichen Menschen als der Selbstmord, jener Gewaltakt, der alle natürlichen Bande vorsätzlich zerreißt, jener tragische Konflikt, der sich zur Anklage gegen die Kultur und die menschlichen Institutionen richtet, da scheinbar mit den Fortschritten der Kultur auch unablässig die Häufigkeit der Selbstmorde steigt.

Das Selbstmordproblem ist mit vielen Fragen verknüpft, die noch zum Teil der Lösung harren. Ob der Selbstmord unbedingt ein Verbrechen, eine Tat des Mutes oder der Feigheit oder ein Akt der Verzweiflung sei, der anstatt der Verachtung Mitleid und Entschuldigung verdiene, darin weichen die Urteile der Geistlichen, Juristen, Philosophen und Ärzte wesentlich voneinander ab. Der Geistliche verurteilt die irreligiöse Handlungsweise und verweigert die Einsegnung der Leiche. Im Gesetze Moses heißt es, du sollst nicht töten, der Mord ist ebenso wie der Selbstmord ein Verbrechen. Fichte und Kant erklären ihn für unsittlich, weil ein Selbstmörder sich aller Pflichterfüllung entzieht; schon Plato stellte die Menschen auf einen höheren Wachtposten, von dem sich niemand ablösen dürfe. Schopenhauer nennt es eine sinnlose Phrase, wenn man behaupte, der Selbstmord sei ein Unrecht. Nach materialistischer Ansicht darf der Mensch das Leben von sich werfen, wenn es wertlos ist. Mit Milde sieht der Psychiater auf jenen Unglücklichen herab, der in Seelenqualen und wohl gar geistiger Umnachtung in den Tod ging. Unter den Dichtern verstößt Dante die Selbstmörder in die Hölle, während Dramatiker wie Shakespeare, Schiller, Goethe und G. Hauptmann den Selbstmord als tragischen Ausgang verherrlichen. Goethe, der selbst einst, beherrscht von Zweifeln an der Zukunft und Vorwürfen über die Vergangenheit, an Selbstmordneigung litt, erklärt in „Aus meinem Leben" den Selbstmord für ein Ereignis der menschlichen Natur, das jeden Menschen zur Teilnahme fordert. Tolstoi spricht dem Menschen das Recht sich zu töten zwar zu, hält die Tat

aber für unvernünftig und unsittlich, weil das weder an Zeit noch Raum gebundene Leben, sich nicht vernichten lasse und der Lebenszweck, die Selbstvervollkommung, unmöglich gemacht werde.

Die statistisch erwiesene Zunahme der Selbstmorde im vorigen Jahrhundert, und die unter scheinbarer Regelmäßigkeit wiederkehrenden gleichen Vorgänge müssen das Volksbewußtsein energisch zum Kampfe gegen die Selbstvernichtung aufrütteln.

Wesentliche Aufklärung über die Häufigkeit und scheinbare Regellosigkeit haben uns in den letzten Jahrzehnten die immer mehr gepflegte Statistik, Nationalökonomen und Ärzte gebracht. A. Wagners Forschungen ergaben die Tatsache, daß an Stelle anscheinend willkürlicher Handlungen Gesetzmäßigkeit zu treten hat. Nach Morselli ist der Selbstmord für die Kulturentwicklung ein Kampf- und Ausleseмittel. Ausschlaggebend für die Selbstmordziffer sind die in der Natur, der Geistes- und Gemütsanlage des Einzelmenschen gelegenen und von außen an ihn herantretenden Faktoren, die sich als soziales Milieu zusammenfassen lassen.

Die Selbstmordarten sind ziemlich umgrenzt und kehren fast bei allen Völkern, selbst bei den Wilden wieder. Unter 100 Selbstmordfällen fanden sich in Preußen während der Zeit von 1883 bis 1890:

57,3	bis	62,0	Erhängte
17,0	„	20,0	Ertränkte
9,4	„	12,8	Erschossene
2,1	„	3,4	durchs Messer Verletzte
3,6	„	4,2	Vergiftete
0,8	„	1,4	Herabgestürzte
0,2	„	0,4	Erstickte
1,2	„	1,9	Überfahrene.

Ein kleiner Rest blieb unaufgeklärt, da Zufälle und Zweifel obwalteten. Die meisten Selbstmörder enden also durch Erhängen oder Ertränken, auf einem Wege, der keine besonderen Voraussetzungen macht, obschon diese Art des Suicidiums im bessern Teile des Volkes als unedel oder gewöhnlich gilt. Widerliche und quälende Selbstmordarten verraten den Geisteskranken, während sonst der Zweck, möglichst rasch ans Lebensende zu gelangen, verfolgt wird. Der Wilde beißt sich in die Zunge, um sich zu verbluten, wenn Fesselung den Gebrauch der Hände verbieten. Ort, Zeit und Gelegenheit, Alter, Beruf, Temperament und Geschlecht bestimmen die Wahl. Kinder, Frauen, Greise und waffenlose Lebensmüde stellen das größte Kontingent. Frauen greifen auch zum Gift; zum Erschießen gehört der Charakter einer Hedda Gabler. Der Offizier, Soldat und Jäger greifen zur Schußwaffe. Der Romane durchbohrt mit dem Dolch das Herz. Der lebensmüde Arzt, Apotheker oder Beamte nimmt Gift. Das Kind, das Dienstmädchen und die in Ehescheidung begriffene Frau stürzen sich vom vierten Stock auf den Hof oder die Straße, um nach Zertrümmerung des Schädels rasch das Leben auszuhauchen. Auch die Mode spricht mit; periodenweise wird Lysol oder Morphium genommen, dann ertränken sich zeitweise auffallend viel, später erschießt sich kurz hintereinander eine größere Zahl von Menschen. Um den Körper nicht zu entstellen, töteten sich lebensüberdrüssige Pariserinnen eine zeitlang mit Kohlenoxydgas. In Japan schlitzt man sich den Bauch auf, in Hindostan verbrennen sich die Witwen.

Für den gewöhnlichen Sterblichen ist bei der Selbstmordfrage der bedeutungsvollste Punkt das Motiv. Folgende Tabelle erläutert das Gesagte an 100 Fällen.

	Lebensüberdruß	Körperliche Leiden	Nervenleiden	Geschlechtskrankheiten	Geistesschwäche
männlich:	6,2	9,8	3,3	21,5	0,9
weiblich:	3,3	9,2	**7,9**	**37,0**	1,3

	Alkoholismus	Leidenschaften	Laster	Trauer	Rasse	Ärger
männlich:	**11,8**	2,4	0,6	**11,9**	7,3	2,7
weiblich:	1,3	**5,3**	0,1	9,1	5,4	1,9

Unbekannt blieben 22,1 : 17,9.

Bei den weiblichen Selbstmördern überwiegen Liebe und Eifersucht. Im Männerleben überwiegt der Ehrenstandpunkt; mit dem Besitz und Verlust der Namens- und Standesehre steht und fällt der Beamte und Offizier. Auch verletzte Frauenehre kann sittsame Frauen zur Verzweiflungstat bringen. Nach der Eroberung Magdeburgs durch Tilly stürzten sich viele edle Jungfrauen in die Elbe, um der Vergewaltigung durch Kroaten und Wallonen zu entgehen. Nicht selten lassen Zorn und Scham über ungerechten Tadel oder grobe Beleidigung und Reue über Vergehen rasch den Entschluß reifen, dem Leben ein Ende zu machen. Nicht jedermann stimmt Hartleben zu, der Reue als das Zeichen eines Sklaven bezeichnet. Mit dem Schwinden des Lebensmutes und der Arbeitskraft wächst der Entschluß, dem jammervollen Leben ein Ende zu machen; Pettenkofer erschoß sich, als er fühlte, daß seine Schaffenskraft erlosch. Menschen, die in steter Furcht leben, von einer schweren Krankheit befallen zu werden (Nosophobie), fallen ihrem Qualzustande schließlich zum Opfer. Die Unsteten, meist befähigte Menschen, die nie den ihnen zusagenden Wirkungskreis finden und genügende Ausdauer besitzen, sich ihre Karriere durch strenge Arbeit aufzubauen, werden mit der Zeit enttäuscht und unzufrieden. Mit wahrer Todesfreudigkeit gehen zu Zeiten religiöser Schwärmerei und reaktionärer autokratischer Gewaltherrschaft Fanatiker und Freiheitshelden in den Tod. Der Dichter Kleist, ein politischer Werther, erschoß sich aus Kummer über die Leiden seiner Zeit. Nach harten Schicksalsschlägen schwindet bei manchen Menschen der Glaube an die Gottheit und ihr weises Walten, und die Hoffnung auf ein Bessergehn in der Zukunft verschwindet. Familienleben und Ehe sind entscheidend für das Lebensglück. Besonders in Frankreich erweist sich die Familie als Lebensstütze, wenn sich das Leben günstig gestaltet, aber als Lebensstürzer, wenn das Glück die Familie flieht. Es töten sich mehr Unverheiratete als Verheiratete, mehr unverheiratete Mädchen als Männer, aber mehr Witwer als Witwen. Geschiedene verfallen öfter dem Selbstmordgedanken. Das Lebensalter wirkt mit seinem Tun und Denken, seinen Geschicken und Lagen mitbestimmend. Die Selbstmordfrequenz wächst vom fünften bis fünfundzwanzigsten Jahre beständig — bei Kindern unter fünf Jahren tritt taedium vitae selten auf —, dann verharrt die Ziffer auf etwas geringerer Höhe bis zum fünfunddreißigsten Jahre, sinkt wohl etwas bis zum fünfzigsten resp. sechzigsten Jahre, wächst wieder im höchsten Alter erheblich, da dann vielfach das Leben zur Last wird. Brahmanen und Stoiker entzogen sich der Schwäche des Alters durch freiwilligen Tod. Geistesstörung und Affektsteigerung bis ins Pathologische sind fast in der Hälfte der Fälle die Ursache. Auch da, wo sonst kein Grund aufzufinden ist, vermutet man vielfach psychische Störung. Es gab Zeiten, in der die Tendenz vorherrschte,

alle Selbstmörder für geisteskrank zu halten (Esquirol, Diez). Einzelne Statistiken gaben 21,5 Prozent bei Männern und 37,0 Prozent bei Frauen an; die amtliche preußische Zusammenstellung mit 25 Prozent greift sicherlich zu tief. Der Kieler Anatom Heller, der 300 Selbstmordfällen durch Umfragen nachging, konstatierte 43 Prozent Unzurechnungsfähige. Schwer dürfte es offenbar sein, nachträglich der Wahrheit auf den Grund zu kommen, da viele Selbstmörder das Geheimnis mit ins Grab nehmen oder Verwandte bewußt den wahren Grund verschleiern und Geistesstörung angeben. Kraepelin zählt 30 Prozent, Rehfisch 27 Prozent, Masaryk hält die Ermittelung für äußerst unsicher. Gaupp, der bekannte Psychiater in München, untersuchte 124 in die Anstalt eingelieferte Selbstmordkandidaten, welche an der Ausführung durch Rettung gehindert wurden, und fand unter ihnen nur einen Normalen, also geistig Gesunden. Während Heller bei seinem Material auch psychische Reizzustände bei Frauen während der Gravidität und Menstruation, Fieberdelirien und akute Infektion besonders anführt, ermittelte Gaupp angeborenen Schwachsinn, Melancholie, Depressionszustände, dementia praecox, paranoide Zustände, beginnende Paralyse, vorgeschrittene senile Demenz, Alkoholismus, Idiotie, Epilepsie, Hysterie und Neurasthenie.

Viele Feinde der fortschreitenden Kultur haben in erster Reihe die Zivilisation angeschuldigt, ohne zu wissen, daß es zu allen Zeiten, selbst unter den Naturvölkern und Wilden, wie der Anthropogeograph Ratzel längst nachgewiesen hat, Selbstmörder gegeben hat. Rückkehr zur Natur heißt Rückfall in Barbarei, und Fortschreiten in der Kultur Fortschreiten in der Veredelung des Menschen. Daß die Menschen in den letzten Jahrzehnten roher geworden wären, wird heute mit wenigen Ausnahmen niemand im Ernst behaupten.

Früher schrieb man dem Klima großen Einfluß zu, nach Montesquieus Angaben wurde der November in England und in der Schweiz als „Hängemonat" bezeichnet, weil während des herrschenden Nebels sich die Selbstmordfälle rasch häufen sollten; als ob der Nebel die Menschen auffallend trübe und lebensmüde stimme! Tatsächlich hat sich diese Behauptung angesichts der Statistik nicht bewahrheitet. England und Holland haben eine geringere Selbstmordziffer als das sonnige Italien. Dagegen kann die Jahreszeit nicht ohne erheblichen Einfluß sein: im Mai, Juni und Juli häufen sich die Selbstmordfälle, im Frühjahr, Herbst und Winter mindert sich ihre Zahl. Auf den Dezember fällt meist das Minimum. Um ein Beispiel herauszugreifen, kamen in Preußen in einem Jahre zu Ende der achtziger vorigen Jahrhunderts auf den

Januar	367	Juli	613
Februar . . .	393	August	546
März	500	September . . .	502
April	585	Oktober	491
Mai	649	November . . .	409
Juni	621	Dezember . . .	373

Daß nur die Wärme dabei der maßgebende Faktor sei, ist nicht glaubhaft, da Paris und Rom schon früher als Preußen starke Hitze im Jahre haben, und doch trifft auch dort auf den Juni fast die doppelte Zahl der sonstigen Monate. Zum Vergleich diene die Tatsache, daß auch die Irrenanstalten im Sommer am bevölkertsten sind.

Ferner gibt die Tageszeit einen großen Ausschlag; in der Nacht von 1 bis 5 Uhr finden wenig, aber viel Selbstmorde von 6 bis 12 Uhr vormittags statt;

mittags tritt eine Pause ein und von 2 bis 6 Uhr nachmittags wächst die Zahl rapide. Viel Menschen scheiden am Montag, weniger am Dienstag und Mittwoch, am wenigsten aber gegen Ende der Woche, besonders Sonnabends, aus dem Leben (v. Öttingen). Der Sonntag ist weniger beliebt.

Das Verhältnis der Selbstmorde bei dem Militär ist im Vergleich zur Zivilbevölkerung recht ungünstig; namentlich fällt dies in Österreich auf, wo 1886 bis 1890 auf je 100000 Mann 135 Fälle zu berechnen waren. Mehr töten sich Männer als Frauen, meist drei- bis viermal so viel; in der Schweiz ändert sich das Verhältnis sogar wie 5,8 : 1, in Belgien, Baden und Württemberg wie 5 : 1. Sobald die Frau mehr zur Arbeiterin wird, besonders in den Städten und Industriezentren, steigt die Zahl der weiblichen Selbstmörder auf 3 bis 3,5 : 1; in Berlin mit der stark erwerbstätigen Frauenbevölkerung wandelt sich die Zahl auf 2,8 : 1 um. Nur Norwegen, Dänemark, Schottland und Serbien machen hierin unter den europäischen Staaten eine Ausnahme. Das Alter charakterisiert sich in Preußen in einem fünfzehnjährigen Durchschnitt von 1889 bis 1903 (Krose) folgendermaßen:

0	bis 15	Jahre	= 72	40	bis 50	Jahre	= 1168
15	„ 20	„	= 423	50	„ 60	„	= 1107
20	„ 25	„	= 584	60	„ 70	„	= 797
25	„ 30	„	= 469	70	„ 80	„	= 352
30	„ 40	„	= 962	über	80	„	= 71

Rasseneinflüsse machen sich möglichst mit Kulturmomenten geltend. Morselli zählte in den siebziger Jahren auf 1 Million Selbstmörder 150 Franzosen, 145 Deutsche, 128 Skandinavier, 72 Engländer, 42 Slawen, 25 Romanen.

Viele Autoren halten die Religion für eins der wichtigsten Momente. Der Buddhismus begünstigt den Selbstmord; der Mohammedaner ist Fatalist und neigt wenig zum Selbstmord; das Christentum verbietet ihn und droht mit ewigen Strafen. Naturvölker erlauben und verwerfen ihn, je nachdem sie von religiösen Anschauungen durchdrungen sind. Die katholische Kirche nimmt für sich einen größern Schutz als die evangelische in Anspruch und scheinbar gibt die Statistik ihr recht; die griechisch-katholische Kirche soll die geringste Ziffer aufweisen. Im Deutschen Reiche kommen auf 100000 Einwohner 62,5 evangelische und 36,0 katholische Selbstmörder. Auch die Juden bleiben nicht frei trotz der Strenge ihres Glaubens. Nach Stand und Beruf gesondert kommen in Preußen in den Jahren 1883 bis 1890 auf 100000 Selbständige nur 40, auf öffentliche Beamte 61, auf Privatbeamte 63, auf Arbeiter und Gesellen 40, auf Dienstboten 40, auf Personen des Heeres 59, auf Rentner und Pensionäre 84, auf Almosenempfänger 67 und auf Insassen von Instituten 117.

Einige Sondergruppen heben sich aus der großen Menge hervor. Zunächst fällt uns der Kinderselbstmord auf, da die kindliche Psyche und Willenskraft noch nicht stark entwickelt ist. Sind die Fälle vor dem Schulbesuch auch selten, so mehren sie sich mit dem zehnten bis fünfzehnten Jahre, anscheinend infolge des Eintritts in die Pubertät, nach meiner Auffassung infolge größerer Anforderungen der Schule und größern Kontaktes mit den Lebensverhältnissen. Bei kleinen Kindern, unter denen die Mädchen überwiegen, sind häufig Lappalien, ein scharfer Tadel oder Angst vor Strafe und Neid der Anlaß, ins Wasser zu laufen oder aus dem Fenster zu springen. Gewöhnlich sind es hysterische, erblich belastete Kinder, deren Eltern an Epilepsie, Hysterie, Migräne oder Trunksucht leiden, die sich in melancholischer Verstimmung, explosiven Empfindungen nachgebend, ums Leben

bringen. Im kindlich-jugendlichen Alter fallen die Schülerselbstmorde auf; nicht die Schule mit übergroßen Anforderungen und Mißhandlungen, sondern meist schlechte elterliche Erziehung und abnorme psychische Konstitution, Psychopathie tragen die Schuld, wie wiederholte Nachforschungen ergeben haben. Guttstadt führt allein 289 Fälle für die höhern und niedern Schulen in Preußen pro 1883 bis 1888 an, die niedern Schulen sind selbstmordreicher als die höhern. In Preußen wurden nicht weniger als 1700 Fälle pro 1901 bis 1903 gezählt. Als Motive werden außer Examensfurcht, Zank mit Eltern und Lehrern, Strafurcht, Zorn und körperlichen Leiden noch gekränkter Ehrgeiz, Lebensüberdruß, Suggestion und unglückliche Liebe angeführt. Nach Baer waren in den Mittelschulen 18 Prozent geisteskrank und psychopathisch. Stadt- und Landschüler unterscheiden sich nicht unwesentlich. Soldatenselbstmorde kommen häufig vor, in Preußen 1883 bis 1890 auf 100000 Mann im Alter von 20 bis 25 Jahren schon 36, in Österreich war die Zahl höher; bei 35 Prozent wurde Furcht vor Strafe, bei 17 Prozent Unlust zum Dienst und bei 5 Prozent gekränkte Ehre ermittelt. Im Publikum schreibt man den Mißhandlungen die größte Schuld zu, der Dienst ist hart und streng, die Disziplin straff, da die körperliche und geistige Gesundheit des Soldaten für den Kriegsfall befestigt werden muß; aber wie die Schule, so hat auch die Miliz unfähige, ihrem Dienst nicht gewachsene Individuen, denen sich Psychopathen anreihen. Außer den Mannschaften stellen die Unteroffiziere und Offiziere ein nicht geringes Kontingent; Strafandrohung, Verletzung der Disziplin, Übergehn im Avancement, gekränkte Ehre, gelegentlich kostspielige Passionen, Schulden, Nervenüberreizung und Geisteskrankheit sind schwerwiegende Momente. Eine besondere Beurteilung verdienen die psychisch Unzurechnungsfähigen, jene von Trauer und Gram in tiefste Depression Verfallenen, jene von Angstanfällen, Verfolgungs- und Selbstbeschuldungsideen Tag und Nacht geplagten Geisteskranken oder die im Dämmerzustand Hand an sich legenden Hysterischen und Epileptischen. Der Tod löst ihre Pein. Seit dem Inkrafttreten des Invaliditätsgesetzes ist der Selbstmord der Rentenempfänger hinzu gekommen. Verfallen die von einem Unfall Betroffenen, insbesondere nach Gehirnverletzungen, einer Geisteskrankheit und nehmen sich dann das Leben, so erhalten die Familienangehörigen Rente, weil Ursache, Geistesstörung und Selbstmord im kausalen Zusammenhang stehn. Bei andern Arbeitern fehlt aber ein nachweisbarer Grund für Fortbestehen der Arbeitsunfähigkeit, sobald die Folgen des Unfalls beseitigt sind; trotzdem erheben sie Anspruch auf Invalidität, führen jahrelang Klage gegen Schiedsgericht und Reichsversicherungsamt, verlieren den klaren Blick und nehmen sich schließlich als wahre Querulanten das Leben, weil ihnen ihr vermeintliches Recht verweigert wird. Am traurigsten offenbart sich der Familienselbstmord. Entweder bringen sich die Glieder einer Familie selbst um oder der Vater oder die Mutter legen zuvor Hand an die unschuldigen Kinder und zuletzt an sich. Hier bringen Kummer, Sorge, Bankerott oder Schande das Familienoberhaupt zur Verzweiflung; es will, daß der Name der Familie für immer ausgelöscht wird. Meist handelt es sich um Degenerierte, geistig Gestörte, epileptische oder an Verrücktheit mit Verfolgungsideen leidende oder im Dämmerzustande handelnde Personen oder Säufer, die den Ruin der Familie vor Augen sehn und von Haus und Hof getrieben werden; in andern Fällen waren derartige Mörder oder Selbstmörder der Melancholie oder dementia praecox verfallen und handelten aus Angstgefühlen oder überspannten Ideen.

Das Entsetzliche des Selbstmordes liegt außer in der Tat in der enormen Zunahme der Fälle, seitdem uns die Statistik in Zahlen ein Massenbild von dieser Volksseuche verschafft hat. Im vorigen Jahrhundert endigten fast 2 Millionen Menschen in Europa durch Suicidium. Seit 1831 hat hier die Häufigkeit um 400 Prozent, das Wachstum der Bevölkerung dagegen nur um 60 Prozent zugenommen. Preußen zählte pro 1869 bis 1872 schon 72 Selbstmorde pro Million, später pro 1891 bis 1900 bereits 60518 (49219 evangelische, 10381 katholische, 918 israelitische). In Österreich stieg die Zahl in den Jahren 1881 bis 1898 von jährlich 3764 im Durchschnitt auf 4083, in der Schweiz von 658 auf 690, in Belgien von 689 auf 823, in Schweden von 557 auf 727, in England von 2213 auf 2877, in Italien von 1504 auf 2059, in Rußland von 2730 auf 3117, in Ungarn von 1479 auf 3184. Im Deutschen Reiche betrug die Selbstmordziffer im Jahre 1881 nur 9994, im Jahre 1903 aber schon 12730. Frankreich und Sachsen erheben sich über die übrigen Staaten. Nur in Norwegen, Dänemark, Spanien und wenigen andern Ländern sank die Frequenz. — Auch die Kinderselbstmorde nahmen beständig zu, wie Durand-Fardel für Frankreich, Morselli für Italien und Englands Statistik deutlich erweisen. In Preußen zählte man von 1869 bis 1898 bereits 1708 Fälle, in zwanzig Jahren verdoppelte sich die Zahl. Und dabei nimmt man noch an, daß diese Zahlen nicht einmal zutreffen, sondern tatsächlich höher sind, da unter die Rubrik undefinierbarer Todesursachen häufig Selbstmord fällt.

Die Statistik hat uns ein Zahlenbild gegeben. Leider ist es nicht absolut beweisend, noch allgemein belehrend. Eine Zahl lehrt nichts von der Biologie des Selbstmörders. Die Zusammenstellungen sind zu ungleich in den einzelnen Staaten und basieren nicht immer auf einwandfreiem Fundament. Die Personen, die die Unterlagen für die Statistik in Stadt und Land sammeln, sind nicht immer qualifiziert, der Wahrheit in zweifelhaften Todesfällen auf den Grund zu gehn. Nur große Vergleichszahlen, etwa hunderttausend Einwohner, und kurze, etwa fünfjährige Durchschnittsperioden, dürfen in Zukunft zu Vergleichen herangezogen werden. In jedem Kreis, jedem Regierungsbezirk und jeder Provinz muß man nach gemeinsam festgesetzten Grundsätzen, in denen Religion, Rasse, Abstammung, Fluktion der Bevölkerung, städtische oder ländliche, industrielle oder agrarische Bevölkerung, Stand, Alter, Geschlecht und vor allem Geisteszustand berücksichtigt, aber unmündige Kinder und selbstmordunfähige Personen ausgeschieden werden, zählen und registrieren, dann erzielt man endlich eine zutreffende Selbstmordgeographie. Deutschland besitzt seit 1892 eine einheitliche, vom Gesundheitsamt geleitete Ermittelung der Todesursachen.

Da der Selbstmord eine allgemeine Krankheitserscheinung im Organismus aller Nationen ist, erwächst unserer Zeit, umso mehr als sie bemüht ist, durch nationale und internationale Bestrebungen die Volksseuchen zu bekämpfen, ernstlich die Aufgabe, der Progression mit Energie entgegenzutreten. Den Vorschlag, einen Antisuicidverein zu gründen, lehne ich ab. Viel segensreicher vermag die Tätigkeit einzelner, mitten im Leben stehender, ein offenes Auge bewahrender Männer, der Ärzte, Geistlichen und Beamten mit ihren Schutzorganen im stillen zu wirken, wo Gefahr droht. Sonstige Prohibitivvorschläge ergeben sich aus unsern Ausführungen über die Motive und deren Grundlage.

Man denke sich die Ausführung nicht so leicht bei einer Krankheit, die bereits so tiefe Wurzeln im Volksleben geschlagen hat. Gegenüber den Triebmitteln sind die Hemmungsfaktoren, die den Selbstmordgedanken als Ver-

brechen oder Feigheit ersticken oder eine Umkehr beizeiten vor der Ausführung des unheilvollen Planes ermöglichen, zu stellen. Die Motive sind nicht plötzliche Einfälle, sondern auf breiter Unterlage erwachsen. Nach Buckle ist der Selbstmord das Produkt des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft; was im einzelnen freiwillig und verantwortlich geschieht, sei eine notwendige Folge vorhergehender Umstände. Nicht grundlos wird die Religion als ein Abschreckungsmittel betrachtet. Die Zunahme der Selbstmorde lediglich auf die zunehmende Irreligiosität und den wankenden kirchlichen Glauben und den krassen Materialismus zurückzuführen, geht aber nicht an und ist ebenso verfehlt, wie den Unglauben auf Rechnung der Naturwissenschaften zu setzen. Auch im gläubigen Mittelalter fehlten Selbstmorde nicht, wie jene Beschlüsse der Konzilien beweisen, die das kirchliche Begräbnis der Selbstmörder verboten und die zwei Monate dauernde Exkommunikation den Selbstmordkandidaten androhten. Bloße Glaubenssätze machen die Religiosität nicht aus; auch verliert der Glaube seine Kraft, wenn Verzweiflung, Lebensüberdruß, schwerste Seelenkämpfe oder gar Geistesstörung den freien Willen wirkungslos machen. Selbst bei den Israeliten hat sich nach der preußischen Statistik die Selbstmordziffer im Zeitraume von 1885 bis 1900 verfünffacht. Es ist ein großer Fehler, aus dem Kollektivbegriff „Selbstmordmotiv" ein kausales Moment herauszugreifen und nun Vergleiche anzustellen. Wenn Spanien eine niedrige, England eine höhere Frequenz hat, dann müssen andere als religiöse Faktoren den Ausschlag geben. Nationale Eigentümlichkeiten wiegen vielfach religiöse Einflüsse auf. Auch nicht alle Autoren schreiben der Konfession die allgemein angenommene Bedeutung bei. A. Wagner spricht von einem „Vielleicht" und Rehfeld will sie ganz aus dem Spiele lassen. Falsch ist auch, wenn gesagt wird, daß mit dem Besitz größern Wissens das Gewissen erleichtert werde. Unwissenheit schützt sicherlich nicht vor dem Selbstmorde. In den Regierungsbezirken Schlesiens differieren die Ziffern außerordentlich; Liegnitz und Breslau zählen mehr Selbstmorde als Oppeln, trotzdem es dort viel Analphabeten gibt. Mit dem Wachstum der Städte und der Industrieorte mehrte sich die Frauenarbeit. Den Müttern fehlt die Zeit, sich genügend der Erziehung der Kinder zu widmen. Die Kinder kommen unreif aus dem Elternhause in Kreise, in denen nicht immer streng sittlich gedacht und gelebt wird. In der Schule müssen Gerechtigkeit und Liebe, Eingehn auf individuelles Verhalten, nicht Eigenwille und Laune die Erziehung der Kinder leiten, die nicht bloß in möglichster Ausbildung des Geistes, sondern auch in Festigung des Charakters und Gewöhnung an Sitte ihre Aufgabe zu suchen hat. Wer sich in der Jugend auslebt, spart nichts für das schaffende Mannesalter. Wie Minderwertige unter den Schülern in Sonderschulen gehören, so müssen Minderwertige und Psychopathen aus dem Militärstande ausgeschieden werden, ehe schwere Konflikte ausbrechen. Dem zunehmenden Alkoholkonsum, mag es sich um Branntwein, Bier, Wein oder Absinth handeln, zu steuern, ist ein unbedingt notwendiges Verlangen, da Rausch und alkoholische Geisteskrankheit offenbar Neigung zum Selbstmord erwecken. Die Branntweinsucht ist Selbstmordsucht (Prinzing). Keine Steuer ist gerechter als die Alkoholkonsumsteuer. Das Publikum ist noch mehr als bisher über die Schädigungen des Alkoholismus aufzuklären; die Zahl der Abstinenz- und Mäßigkeitsvereine, unter denen letztere bei uns mehr Anklang finden, muß unbedingt vergrößert werden. Die studierende Jugend soll sich anstatt Gelagen dem Sport hingeben. Der Alkoholdelirant gehört in die Irrenanstalt, der Berauschte darf sich nicht selbst überlassen bleiben. Wo Elend und Pauperismus in Familien

herrschen, muß die öffentliche Wohltätigkeit eingreifen; fehlt lokale Arbeitsgelegenheit, dann sind öffentliche Unternehmungen in Angriff zu nehmen; unberechtigte Streiks erheischen Bestrafung. Mehr Sparsamkeit zu Zeiten besseren Verdienstes wendet viel Not im Proletariat ab. Künstler, Techniker und Gelehrte, die sich oft mühsam bis zur Anerkennung durchringen müssen, sollten durch Stiftungen und Fonds reichlicher unterstützt werden. Die Vereinigung für Mutterschutz wird viele Mütter und besonders uneheliche Schwangere vor dem Kinds- und Selbstmord bewahren, wenn die Verwandten sich gänzlich von ihnen lossagen und sie mittellos sich selbst überlassen. Selbstmordkandidaten werden, bis sie sich beruhigt haben, wie in München in eine Anstalt über geführt. Geistes- und Gemütskranke, bei denen suspicio suicidii vorliegt, sollten in gut überwachte Heilanstalten gebracht werden. Der Ansteckung durch Syphilis, die in ihren Endstadien gern Paralyse erzeugt, wird am sichersten durch sexuelle Abstinenz, die noch niemand geschädigt hat, und Meiden des Verkehrs mit Prostituierten vorgebeugt. Gelegentlich verschuldet die Bühne bei wenig kritischen Individuen auf suggestivem Wege oder durch geistiges Kontagium den Selbstmord, wenn der Selbstmörder in dichterischem Sinne als Held gefeiert wird. Weit schlimmer wirkt aber in dieser Hinsicht die Tagespresse, die über alle Selbstmorde und Liebesdramen in allen Einzelheiten das Publikum unterrichtet. Ein Dienstmädchen, das von einer Vergiftung mit Lysol oder Veronal nichts gelesen hat, kommt weniger auf den Gedanken, sich in ungünstiger Lage damit zu vergiften. Die Mordschundliteratur muß verschwinden, leicht fühlt sich der unreife Leser in die Empfindungen des Selbstmörders ein und macht sie zu den seinigen. Die Lektüre von Werken Schopenhauers und Nietzsches paßt nicht für die kritiklose Jugend. Werthers Leiden erregte längere Zeit in schwankenden Gemütern das „Wertherfieber".

Den Menschen nur als Produkt unabänderlicher, natürlicher Notwendigkeiten hinzustellen, ist verkehrt. Die Konstitution bleibt nicht unwandelbar, das Milieu wechselt. Wer zwingt den einzelnen, wenn er geistig gesund ist, das Verbrechen zu begehn? Warum sucht das allgemein angenommene Gesetz diesen und nicht jenen aus, obgleich sie unter gleichen Verhältnissen leben? Vorläufig ist die Handlungsweise bei Gesunden eine freiwillige und der Selbstmord geistig Gesunder, deren Zahl die der Psychopathen wesentlich übertrifft, ist von dem der Geisteskranken wohl zu trennen. Moral und Sitte haben den Willen zu beeinflussen, charakterfeste, den Leidenschaften nicht sklavisch unterworfene Menschen unterliegen nicht ohne weiteres der Selbstmordneigung. Die Statistik gibt ein Massenbild und lehrt das Walten eines Naturgesetzes in mancher Hinsicht; die Schwankungen in der Frequenz und das Sinken der Selbstmordziffer in einzelnen Staaten beweisen jedoch seine Veränderlichkeit, und viele Ausnahmen werfen ein Gesetz um.

Eine große Soziale unter den Malaien

Von Dr. Emil Carthaus-Berlin

Die große Soziale", das ist auf der einen Seite das bestrickende und zündende Losungswort von vielen, vielen Tausenden intelligenter und nicht intelligenter Männer der Arbeit geworden, die sich in dem großen struggle of live entschieden benachteiligt glauben durch die heute in der bürgerlichen Gesellschaft durch Geld und Rang herbeigeführten Unterschiede; auf der anderen Seite erscheint für fast alle, denen diese Unterschiede zugute kommen, in der großen Soziale das blutgefärbte Schreckgespenst verkörpert, welches in nicht zu ferner Zukunft womöglich „alles gleich machen" wird, um eine neue Gesellschaft erstehen zu lassen, worin es nach der Redeweise der Sozialdemokraten keine Massenfaulenzerei der begüterten Klasse neben Massenarmut mehr gibt. Obgleich ich nun an Worte wie die folgenden: „Wenn einmal das Feigenblatt — in einer durch kommunistische Maßregeln in ihrer Kultur zurückgegangenen Zeit — wieder das allgemeine menschliche Kostüm geworden ist, dann erst haben die menschlichen Standesunterschiede aufgehört" nicht recht zu glauben vermag, so werden sich doch meiner Ansicht nach später die geistigen Förderer der großen Soziale vor schwerwiegenden Bedenken sehen, gerade dann wenn sie das große, goldene Ziel, nach dem sie so eifrig streben, zum Greifen nahe sehen. Nach nicht nur oberflächlichem Nachdenken über Sozialismus und Kommunismus, namentlich auch mit Berücksichtigung des Fortschrittes der Kultur in unseren Tagen, boten mir meine langjährigen Reisen in den östlichen Tropen unerwartet die Gelegenheit, an einem durch Rassenkreuzung und unter dem zeitweiligen Einflusse zivilisierter dunkler Arier recht intelligent gewordenen Malaienvolke, welches etwa eine Million Seelen zählt, die guten und schlechten Folgen einer auf Sozialismus bezw. Kommunismus begründeten, schon Jahrhunderte bestehenden Gesellschaftsordnung studieren zu können. Geleitet wurde ich dabei durch die mündlichen Mitteilungen eines ausgezeichneten Kenners jenes Volkes, des Herrn Residenten Kooreman, welcher neben seinem Freunde Professor Wilken schon vor Jahren genauere Mitteilungen über diese malaiische große Soziale in der wissenschaftlichen Welt der Niederlande verbreitet hat. In folgendem will auch ich nun die Einrichtung dieser weit reichenden Genossenschaft, deren Glieder an der

Westküste von Sumatra heute ein Gebiet von weit über tausend geographischen Quadratmeilen bewohnen, in kurzen Zügen zu schildern suchen.

Die braunen Menschen, welche die hier zu beschreibende große Kommune bilden, sind Malaien im engeren Sinne des Wortes, welche das eigentliche, gute Malaiisch, von den Holländern mit Rücksicht auf die höher ausgebildete Schriftsprache auch das Niedermalaiisch (Laagmalaisch) genannt, sprechen. Heute in dem Gouvernement „Sumatras Westkust", waren sie vordem in dem lange Zeit großen und mächtigen Königreiche Minang Kabau, das sich früher bis zur Ostküste der Rieseninsel erstreckte, vereinigt, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sowohl arische Hindus als auch von ihnen stark beeinflußte Drawidas schon recht früh und lange auf die materielle und geistige Entwicklung dieses gut beanlagten Volksstammes eingewirkt haben. Was mir dabei sehr auffällt, ist der Umstand, daß die Malaien von Minang Kabau, welche übrigens viel mehr Charakter und Selbstbewußtsein als die unglaublich nachgiebig und hündisch servil gewordenen Javanen besitzen, trotz dieses fremden Kultureinflusses durch all die Jahre hindurch ihre gesellschaftlichen Institutionen viel treuer bewahrt haben als ihre übrigen Rassengenossen, welche, wie besonders die Javanen, mit der Kultur der Hindus in längere und innigere Berührung gekommen sind.

Man kann wohl sagen, daß aus der Gesellschaftsordnung der Malaien von Minang Kabau eine so weitgehende Ursprünglichkeit, um nicht zu sagen Urtümlichkeit, hervorleuchtet, wie sie wohl kaum noch bei einem anderen Volksstamme in der Welt, der auf einer Kulturstufe wie diese Malaien steht, zu finden ist. Bildet doch bei ihnen nicht nur, wie das ja wohl bei dem ersten Aufkommen der Kultur überall der Fall war, heute noch der Familienverband die Grundlage der Gesellschaft, sondern es leitet sich bei ihnen auch noch die Blutsverwandtschaft allein von Mutters Seite ab, oder es herrscht bei ihnen, um mich eines gebräuchlichen ethnographischen Ausdruckes zu bedienen, heute noch das Matriarchat — die entschieden älteste und natürlichste Verwandtschaftsableitung bei allen Völkern.

Wenn der alte Vater Homer in der Odyssee und Ilias der darin so oft vorkommenden Frage: „Wer bist du; wessen Sohn rühmst du dich zu sein?" immer den uns so überaus naiv erscheinenden Zusatz: „Denn wer wüßte, wer sein lieber Vater gewesen sei" folgen läßt, so liegt dem leider nur zu viel Berechtigung zugrunde. Ist doch die Abkunft von väterlicher Seite eine weit unsicherere als die aus Mutterschoß. Darum muß denn auch die Ableitung der Verwandtschaft von mütterlicher Seite der von väterlicher Seite vorausgegangen sein. Wohl mit Recht sucht der treffliche niederländische Ethnograph Professor Wilken neben anderem in der Germania des Tacitus für unsere Altvorderen und in der Bibel für das alte Volk Israels noch erkennbare Spuren eines ehedem bestehenden Matriarchates nachzuweisen, wie dieses ja auch heute bei verschiedenen malaiischen, aber auch bei anderen Volksstämmen auf niedrigerer

Kulturstufe noch besteht. Ebenso finde ich es ganz gerechtfertigt, wenn Ratzel in seiner „Völkerkunde" die Annahme ausspricht, daß das Matriarchat bei allen Volksstämmen, namentlich denen der malaiischen Rasse, früher bestanden haben müsse — auch wenn bei ihnen heute das Patriarchat gelte —, sofern sie sich von alters her die Exogamie zum Gesellschaftsgrundsatze genommen, also nur eheliche Verbindungen mit Frauen aus einem anderen Stamme zugelassen hätten. Bei den Volksstämmen von Sumatra scheint nun letztgenannte gesellschaftliche Institution, um den schädlichen Folgen der Inzucht vorzubeugen, schon seit ferner Vorzeit streng durchgeführt worden zu sein, vor allen aber bei den Malaien von Minang Kabau, wo infolgedessen auch die scharfe Teilung des Volkes in ursprünglich vier (später allerdings mehr) Stämme so frisch in der Erinnerung geblieben ist, daß bei keinem von diesen Malaien darüber Zweifel entstehen können, aus welchem Stamme er ein Weib nehmen darf. Die Benennung für Stamm ist bei ihnen suku, welches Wort schon etymologisch auf eine Zergliederung der Volksgenossenschaft in vier Teile hinweist. Der Suku bildet nun die politischen Individuen, aus welchen sich der auf sozialistischer bezw. kommunistischer Basis errichtete Staat von Minang Kabau aufgebaut hat. Mögen sich auch durch die Hindu-Invasion die gesellschaftlichen Zustände in diesem Staate zeitweise in der Art verändert haben, daß dunkle Arier (die aber später mit den Sukus verschmolzen zu sein scheinen), dem Volke als Fürsten vorstanden, so bilden doch nach wie vor die Häupter der Sukus, die „Pangulus", die eigentlichen Leiter der großen malaiischen Soziale, und wenn nun auch schon so lange auf Sumatra das blau-weiß-rote Banner der Holländer weht, so hat diese dabei doch nur verhältnismäßig wenig von der Ursprünglichkeit ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen eingebüßt.

Jedem, der eine Reise durch das romantische Hochland von Padang, das man mit einem gewissen Rechte als die Wiege des alten Königreiches Minang Kabau ansehen kann, gemacht hat, werden all die großen, vielfach mit geradezu prachtvollen Holzschnitzereien verzierten Wohnhäuser der Eingeborenen aufgefallen sein. In diesen geräumigen Holzbauten sieht man nun aber keineswegs einzelne Familien in unserem gebräuchlichen Sinne untergebracht, vielmehr wohnt in jedem derselben eine ganze Anzahl von Müttern mit ihren Kindern und außerdem noch die sämtlichen Brüder der ersteren, sowie nicht selten mehrere Großmütter der Kleinen. Um es kurz zu sagen, so findet man in jedem dieser menschlichen „Bienenkörbe" eine große Anzahl von jungen und alten Menschen, die alle von der einen Mutter abstammen, welche diese Hausstätte gegründet hat. (Dabei rechnet aber nur die Verwandtschaft vom Mutterschoße her. Die Kinder der Söhne dieser selben Mutter aber wohnen in verschiedenen Häusern — dort wo die Frauen der Söhne in ihrem Mutterhause weiter wohnen geblieben sind.) Wenn eine Frau in den Ehestand tritt, so folgt sie nach Landesbrauch nicht etwa ihrem Gatten in dessen Behausung, nein, sie bleibt zusammen mit den von ihr geborenen Kindern im Mutterhause wohnen

und ebenso ihr Gatte in dem Hause seiner Mutter. Während der ersten Zeit nach der Eheschließung hilft der Mann seiner Frau wohl bei ihrer Arbeit, später aber ist er wieder sozusagen ausschließlich für den mütterlichen Herd tätig und stattet seiner Ehegenossin nach Belieben nur Besuche nach Sonnenuntergang ab. Da natürlich auch die Brüder der verheirateten Frau den Laren ihres Hauses nicht den Rücken kehren, so sind sie es, welche die Arbeit für ihre Mutter, ihre Schwestern und deren Kinder übernehmen. Kann das Haus, welches bei der sorgfältigen Auswahl der zu seinem Baue verwandten Holzsorten auch dort, in den regenreichen Tropen, recht lange dem Zahn der Zeit zu trotzen vermag, allmählich die sich stark vermehrende mütterliche Nachkommenschaft nicht mehr fassen, dann wird angebaut, und dieses eventuell noch mehrere Male wiederholt, wenn der reiche Kindersegen im Mutter- oder Großmutterhause solches erfordert. Man kann es gewöhnlich schon an der Zahl der aus der First des Daches hervorragenden hornartigen Zapfen (gebildet aus dem schwarzen Faserstoffe der Zuckerpalme) sehen, wie oft ein solches Anbauen infolge des Familienzuwachses nötig wurde. In der Landschaft von Korintji, welche im Südosten an das Gebiet von Minang Kabau angrenzt und ehemals zu diesem gehörte, findet man ungewöhnlich große Malaienhäuser, worin mehr als fünfzig Frauen mit ihrer Sippe in weiblicher Linie seßhaft sind. Es ist wirklich zu verwundern, daß unter all den Frauen in einem solchen Massenquartier meistens guter Friede herrscht; weil aber darin doch ein Herr und Meister sein muß und eine Frau dazu nicht recht geeignet erscheint, so vertritt ein Bruder der Begründerin des häuslichen Herdes als „Majordomus" im eigentlichen Sinne des Wortes ihre Stelle. Da sich nun das Matriarchat auch auf die Erbfolge erstreckt, geht von jenem die Herrschaft im Hause auf den ältesten Neffen in weiblicher Linie über, und so geht es weiter. Der malaiische Majordomus führt den Titel mamak (das ist Ohm, Onkel) und alle, die ihm unterstellt sind, nennen sich seine kamanakans (gebildet von anak, d. i. Kind). Kann das Mutterhaus ungeachtet seines großen Umfanges schließlich das ganze junge und alte Volk nicht mehr fassen, oder wird solch ein menschlicher Bienenkorb baufällig, dann tritt eine Teilung des Hausgesindes ein. Man errichtet sodann möglichst in der Nähe des Mutterhauses eine oder mehrere neue Wohnungen. Es entsteht so schließlich ein ganzes Häuserviertel (kumpulan rumah) für die große Familie. — Reicht in einer Ansiedlung der Umfang der Reisäcker und sonstigen Ländereien zur Ernährung der zu zahlreich gewordenen Dorfbewohner nicht mehr aus, so geht man auf der großen, im allgemeinen nur sehr dünn bevölkerten Insel zur Gründung einer neuen Ansiedlung über — ubi fons, ubi nemus placuit, wie es Tacitus auch von unseren germanischen Altvorderen sagt. Dabei bleibt aber das verwandtschaftliche Band zwischen den Auswanderern und dem Mutterdorfe ungelockert. Gibt es auch in jedem Hause einen Mamak, so bleibt doch derjenige von ihnen als der höchste respektiert, auf den vom ursprünglichen Mutterhause her durch Erbfolge in weiblicher Linie

diese Würde überging, und ebenso wird es zwischen Mutter- und Filialdorf gehalten. — Ist es auch nur die Tradition, durch welche die einzelnen Abstufungen der Verwandtschaft in der Erinnerung des Volkes erhalten bleiben, so vermag man diese doch mit Sicherheit in eine fernliegende Zeit zurückzudatieren.

Sofern man nun auf Grund dieser streng durchgeführten Gesellschaftsordnung weitere Rückschlüsse macht, kommt man auf die Sukus als Ausgangspunkte des großartigen Familienverbandes der Malaien von Minang Kabau zurück. Die Sage erzählt über diese Sukus folgendes: „Als sich die Gründer des Volkes zuerst auf Sumatra seßhaft machten, bildeten sie nur zwei Stämme, die aber schon in vier Sukus verteilt waren. Der eine Stamm mit den Sukus Kota und Pilian ließ sich in der heutigen Landschaft Tanah Datar nieder, der andere aber mit den Sukus Budi und Tjeniago besiedelte die Landschaft von Agam (die Umgegend des heutigen Fort de Kock). Als nun die Bevölkerung stark zugenommen, hat man mehr Sukus mit besonderem Namen gebildet, wie man auch jetzt vier und auch mehr Sukus in allen größeren Orten nebeneinander wohnen sieht." Mag nun diese Sage auch nur zum Teile Wahres berichten, so müssen doch jedenfalls ursprünglich vier Stämme auf dem Boden des späteren Königreiches Minang Kabau gewohnt haben, die bei bestehender Exogamie durch Wechselheirat miteinander verbunden waren. An der Gründung neuer Siedelungen werden sich dann Angehörige von mehreren Sukus zugleich beteiligt haben, oder sie haben sich nach und nach in jenem niedergelassen. Meistens scheint letzteres der Fall gewesen zu sein. Es bekleidet dann nach altem Gewohnheitsrechte immer der eigentliche Mamak des zuerst eingewanderten Sukus die Stelle des Dorfvorstehers oder Pangulus. Im anderen Falle bilden auch wohl mehrere Suku-Älteste den Ortsvorstand. (So sah ich z. B. in dem mehrere tausend Einwohner zählenden Dorfe Pakanten [Tapanuli] sogar zwei Oberhäuptlinge [Distriktsvorsteher oder Tuwankos] nebeneinander residieren.)

Wo nun eine neue Ansiedlung gegründet wurde, da scheint man bei der Anlage von bewässerbaren Reisfeldern (Sawahs) gemeinsam vorgegangen zu sein, was sich wegen der Herstellung ineinander greifender Wasserleitungen schon von selbst empfahl. Jede Familie nahm dann anfänglich so viel Ackerland für sich in Beschlag, als sie zu bearbeiten für gut hielt; doch scheint man schon bald dazu übergegangen zu sein, den Nießbrauch einzelner durch ihre Lage bevorzugter Felder alljährlich durch das Los zu bestimmen. Ließ die Anlage flößbarer Felder allmählich keine Erweiterung mehr zu, dann machte man natürlich dem Zuzuge von neuen Dorfbewohnern ein Ende, die alten aber blieben im Rechte der Bebauung eines festgesetzten Areales, und wenn die Einwohnerzahl schließlich zu groß wurde, ging man zur Gründung einer neuen Ansiedlung über.

Bei dieser Art des Besitzes und der beschriebenen Konstituierung der Gesellschaft gilt nun ein sehr wichtiger Grundsatz, der mit der Zeit durch das bei den Malaien von Minang Kabau allein geltende Recht, das als „adat" bezeichnete

Gewohnheitsrecht, geradezu sanktioniert wurde, nämlich der, daß der Besitz an dauernd in Kultur bleibenden (bewässerbaren) Feldern — wie er ja fast überall allmählich in einer Ansiedlung ein beschränkter wurde — nicht Eigentum einer einzelnen Person werden kann, sondern der Familie verbleibt und auch von dieser nur in Ausnahmefällen veräußert werden kann. Ebenso ist es zu halten mit dem Hause oder der Sohlstätte nach deutschem Rechtsbegriffe, sowie auch mit ererbten, wertvoll erscheinenden Mobilien, Waffen, Schmuck usw., die als harta pusaka bezeichnet werden. Auch verpfändet kann solcher Besitz nur ausnahmsweise werden und nur mit Zustimmung der ganzen Familie oder gar der Dorfgenossenschaft.

Da in der großen malaiischen Soziale nicht der einzelne eigentlich eine Rechtsperson ist, sondern nur die Familie, so kann es nicht so sehr überraschen, daß diese nicht nur in zivilrechtlicher, sondern bis zu einem gewissen Grade selbst in strafrechtlicher Beziehung für jedes ihrer Glieder einzustehen hat. Der herangewachsene Mann im Mutterhause arbeitet nicht für seine eigenen Kinder, sondern für die in diesem lebende Familie von mütterlicher Seite. Die Reisernte von dem der Familie zustehenden bewässerbaren Felde kommt nur dieser zugute. (Dem Manne steht zugunsten seiner leiblichen Kinder allein die Verfügung über das selbst, durch Arbeit in der Fremde oder auf Rodungen des Urwaldes [ladangs] an Ernteertrag Erworbene zu.) Dagegen ist der Mamak und mit ihm der Dorfhäuptling dafür verantwortlich, daß niemand von seinen Schützlingen Hunger leide. Sollte eine ganze Familie in Not geraten, dann wird sie nicht vergeblich an die Hilfe des näher stehenden Verbandes appellieren. So wurde und wird es auch noch heute überall da gehalten, wo die Familie noch von ihrem Grundbesitz lebt und wo sich nicht fremde Elemente in die alte Gemeinschaft hineingedrängt haben, wie dieses z. B. in der Hauptstadt von Sumatras Westküste, in Padang, der Fall ist, da dort vielfach Mischehen von Sukugliedern, selbst mit Chinesen und Arabern, vorkommen. Im Kontakte mit den umwohnenden Volksstämmen haben sich namentlich an den Grenzen gegen die Batakländer und gegen die Redjangdistrikte hin die zivilrechtlichen Verhältnisse ebenfalls mehr oder weniger verschoben. Wo aber auch fremde Elemente verändernd in das soziale Leben der Malaien von Minang Kabau eingegriffen haben mögen, da sehen wir doch immer wieder das Bestreben, zum alten Gewohnheitsrechte, dem Adat, mit seinen kommunistischen Grundgedanken zurückzukehren.

Als ein sehr interessantes strafrechtliches Verhältnis in dieser großen Soziale verdient noch die ziemlich weitgehende Verantwortlichkeit hervorgehoben zu werden, welche selbst die weitere Familie ihren Gliedern gegenüber zu übernehmen hat, was selbst in früherer Zeit so weit geführt hat, daß für eine Untat, die innerhalb irgendeines Häuserviertels begangen war, bis zu einem gewissen Grade alle Bewohner desselben verantwortlich gemacht wurden. Heute, wo sich unter dem langjährigen holländischen Regime, das sich gerade in letzter Zeit so

rücksichtslos gegen den malaiischen Adat zu zeigen beginnt, während das vordem klüglich vermieden wurde, die Verhältnisse auf dem Boden des alten Königreiches Minang Kabau in strafrechtlicher Hinsicht schon so sehr geändert haben, kann man darin wohl noch deutliche Spuren jenes uralten allgemeinen Verantwortlichkeitsgefühles erblicken, daß namentlich ein Fremdling überall sehr angelegentlich gefragt wird, woher er komme und wohin er zu gehen beabsichtige. Und das nicht allein — ein Fremdling, auf den schon mehr Gewicht gelegt wird, wird nicht etwa zur Auszeichnung auf seinem Wege durch die Gemarkung des Dorfes von dessen Vorsteher oder einem Vertreter von ihm geleitet, sondern in dem alteingepflanzten Bewußtsein, hier für seine Wohlfahrt verantwortlich zu sein. Daher erstreckt sich diese Begleitung ohne besondere Verabredung auch nur bis zur Dorfgrenze.

Um noch von dem unter den Malaien von Minang Kabau geltenden Erbrechte einiges zu sagen, so gibt es natürlich nur eine Erbfolge in weiblicher Linie, Testamente und Enterbung aber überhaupt nicht bei ihnen. Liegender Privatbesitz und die schon genannte harta pusaka bleibt bei der Familie. Der Vater kann seinen leiblichen Kindern nur Selbsterworbenes durch mündliche Schenkung zugute kommen lassen; erfolgt eine solche aber nicht, dann fällt auch dieses ohne weiteres den Kindern seiner Schwester zu.

Überschaut man die gesellschaftlichen Institutionen, wie sie in der besprochenen malaiischen Soziale bestehen, in ihrer Gesamtheit, sowie auch in ihren ursprünglichen, auf die Exogamie und das Matriarchat basierten Ausgangspunkten, so kann man nicht anders sagen, wie sehr sich auch die uns eingepflanzten bezw. anerzogenen gesellschaftlichen Grundbegriffe dagegen sträuben, als daß sich in denselben sehr viel gesundes, originelles Denken verrät. Eine andere Frage aber ist die, ob sich bei all den Komplikationen in den gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie ein hochentwickeltes Kulturleben und der immer weiter reichende internationale Verkehr mit sich bringen, vor allem aber auch der Einfluß des dem Grundbesitz gegenüber immer mächtiger werdenden Kapitales, die Konstituierung der modernen Gesellschaft auf einer ähnlichen kommunistischen Grundlage (wie ja eine solche auch in dem Sinne des bekannten Sozialpolitikers Charles Fourier liegt) empfehlen würde. Bei ruhigem, vorurteilsfreien Erwägen scheint manches dafür, doch mehr dagegen zu sprechen. Und wenn ich mich nun in möglichst unbefangener Weise über die guten und üblen Wirkungen, welche die bestehende große malaiische Soziale auf ihre Glieder ausgeübt hat, äußern soll, dann glaube ich nichts anderes sagen zu können, als daß sie auf deren Charakterbildung mehr im guten als im schlechten Sinne eingewirkt hat, daß sie aber, was bei weiterem Denken doch gewiß auch sehr in die Wagschale fällt, der materiellen und geistigen Hebung des Volkes keineswegs förderlich gewesen ist.

Mir scheint es über allen Zweifel erhaben, daß der Malaie auf dem Boden des alten Königreiches Minang Kabau ein viel besserer Mensch geblieben oder vielleicht auch geworden ist, als sein Namensvetter auf Java unter der viele

Jahrhunderte währenden despotischen Herrschaft der Hindus und ihrer halbjavanischen Abkömmlinge. Jener Malaie ist physisch entschieden besser entwickelt, besitzt mehr Selbstbewußtsein und Charakter und ist dabei ehrlicher und aufrichtiger als der Javane, mag ersterer im Vergleiche zu diesem von den mehr auf finanzielle Ausbeutung der Eingeborenen als auf deren geistige und materielle Hebung bedachten Holländern auch als trotzig und unbildsam hingestellt werden. Daß die Malaien von Minang Kabau dabei auch viel unternehmungslustiger und schneidiger als die Javanen geworden oder geblieben sind (soweit sie es zu sein der Mühe wert erachten), dürfte schon daraus hervorgehen, daß unter ihnen allein die schlauen und betriebsamen Söhne des himmlischen Reiches als Handelsleute nicht aufzukommen vermögen, während sie z. B. auf Java zum Teil sogar schnell reich werden. Auch habe ich nirgendwo auf der Erde das Eigentum vor Diebstahl so sicher gefunden wie unter jenen Malaien von Sumatra, aber wohlbemerkt nur dort, wo sie sehr wenig mit Fremdlingen in Berührung gekommen waren. Auch der Neid, dieser diabolische Agitator in der modernen Gesellschaft, regt sich bei jenem braunen Volke nur wenig, und auch von Geldgier kann bei ihnen noch viel weniger die Rede sein als bei den Javanen.

Daß nun alle die Charaktervorzüge, deren sich die Malaien von Minang Kabau den meisten ihrer Rassengenossen, besonders aber den Javanen gegenüber rühmen können, ohne Ausnahme den bei ihnen jahrhundertelang in Geltung gebliebenen sozialistischen bezw. kommunistischen Gesellschaftsbegriffen entsprossen seien, möchte ich nicht so ohne weiteres sagen; dahingegen ist es gar nicht zu verkennen, daß die geradezu unglaubliche, selbst ins Komische gehende Trägheit jener Sumatranen (welche allerdings bei besonderen Anlässen erstaunlich großer Rührigkeit und Energie Platz macht) eine Ausgeburt der großen malaiischen Soziale ist. Ich glaube, daß selbst bei den wärmsten Anhängern kommunistischer Ideen Bedenken gegen deren praktische Durchführung aufkommen würden, wenn sie einmal, wie ich, gesehen hätten, wie dadurch ein Volk mit sehr guten Anlagen zweifellos in seiner Kulturentwicklung nur ungünstig beeinflußt worden ist. So ist denn die schon seit vielen Jahrhunderten unter intelligenten braunen Menschen im fernen Osten bestehende große Soziale nicht gerade geeignet, Propaganda zu machen für eine noch größere Soziale unter den weißen Menschen des sich einer weit fortgeschrittenen Kultur erfreuenden Westens.

Im Flecken

Erzählung aus der ruſſiſchen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Viertes Kapitel: Eine Landpartie (1)

Die Juniſonne begann ihre erſten Strahlen zu verſenden, vergoldete die Kuppeln der Stadtkirchen und rötete die Wipfel der Tannen an der Chauſſee, als ein mit zwei mageren Pferden beſpannter Poſtwagen ſich dem Flecken näherte. Auf dem Vorderſitze, der aus einem quer über die Seitenwände liegenden Brett beſtand, kauerte der Poſtillon in einem ſchmutzigen, mit einem Strick umgürteten Hemde und auf dem Kopfe mit einem kleinen Hütchen, hinter deſſen Band einige Pfauenfedern aufrecht eingeſteckt waren. Den Hinterſitz — einen auf einem Strickgeflecht ruhenden Strohſack — nahmen zwei friſche, hübſche Mädchen in der erſten Blüte der Entwicklung ein, das eine gebräunt, mit faſt ſchwarzem Haar und ſinnigen dunklen Augen, das andere blond, bereits zur Fülle geneigt, mit einem fröhlichen, lachenden runden Geſicht, das durch die etwas emporgezogenen Brauen einen leichten Zug von — ja, was konnte der Zug andeuten? Leichtfertigkeit oder Rückſichtsloſigkeit? Gewaltſamkeit oder Selbſtſucht? Vielleicht von allen dieſen Sachen ein wenig, ein ganz klein wenig, und auch das erſt für die Zukunft.

Die Blonde war Marja Titowna Botſcharow, die Tochter des erſten Mannes der „kaufmänniſchen Nation“ des Fleckens, der drei Stationen von der Gouvernementsſtadt lag, und ihre Gefährtin war Olga Andrejewna Schejin, die Tochter des Hauptmanns außer Dienſt, der im vorletzten oder, von der Gouvernementsſtadt gerechnet, im zweiten Hauſe des Fleckens an der Chauſſee wohnte und das letzte oder, wieder von der Gouvernementsſtadt gerechnet, das erſte Häuschen an den jungen Hilfslehrer Okolitſch vermietete.

„War es nicht ein prächtiger Einfall von mir, Olga, die Direktrice zu überreden, daß ſie uns gleich nach Hauſe entließ, ſobald die Examen beendet waren! Was hätten wir noch eine ganze Woche dort anfangen ſollen! Eingemauert wie im Kloſter, ohne Beſchäftigung, ohne Zerſtreuung, und zuletzt noch die langweilige Abſchiedsrede des Direktors! Pfui, widerlich! Weißt du, Liebchen, mir wird übel, wenn ich an die Reden des Direktors denke, die wir jedes Jahr angehört haben, wenn er unſere Vorgängerinnen entließ. Was ſage ich, Reden! Immer eine und dieſelbe Rede, jährlich aufgewärmt und jährlich immer ſchlechter geſprochen. Es war jedesmal . . .“

„Er meint es gut dabei,“ ſchaltete Olga ein.

„Ach, was meint er gut! Er meint gar nichts. Er hält die Rede, weil es so Mode ist. Und da er zu faul ist, jährlich eine neue Rede auszuarbeiten, so wiederholt er die alte. Es war wirklich zum Übelwerden. Ich trank hinterher stets einige Gläser kalten Wassers, um den Geschmack niederzuwürgen."

„Weißt du, Maschа," meinte Olga, „unserem festen Zusammenhalten im Flecken wird sich manches Hindernis bieten, da unsere Väter nicht miteinander verkehren, ja, wenn ich nicht irre, sich nicht sehr gern sehen."

Marja nickte zustimmend.

„Das kommt," sagte sie, „weil mein Vater derb, ich will sogar zugeben, grob ist und dein Vater — wie soll ich es nennen? nun, auf seinen Adel stolz —"

„Sprich es aus, Herzchen, eingebildet ist. Ich kann es nicht leugnen, Papa hält wirklich viel darauf, daß er Edelmann ist, aber er . . ."

„Darum dünkt er sich unendlich erhaben so ordinären Geschöpfen gegenüber wie . . ."

„Maschenka, werde nicht bitter. Auch dein Papa ist stolz, sogar eingebildet. Er fühlt sich über alle erhaben. So sagen wenigstens die Leute des Fleckens."

„Ach ja, ich will Papa gar nicht verteidigen. Er pocht auf sein Geld wie dein Vater auf seinen Adel. Dabei ist aber weiter nichts. Mögen sie doch pochen, worauf sie wollen. Hole sie der Kuckuck, die beiden Alten! Was kann uns das hindern? Papa wird gewiß nicht ungastlich sein, wenn du mich besuchst, und ich hoffe, der deinige wird mir auch nicht die Tür weisen."

„Wie kannst du nur so etwas denken!"

„Was kümmern uns die Alten! Wir beide wollen unzertrennlich sein, täglich zusammenkommen, spazieren . . ."

„Ja, das geht. Zusammen lesen und . . ."

„Ja, das heißt später. Aufrichtig, Liebchen, fürs erste fühle ich leises Grauen, wenn ich an Bücher denke."

Olga blickte zu diesem Geständnis etwas spöttisch, wenn nicht gar mitleidig.

„Und was brauchen wir in der ersten Zeit die Bücher!" fuhr Marja fort. „Wir sind dem Flecken so entfremdet, daß wir genug zu tun haben werden, uns wieder mit ihm und der Umgegend bekannt zu machen. Jedenfalls aber soll uns nichts und niemand trennen."

„Selbst ein Bräutigam nicht," witzelte Olga.

„Ach, Liebchen," lachte Marja, „woher sollte der kommen! Es gibt ja keinen Mann im Flecken, der für uns passen dürfte."

„Und zudem haben wir uns vorgenommen, uns nicht voreilig zu verlieben."

„Verlieben! Dummheit!" sagte Marja und zog die Brauen empor. „Ich denke mich nie zu verlieben."

„Nie zu heiraten?"

„Das hat mit dem Verlieben nichts zu tun. Über kurz oder lang nehme ich ja wohl einen Mann, aber — sieh, Olga, ich kann das an den Fingern abzählen. Erstens, er muß leidlich aussehen, damit ich mich nicht schäme, mich mit ihm sehen zu lassen. Zweitens, er muß gebildet sein, damit ich mich nicht im stillen vor mir selbst schäme. Drittens — und das ist fast der Hauptpunkt — er muß reich sein."

„Stellst du den Reichtum wirklich so hoch, Maschа?"

„Sehr. Sieh, Liebchen, ich bin doch immer Tit Botscharows Tochter, bin gewöhnt, alles zu erhalten und alles zu haben, was ich wünsche. Wenn ich das Vaterhaus verlasse und einem Manne folge, will ich nicht schlechter leben als bisher. Im Gegenteil, ich will es besser haben, bessere Pferde, elegantere Kleider. Die Wohnung, das Mobiliar, die Teppiche, mit einem Worte, alles muß erste Sorte sein, fein, modern. Wozu sollte ich sonst heiraten?"

Olga schwieg. Um ihre Lippen spielte wieder das spöttische Lächeln, aber sie blickte dabei schwermütig vor sich hin.

Sie erreichten eben die ersten Gebäude des Vorfleckens, und nach wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Brückchen, das über den Chausseegraben zur Eingangstür des zweiten Hauses des Fleckens führte, wo der Besitzer, der Hauptmann außer Dienst Andrej Fomitsch Schejin, mit seiner Pfeife auf dem draußen angebrachten Bänkchen saß. Er hatte dem Wagen entgegengeschaut und sogar die Augen mit der Hand beschattet, um schärfer sehen zu können, denn es kam ihm wunderlich vor, daß Weiber ohne männliche Begleitung in der offenen Postequipage fuhren. Allmählich hatte sich seiner immer größeres Staunen bemächtigt, und jetzt sprang er auf, ließ die Pfeife fallen und lief so hastig vor, daß er fast das Brückchen verfehlt hätte und in den Graben gestürzt wäre.

„Olenka, mein Töchterchen! Was ist das? Durch welches Schicksal?"

„Das Schicksal bin ich diesmal, Andrej Fomitsch," sagte Marja, während Olga mit einem Satze vom Wagen in die Arme des Vaters sprang.

„Du Holzklotz," rief Marja dem Postillon zu. „Rühre dich. Setze den Korb und die Tasche des Fräuleins hinaus auf den Grasrand da. Hurtig! So. Nun schnell wieder auf! Vorwärts!"

Und ehe der Vater und die Tochter die Zeit gefunden hatten, sich zur Genüge zu herzen und zu umarmen, rollte der Wagen mit Marja bereits weiter in den Flecken hinein.

* * *

Am folgenden Morgen saß der Hauptmann Schejin mit seiner Tochter in vertraulichem Gespräch im Garten, als vor dem Hause ein Gefährt hielt. Ein junger Mensch sprang von dem Wagen, in dem er mit zwei wie Dienstboten aussehenden Mädchen auf einem ganzen Haufen von verschiedenen Kisten, Körben und Gerätschaften saß. Er schritt über das Brückchen zur Tür.

„Ignatij Leontjewitsch, halten Sie sich nur nicht auf," rief das eine Mädchen ihm nach.

„Ignatij Leontjewitsch," fügte das andere lachend hinzu, „verlieben Sie sich nur nicht. Werden Sie uns nicht untreu."

„Ach nu, ihr!" antwortete er und verschwand im Hause.

Bald darauf erschien er, von der Magd zurechtgewiesen, im Garten.

Es war Ssurikow, Botscharows Ignatij, wie man ihn im Flecken nannte, wenn man von ihm sprach. Er steckte in einem übertrieben modischen Sommeranzuge. Die ausgenähten Enden des veilchenblauen Battisthalstuches flatterten fast über die Schultern weg. Den Strohhut hielt er in der Hand.

„Ich habe die Ehre, zu grüßen, Fräulein," sprach er in gefälligem Ton unter tiefen Verbeugungen. „Ich erlaube mir, Ihnen zur Rückkehr der Tochter

zu gratulieren, Herr Hauptmann. Ich bin hier im Auftrage von Marja Titowna. Sie läßt sagen, Sie möchten um zehn Uhr fertig sein, Fräulein. Sie fährt mit Tit Grigorjewitsch und Anna Dmitrijewna auf das Gut. Der Vater will ihr die neuen Bauten zeigen. Dort wird zu Mittag gespeist werden. Ich bin mit dem Proviant voraus" — er wies mit der Hand nach der Chaussee, wo der Wagen hielt. „Also ich bitte, nicht später als um zehn. Tit Grigorjewitsch wartet nicht gern. Ich habe die Ehre, Fräulein. Meine Hochachtung, Herr Hauptmann."

Er wandte sich unter Verbeugungen zum Gehen.

„Erlauben Sie," sagte Schejin, „ich verstehe nicht recht. Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Ich?" fragte der junge Mann verwundert. Er konnte es nicht fassen, daß irgendein Mensch im Flecken ihn nicht kennen sollte. „Ich bin ja Sfurikow. Ignatij Leontjewitsch Sfurikow."

„Wenn ich recht rate, der Neffe des Herrn Botscharow?"

„Nun ja, natürlich."

„Sehr erfreut. Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Ich kann nicht," entgegnete Sfurikow mit einer Verbeugung und bedauerndem Achselzucken, indem er in weitem Schwunge eine goldene Uhr aus der Tasche zog und nach der Zeit sah. „Ach, es ist schon sehr spät, über halb zehn, und um zehn wollte Tit Grigorjewitsch hier sein. Ich muß . . ."

„Und wozu, wenn ich fragen darf, läßt Marja Titowna — so ist doch der Name — uns das sagen?"

„Mein Gott, Ihr Fräulein soll mitfahren. Bitte, nur ja recht schnell, damit Tit Grigorjewitsch nicht zu warten braucht."

„Hast du das so mit Marja Titowna abgemacht?" wandte Schejin sich an die Tochter.

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Es kam plötzlich," erklärte Sfurikow. „Tit Grigorjewitsch prahlte beim Tee mit seinen neuen Bauten und schlug vor, gleich hinauszufahren und dort zu Mittag zu speisen. Marja Titowna war ohne Bedenken dabei, jedoch unter der Bedingung, daß man auch das Fräulein" — er verbeugte sich gegen Olga — „mitnehme. Meine Hochachtung, Fräulein. Meine Hochachtung, Herr Hauptmann."

Er eilte fort.

„Nun, was, Ignatij Leontjewitsch," empfingen ihn die Mädchen im Wagen, „Sie wären fast kleben geblieben? War sie sehr hübsch? Haben Sie sich nicht ein wenig verbrannt?"

„Schweigt, ihr Krähen."

Der Wagen setzte sich rasch in Bewegung.

„Das war also, wenn ich es so nennen soll, eine Einladung an dich, Olenka," sagte lächelnd Schejin.

„Etwas eigentümlich," meinte Olga mit Kopfschütteln.

„Ja, allerdings eigentümlich," bestätigte der Vater, „sozusagen sehr familiär. Tut Marja Titowna, deine Freundin, es immer auf diese Weise? Aber was denkst du zu tun, Olenka? Dem Befehl gehorchen, die Einladung annehmen oder gleich das erstemal zeigen, daß du dich nicht kommandieren läßt?"

„Ich weiß wirklich nicht, Papachen. Ich möchte Maſcha nicht vor den Kopf ſtoßen. Sie meint es ohne Zweifel gut. Große Luſt habe ich nicht. Aber ich habe mit Maſcha abgemacht, treu zuſammenzuhalten und unzertrennlich zu ſein. Da muß ich doch wohl ſchon."

„Wie du willſt, Kind. Aber an langes Zuſammenhalten mit den Botſcharows glaube ich nicht. Mit ihm iſt es nicht möglich, und mit der Tochter — nun, wir wollen ſehen; aber mir ſcheint, ſie gleicht zu ſehr dem Vater."

„Ein liebes Mädchen iſt ſie doch, Papa. Lerne ſie nur erſt kennen."

„Gut, gut, Kind. Mache dich dann aber auch fertig."

Kaum war ſie weg, als raſſelnd und krachend Botſcharows Kutſche mit den fetten großen Braunen hörbar und ſichtbar wurde und bald darauf vor dem Hauſe anlangte. Schejin ging hinaus zum Brückchen und erreichte in demſelben Augenblick die Chauſſee, als Botſcharow ſich aus dem Kutſchenſchlage gewunden hatte und die Füße vom Tritt auf den Boden ſetzte. Schejin lüftete höflich die Mütze, und der Kaufmann nahm ſofort das Wort.

„Guten Tag! Du biſt der Hauptmann Schejin. Ich kenne dich. Nu, was iſt es mit deiner Tochter? Nicht fertig? Ich dachte es mir, daß wir würden warten müſſen. O, die Weiber, die Weiber!"

Der Hauptmann machte bei der unzeremoniellen Anrede ein etwas empfindliches Geſicht, aber unterdeſſen war Marja aus der Kutſche geſprungen und reichte ihm zum Gruß die Hand. Das friſche, üppig angelegte Mädchen ſah in dem kleidſamen Sommeranzuge ſo wunderhübſch aus und zeigte ſo freundlich und treuherzig die ſchneeweißen, niedlichen Zähne, daß jede Spur von Mißvergnügen dadurch beſeitigt werden mußte.

„Olenka iſt im Zimmer? Darf ich?"

Ohne Schejins Antwort abzuwarten, war ſie bereits wie der Sturmwind über das Brückchen weg und in das Haus geeilt.

„He, was?" ſagte Botſcharow mit ſichtbarem Entzücken. „Haſt du meine Tochter geſehen? Iſt das ein Trumpf! Schönheit, Leben! Wird das eine Braut werden!"

„Meine Tochter wird gleich fertig ſein," verſicherte Schejin. „Nur wenige Minuten. Wollen Sie unterdeſſen nicht belieben einzutreten? Oder vielleicht noch beſſer in den Garten? Der iſt ſchattig und kühl."

„In den Garten?" überlegte Botſcharew. „Na, meinetwegen. Ich habe gehört, daß du einen hübſchen Garten beſitzeſt. Ich will ihn bei der Gelegenheit beſehen."

„Seien Sie ſo freundlich."

„Nu, du, Anna Dmitrijewna, Kaufmannsfrau, krieche heraus," wandte Botſcharow ſich zur Kutſche zurück. „Wir werden in den Garten gebeten. Hebe dich, Dicke."

„Tit Grigorjewitſch," ließ ſie ſich aus dem Inneren des Wagens vernehmen, „wie ſoll ich denn hinauskriechen! Es wird ja doch nicht lange dauern."

„Nu, nu, ſei nicht faul, rühre dich. Wie du herauskriechen ſollſt? Haſt etwas Kluges geſagt. Haſt du nie geſehen, wie der Bär vom Birnenbaume klettert? So tue du auch. Mit dem Hinterteil voran. Nu, kommſt du?"

Ihr Geſicht erſchien auf einen Augenblick in dem Schlage, aber der Rat des Mannes mochte ihr behagen, denn ſie kehrte ſich und tat buchſtäblich, wie er geſagt

hatte. Botscharow packte einen ihrer Arme, und da sie lange mit dem Fuße nach dem Trittbrett tastete, sprang auch Schejin zu und faßte den anderen Arm. Endlich stand sie auf den Beinen, aber des Hauptmanns höflichen Gruß übersah sie, denn sie war zu sehr damit beschäftigt, das in Unordnung geratene Kleid zu glätten und niederzuziehen.

„Da ist sie," stellte Botscharow sie unterdessen vor, „sie selbst, meine Kaufmannsfrau. Siehst du, wie sie sich ausgefüttert hat! Schadet nichts. Hübsch ist sie noch immer. Du solltest sie früher gesehen haben. Milch und Blut, ein roter Apfel! Die Tochter gleicht ihr wie ein Ei dem anderen. Nur feiner ist Mascha. Natürlich, die Bildung."

„Aber wie du sprichst, Tit Grigorjewitsch!" sagte sie beleidigt. „Als ob ich eine Bäuerin wäre oder . . ."

„Nu, nu, nu, räsoniere nicht. Setze die Beine in Bewegung. Er will uns seinen Garten zeigen. Gehen wir."

Schejin führte sie durch seine sauberen Baumanlagen. Der Garten war seine Freude und sein Steckenpferd. Er hatte alles meist eigenhändig eingerichtet und angepflanzt, und eigenhändig arbeitete er jahraus, jahrein an beständiger Verschönerung und Verbesserung.

„Ja," lobte Botscharow, „das muß ich sagen, dein Garten ist gut, ist wie ein Puppenschrank. Bei mir sieht es anders aus, wie bei dem Teufel in der Handkammer. Nun, natürlich, ich habe keine Zeit, verstehe es auch nicht. Du siehst selbst nach dem Rechten, Eure Wohlgeboren oder Hochwohlgeboren — wie muß man dich titulieren?"

„Ich heiße Andrej Fomitsch."

„Ach, Bruder, das erzählst du mir unnütz. Ob du es sagst, ob du es nicht sagst — ich vergesse es doch. Ich behalte nur die Namen derer, mit denen ich täglich verkehre."

„Papa!" klang Marjas Stimme von der Chaussee her, „wir warten."

„Ich muß mich noch bedanken," sagte Schejin, während sie zur Pforte gingen. „Ihre Tochter ist so gut gewesen, mein Mädchen aus der Gouvernementsstadt mitzubringen. Ich . . ."

„Nicht wahr," sprach Botscharow stolz, „meine Mascha ist ein Trumpf? Sie hat es richtig zustande gebracht, früher zurückzukommen, als wir glaubten. Und kein Wort hat sie vorher geschrieben. Solch ein Teufel! Du bist auch froh, daß deine schon zu Hause ist?"

„Versteht sich. Aber Ihre Tochter will allein die Reise bezahlen, u . . ."

„Höre, Eure Wohlgeboren," unterbrach der Kaufmann, „was redest du von solchen leeren Sachen! Sie sind Freundinnen. Mascha darf es. Und wenn sie zwanzig mitgenommen und für alle bezahlt hätte! Ich erlaube ihr das. Zur Gesundheit."

„Ah!" rief er aus, als sie bei der Kutsche ankamen, „deine Tochter ist auch ein hübsches Mädchen! Guten Tag, Fräulein! Du bist mir lieb, wenn du meiner Mascha lieb bist. Aber nun hinein! Die Sonne brennt immer heißer. Krieche voran, Kaufmannsfrau. Kann ein Mensch sich solchen Unsinn denken! Es wäre so gut im offenen Wagen, in der frischen Luft. Nein, man muß sich in den verfluchten Kasten pressen."

„Aber, Tit Grigorjewitsch," widersprach die Frau während des Einsteigens, „wie geht das! Offen in der Sonne und im Staube!"

„Nu, nu, gut. Da ist weiter nichts zu reden. Pflanze dich."

„Und du!" wandte er sich an Schejin. „Fährst du nicht mit?"

„Nein, ich danke," lächelte der grüßend. „Ich muß das Haus hüten und die Tochter erwarten."

„Tit Grigorjewitsch, wie du sprichst!" ließ sich wieder die Frau vernehmen. „Die Kutsche ist doch nur für vier Personen."

„Nun, da haben wir es!" versetzte der Kaufmann und half den Mädchen in den Wagen. „Sie kann sogar rechnen! Eh, Mütterchen! Du nimmst freilich fast zwei Plätze ein, und deine Tochter hat neben dir kaum Raum; aber Seine Wohlgeboren und sein Fräulein sind so dünn, daß sie bequem mit mir zusammen in einer Reihe sitzen könnten. Die Kutsche ist, Gott sei Dank, von alter Art, kein so schmaler Kasten, wie man sie jetzt baut. Und zur Not könnte ich auch eines der Mädchen auf den Knien halten."

„Uff, die Hitze!" rief er, als er Platz nahm. „Man kommt wie in die Badestube. Und die Flöhe, die ich von den Weibern auffangen werde!"

„Aber Papa! Tit Grigorjewitsch!" riefen die Tochter und die Mutter, während er den Schlag schloß und die Pferde anzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 30. Oktober 1910.

Die Haltung der Regierung — Nationalpolitische Erziehung der Jugend — Jungliberale, Unternehmer und Konservative — Das Dienstalter der Offiziere — Mehr Unteroffiziere!

Die Verhältnisse in der inneren Politik haben sich in den abgelaufenen acht Tagen in nichts geändert. Die abwartende Haltung des Herrn Reichskanzlers lichtet weiter die Reihen derer, die stets schon aus prinzipiellen Gründen gern Verteidiger der jeweiligen Regierungspolitik sind, und macht die Tätigkeit der Regierungsorgane unsicher. Sie zwingt die Führer der Mittelparteien, die Wege weiter zu wandeln, die ihnen je nach Lebensanschauung und Temperament heute als die geeignetsten erscheinen, um ihr Ansehen im ernstlich beunruhigten Bürgertum zu erhalten und um zu verhindern, daß die in der Haltung der Regierung liegende Gefahr der Anarchie nicht die einzelnen Parteikadres zertrümmere. Wenn wir erneut auf die Gefahr hinweisen, so denken wir weniger an die sich mehrenden Straßenkrawalle, — in dieser Hinsicht ist die Betätigung der staatlichen Organe unbedingt fester geworden. Wir denken an den Mangel einer Regierungsparole, der aus dem Schweigen des Herrn Reichskanzlers hervorzugehen scheint, — im Lande hat man die Ansicht, die Regierung wisse nicht, was sie wolle! An dieser

Auffassung vermögen auch die gelegentlichen Äußerungen einstweilen nur wenig zu ändern, die die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" als Ansichten der Regierung verbreitet, wenngleich als erfreuliche Tatsache festzustellen ist, daß der Herr Reichskanzler hier und da den Schleier zu lüften beginnt, der das Geheimnis seiner Politik umgibt. Was man zu sehen bekommt ist allerdings noch nicht viel. Die wiederholte Bestätigung der Notwendigkeit eines „scharfen" Kampfes gegen die Sozialdemokratie enthält so wenig greifbare Vorschläge, daß sie selbst im Hinblick auf die Moabiter Vorgänge nicht recht erwärmen kann. Sie stellt so lange keine Parole dar, solange der Herr Reichskanzler nicht angibt, was er unter einer „scharfen Bekämpfung" versteht. Steht er für Ausnahmegesetze, wie sie die Konservativen und der Zentralverband Deutscher Industriellen fordern? meint er ein einmütiges Verhalten der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie bei den Wahlen? oder schließlich, meint er die Erziehung des Volks zur Feindschaft gegen den Umsturz? Wir könnten lediglich in der Bejahung der letzten Frage die Betätigung eines praktisch erreichbaren Zieles sehen, da sie in Zukunft den Ausfall der Wahlen bestimmen und die Anwendung von Ausnahmegesetzen aus der Diskussion ziehen würde. Die letzte Abwehr der Angriffe des Herrn von Oldenburg-Januschau gibt leider keinen Aufschluß. Wohl aber läßt sich aus den Betrachtungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 255) über die Bedeutung der Ausstandsbewegungen und der gelben Gewerkschaften folgern, wo Herr von Bethmann den Punkt erkennt, an dem der Hebel zur Überwindung der sozialdemokratischen Partei angesetzt werden kann, nämlich in der Ausbreitung der gelben Gewerkschaften. Wir möchten glauben, daß hier ein Ausgangspunkt liegt, der geeignet erscheint, einer Verständigung der konservativen und liberalen Mittelparteien mit dem Herrn Reichskanzler den Weg zu bahnen, — freilich nur unter einer Voraussetzung. Sieht der Herr Reichskanzler eine Möglichkeit, die Sozialdemokratie durch die gelben Arbeiterorganisationen zu überwinden, dann muß er auch die Versuche der bürgerlichen Parteien gutheißen, die nach Einfluß innerhalb der Arbeiterorganisationen streben und die sich im Zusammenhang damit der Propaganda unter der Jugend und deren Organisation widmen. Beurteilen wir die Ausführungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" richtig, dann hätten wir aber auch eine Parole, unter der sich das politische Leben einer ganzen Reihe von Jahren abspielen könnte; sie hieße: nationalpolitische Erziehung und Organisation der Jugend, und das Ergebnis ihrer Betätigung wäre die Überwindung der Sozialdemokratie. Da es sich hier um eine politische Frage handelt, so scheint es uns auch logisch, wenn sie in erster Linie von politischen Parteien und nicht von ad hoc gegründeten unpolitischen Vereinen in Angriff genommen wird. Die jungen Leute, die eben die Schulbank oder Lehre verlassen haben und die überhaupt dem politischen Leben Interesse bezeugen, wollen sich politisch nicht in Akademien belehren lassen, sondern wollen selbst Kritik üben an den sie umgebenden Erscheinungen. Daß sich diese Kritik in erster Linie gegen die Autoritäten richtet und damit gegen staatliche Einrichtungen entspringt so dem Naturell der Jugend, daß der reife Mann darin eine Gefahr für den Staat nicht sehen kann. Aber anleiten soll er die Kritik, denn in ihrer Unreife liegen auch alle Elemente für künftige positive Leistungen. Da gilt es anzuknüpfen, von dort kann eine Erneuerung unseres politischen Lebens ihren Anfang nehmen.

Sehen wir uns nun die politischen Parteien daraufhin an, die die angedeutete Aufgabe übernommen haben, so müssen wir feststellen, daß nur die Gruppen mit demokratischen Untertönen sich damit ernsthaft beschäftigt haben, davon die einen unter ausschließlicher Betonung des nationalen Prinzips, die andern unter aus-

schließlicher Verfolgung sozialer Ziele. Als wenn beide Ziele einander widerstrebten! Diese Zweiteilung hat neben andern Erscheinungen in unserm politischen Leben zu einer völlig mißverstandenen Beurteilung aller der Versuche geführt, die einen Ausgleich der Gegensätze anstrebten. Man hat besonders die Jungliberalen als Mit- und Vorläufer der Sozialdemokratie verdächtigt. Das sind Schlagworte, die viel Unheil anrichten müssen, wenn sie nicht rechtzeitig bekämpft werden. Gewiß bietet das Programm der Jungliberalen und hier und da ihr Auftreten genug Punkte, die den verantwortlichen Staatsmann besonders in Preußen beunruhigen können. Darin wird man sie mit den Alldeutschen auf eine Stufe stellen können. Aber der Reichsverband der nationalliberalen Jugend hat sich, wie wir schon früher zeigten, als befähigt erwiesen, in einer mehr oder minder gebildeten Jugend die kritiklose Annahme der sozialdemokratischen Lehren zu erschweren und teils zu verhindern. Überdies muß hervorgehoben werden, daß alle diese Leistungen möglich waren ohne nennenswerte Geldmittel, ohne eine Presse, lediglich infolge eines tatsächlich vorhandenen Bedürfnisses. In dieser Richtung hat außer den Jungliberalen noch keine der bestehenden bürgerlichen Parteien praktisch gearbeitet, weil keine Partei es für wert gehalten hat, sich um die heranreifende Jugend zu bekümmern! Könnten nicht die Alldeutschen, vielleicht der „Verein deutscher Studenten", in der angedeuteten Richtung ihre Programme ergänzen? mit ihren nationalen Auffassungen würden sie sicher manche noch schlummernde Saite bei der Arbeiterschaft schwingen machen! Was bisher seitens der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie unternommen wurde, bestand meist in einer Bekämpfung der äußern — gewiß recht unerfreulichen — Erscheinungen, die das Auftreten der Sozialdemokratie im Gefolge hatte, wie des Terrors und der Streiks. Abgesehen davon, daß diese Art des Kampfes nicht genügt, um die Sozialdemokratie zurückzudrängen, vermögen wir in solcher Betätigung eine Aufgabe für die politischen Parteien nur unter gewissen Voraussetzungen zu erkennen; vor allen Dingen sehen wir darin kein Mittel, um die Jugend zu gewinnen. Die Jugend will Ideale verfolgen und ist in der Wahl ihrer Ideale nicht zimperlich. Darum läßt sie sich auch so leicht vom Sozialismus einfangen, — darum ist sie aber auch nicht leicht zum Kampf für materielle Interessen eines herrschenden Bevölkerungsteils mobil zu machen. Dieser Kampf ist Sache der Unternehmerorganisationen. Doch die Unternehmer scheuen die öffentliche politische Arbeit ähnlich wie die Aristokratie, weil sie „saturiert", wie der schöne Ausdruck heißt, jeder Veränderung in den Verhältnissen skeptisch gegenüberstehen. Was für Verbesserungen könnten Änderungen in ihre Lage bringen? Das wäre schwer zu sagen und deshalb machen sich seit geraumer Zeit gerade im industriellen Unternehmertum stagnierende Elemente bemerkbar und gewinnen an Einfluß, die aus der Furcht vor Veränderung jeden politischen Fortschritt bekämpfen, obwohl doch gerade unser reiches Unternehmertum eine der besten Blüten des Fortschritts ist. Dies und verschiedene aus der gehobenen materiellen Lage hervorgehende Äußerlichkeiten geben dem Auftreten des heutigen „saturierten" Unternehmertums ein gewisses konservatives Gepräge. Und an diese äußerlichen Merkmale knüpfen die Konservativen des Ostens an, wenn sie hoffen, im rheinischen Industriebezirk Bundesgenossen zu gewinnen. Sollte sich unter den angedeuteten Verhältnissen wirklich im Westen unseres Vaterlandes eine konservative Partei formieren, dann darf man darin nicht unbedingt ein Zeichen beginnender Heilung sehen. Sollte z. B. die „Zuchthausvorlage" Gegenstand der Wahlagitation werden, dann könnte die angeblich konservative Organisation zunächst nur einen Erfolg haben: die Beseitigung aller nationalliberalen Abgeordneten des Industriereviers zugunsten von Sozialdemokraten und Ultramontanen.

Wenn die politischen Parteien in einem Lande durch ihre Beziehungen zueinander und zur Staatsregierung Zeichen der Anarchie und einer beginnenden Krise erkennen lassen, dann muß eine ihrer Verantwortung sich bewußte Regierung doppelt sorgsam die Instrumente prüfen, die ihr zur Verfügung stehen, um den Bestand des Staates nach außen und innen zu sichern. In der preußischen Verwaltung sind entsprechende Maßnahmen im Gange. Im Reich scheint ein Bedürfnis nach partiellen Reformen nicht zu bestehen. Darauf deutet die letzte Mitteilung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Nr. 255 hin, die die Zufriedenheit des Reichskanzlers mit dem Ergebnis der letzten Finanzreform zum Ausdruck bringt. Der Schlußsatz „Wer sich um die Erreichung dieses Ziels (Gesundung der Reichsfinanzen) müht, der wirkt nach einem Progamm von überaus praktischer Bedeutung" hat manche Optimisten zu dem Glauben veranlaßt, als könne von einer großzügigen Fortsetzung der Reichfinanzreform die Rede sein. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß sich der Satz lediglich auf die Wertzuwachssteuer bezieht, die der Regierung von den Parteien der Mehrheit bereits zugesichert ist. Angesichts dieser Genügsamkeit halten wir uns doch für verpflichtet, auf eine Tatsache hinzuweisen, die uns mit Sorge erfüllen muß, auf den sich von Jahr zu Jahr verringernden Ersatz an Offizieren und Unteroffizieren. Den Schlüssel zu diesen Erscheinungen gibt uns die soeben veröffentlichte Dienstaltersliste für die deutsche Armee. Aus ihr geht hervor, daß die Leutnantszeit jetzt 16 bis 17 Jahre, die Hauptmannszeit 12½ Jahre dauert, und daß für die Zeit als Major und Oberstleutnant zusammen 10 Jahre zu rechnen sind. Nimmt man das durchschnittliche Lebensalter beim Diensteintritt mit 19 Jahren an und berücksichtigt, daß im allgemeinen 2 Jahre vergehen bis zur Beförderung zum Offizier, so ergibt sich ein Lebensalter von etwa 38 bis 39 Jahren bei der Erreichung der Hauptmannscharge, ein solches von 50 Jahren bei der Ernennung zum Stabsoffizier, von 60 bei der zum Regimentskommandeur. Wenn zurzeit die Verhältnisse bei den letzten Chargen noch nicht ganz so ungünstig liegen, so kommt das daher, daß die heutigen Regimentskommandeure eine sehr viel kürzere Leutnantszeit hatten. Das Avancement hat sich erst allmählich so verschlechtert. In kürzester Zeit wird das Lebensalter aber die angegebenen Zahlen erreichen. Wartet doch auch jetzt schon eine Reihe von Offizieren', die auf eine Offizierdienstzeit von mehr als 35 Jahren zurückblicken können, noch immer auf den Regimentskommandeur. Diese Stabsoffiziere besitzen ein durchschnittliches Lebensalter von 56 bis 57 Jahren! Im Interesse der Armee liegt dies aber nicht. Daraus entspringt es, daß der Offiziersatz vielfach auf Schwierigkeiten stößt, und daß gerade die Kreise dem Offizierberu fern bleiben, aus denen sich die Offizierkorps früher beinah ausschließlich rekrutierten. Die Unsicherheit der ganzen Laufbahn, die große Wahrscheinlichkeit, im besten Mannesalter pensioniert zu werden und in eine wirtschaftliche Notlage zu geraten, halten jetzt viele Väter davon ab, ihre Söhne dem Heere zuzuführen. Sehen wir von den traurigen Folgen ab, die sich für den einzelnen Offizier aus den schlechten Avancements ergeben, so müssen wir auf die mit der Überalterung der Offiziere zusammenhängende Gefahr für die Schlagfertigkeit der Armee hinweisen. Die wahrscheinliche Folge des heutigen Zustandes wird bei Ausbruch eines Krieges sein, daß die Mehrzahl der Stabsoffiziere und zahlreiche Hauptleute schon nach den ersten größeren Anstrengungen ausfallen, und daß ihre Stellen von solchen Offizieren eingenommen werden müssen, die im Frieden nie Gelegenheit gehabt haben, ein Bataillon oder Regiment zu kommandieren. Die gesamten Früchte unserer Friedensausbildung werden somit durch den heutigen Zustand in Frage gestellt. In der Armee ist

man sich dieses gefahrdrohenden Zustandes auch längst bewußt geworden und es bringen verschiedene Vorschläge an die Öffentlichkeit, die nicht unbeachtet bleiben sollten. Die uns am wichtigsten erscheinenden Vorschläge gehen von der Auffassung aus, daß das schlechte Avancement darauf beruht, daß im Verhältnis zu den höheren Stellen zu viel Leutnantsstellen vorhanden sind. Hier soll eine Änderung eintreten. Man soll die Zahl der Hauptmannsstellen verringern, damit die Aussichten auf eine schnellere Erreichung der höheren Chargen verbessert werden. Gegen eine derartige Maßnahme wird in der Regel angeführt, daß im Mobilmachungsfall ein so großer Bedarf an Zugführern eintritt, daß er schon jetzt, selbst unter Zuhilfenahme der Offiziere des Beurlaubtenstandes, nicht gedeckt werden kann. Auch im Frieden sei zahlreiches Ausbildungspersonal erforderlich. Beides ist richtig, es ist aber nicht notwendig, daß diese Stellen lediglich mit Offizieren besetzt werden müssen. Dazu können sehr gut tüchtige Unteroffiziere benutzt werden, namentlich wenn man sich entschließt, ihnen eine besondere Ausbildung zuteil werden zu lassen. Man wird durch einzelne Vergünstigungen diese Elemente auch länger dem Dienste erhalten können, als es jetzt der Fall ist, wo sie alle bis auf vereinzelte Ausnahmen nach vollendeter zwölfjähriger Dienstzeit abgehen. Ähnlich den Deckoffizieren der Marine schaffe man eine besondere, gehobene Unteroffizierklasse. Das Material dazu werden jene Kreise des Volks liefern, die ihre Kinder in die Mittelschule senden. (Siehe auch unsern Leitartikel.)

Wir Wilden sind doch bessere Menschen. Als dazumal in der Erregung des Augenblicks über das etwas herausfordernde Überfliegen deutscher Festungswerke durch französische Flieger ein reichsländisches Blatt den recht radikalen Vorschlag machte, die ungebetenen Gäste einfach abzuschießen, da erhob sich jenseits der Vogesen ein Sturm der Empörung über solche Barbarei. Nun, man hat noch keinem französischen Flieger auch nur ein Haar gekrümmt. Was aber in jenem deutschen Blatt als kleines theoretisches Druckmittelchen auftauchte, sollte gerade in dem entrüsteten Frankreich in überraschender Weise praktische Bedeutung erhalten. Ja, man beschoß auf französischer Seite nicht etwa deutsche Flieger, die sich zumeist immerhin doch Ziel und Richtung selbst bestimmen können, sondern deutsche Ballons, die das nicht können. Und man tat das wiederholt nach dem übereinstimmenden glaubwürdigen Zeugnis der deutschen Ballonfahrer. Freilich, ob scharf geschossen wurde, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Daß der „Matin" die Schießerei in Abrede stellt, ist verständlich, aber keineswegs beweiskräftig. Von unseren östlichen Nachbarn, den Verbündeten Frankreichs, sind wir ja derartige Empfangsfeierlichkeiten und eine so intensive Betätigung des Gastrechts dermaßen gewöhnt, daß jedem deutschen Luftschiffer, der nach Rußland verschlagen wird, beinahe etwas fehlen würde, wenn man ihn nicht beschösse. Bei der alten französischen Kulturnation war ein solches Verfahren bisher neu und wird hoffentlich vereinzelt bleiben. Sonst würde die gewaltige sittliche Entrüstung, die damals im französischen Blätterwald über die deutsche Unkultur losbrach, nicht ganz die rechte Basis haben, und wir „Wilden" könnten beinahe sagen, daß wir doch bessere Menschen seien. Aber man mag das Wort des Seume redivivus ruhig in seinem ursprünglichen Sinn anwenden, auf die indianische „Unkultur" und auf jene Kanadier, die noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannten. In Frankreich schießt man auf fremde Luftschiffer. Die wilden Indianer bringen hilfsbereit die gestrandeten Gordon-Bennett-Fahrer zum nächsten Lazarett. A. P3.

„Deutschlands Raumkunst und Kunstgewerbe auf der Weltausstellung zu Brüssel 1910." Im Verlage von Julius Hoffmann-Stuttgart hat der Reichskommissar der deutschen Abteilung ein Illustrationswerk unter diesem Titel erscheinen lassen, das allen, die sich nicht persönlich von dem Sieg des deutschen Stils unterrichten konnten, Gelegenheit gibt, das wesentliche Material der deutschen Ausstellung in Brüssel in vorzüglichen (150) Abbildungen, zum Teil Buntdrucken, kennen zu lernen. Die Einleitung, die Robert Breuer dem Werk vorangestellt hat, ist eine vortreffliche, ebenso sachliche wie gut stilisierte Arbeit. Der erfreulichste Eindruck dieses Werkes ist die fast gleichmäßige und gleichwertige Beteiligung von Künstlern und Werkstätten aus allen Teilen Deutschlands. Diese Einmütigkeit der künstlerischen und handwerklichen Arbeit aller deutschen Provinzen und Länder ist unser schönster Erfolg. Er ist noch weit wichtiger als die allgemeine Anerkennung, die das Ausland uns mit wenigen chauvinistischen Einschränkungen gezollt hat. Das deutsche Kunstgewerbe beweist, daß Deutschlands Einigung nicht ein fremder, der Verschiedenheit von Nord und Süd, Ost und West aufgedrängter Gedanke ist, beweist aber auch, wessen wir bedürfen, um nach außen und innen als ein ganzes Deutschland zusammenzustehen: Das, was auf so vielen anderen Gebieten fehlt, hier hat es seine große Wirkung getan, das große Ziel, ein starker, fruchtbarer Gedanke, der deutschem Wesen entspricht. Im Kunstgewerbe heißt er: Qualitätsarbeit und künstlerische Bändigung der Zweckformen, Kampf gegen jede Art von sinnlosem Schnörkelwesen und angeklebter, unechter Dekoration. Der Sinn eines Gebäudes, eines Raumes ist in Form, Fläche, Farbe und Zierat zum Ausdruck gebracht, wobei der Zierat die Betonung der konstruktiven Stützpunkte sein und so das ganze Werk zu einem künstlerischen Kreis zusammenschließen muß. Man sehe sich daraufhin die Industriearbeiterhäuser von Georg Metzendorf-Essen, den Rathaussaal von Karl Hoffacker-Karlsruhe, das Trauzimmer von E. Högg-Bremen, die Repräsentationsräume von Bruno Paul-Berlin, Paul Thiersch-Charlottenburg, W. Troost-München, M. Heiderich-Paderborn, Wilhelm Thiele-Bielefeld, Wilhelm Kreis-Düsseldorf, sowie die bürgerlichen Wohnräume von R. Riemerschmid-München, P. Schultze-Naumburg, M. Läuger-Karlsruhe, endlich die mit liebenswürdigem Luxus ausgestatteten Liebhaberzimmer von R. A. Schröder-Bremen, Heinrich Vogeler-Worpswede, und nicht zuletzt die Fabrikanlagen von Peter Behrens-Berlin und den Gesamtbau der Ausstellung von H. v. Seidl-München an. Überall dieselbe gediegene Vornehmheit, die weit entfernt von jedem Protzentum innerhalb des Sachgemäßen eine Fülle von Formen und Farbenschönheiten bietet, wie sie gerade in dieser Vielfältigkeit nur wieder Deutschland mit der selbständigen, sich ins Ganze fügenden Überlieferung der einzelnen Gaue bei Nutzbarmachung aller Einzelkräfte zu verwirklichen vermag. Wie wir einen spanischen, einen französischen, einen englischen Stil haben, so wird der Stil des zwanzigsten Jahrhunderts der deutsche heißen. Wir wollen nicht rasten, dieses Ziel zu erreichen, das uns durch die Brüsseler deutsche Abteilung deutlich vorgezeichnet ist. W. M.

Prof. Dr. Emil A. Gutjahr. Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache vor Luther. Streifzüge durch die deutsche Siedlungs-, Rechts- und Sprachgeschichte auf Grund der Urkunden deutscher Sprache. VI und 240 S. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1910. 7,50 M.

Die vorliegende, August Meitzen gewidmete Schrift ist keine umfassende kritische Behandlung des in Frage stehenden Problems. Anschließend an einen schon früher (1906) erschienenen Teil (über den Kanzleistil Karls des Vierten)

seiner auf zwei Bände berechneten Studien gibt der Verfasser hier in den lose aneinander gereihten sechs Kapiteln seiner „Streifzüge" neuen Anstoß zur Lösung des „wunderbaren Problems" (wie er so oft gern zitiert) über die Entstehung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache. Seiner Ansicht nach, und hierin wird man ihm nur zustimmen, kann eine ergründende Behandlung des schwierigen Problems nicht von der Sprachwissenschaft allein ausgehen, ist sie doch trotz aller erfreulichen Fortschritte noch nicht ganz der Gefahr entronnen, vor der schon Jak. Grimm warnte, neben dem Worte nicht die Sache selbst zu vergessen. Die Geschichte und vor allem die Kulturgeschichte also muß mehr als bisher herangezogen werden zur Erklärung und Deutung großer sprachlicher Umwälzungen; die in der kulturellen Entwicklung eines Volkes mitspielenden Hauptfaktoren werden sich auch als Niederschlag in seiner Sprache nachweisen lassen. Von diesem Grundsatze ausgehend sucht Gutjahr namentlich die Siedlungs- und Rechtsgeschichte für die Beantwortung unseres Problems heranzuziehen, denn „für jeden, der mit der Siedlungsgeschichte, mit der Kolonisation des deutschen Ostens im zehnten bis vierzehnten Jahrhundert sich vertraut gemacht hat und der die mancherlei Einwirkungen kennen gelernt hat, welche die Kolonisation auf Recht, Agrarwesen, Siedlungsanlagen (Stadtplan, Dorfanlage, Haustypen), auf Kunst, besonders Architektur und Skulptur, ausgeübt hat, kann kein Zweifel sich erheben, daß auch die Sprache unter dem Einflusse der Siedlung, der „Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter", sich entwickelt haben muß". Hierbei ist nun in erster Linie regional zu trennen zwischen altem Stammlande und jungem Kolonisationsgebiet, zwischen Stadt und Dorf, dann zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen, zwischen Rittertum und Bürgerstand, zwischen Patriziat und Handwerkerstand, zwischen Stadtrat und Handwerkerinnung u. dgl., und dann erst folgt, oder wenigstens hätte zu folgen die wissenschaftliche Verarbeitung der jeder einzelnen dieser sozialen Schichten eigenen Sprache in ihrer mannigfachen Abstufung. Das ist der kulturgeschichtliche Hintergrund, oder besser gesagt Untergrund, auf dem der Verfasser die Geschichte unserer Schriftsprache aufgebaut wissen möchte. So gibt er in ansprechender Darstellung (allerdings an einigen Stellen in unnötiger Breite) einen Überblick über die bedeutendsten Kolonisationsbewegungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts namentlich im deutschen Osten und sucht dann, ausgehend von der Tatsache, daß der Hauptzug dieser Siedlungsbewegungen von Westen aus erfolgte — hauptsächlich das fränkische Element war dabei stark vertreten —, die kulturellen Folgen dieser Wanderung für Sprache und Recht aufzudecken. Es ist allerdings schwierig, die einzelnen Siedlungsbezirke des großen Gebietes einzelnen besiedelnden Stammesgruppen zuzuweisen, denn unser einziges sprachliches Hilfsmittel, die Ortsnamenkunde, versagt hierbei begreiflicherweise nur zu oft. Hier nun läßt Gutjahr die Rechtsgeschichte hilfreich einspringen. Durch die Kolonisation wurden im Osten neue Kulturzentren geschaffen. Erfurt, Halle, Magdeburg, Leipzig, Breslau, Prag, Wien u. a. Diese bildeten, die heimatlichen Verhältnisse des Stammlandes getreu widerspiegelnd, im dreizehnten und den folgenden Jahrhunderten ein eigenes Wirtschafts- und Rechtsgebiet aus. Wirtschaftlich äußerte sich diese Besiedlungstätigkeit in der übereinstimmenden Stadt- und Dorfanlage, in der Bauart und in der Flureinteilung, rechtsgeschichtlich im städtischen Bewidmungswesen. Dies alles war natürlich von größtem Einfluß auf Wortschatz und Sprache. Man könnte nun denken, der Verfasser würde anschließend an die Darlegung dieser Gedankengänge zu seiner Hauptaufgabe, der sprachlichen Darstellung dieser Kulturerscheinungen übergehen; statt dessen bringt er eine umfängliche Darstellung der Rechtsverhält-

nisse in den neuen Kulturzentren Ostmitteldeutschlands, die sich vornehmlich mit der Entwicklung des Sachsenrechts (Halle und Magdeburg) befaßt und dann zu dessen Aufzeichner, Eyke von Repgowe, führt. Diesen letzteren weist er dem ostmitteldeutschen Neulande (mitteldeutschen Neusachsen) zu. Hervorzuheben wäre aus dem ganzen, wenig Neues bietenden Abschnitt noch der Erklärungsversuch Gutjahrs für das dunkle, vielumstrittene „Hallorum" (Salzwirker im Tal an der Saale zu Halle); er sieht in dem zweiten Teil einen Verwandten unseres Wortes „räumen" und erklärt das Ganze als „Räumer, Roder für die Salzstätte". Freilich ist inzwischen auch diese Etymologie schon wieder umgestoßen worden! Was man in diesem zweiten Kapitel vergeblich suchte, bringt zum Teil das fünfte, das über „die kolonialen und sozialen Einflüsse" handelt und zweifelsohne den Schwerpunkt der ganzen Studie bedeutet, wie der Verfasser überhaupt in rein sprachwissenschaftlichen Erörterungen weniger glücklich ist in seinen Schlußfolgerungen (unsere neuhochdeutschen Diphthonge läßt er am Niederrhein [Köln] entstehen und von da ostwärts als „kolonialen Import" sich ausbreiten!) als in diesen Dingen.

„Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist entstanden und erwachsen auf dem Boden des kolonialen und zwar des ostmitteldeutschen Neulandes. Sie steht von Ursprung an in engster Beziehung zu den kolonialen, wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, ja sie ist der geistige Reflex der Kolonisationsbewegung, die von Grund aus neue Verhältnisse schuf", sie ist das „Erzeugnis einer neuen Kultur", nicht „Kunstprodukt", sondern in viel höherem Grade „Kulturprodukt". In diesem Satze gipfelt Gutjahrs Theorie. Als Kulturprodukt hat die neue Schriftsprache folglich auch „kulturelle, nämlich wirtschaftlich-soziale" Vorbedingungen gehabt. Sicherlich bestand unter den deutschen Ansiedlern schon von vornherein eine gewisse soziale Differenz, schon von vornherein ist zu scheiden zwischen konventioneller Standessprache ritterlicher und bürgerlich-kaufmännischer Kreise. Nun hatte das seinem Wesen nach hauptsächlich aus Oberdeutschland stammende Rittertum in seiner Standessprache naturgemäß auch mehr oberdeutsche Färbung als das „geldwirtschaftlich freiere, geistig regere, fortschrittliche" Bürgertum und wird diese ausgeprägte Färbung in der Zeit seines wirtschaftlichen Niederganges dem mächtig aufstrebenden Bürgerstande gegenüber sicherlich festgehalten haben. Wir hätten demgemäß zu scheiden zwischen einer ausgeprägt oberdeutsch-gemeindeutschen „Rittermundart" und einer mehr mitteldeutsch-gemeindeutschen „Bürger-(Patrizier-)Mundart" im ostmitteldeutschen Kolonialgebiete. Diese Scheidung allein reicht Gutjahr jedoch nicht aus, bestand doch das Bürgertum selbst wieder wirtschaftlich aus den verschiedensten Elementen (Großkaufleuten, Kaufleuten, Gewerbetreibenden und Bauern). Folglich muß die bürgerliche Mundart selbst wieder die soziale Schichtung des Bürgerstandes widerspiegeln, daher der verschiedene Grad der Entfernung einer jeden dieser bürgerlichen Standessprachen von der eigentlichen Volksmundart. Da sich aber im Entwicklungsgang unserer Städte nachweisen läßt, daß „nicht das Bürgertum an sich, sondern bestimmte Gruppen innerhalb desselben, die die Herrschaft infolge ihrer Wohlhabenheit und Intelligenz ausüben und deshalb ein potenziertes Bürgertum darstellen, bestimmenden Einfluß auf alle städtischen Verhältnisse und Kulturerzeugnisse des städtischen Lebens" gewinnen, so lag es nahe, diesen Gedanken auch für die Sprache fruchtbar zu machen. Weil nun je nach dem Machtverhältnis der einen oder anderen Gruppe der sprachliche Einfluß zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener gewesen sein muß, so kommt es, daß in vielen der neuen ostmitteldeutschen Kolonialstädte mittel- und niederdeutsches Idiom in Urkunden- und Rechtssprache wechseln. Namentlich an sogenannten Doppelstädten (Halle, Magdeburg) läßt sich dies nach-

weisen. Die Sprache und Mundart der Schöffen, die sich aus dem sozial gehobenen Teil der Bevölkerung zusammensetzten, war mitteldeutsch, daher auch ihre Rechts-, Verhandlungs- und Amtssprache mitteldeutsch (daraus zieht der Verfasser den Schluß, daß auch Eykes „Originalsprache das patrizische Ostmitteldeutsch" war und daß er sein Sachsenrecht infolgedessen nur in „gehobenem Ostmitteldeutsch geschrieben" haben kann); bildeten ihre Kreise jedoch die unterliegende Minderheit, so war die offizielle amtliche Schreibung eben niederdeutsch, wie z. B. in Halle, wo seit Vereinigung von Tal- und Bergstadt (1202) die sozial einflußreichere Bevölkerung der ursprünglich ostniederdeutschen Talstadt, die Pfenner, bis 1478 das Stadtregiment führte. Der Rückschlag dieser Verhältnisse ist im ostmitteldeutschen Gebiete, z. B. in thüringischen und obersächsischen Landen, noch heute zu erkennen. Neben dem volksmundartlichen „Damp, kloppen" stehen die „vornehmer" klingenden schriftdeutschen Formen „Dampf, klopfen". Und doch sind beide nur „von alters her" scharf hervortretende Eigentümlichkeiten sozial geschiedener Klassen, die beide zwar ostmitteldeutsch sprachen, aber schon durch das Standesbewußtsein voneinander getrennt waren: der Klasse der sogenannten kleinen Leute (der Handwerker, Krämer und Klein-Grundbesitzer) und der Klasse der Patrizier (der Großkaufleute und ihres Anhangs). Die Patrizier, zunächst „die Geschlechter", in ihrer natürlichen Hinneigung zu dem damals vornehmsten Stande der Ritter, suchten und fanden in dieser besonders hervorgehobenen sozialen Gruppe nicht nur in Lebensführung und Sitte („Art"), sondern auch sprachlich ihr „Modemuster"! Dieses patrizische „mittelste Deutsch" fand nun im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert als Umgangssprache rasche Verbreitung und Anerkennung und schließlich im sechzehnten Jahrhundert in der „neusächsischen" Bibelübersetzung Luthers seine „hauptsächliche Stütze". Es wurde als vornehmes Idiom Verkehrssprache und dann Geschäftssprache der Kanzleien. Wenn freilich der Verfasser den dann in dieser Geschäftssprache zutage tretenden oberdeutschen Einschlag in diese „Hochsprache" dem Siege des mehr kleinbürgerlichen Elements im „Zeitalter der Innungsbewegungen" (vierzehnten Jahrhundert) zuweist, so beruht dies auf Folgerungen seiner falsch aufgebauten sprachgeschichtlichen Erkenntnisse. Überhaupt lehrt uns das Buch, daß mechanische Erklärung sprachgeschichtlicher Vorgänge auf rein kulturgeschichtlicher Grundlage unmöglich ist. Der Grundgedanke, der dem Verfasser bei seiner Abfassung vorschwebte, ist richtig, darf aber nicht dazu verleiten, der einmal (und zum Teil mit Glück) eingeschlagenen Theorie zuliebe allgemein anerkannte sprachgeschichte Tatsachen umzubiegen. Die kulturgeschichtliche Betrachtung derartiger Probleme wird eben in erster Reihe doch wieder auf die philologische Forschung angewiesen sein und von deren allgemein feststehenden Resultaten auszugehen haben.

Trotz so mancher aus der Betrachtungsweise des Verfassers sich erklärenden Fehler und Mängel darf das auf weiten Grundlagen aufgebaute Buch aber angesehen werden als einer der wertvollsten und in seiner Art originellsten Beiträge zur Klärung des schwierigen Problems der Entstehung unseres „wertvollsten geistigen Besitztums", unserer Schriftsprache. Wir haben deshalb geglaubt, die interessantesten seiner (oft etwas umständlich und unklar herausgearbeiteten) Gedankengänge herausgreifen und auch in diesen Blättern weitere Kreise auf das Buch aufmerksam machen zu sollen. Auf die übrigen Abschnitte, die von den „deutschen Schriftsprachen und den deutschen Mundarten", vom „Ursprung" unserer Diphthonge und von der „Kanzleisprache Kaiser Karls des Vierten und von der Weiterentwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache bis zur Reformation" handeln, des Näheren einzugehen, würde uns hier zu weit führen. Wir möchten aus diesen

Abschnitten nur noch hervorheben, daß der Verfasser Karls des Vierten Kanzleisprache ihrem Wesen nach erklärt als „die heimische (ostmitteldeutsche) Patriziermundart Prags" mit ihrer sozialen und kolonialen Mischung mittel-, ober- und selbst niederdeutscher Idiome, die dann später „mit dem Augenblicke, wo die kaiserlich deutsche Macht in Österreich ständig" wurde, sich zwar zunächst noch auf das Patriziat der Kaufstadt Wien und seine „ostmitteldeutsche (neusächsische) Gesellschaftssprache" stützend, auf oberdeutschem Boden auch ausgesprochen oberdeutsche Färbung erhalten mußte. Die Methode freilich, mit der Gutjahr zu eruieren sucht, was wirklich einwandfrei der Kanzlei Karls des Vierten zuzuweisen ist, wird sich namentlich durch die wertvolle jüngst erschienene Behandlung ähnlicher Fragen für Berliner Kanzleiverhältnisse (A. Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunders) nicht als völlig einwandfrei erweisen.

Dr. H. Gürtler

Dr. Max Adler, Der Sozialismus und die Intellektuellen. Wien 1910. Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand u. Co. 79 S. Preis 1 M.

Dieses Thema ist gerade in der letzten Zeit innerhalb der sozialdemokratischen Parteien der verschiedenen Länder wiederholt und in recht heftiger Weise erörtert worden. Meist lag irgendein äußerer Anlaß vor, z. B. der, daß ein „Parteiakademiker" sich erlaubt hatte, an der Unumstößlichkeit sozialdemokratischer Parteidoktrinen zu rütteln. Die radikalen aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen Führer benutzten dann gern die Gelegenheit, zu beweisen, daß man den Akademikern wie überhaupt den „Intellektuellen" in der Partei ein gehöriges Mißtrauen entgegenbringen müsse. Man hat sich auf jener Seite daran gewöhnt, in jedem Akademiker, bis auf den Beweis des Gegenteils, von vornherein einen Revisionisten zu sehen. Neuerdings jedoch macht die Sozialdemokratie ernstlich den Versuch, aus den engen Schranken des fast zünftlerischen Abschlusses herauszutreten und immer mehr neue Bevölkerungsklassen für ihre Ziele zu gewinnen. Zu diesen gehören vor allen Dingen die „Intellektuellen". Die Schrift des österreichischen Sozialistenführers Adler ist als ein in dieser Richtung unternommener Versuch anzusehen. Adler will hierbei unter „Intellektuellen" nicht etwa „bloß die enge Gruppe der Literaten und Akademiker, die sich vorzugsweise gern so nennen lassen, sondern alle Arten der geistigen Berufe überhaupt, die für ihre Berufsarbeit eine größere Schulbildung als die der Volks- und Bürgerschule, respektive ihnen gleichgestellter Schulen, durchmachen mußten und infolgedessen eine engere Beziehung zu geistigen Interessen wenigstens der Möglichkeit nach erhielten, mögen sie auch diese vielfach nicht wirklich pflegen können". Der Zweck seiner Schrift soll sein, darzutun, daß der ökonomische Appell an das Intelligenzproletariat „durchaus nicht bloß materielle Verbesserung seines Loses anstrebt". Adler kann die Tatsache nicht hinwegleugnen, daß die Intellektuellen sich dem Sozialismus bisher ziemlich fern gehalten haben. Er meint, der krasse Gegensatz, der das Proletariat durch „Weckung seines Klassenbewußtseins auf den Weg zur Kultivierung" zwang, habe die Intellektuellen in das Lager der Bourgeoisie geführt, obgleich sie derselben keineswegs mit ihren Interessen angehörten. Adler hat damit zweifellos recht, daß der pure krasse Egoismus der Sozialdemokratie die Intellektuellen verhindert hat resp. verhindern mußte, das Lager des Sozialismus aufzusuchen. Der Sozialismus predigt die krasse Klassenpolitik und als Endziel die Beseitigung der heutigen Staats- und Wirtschaftsordnung. Daß damit auch die Intellektuellen in ihrem bisherigen Besitz nicht erhalten bleiben sollen, das dürfte wohl jedem Sozialisten geläufig sein. Es ist also als ein tüchtiges Stück Zumutung an die

Intellektuellen anzusehen, wenn von ihnen verlangt wird, daß sie sich dem Sozialismus anschließen, obwohl der Sozialismus nicht davor zurückscheut, die geistige Arbeit mit der Handarbeit auf eine Stufe zu stellen, und gerade wegen des von ihr propagierten Klassenkampfes keinen Anspruch darauf machen kann, die Interessen der verschiedenen Berufs- und Standesgruppen gleichmäßig zu vertreten. Adler hat unrecht, wenn er die Abneigung der Intellektuellen, in das Lager des Sozialismus zu flüchten, damit erklären will, man verstehe dort durchaus nicht den Sozialismus, und doch gäbe es, so meint er, keine andere Wissenschaft, die so wie der Sozialismus in Theorie und Praxis übereinstimme. Ich glaube, gerade das Gegenteil ist der Fall. Keine Wissenschaft ist so wie der Sozialismus durch den realen Gang der Entwicklung darüber belehrt worden, daß die früher für unumstößlich bezeichneten Grundlehren des Sozialismus einer gründlichen Revision zu unterwerfen sind. Schon mancher Grundsatz ist in das Parteiarsenal gewandert und wird hier gewissermaßen als Reliquie verehrt. Die Intellektuellen müssen täglich sehen, wie von sozialistischen Agitatoren die „bürgerliche Gesellschaft" als verrottet und verkommen dargestellt wird. Da ist doch weiter nicht verwunderlich, daß die Intellektuellen keine Neigung dazu zeigen, sich dem Sozialismus anzuschließen. Die Intellektuellen wissen recht wohl den Sozialismus zu verstehen, aber verstehen heißt nicht, wie Adler anzunehmen scheint, blindlings anerkennen. Die Taten des Sozialismus lassen jedem, der das wirtschaftliche und soziale Leben von einer höheren Warte zu betrachten gewohnt ist, keinen Zweifel darüber, daß der Sozialismus auf Grundirrtümern aufgebaut ist, die es völlig ausgeschlossen lassen, den Sozialismus etwa auf eine Stufe mit dem Christentum zu stellen, wie dies Adler tut. Dr. W.

Bücherliste

Boffen, Dr. Leo: Das Recht der konzessionierten gewerblichen Anlagen. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung, Hannover. M. 4.—.

Francke, W. Ch.: Tierhalterhaftung. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung, Hannover. M. 2.50.

Helfferich, Prof. Dr. Karl: Geld und Banken. 1. Teil. C. L. Hirschfeld, Leipzig. M. 17.50.

Schönberg, Dr. L.: Die Technik des Finanzhaushalts der deutschen Städte im Mittelalter. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart. M. 4.20.

Die Landwirtschaftliche Unfallversicherung im Deutschen Reiche 1888—1908. Festschrift. Behrend & Co., Berlin. M. 10.—.

Reuter, Otto, Sigfried: Sigfrid oder Christus? Xenien-Verlag, Leipzig.

Francke, Kuno: Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. 1. Band. Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin. M. 6.—.

Heyse, Dr. Joh. Christ. Aug.: Fremdwörterbuch. Hahnsche Buchhandlung, Hannover. M 6.75.

Hesse, Hermann: Gertrud, Roman. Albert Langen, Verlag, München. M. 4.—.

Hegeler, Wilhelm: Die frohe Botschaft, Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. M. 4.—.

Poppert, Hermann: Helmut Harringa. Alexander Köhler, Verlag, Dresden. M. 1.80.

Loewig, Walter: Der Tribun. L Heege, Verlag, Schweidnitz. M. 2.50.

Billroth's Briefe. 8. Aufl. Hahn'sche Buchhandlung, Hannover. M. 9.—.

Leitzmann, Albert: Mozarts Briefe. Insel-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Stockmann, Alois S.: Thomas Moore, der irische Freiheitssänger. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg am Breisgau. M. 3.—.

Reinhard, Josef: Heimwehlands' Geschichten. Wiegand & Grieben Verlag, Berlin. M. 3.—.

Kutter, Herm.: Gerechtigkeit. Eugen Diederichs' Verlag, Jena. M. 2.50.

Lublinski, Samuel: Das werbende Dogma vom Leben Jesu. Eugen Diederichs' Verlag, Jena. M. 3.—.

Schicht, Josef: Tiefe Stunde. L. Staackmann, Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Saudek, Robert: Die Spielerin. Carl Reißner, Verlag, Dresden. M. 4.—.

Luebbe-Barnewitz, Luise: Soihr an mich glaubet. K. Piersons Verlag, Dresden. M. 4.—.

Eremita: Fernsehnsucht und Heimwehgedichte. E. Pierson's Verlag, Dresden. M. 2.50.

Wald, E.: Was der Wald sah. E. Pierson's Verlag, Dresden. M. 2.50.

Thamm, Karl, Theodor: Wohin. E. Piersons Verlag, Dresden. M. 1.—.

Wundt, Wilhelm: Völkerpsychologie. Wilhelm Engelmann, Verlag, Leipzig. M. 13.—.

Apelt, Dr. Otto: Platons Dialog, Theätet. Verlag d. Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig. M. 3.50.

Koch, Hugo: Sächsische Gartenkunst. Deutsche Bauzeitung, G. m. b. H., Verlag, Berlin. M. 9.—.

Hübner, Otto: Geographisch-statistische Tabellen. Heinrich Keller, Verlag, Frankfurt a. M. M. 1.50.

Hildebrand, Fr.: Diktate. 2. Heft. Verlag der Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 0.80.

Schallas, Wilhelm: Gedichte. Kommissionsverlag der Frees'schen Hof- und Universitätsbuchhandlung, Gießen. M. 1.20.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H.,
Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

198. **Hauslehrer,** ev., f. 3 Kind., 1. 1. 11, Oberschlesien.
199. **Lehrer,** akadem. oder seminar. geb., Hannover.
200. **Oberlehrer,** f. Mathem. und Physik, Lehrerinnenseminar, 1. 4. 11, Mark Brandenburg.
201. **Oberlehrer,** f. Gymnasium (Frz., Dtsch. Lat.), 1. 4. 11, Schlesien.
202. **Oberlehrer,** f. Gymnasium (Neue Spr.), 1. 4. 11, Rheinland.
203. **Bürgermeister,** 1. 2. 11 (4500 M.), Pommern.
204. **Bürgermeister,** 1. 1. 11 (3600 M.), Pommern.
206. **II. Bürgermeister,** bald (12000 M.), Westfalen.
207. **II. Bürgermeister,** bald (7000 M.), Westpr.
208. **Bürgermeister,** bald (4000 M.), Schlesw.-Holst.
209. **Bürgermeister,** bald (3500 M.), Westpr.
210. **Bürgermeister,** 1. 2. 11 (4500 M.), Pomm.
211. **Rektor,** f. Knaben- u. Mädchenschule (pensionsber.), 1. 4. 11, Ostpr..
212. **Hauslehrer,** f. 2 Knaben, 1. 1. 11, Bez. Halle.
213. **Hauslehrer,** f. 6 Wochen aufs Land, f. Untertertianer, Schlesien.

B. Für Damen.

189. **Erzieherin** (Lehrerinexam.), zu drei Knaben, Griechenland.
194. **Oberlehrerin** (staatl. anerk.), zu Ostern 1911. (1500 M.) (Mathematik oder Sprachen.)
195. **Erzieherin,** ev., musf., gepr., sof. od. spät., Posen.
214. **Lehrerin,** ält., dtsch., musf., Turnen, f. 4 Mädchen, Oberungarn.
215. **Oberlehrerin,** f. höhere Mädchenschule, 1. 4. 11, bei Berlin.
216. **Erzieherin,** ev., musf., per bald, Westpr.
217. **Erzieherin,** 2. 1. 11.
218. **Erzieherin,** ev., musf., gepr., sof. od. später, Posen.
219. **Erzieherin,** gepr., ev., 1. 4. 11, angenehm. Stellg. in Berlin.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW.19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Westkanadas Eintritt in die Weltwirtschaft

Es ist sieben Jahre her, da erlaubte die Redaktion der „Grenzboten" dem Verfasser dieser Zeilen, die damals schon ganz verblüffenden Fortschritte in der Erschließung Westkanadas zu schildern (Heft 47 S. 459, Jahrg. 1903). Man stand noch im Anfang der neuen Periode, die mit dem Vordringen von Eisenbahnen in die Prärien westlich von Manitoba bis hin zum fernen Felsengebirge begann. Seitdem ist die Entwicklung immer schneller gegangen. Ohne die Eisenbahnen wäre keine Nutzbarmachung landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus jenen Gegenden denkbar. Solange es sie nicht gab, beschäftigten sich selbst die wagemutigen Pioniere der Prärie-wirtschaft nicht mit der Frage, ob am Saskatschewan Weizen gebaut werden könne. Und selbst als die erste kanadische Pazifikbahn schon den Verkehr nach den fernen Westgestaden vermittelte, traute man der Kulturfähigkeit der Gegend nicht. Die Winter sind lang und hart, die Sommer kurz und trocken. Die Provinz Manitoba, die südöstlichste der drei neuen, führte schon lange wachsende Weizenmassen nach England aus, als weiter im Westen noch wenig Leute zugriffen, um das von den Eisenbahnen ihnen zu Spottpreisen angebotene Land zu kaufen. Die ersten Anbauversuche gaben manchen Mißerfolg. Da kamen deutsche Einwanderer aus den russischen Ostseeprovinzen, sie brachten geeignete Weizensorten für das Klima Westkanadas mit, Weizen, der spät genug gesät werden konnte, um von den späten Nachtfrösten nicht zu leiden, und der doch schnell genug reifte, um vor dem frühen Winter geerntet werden zu können. Das erkennen selbst die Engländer an. Als die Farmer nun Glück hatten mit ihrer Kultur, zogen rasch andere hinterher. England bemühte sich ernstlich und mit Erfolg, seine Auswanderer dorthin zu lenken. Deutsche, Skandinavier kamen und wurden freundlich aufgenommen. Besonders zahlreich waren die Einwanderer aus den benachbarten Nordweststaaten der Vereinigten Staaten. Diese Leute

lebten unter ganz ähnlichen Bedingungen, sie kannten das Klima, den Boden, verwandte Verkehrsverhältnisse. Manche unter ihnen mochten zu den ersten Ansiedlern in Dakota oder Wyoming gehören. Unter ihren Händen war die wilde, wertlose Steppe zu Kulturland geworden, das sie jetzt zu gutem Preise verkaufen konnten; aus dem Erlöse konnten sie jetzt das Fünf- oder Zehnfache kaufen.

Nach den drei Prärieprovinzen kamen 1901 17000 Einwohner, 1902 33000, in den vier folgenden Jahren durchschnittlich beinahe 48000. Neuere amtliche Angaben fehlen, doch erweisen die Zählungen aus Manitoba allein wiederum bedeutende Zunahmen. Die Provinz hatte 1905 15837 Einwanderer, 1908 aber 39789. Mit verblüffender Geschwindigkeit wachsen kleine Städtchen aus dem Boden, sobald die Eisenbahn bekannt gibt, welche Stellen sie ausgewählt hat und das Land verkauft hat. Nicht selten sind Ausschüsse aus Gemeinden der benachbarten Staaten, die da kommen, um das käufliche Land zu besichtigen, manchmal mit Kaufaufträgen und manchmal schon mit dem baren Kaufschilling ausgerüstet. Sobald der erste Zug fährt, was längst vor Eröffnung des eigentlichen Betriebes zu geschehen pflegt, strömen die Einwanderer herbei. Holz, Gerätschaften und Lebensmittel sind in dem waldarmen Lande am notwendigsten. Bezeichnend sind ganze Holzhäuser, die in den waldreichen Provinzen des Ostens gesägt, gehobelt, zusammengesetzt sind, dann auseinander genommen und auf die Bahn gepackt, an ihrem Bestimmungsort schleunigst entladen und wieder zusammengesetzt werden. Wenige Tage sind dafür nur erforderlich und bald ziert die Inschrift „Monopol-Hotel" den vorgestern noch nicht vorhandenen Ort. Händler mit Haus- und Arbeitsgerät, mit Lebensmitteln folgen auf dem Fuße nach; sodann eine Bank und ein Postamt. Der Keim der zukünftigen Großstadt ist gelegt. Alsbald beginnt der Streit unter den benachbarten Stationen, welche bestimmt sei, das „Winnipeg des Westens" zu werden.

Winnipeg! Der Stolz Westkanadas, die beneidete Großstadt, die Herberge aller guten käuflichen Dinge. Es zählte 1870 nicht mehr als 213 Einwohner, 1901 42000, im Sommer 1909 118000. Auch wenn man sich aller amerikanischen Neigung, mit hohen Ziffern zu prunken und uferlose Schätzungen zu machen, ganz enthält, muß man sagen: es hat eine glänzende Zukunft. Es liegt zwischen der Grenze der Vereinigten Staaten und der Südspitze des nordsüdlich langgestreckten Winnipeg-Sees. Nordwestlich dehnt sich der fruchtbare aufgetrocknete Seeboden des ehemaligen Agassiz-Sees aus, von dem nur noch die Ränder vorhanden sind. An dieser Hauptstadt Manitobas, das 1906 schon 365700 Einwohner zählte, muß der ganze Verkehr zwischen Ost- und Westkanada vorbei. Für die Verhältnisse hierzulande ist Winnipeg eine alte Stadt, denn es besitzt noch Häuser, die schon aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts stammen, als die unendlichen Gebiete noch nicht Kolonie des großbritannischen Staates waren, sondern einer souveränen Handelsgesellschaft gehörten, der Hudsonbai-Company. Damals war der ganze Westen Kanadas,

ähnlich wie heute der Norden, eine Wildnis für Pelzjäger, die ihren Gewinn an Zobel-, Marder-, Bären-, Stinktierfellen an die Gesellschaft ablieferten, deren Handelsexpeditionen sich einmal im Jahre sehen ließen, um ihre Stationen mit dem Notwendigsten zu versorgen.

Manitoba, weitaus die kleinste Provinz Westkanadas, ist 163000 Quadratkilometer groß, zwischen einem Drittel und einem Viertel Deutschlands. Die beiden andern, die neuen Provinzen, haben etwa den fünffachen Umfang Manitobas. Das Ganze hat also rund eine Million Quadratkilometer Inhalt (Deutschland 540743). Der Norden Albertas und Saskatschewans wird nun wahrscheinlich niemals Kulturland werden. Aber der Süden bietet noch unabsehbare Flächen. 1900 waren erst 3491000 Acres (1 Acre = 0,4 Hektar) in Kultur, 1906 schon mehr als doppelt so viel: 7916000. Doch das ist erst der dreihundertste Teil der Gesamtfläche und vielleicht der hundertste Teil des anbaufähigen Bodens. Mehr und mehr bemächtigen sich seiner die hart arbeitenden Pioniere der menschlichen Kultur, alle getragen von der Eisenbahnverbindung und ohne sie wirtschaftlich bald verloren. Sie kommen mit etwas Arbeitsvieh, Saatkorn, arbeitersparenden Maschinen. Lohnarbeiter gibt es kaum, denn wer hierher kommt, erwirbt bald jungfräulichen Boden zu eigen. Das harte Schaffen wird durch Segen gelohnt. Nicht daß gleich im Anfang Scheffel Goldes auf die Menschen herabfielen. Ausdauer und Entbehrungen gehören dazu, aber dann kommt der Wohlstand.

Zum Weizenbau hat sich längst der Haferbau gesellt, neuerdings in bescheidenem Maßstab auch Gerste, während Roggen wenig kultiviert wird und Mais gar nicht fortkommt. Ein wichtiges Interesse haben die Ansiedler an Baumpflanzungen. Die Prärie ist schlechthin waldlos. Alles Holz muß aus den Waldregionen des Ostens oder des Westens (Britisch-Kolumbiens) herbeigeschafft werden, auch der Brennstoff; das ist kostspielig. Die Regierung unterstützt den Trieb des Waldbaus; sie liefert unentgeltlich die jungen Bäumchen derjenigen Arten, die sich am besten akklimatisiert haben. Farmen, die schon einige Jahre alt sind, zeichnen sich dadurch aus, daß sie im Schutze junger Tannen stehen. Eine schwere Schickung ist die häufige Sommerdürre. Während im Winter die kalten Nordoststürme herrschen, wiegen im Sommer die Südwestwinde vor, und diese sind, wenn sie ankommen, bereits über den hohen Kamm des Felsengebirges gestrichen, wo sie infolge verringerten Luftdrucks den größten Teil ihrer Feuchtigkeit verloren haben. Daher zeichnet sich der Himmel bei Westwind durch Sonnigkeit aus. Die Saaten sind in vielen Gegenden immer von Dürre bedroht und zuweilen leidet die Ernte schwer darunter, wie in diesem Sommer 1910. Schon spielen die Anlagen künstlicher Bewässerung eine große Rolle. Bewässerbares Land ist bedeutend teurer als anderes.

Die staatlichen statistischen Angaben gehen dahin, daß in den drei Provinzen geerntet sind: Weizen 1900 23,4 Millionen Bushel, 1906 81,4 Millionen. Hafer 1900 16,6 Millionen, 1906 68,8 Millionen Bushel. Gerste 1900

3,1 Millionen, 1906 4 Millionen Bushel. Die Weizenernte schätzte ein Sachkenner aus dem benachbarten Nord-Dakota für 1909 auf 125 Mill. Bushel. Das sind rund 3 Millionen Tonnen, also nicht viel weniger als ganz Deutschland, das im selben Jahre $3^3/_4$ Millionen Tonnen Weizen erntete. Dieser Mann, Senator Cumber, meinte, in zehn Jahren würden dort 500 bis 700 Mill. Bushel geerntet werden. „Ich bin kürzlich in jenem Lande gewesen; ich glaube nicht, daß der Boden auf die Dauer so gut ist wie in den Vereinigten Staaten, aber ich weiß, daß in weniger als zwanzig Jahren dieses Land die Kornkammer der ganzen Welt sein wird. Nur ein sehr kleiner Teil dieses ganzen Weizenbodens ist bis jetzt unter Kultur. Ich glaube, was der Oberaufseher der kanadischen Eisenbahnlinien, Mr. Thoung, berichtet, daß damals (einige Jahre zuvor) erst 8 Millionen Acres (3,3 Millionen Hektar) unter Kultur waren, während 120 Millionen Acres (48 Millionen Hektar) schon ihre Eigentümer gefunden haben." Nicht erheblich abweichend lautet das Urteil eines der besten Kenner Kanadas, eines Mr. F. W. Thomson, der einem der größten Mühlenunternehmen Kanadas vorsteht. Er erklärt mindestens 250 Millionen Acres des kanadischen Nordwestens als für landwirtschaftliche Zwecke geeignet. Es sei eine sehr mäßige Annahme, wenn man davon 100 Millionen als hervorragend geeignet für den Weizenbau bezeichne. Jetzt trügen erst 7 Millionen Acres Weizen (das würde ungefähr 12 Millionen für den gesamten Getreidebau bedeuten, also seit 1906 eine Vermehrung um ein Drittel). Bei einer Anbaufläche von 100 Millionen Acres würde eine Gesamternte von 1600 Millionen Bushel zu erwarten sein, also 40 Millionen Tonnen. 16 Bushel auf den Acre ist ein Durchschnittsergebnis; es ist gleich 1000 Kilogramm pro Hektar, etwas weniger als halb so viel, wie man in Deutschland zu ernten pflegt. Wenn man nun auch bedenkt, daß wie in den Vereinigten Staaten so auch in Kanada die Ertragsfähigkeit bei längerer Kultur, die der Möglichkeit der Düngung und intensiven Bearbeitung entbehrt, der Ertrag nachzulassen pflegt, ferner daß Neigung zu allzu großen Zahlen bei Amerikanern sehr gewöhnlich ist, so wird man doch zugeben, daß die Aussicht auf zukünftige höchst bedeutende Ernten an Weizen, Hafer und Gerste sehr groß ist.

Verwerten kann Westkanada diesen Segen nur durch die Ausfuhr. Und zwar durch eine Ausfuhr in ferne Länder, nach Europa, hauptsächlich nach England. Die benachbarten Vereinigten Staaten haben selbst so viel Weizen und Futtergetreide, namentlich Mais, daß sie bedeutende Mengen ausführen müssen. Westkanada muß mit seinem Überschuß nach Osten. Ehe dieser dorthin gelangt, wird ein großer Teil seines Wertes durch Transportkosten verschlungen. Daran wird keine Macht der Welt etwas ändern. Aber die zu erwartenden Mengen sind so riesig, daß sie die vollkommensten Einrichtungen rechtfertigen, wodurch sich die Kosten bedeutend zu vermindern pflegen. Eisenbahn, Binnenschiffahrt und Seeschiffahrt konkurrieren bereits um die Kundschaft. Alles sucht sich zu vervollkommnen, um den lohnenden Verkehr zu gewinnen.

Als die natürlichste Straße muß die Schiffahrt auf den fünf großen zusammenhängenden Süßwasserseen gelten. Um dahin zu kommen, muß das Korn sich in der werdenden Weltstadt Winnipeg sammeln. Dort treffen bereits drei riesige ostwestliche Linien zusammen: die Canada Pacific, d. h. die älteste aller Kanada durchschneidenden pazifischen Linien, dann die Grand Trunc Pacific und die Northern Pacific. Von diesen geht die letztere nördlich, in erheblicher Entfernung von den großen Seen ostwärts gerade auf die Seehandelsstadt Quebec am unteren St. Lorenzstrom zu. Von Winnipeg ostwärts geht sie mit Ausnahme der letzten Strecke durch Wälder. Ihr fallen ungeheure Holztransporte zu, aber auf landwirtschaftliche Bebaubarkeit Nord-Ontarios und West-Quebecs rechnet sie nicht. Auch für die Kornausfuhr aus Westkanada kommt sie nicht in Betracht. Die beiden andern Bahnen sowie eine dritte Zweigbahn münden in Port Arthur an dem nördlichen, kanadischen Ufer des Oberen Sees. Hier geht das Getreide an Schiffsbord über. Die Frachtdampfer auf den großen Seen sind ozeanmäßig gebaut; es sind sehr große Fahrzeuge von bedeutender Ladefähigkeit. Die Hafeneinrichtungen sind hochentwickelt. Diese Schiffe fahren den Oberen See entlang, dann durch den Huron-See; sie vermeiden Chicago und den Michigan-See; ihr Weg führt sie ans Ostende des Erie-Sees, wo der Niagarafall ihrer Fahrt einen Riegel vorschiebt. In Buffalo können sie ihre Ladung an die Kanalschiffe des Erie-Kanals übergeben, die sie nach New York, dem großen Kornausfuhrhafen, bringen. Die Dampfer können die Ladung aber auch an Bord behalten und mit ihr neben dem Katarakt, auf kanadischer Seite, den Welland-Kanal hinabsteigen; von dort haben sie freie Fahrt durch den Ontario-See nach Montreal, wo schon die Ozeandampfer verkehren, oder weiter nach Quebec.

Zurzeit ist der Welland-Kanal nur erst für kleine Dampfer eingerichtet. Die großen müssen hüben oder drüben bleiben. Es steht indes in Aussicht, daß der Kanal umgebaut und derart vergrößert wird, daß selbst Ozeandampfer ihn passieren können. Damit eröffnet sich das Zukunftsbild, daß Ozeandampfer unmittelbar in Port Arthur (oder auch in Duluth im Staate Minnesota) anlegen, eine volle Ladung Getreide einnehmen und dann durch den Welland-Kanal und den unteren St. Lorenzstrom nach England fahren. Derartige Versuche sind sogar sehr erfolgreich ausgeführt, und zwar durch Schiffe ganz neuer Bauart, durch Walfischdeck-Dampfer. Es ist aber noch nicht viel daraus geworden. Zur Benutzung durch große Schiffe ist nämlich noch eine Korrektion des St. Lorenzstromes oberhalb Montreals bis zum Ontario-See erforderlich. Dieses Projekt ist längst aufgestellt und hat seine hitzigen Freunde, namentlich in den Uferlandschaften des Ontario-Sees, des Erie-Sees und des südlichen Huron-Sees. Zurzeit wird es durch andere Pläne in den Hintergrund gedrängt. Die Kosten sollen allzu hoch sein.

Der zweite Plan scheint dem Laienauge auf den ersten Blick noch kostspieliger, weil die zu verbessernde Binnenwasserstraße noch länger ist. Der

Huron-See bildet an seiner Nordostseite die Georgian-Bai, eine Bucht von einem Viertel seiner ganzen, 60000 Quadratkilometer betragenden Oberfläche. In diese Bucht strömt von Osten her durch den Frenchfluß das Wasser des Nipissing-Sees. Beide bilden zusammen einen einzigen Wasserspiegel, 177 Meter über dem Meere. Nur 50 Kilometer entfernt davon strömt von Nordwesten nach Osten der schiffbare Ottawastrom vorbei, der bei Montreal sich in den St. Lorenzstrom ergießt. Man möchte nun über jene 50 Kilometer Landstrecke einen Kanal bauen, der nur 22 Meter abzusteigen braucht, um bei Mattawa den Ottawafluß zu erreichen. Bis Montreal hat dieser dann noch ungefähr 100 Meter natürliches Gefälle. Und das auf ungefähr 450 Kilometer Stromlänge. Also auf $4^1/_2$ Kilometer Stromlänge durchschnittlich 1 Meter Gefälle. Ob es wirklich möglich sein wird, über eine solche Wasserstraße Ozeanschiffe zu befördern, das ist uns doch noch sehr zweifelhaft, zumal wenn man kostspielige Schleusenbauten möglichst vermeiden will. Erweist es sich aber als möglich, so hat es vor dem Welland-Kanal den Vorzug, daß die Verbindung des Oberen wie des Michigan-Sees mit Montreal und dem Ozean eine weit kürzere ist. Aber die wirtschaftliche Bedeutung des Ufergeländes des Ottawastromes und der Georgian-Bai ist ungleich geringer als die der umgangenen südlichen Seeufer.

Im Februar 1910 verhandelte das kanadische Parlament über die beiden soeben berührten Wasserbauprojekte. Ein Redner legte dar, die Vertiefung des St. Lorenzstromes mit Umbau des Welland-Kanals würde 200 Millionen Dollar kosten (850 Millionen Mark). Das Ottawa-Projekt stelle sich viel billiger und bringe weit größeren wirtschaftlichen Nutzen. Wenn der Staat ein so großes Unternehmen nicht bewältigen könne, solle er es dem Privatkapital überlassen. Die Vertreter der nördlichen Gegenden stimmten ihm lebhaft zu. Ein anderer klagte die Regierung wegen Untätigkeit an; Millionen auf eine Kriegsflotte zu verwenden anstatt auf ein solches Verkehrsunternehmen, sei „nutzlos, sinnlos, verrückt". Der Finanzminister erkannte die hohe Bedeutung an, glaubte auch, daß die reißend schnelle Entwicklung des Verkehrs solche Aufwendungen rechtfertige, meinte aber, man solle Unternehmungen so weit ausschauender Art nicht übers Knie brechen. — Bald darauf, im März, war eine Deputation einflußreicher Leute bei dem Premierminister der kanadischen Dominion, Sir Wilfrid Laurier. Dieser erklärte sich rückhaltslos für den Kanal nach der Georgian-Bai, sobald die Finanzen es erlaubten. Die finanziellen Gesichtspunkte seien jedoch sehr bedeutsam. Die Grand-Trunc-Pazific-Bahn sei zu beenden, die Hudsonbai-Eisenbahn sei zu beginnen. Trotzdem sehe er nicht ein, weshalb der Kanal nicht alsbald begonnen werden könne. Von der Übertragung an eine Privatgesellschaft könne er sich keinen Vorteil versprechen, denn der Staat müsse doch die Bonds verbürgen. Er sei ein alter Mann, aber er werde glücklich sterben, wenn der Kanalbau unter seinem Regime begonnen werde. Der Minister der öffentlichen Arbeiten unterstützte dabei den Präsidenten. Man sieht also, daß man es hierbei nichts weniger als mit einer unbestimmten Zukunftsvision zu tun hat.

Gewichtig sind demgegenüber die Ansprüche der Eisenbahnen. Sie berufen sich mit Recht darauf, daß sie es gewesen sind, die Kanadas Wirtschaftsleben emporgebracht haben. Ganz besonders gilt das vom fernen Westen. Dieser würde noch heute als eine Einöde für Büffel und Bären angesehen werden, wenn sie nicht gekommen wären, um mit dem Transport zugleich die Kultur zu bringen. Kanada hat bereits mehr Eisenbahnen als Preußen. Dieses besaß Ende 1908 36111 Kilometer, Kanada hingegen 37507 Kilometer. Die weiten Entfernungen bringen die vielen Tausende von Kilometern. Einigermaßen dicht ist das kanadische Netz nur im Südosten. Jedes Jahr bringt neue Linien in den Weizenländereien des Westens. Aber eben im Westen liegen auch die wesentlichen Aufgaben der Eisenbahnen. An die Übernahme der Kornausfuhr von Port Arthur bis zum Seeschiff können sie nicht denken. Wohl aber kommt mit stets wachsendem Enthusiasmus der Plan in den Vordergrund, die Weizengegend mit einem Seehafen der Hudsonbai zu verbinden und damit dem Westen einen noch kürzeren Anschluß an die Salzsee zu verschaffen als an den Superior-See.

Das ist die Linie von The Pas nach Fort Churchill am Ostufer der Hudsonbai. Diese riesige Bucht, halb so groß wie das Mittelmeer, schneidet von Nordosten und Norden aus in das nordamerikanische Festland ein. Ihr südlichster Punkt liegt auf $51^1/_2$ Grad Nord, also noch etwas südlicher als London. Aber nicht das ist entscheidend, sondern der Zugang. Schiffe vom Atlantischen Ozean her müssen die Südspitze Grönlands (60 Grad) östlich liegen lassen und in die Hudsonstraße einsegeln. Sie müssen das Kap Wolstonholme umsegeln, das auf 63 Grad Nord liegt, und erst dann können sie sich südwärts wenden, um in gemäßigte Breiten zu kommen. Die Hudsonstraße hat ein grönländisches Klima. Das sommerliche Maximum steigt nicht über 15 Grad Celsius; das Jahresmittel ist — 12,7 Grad. Spät weicht das Packeis und endlich das Treibeis dem Frühling und bald stellt der Herbst mit Treibeis sich wieder ein. Die Zeit, während welcher die Hudsonbai befahren werden kann, beschränkt sich auf drei bis vier Monate, von Mitte Juli bis Mitte November. Immerhin, die Dampfschiffahrt kann sie ausnutzen. Fort Churchill hat einen schönen, sicheren Hafen. Es liegt auf $58^1/_2$ Grad Nord, an der Mündung eines ansehnlichen Flusses, des Churchill River, der eine ganze Kette von Seen besucht, ehe er ins Meer geht. Dennoch kommt er für den Transport wenig in Betracht, da er mehrere Stromschnellen bildet, die keine Schiffahrt zulassen. Auch durchfließt er nur den nordöstlichsten, für den Weizenbau am wenigsten geeigneten Teil des neuen Landes. Port Nelson liegt 200 Kilometer südlicher, an der Mündung des weit bedeutenderen Nelsonflusses, der sich aus den beiden Saskatschewanströmen bildet und auch dem großen Winnipeg-See seinen Besuch abstattet. Hier könnte es in den Sommermonaten großartige Stromschiffahrt nach Port Nelson geben, wenn nicht der Boden die leidigen Stufen und damit Stromschnellen hätte. Statt der Flußschiffahrt wird man also auf eine Eisenbahnverbindung von den Weizenländereien nach Fort Churchill oder nach Port Nelson ausgehen

müssen. Das ist die Hudson-Eisenbahn, die augenblicklich Kanada in Aufregung versetzt, aber auch — England.

The Pas ist eine Station an der Canadian-Northern-Bahn, am Süduser des Saskatschewanflusses, nordwestlich vom Winnipegosis-See. Von dort würde die Linie nach Port Nelson 760 Kilometer, nach Fort Churchill 885 Kilometer lang sein. Für die kürzere Linie nach dem südlichen Hafen werden die Kosten auf $21^1/_2$ Millionen Dollar geschätzt, für die längere nach Fort Churchill auf $25^3/_4$ Millionen Dollar. Den Ausschlag zugunsten Fort Churchills scheinen die Hafenverhältnisse zu geben. Man spricht fast nur noch von diesem als Endpunkt. Natürlich ist die Seefahrt entsprechend weiter als von Ostkanada aus, aber wie wenig das ist, darüber täuscht man sich leicht, wenn man nicht bedenkt, wie rasch nach Norden zu die Grade kürzer werden. Von Liverpool nach Fort Churchill sind es 2946 Seemeilen, nach Montreal über Kap Race 2927, durch die sehr neblige, gefährliche Bellevillestraße zwischen Neufundland und Labrador 2761. Der Unterschied ist für ein einmal in der Fahrt befindliches Schiff sehr unerheblich: zwischen der kürzesten und der längsten der angegebenen Entfernungen nicht mehr als ein Tag. Weit mehr als das wird an Landtransport gespart, denn The Pas ist um 1000 Seemeilen (1855 Kilometer) näher bei Fort Churchill als bei Montreal. Die Anwälte der Hudsonbai-Bahn rechnen aus, daß der neue Weg den Weizen um 15 Cents den Bushel nach Liverpool befördere. Das wären ungefähr 22 Mark die Tonne, also eine höchst bedeutende Ersparnis, die auf Millionen Tonnen des zu erwartenden westkanadischen Weizens eine erkleckliche Summe ausmachen würde. Daraus würde sich ein bedeutendes Anlagekapital rechtfertigen.

Fragen wir nun, ob die Schiffahrt durch die Hudsonstraße und Hudsonbai nicht solche Gefahren und demgemäß Versicherungskosten mit sich bringt, daß die Ersparnis wieder eingebüßt wird. Dem wird aufs nachdrücklichste widersprochen. In dreihundert Jahren sollen achthundert Schiffe aller Art die große Bucht aufgesucht haben; nur zwei kleine Schiffe sind, soweit bekannt, verloren gegangen. Die Gewässer sind frei von Klippen und Sandbänken. Nebel und schwere Stürme sind in den Verkehrsmonaten selten; für den Nebel fehlen die für die Neufundlandsbänke so sehr eigenartigen Voraussetzungen. Die Hudsonbai selber ist keineswegs stark von Packeis oder Eisbergen heimgesucht. Die Schwierigkeit in der Hudsonstraße kann jedoch nicht verkannt werden. Ob diese im Winter zufriert, weiß man nicht. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß von Mitte November an keine Schiffe mehr passieren können. Bis Mitte Juli bleibt die Schiffahrt geschlossen; sicher ist von Ende Juli an alles frei bis auf vereinzelte Eisberge. Die Belle-Isle-Straße nach dem St. Lorenzstrom ist mindestens ebenso sehr heimgesucht. Marconi-Stationen könnten zur Warnung und Hilfebeschaffung viel tun. Man kann also annehmen, daß die Hudsonstraße vom 20. Juli bis 10. November ruhig befahren werden kann. Das sind sechzehn Wochen. In dieser Zeit könnten Dampfer aus England dreimal die Fahrt nach Fort Churchill

und zurück machen. Da das Korn im August reift, so würde es, wenn man sofort zum Dreschen schritte, um Mitte September im Hafen zur Ausfuhr bereit liegen. Das wären immer noch acht Wochen, also ausreichend für die Beladung und die sofortige Abreise des Schiffes nach Liverpool sowie Rückkehr und abermalige Abreise. Aber gegenüber den schon jetzt verfügbaren und vollends den in der Zukunft erwarteten vielen Millionen Tonnen an Weizen und obendrein an Hafer und Gerste würde die Eisenbahn von Mitte September bis zum ersten Drittel November unzulänglich sein. Sie soll das Korn aus allen Teilen des Getreidelandes zusammenholen; schon das erfordert bei den sehr bedeutenden Entfernungen ein sehr großes rollendes Material. Dann soll noch der Transport von The Pas nach Fort Churchill oder Port Nelson, also 760 oder 885 Kilometer, nachfolgen. Die Wagen und Lokomotiven müssen, wenn sie mehrmals benutzt werden sollen, den Rückweg machen. Wenn man nicht ein rollendes Material von einer unvernünftigen Größe, für das man zehn Monate im Jahr keine Verwendung hat, anschaffen will, so muß man den Gedanken aufgeben, die Ernte noch bis etwa zum 10. November an den Seehafen zu bringen. Das ist aber auch gar nicht nötig. Auch die konkurrierenden Routen werden um dieselbe Zeit von Frost versperrt. Port Arthur friert im November zu, der geplante Ottawa-Kanal wird noch weit früher geschlossen sein, da er so viel weiter nach dem kälteren Osten zu gelegen ist. Also muß doch Vorkehrung getroffen werden, um das Korn, das nicht mehr fortgeschafft werden kann, zu überwintern. Entweder haben die Farmer selbst Einrichtungen dafür oder sie haben solche in den kleinen Städten des Weizenbezirks, wo Banken ihnen sofort Vorschuß darauf geben, wenn die Farmer nicht den alsbaldigen Verkauf vorziehen. Diese Lager sind nach dem bekannten Silosystem gebaut. Solche Silos könnte man auch in Fort Churchill herstellen, was wenig Geld kostet, da diese Holzbauten aus importierten kanadischen Brettern leicht aufgeschlagen werden können. Es macht übrigens für die ganze Sache wenig Unterschied, ob das Korn an der Erzeugungsstätte oder am Hafenplatz überwintert wird. Wenn im Juli die ersten Dampfer ankommen, werden sie im einen wie im andern Fall so viel Korn vorfinden, daß sie alsbald die Rückreise antreten können. Bei der heutigen Organisation des Weltverkehrs geht kein Schiff „auf Aventure" nach einem so abgelegenen Platz, sondern nur in fester Verfrachtung. Und diese geht auf telegraphischem Wege auf Grund der vorhandenen Vorräte vor sich.

Der Bau der Bahn würde durch den kanadischen Staat vor sich gehen. In allen Regierungskreisen herrscht ein so großer Eifer, daß der Entscheidung schon in der nächsten Zukunft entgegen gesehen werden kann. Es handelt sich um ein Weltverkehrsunternehmen ersten Ranges.

Natürlich hat der Gedanke auch seine Gegner, vor allem in der Stadt Montreal, deren Stellung dadurch Schaden leiden würde. Sie macht geltend, daß die Hudson-Straße keine Leuchttürme besitze und ohne diese nur unter großer Gefahr passiert werden könne. Auch hätten die eintönigen Ufer keine

Seezeichen. Die Kompasse auf eisernen Schiffen hätten immer ihre Tücken, in so hohen Breiten aber vollends. Das Schlimmste sei, daß die Schiffe immer mit Treibeis rechnen müßten, so daß sie einer tiefgehenden, geschützten Schraube bedürften. Mit einem Tonnengehalt von etwa 2000 — das sind kleine Schiffe — sei die Größe begrenzt und daher die Kraftersparnis eingebildet. Das Ausland hat zunächst als Unbeteiligter diesen Streit mit anzusehen. Sein Ausfall dürfte jedoch weithin seine Wirkungen erstrecken.

Wirkliche Schäden in der preußischen Verwaltung

I.

Bei meinen Untersuchungen über die Zustände in der preußischen Verwaltung*) bin ich davon ausgegangen, daß die Leistungen der Verwaltung immer abhingen von der Tüchtigkeit der Verwaltungsbeamten, und dieser genau entsprächen. Ich habe nun schon in meinen frühern Artikeln, namentlich im zweiten, ausgeführt, daß die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der höhern preußischen Verwaltungsbeamten durch zwei Gebrechen beeinträchtigt würden, die seit Jahrzehnten allmählich den Verwaltungsdienst ergriffen hätten. Es sind dies Dilettantismus und Nepotismus, oder auf gut deutsch Stümpertum und Günstlingswirtschaft. Ich meine damit, daß wir nicht mehr Fachmänner sind, da wir nicht die gründliche und allseitige fachmännische Ausbildung und Schulung haben, ohne die wir den gewaltig gesteigerten Aufgaben der Verwaltung nicht gewachsen sein können. Die Günstlingswirtschaft bedeutet, daß in den Personalfragen der Verwaltung nicht mehr sachliche Gründe allein den Ausschlag geben, wie es geboten wäre, sondern allerhand persönliche Erwägungen und Strebungen, so daß die Entscheidungen nur allzu häufig vom Zufall, namentlich von zufälligen persönlichen Beziehungen beeinflußt werden. Dadurch wird die für jeden Fortschritt so überaus wichtige sachgemäße Auslese der Besten und Tüchtigsten mehr oder weniger vereitelt. Ich muß der Vollständigkeit halber auch hier noch einmal auf diese Dinge eingehn, wobei ich für weitere Einzelheiten auf meine frühern Artikel verweise.

Das heutige Beamtentum der preußischen Verwaltung ist eine Schöpfung der Könige Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen, namentlich des ersteren. Diese beiden Herrscher waren, wie sie oft und scharf ausgesprochen

*) Vgl. Die Not der preußischen Verwaltung, „Grenzboten“ 1910 Heft 3 und die Fortsetzungen Heft 4, 5, 7, 15, 16 und 18.

haben, tief durchdrungen von der Überzeugung, daß sie ihre weit ausschauenden Pläne nur mit der Hilfe hervorragend tüchtiger Beamten durchführen könnten. Solche galt es also zu schaffen und diese Aufgabe wurde glänzend gelöst.

Dazu trug vor allem der Umstand bei, daß sich die Könige die Entscheidung in allen Personalsachen ohne Ausnahme selbst vorbehalten hatten. Die Annahme und die Ausbildung der Anwärter, die Verteilung der Beamten auf die einzelnen Behörden, also auch die Versetzungen, die Abgrenzung der Dezernate, die Beförderungen, Lob und Tadel, alles ging von der höchsten Stelle selbst aus. Die Behörden hatten nur Vorschläge zu machen, und zwar mußte bezeichnenderweise bei Kollegialbehörden das ganze Kollegium mitwirken. Der Leitstern bei allen Entscheidungen in Personalfragen war einzig und allein das Staatswohl. Mit der äußersten Strenge hielten die Könige immer darauf, daß dem Staatswohl jede persönliche Rücksicht, auch wenn sie menschlich noch so nahe liegen mochte, untergeordnet wurde. Nach Pflicht und Gewissen, ohne alle Nebenabsichten, mußten die Behörden ihre Vorschläge machen. Keine Empfehlung, keine Beziehung irgendeiner Art sollte einem Bewerber helfen, wenn er ungeeignet war. Aber auch sich selbst legten die Könige diese Beschränkung auf. Ein leuchtendes Beispiel ist der Bescheid Friedrichs des Großen an seinen Minister von Boden, den ich früher mitgeteilt habe (Grenzboten 1906 Heft 31 S. 235 Anm.). Und so sehr derselbe König auch in der Verwaltung den Adlichen vor dem Bürgerlichen bevorzugte, so weit ging er darin doch niemals, daß er an die Tüchtigkeit des adlichen Mitbewerbers geringere Anforderungen gestellt hätte. So war dafür gesorgt, daß in Personalangelegenheiten überall nur sachliche Erwägungen galten und alle Einflüsse ferngehalten wurden, die den dabei verfolgten Zweck gefährden konnten. Erfreuliche Nebenwirkungen waren, daß der Träger der Krone ausgedehnte Personalkenntnisse erwarb, und daß sich ein nahes persönliches Verhältnis zwischen ihm und seinen einzelnen Beamten bildete, das sich z. B. darin ausdrückte, daß jeder Beamte Anliegen, auch solche dienstlicher Art, unmittelbar dem König selbst vortragen durfte. Wichtig war ferner, daß man die Ergänzung der Beamtenschaft nicht dem Zufall überließ, sondern planmäßig nach geeigneten Anwärtern suchte; die Behörden waren verpflichtet, fortgesetzt auf brauchbare Leute „Reflexion zu machen".

Die Anforderungen, die man an die Persönlichkeiten der Beamten stellte, gingen sehr weit. Eine unerläßliche Voraussetzung für die Aufnahme in die Verwaltung oder die Beförderung in eine höhere Stelle war eine große persönliche Begabung. Immer wieder wurden die Behörden darauf hingewiesen, daß die Anwärter für die Verwaltung „hurtige, aufgeweckte Köpfe, gesunden natürlichen Verstand, guten Begriff, muntres Genie" haben müßten und daß für die leitenden Stellen der Provinzialbehörden und das Generaldirektorium nur „die geschicktesten Leute, die weit und breit zu finden" seien, in Frage kommen dürften.

Daneben forderte man ein gediegenes fachmännisches Wissen und Können. Die Beamten mußten „die Funktion, die sie bedienen sollen", wohl verstehn und mit allen Fragen der Landwirtschaft, des Handels und der Gewerbe, aber auch mit dem Rechnungswesen und dem sonstigen innern Dienst der Verwaltungsbehörden vertraut sein. In der ersten Zeit mußte man sich freilich mit rein praktischen Erfahrungen auf diesen Gebieten begnügen. Aber König Friedrich Wilhelm der Erste sorgte von vornherein auch für eine planmäßige theoretische und praktische Ausbildung und Schulung des Verwaltungsnachwuchses. Für jene richtete er in Halle und Frankfurt kameralistische Lehrstühle ein. Die praktische Vorbildung bestand darin, daß sich die jungen Anwärter des höhern Verwaltungsdiensts nach Beendigung ihrer Studien einige Zeit, seit 1748 mindestens ein Jahr, auf einem Domänenamt und im Winter in einer Stadt aufhalten mußten, um unter Anleitung des Domänenpächters und des Steuerrats „zuvörderst die Fundamente" der Landwirtschaft und der städtischen Gewerbe kennen zu lernen. Erst hieran schloß sich die Ausbildung in allen Zweigen des Verwaltungsdiensts bei einer Kriegs- und Domänenkammer, gelegentlich auch bei einem Steuerrat oder Landrat. Großes Gewicht wurde dabei auf die Kassengeschäfte gelegt. Friedrich der Große vollendete diese Entwicklung, indem er Prüfungen vorschrieb, die den eigentlichen Vorbereitungsdienst einleiteten und abschlossen und 1770 für die Abschlußprüfung in Berlin eine besondre Prüfungsbehörde einsetzte, die das Vorbild für alle die zahlreichen Behörden dieser Art in Preußen wurde.

Juristen waren bei den höhern Verwaltungsbehörden nur in geringer Zahl und fast nur als Justitiare tätig, so daß sie die einheitliche Zusammensetzung dieser Behörden nicht beeinflußten. Überdies waren die damaligen Juristen für eine Tätigkeit im eigentlichen Verwaltungsdienst nicht übel vorbereitet.

Die Lokalbeamten des alten Staats, die Steuerräte und die Landräte, hatten in der Regel keine besondre Verwaltungsausbildung genossen. Die Steuerräte wurden aus den Militärbeamten, den Regimentsquartiermeistern und den Auditeuren genommen und hatten anscheinend eine juristische Vorbildung. Aber sie gingen vielfach erst durch den Bureaudienst der Kriegs- und Domänenkammern und waren im übrigen in ihren Militärstellungen immer in einer so nahen Berührung mit dem städtischen Wesen, daß auch sie allein hierdurch bei der Kleinheit und der Enge der damaligen Verhältnisse die „Fundamente" für eine fruchtbringende Tätigkeit in der Staatsverwaltung besaßen. Dasselbe kann vom Landrat behauptet werden. Seine Zuständigkeit war sachlich beschränkter als die des Steuerrats; namentlich waren seine polizeilichen Befugnisse bei weitem nicht so ausgedehnt. Die Hauptaufgaben des alten Landrats waren die Sorge für die Unterbringung und die Verpflegung der Truppen auf dem platten Lande, die Verhandlungen mit den Kreisständen über die Leistungen des Kreises an den Staat und die Förderung der Landwirtschaft in den ihm unterstehenden Kreisteilen. Für diese Aufgaben brachte er als früherer Offizier, der er meistens

war, als Kreisstand und als einer der größten und tüchtigsten Landwirte des Kreises die nötigen Fachkenntnisse und sonstigen Voraussetzungen mit. Überdies ist zu beachten, daß diese Lokalbeamten fortgesetzt unter einer scharfen und eindringenden Aufsicht der berufsmäßig geschulten Mitglieder der höhern Behörden standen, wodurch etwaige Mängel in ihrem fachmännischen Wissen und Können ausgeglichen wurden.

Verschweigen will ich nicht, daß Friedrich der Große etwa in der Mitte seiner Regierungszeit, und zwar, wie sein politisches Testament von 1752 zeigt, in bewußter Absicht, Offiziere aus der Front heraus, also im allgemeinen vollständige Laien in der Verwaltung, in diese und sogar in leitende Stellungen darin nahm. Aber er war sich dabei von vornherein klar, daß nicht jeder Offizier für eine solche Verwendung geeignet sei, und nachdem er mit mehreren dieser Männer schlechte Erfahrungen gemacht hatte, verließ er diese Praxis von selbst wieder.

Die größte Leistung der beiden großen Könige des achtzehnten Jahrhunderts für die Heranbildung des preußischen Beamtenstands liegt auf sittlichem Gebiet. Und es schmälert ihren Ruhm nicht, daß sie dabei anscheinend im wesentlichen nur die Anregungen der führenden Naturrechtslehrer verwirklichten. Besonders groß ist hier der Einfluß des Königs Friedrich Wilhelms des Ersten. Er vor allem war es, der den preußischen Beamten die innern Triebkräfte einpflanzte, ohne die sie ihre weltgeschichtlichen Leistungen nicht hätten vollbringen können, indem er ihnen den Geist mitteilte, der ihn selbst beseelte: sein starkes Pflichtgefühl, sein lebhaftes Staatsbewußtsein, den brennenden, ganz unpersönlichen Ehrgeiz, selbstlos und mit allen Kräften, immer nur der Salus publica, der Allgemeinheit, dem Staat zu dienen. So löste er sie aus den Fesseln der Geburt, der Familie, des Indigenats, der wirtschaftlichen Selbstsucht und schuf er aus ihnen eine einheitliche Gemeinschaft, die in allen ihren Angehörigen gleichmäßig durchdrungen war von der Überzeugung, über den verschiedenen Klassen, Ständen, Landesteilen stehn zu müssen, und sich eins wußte im Dienst für den Staat — mit andern Worten, er machte sie zu Staatsbeamten. Und endlich erweckte er nach einer feinen Bemerkung Gustav von Schmollers, dem ich auch sonst hier viel verdanke, durch dieses scharf ausgeprägte Staatsbewußtsein in seinen Beamten jene rücksichtslose Entschlossenheit und Festigkeit, die später an der Kraft und der Größe seines Sohns immer wieder von neuem entflammend, Preußen zum Staat der Energie schlechthin, wie man gesagt hat, machen konnte. Freilich wurde dies alles nicht ohne scharfen äußern Zwang erreicht. So war es Grundsatz, die Beamten niemals in ihrer Heimat anzustellen.

Wie man sieht, ist es zweierlei, was diese Entwicklung im ganzen kennzeichnet. Erstens das Bestreben, die Verwaltungsbeamten zu theoretisch und praktisch möglichst gut und umfassend durchgebildeten Fachmännern zu machen. Keinen kleinen Teil dieser Fachbildung scheint mir auch das Staatsbewußtsein

bedeutet zu haben, zu dem jene Männer erzogen wurden. Denn die unentbehrliche Voraussetzung für ein gedeihliches Wirken in einem abgeschlossenen Beruf ist doch wohl die Einsicht in sein Wesen und seine Aufgaben, wie sie für die Verwaltung eben im Staatsbewußtsein hervortritt. Zweitens die unübertreffliche Einrichtung der Auslese. Es ist klar, daß die straffe Zusammenfassung aller Personalangelegenheiten an einer Stelle in einem anders nicht zu erreichenden Maße die Möglichkeit bot, bestimmte Grundsätze festzuhalten und durchzuführen. Daß diese Stelle zugleich die höchste im Staat war, ermöglichte weiter, jeden Versuch, auf eine Personalangelegenheit einen Einfluß zu gewinnen, der mit dem Staatswohl nicht zu vereinigen war, im Keim zu ersticken, wenn ein solcher überhaupt hervorzutreten wagte.

Das Ergebnis aller dieser Bestrebungen war der altpreußische Beamtenstaat, viel berufen, aber für unsre politische Entwicklung bis in die Gegenwart hinein unendlich bedeutungsvoll. Denn ihm, der kein bureaukratisches Gebilde, keine Schöpfung zum Nutzen und Frommen einer selbstsüchtigen Beamtenschaft, sondern eine wunderbare Verkörperung des Staatsgedankens war, verdanken wir die Erhebung des alten preußischen Territorialstaats zum europäischen Großstaat und damit die wichtigste Grundlage unsres Reichs. Geleitet aus dem Kabinett des Königs und getragen von ausgezeichneten, technisch und politisch vortrefflich geschulten Beamten hat er die Voraussetzung für jenen Aufstieg Preußens geschaffen — eine entsprechende Machtsteigerung durch Zusammenfassung aller staatlichen Kräfte im Innern und durch Ausdehnung nach außen. Und aus diesem alten Beamtenstaat sind dann wieder die Männer hervorgegangen, denen es später gelungen ist, eine noch schwierigere Aufgabe zu lösen, die Überführung des alten Staats in den neuen. Sich selbst hat der preußische Beamtenstand durch diese beiden Großtaten den Ruf des ersten der Welt gesichert und jedem seiner Angehörigen, unabhängig vom Zufall der Geburt, des Namens, des Vermögens, des Rangs, daheim wie draußen, bei hoch und niedrig, ein gewaltiges Maß von Ansehn, Vertrauen und Ehrerbietung erworben. —

Die spätere Entwicklung des preußischen Verwaltungsdiensts nach dem Tode Friedrichs des Großen wird wesentlich beeinflußt von einer durchgreifenden Änderung der Auslesseeinrichtungen. Die Krone verzichtete damals darauf, die Personalangelegenheiten der Verwaltung weiterhin ganz in ihrer Hand zu vereinigen. Sie behielt sich nur die Berufung zu Ämtern vor, die mindestens den Charakter oder den Rang eines Rats mit sich brachten. Damit gingen die Auswahl und die Ausbildung des Nachwuchses ganz, die Entscheidung über die Verwendung der einzelnen Beamten aber in weitem Umfang auf die Beamtenschaft selbst über. Die Folge war zunächst eine große Zersplitterung der Personalverwaltung. Jetzt sind neben dem Königlichen Kabinett nicht weniger als fünf Stellen verfassungsmäßig dafür zuständig, nämlich 1. die Minister des Innern und der Finanzen für die Personalangelegenheiten der allgemeinen Verwaltung überhaupt; es ist dies ein Überbleibsel aus der längst verflossenen

Zeit, wo die gesamte innere Verwaltung in diesen beiden Ministerien vereinigt war; 2. der Minister des Innern allein für die Landräte und die höhern Beamten der staatlichen Polizeibehörden; mit dieser Zuständigkeit hängt es wohl auch zusammen, daß alle diese Beamten merkwürdigerweise nicht zur allgemeinen Verwaltung gerechnet werden; 3. das Staatsministerium als Ganzes für die Vorschläge der Unterstaatssekretäre und Ministerialdirektoren und der leitenden Beamten der Provinzialbehörden; früher hatte es auch die Vorschriften über die Ausbildung der Regierungsreferendarien zu erlassen, was jetzt auch auf die Minister des Innern und der Finanzen übergegangen ist; 4. die einzelnen Minister für die Auswahl der vortragenden Räte ihrer Ministerien; endlich 5. früher alle, jetzt nur noch fünfzehn Regierungspräsidenten für die Annahme der Regierungsreferendarien, also die Auswahl des Nachwuchses, und alle Regierungspräsidenten wiederum für die Bearbeitung der Personalangelegenheiten der zahlreichen ihnen unterstellten Beamten, namentlich für die Begutachtung ihrer Leistungen und die Führung ihrer Konduitenliste. In einzelnen Fällen wirken in Personalsachen neben den Ministern des Innern und der Finanzen noch andre sachlich beteiligte Ministerien mit, beispielsweise das Landwirtschaftsministerium bei der Bestellung der Domänendepartementsräte der Regierungen. Die laufende Verwaltung wird geführt vom Ministerium des Innern, das so in diesen Angelegenheiten ein großes Übergewicht über den andern Zentralstellen erhält, und den Regierungspräsidenten. Außerdem sind die Oberpräsidenten insofern beteiligt, als alle Berichte der Regierungspräsidenten in Personalsachen bei ihnen durchlaufen müssen, damit sie sich dazu äußern können.

Besonders groß ist der Einfluß der Regierungspräsidenten. Von ihnen hängt zunächst die Beschaffenheit und die Brauchbarkeit des Nachwuchses und damit überhaupt der Verwaltungsbeamten ab, da sich die Mißgriffe, die sie dabei etwa begehn, niemals wieder gut machen lassen, sobald die jungen Leute einmal die Klippe der zweiten Staatsprüfung glücklich umschifft haben, was in hohem Maße vom Zufall abhängt. Ferner haben sie fast ganz selbständig die Verteilung der Dezernate ihrer Behörden zu regeln, also über die Verwendung der Mehrzahl der höhern Verwaltungsbeamten zu bestimmen. Endlich haben sie über die Tüchtigkeit und die Leistungen der zahlreichen ihnen unterstellten Beamten nach oben zu berichten. Durch alles dies beeinflussen sie das Schicksal dieser Beamten entscheidend, zumal da infolge des Wegfalls der regelmäßigen Geschäftsrevisionen den höhern Vorgesetzten eigne Personalkenntnisse meistens fehlen. Sie können so Beamte vorwärts bringen oder zurückhalten. Einen Fall dieser Art, wo ein Präsident der Merseburger Regierung während seiner dreizehnjährigen Amtszeit keinen einzigen seiner Untergebenen zur Beförderung vorgeschlagen hatte, obwohl die meisten sie verdient hätten, habe ich in meinem zweiten Artikel angeführt. Verstärkt wird dieser Einfluß der Regierungspräsidenten dadurch, daß alle Personalangelegenheiten in der Verwaltung, abweichend z. B. vom Militär, streng geheim behandelt werden.

Kaum minder bedeutungsvoll wegen der außerordentlichen Wichtigkeit und der selbständigen Stellung dieser Beamten ist die Auswahl der Ministerialräte durch die einzelnen Ressorts selbst. Sie bleibt wohl meistens den Unterstaatssekretären oder den Ministerialdirektoren überlassen. Sachlich wird sie wesentlich dadurch beeinflußt, daß keine allgemein maßgebenden Vorschriften noch Grundsätze für die Auswahl dieser Beamten bestehn, vielmehr jedes Ressort seinen eignen Ansichten folgen kann, und daß den Fachministerien ein Überblick über die Personalverhältnisse der allgemeinen Verwaltung fehlen muß.

Wie man sieht, kann die Zersplitterung der Personalverwaltung nicht leicht größer gedacht werden. Man möchte daher gern annehmen, daß wenigstens die geringe Einheit, die unter der Herrschaft dieser Ordnung herzustellen wäre, scharf durchgeführt würde. Aber dies geschieht nicht. Vielmehr haben es immer einzelne Behörden oder Beamten verstanden, über ihre verfassungsmäßige Zuständigkeit hinaus einen entscheidenden Einfluß in Personalfragen zu erlangen — indem sich beispielsweise Oberpräsidenten oder Regierungspräsidenten Oberpräsidialräte, Oberregierungsräte, Dezernenten, Justitiare, Landräte beliebig aussuchen konnten. Ja, mancher dieser Herren hat nicht selten auch in die Personalverhältnisse andrer, ihm fremder Verwaltungsbezirke eingegriffen.

Diese zunächst nur äußerliche Zersplitterung der Zuständigkeit für die Verwaltungspersonalsachen hat Folgen gehabt, die auch das innere Wesen des preußischen Verwaltungsdiensts verhängnisvoll verändert haben. In ihr muß nämlich nach meiner festen Überzeugung die Quelle des Stümpertums und der Günstlingswirtschaft in unsrer Verwaltung gesucht werden. Es liegt auf der Hand, daß auf einem Gebiet, wo der Natur der Sache nach dem persönlichen Ermessen ein gewisser Spielraum gewährt werden muß, von der Durchführung bestimmter Grundsätze oder der Fernhaltung gewisser Einflüsse, die mit der Sache selbst nichts zu tun haben, keine Rede mehr sein kann, sobald Dutzende von Stellen und nicht mehr eine einzelne zu entscheiden haben. Da ist es ganz natürlich, daß sich nun allerlei unerwünschte Einwirkungen geltend machen können. Vor allem menschliche Mängel und Schwächen: ungenügende Menschenkenntnis, irrtümliche oder einseitige Auffassungen und Anschauungen, das Bedürfnis, den Gönner zu spielen, Vorurteile aller Art, etwa besondre Vorliebe für Juristen oder für Korpsstudenten und Reserveoffiziere der Kavallerie (ich war beides!), für einen großen Geldsack, oder Abneigungen, etwa gegen geschulte Beamte „Bureaukraten", oder gegen selbständig gerichtete Untergebene, dann die Unfähigkeit, sich den Einwirkungen irgendwelcher Schlagwörter, des Zeitgeists oder den Forderungen der öffentlichen Meinung zu entziehen.

Verstärkt wird die Wirkung solcher innerlicher Kräfte nnd Gegenkräfte durch gewichtige äußere Einflüsse. Ich erinnere hier nur an die politische Entwicklung im Laufe des vorigen Jahrhunderts mit dem Parlamentarismus und der durch ihn großgezogenen parlamentarischen Günstlingswirtschaft, und die in diesen Erscheinungen begründete Abhängigkeit anch der höchststehenden

Beamten. Dazu kommt die Abhängigkeit, die mit der Stellung eines Beamten im Behördenorganismus verbunden ist. Bei den Verhandlungen über die Neuregelung der Verwaltungsausbildung haben solche Abhängigkeiten der Regierungspräsidenten mit Recht eine große Rolle gespielt. Ein Regierungspräsident kann sich in der Tat Wünschen in Personalangelegenheiten, die durch Vermittlung eines einflußreichen, politisch oder gesellschaftlich für ihn wichtigen Bezirkseingesessenen, eines Oberpräsidenten oder eines hohen Ministerialbeamten an ihn herantreten, nicht entziehen. Aber auch ein einzelner Minister ist in dieser Hinsicht kaum weniger abhängig. Das haben die Herren Ressortchefs, die an den eben erwähnten Verhandlungen über die Verwaltungsausbildung beteiligt waren, selbst deutlich zu erkennen gegeben. Auch andre Zeugnisse liegen hierfür vor. So hat Professor von Schmoller vor einigen Monaten in einem viel bemerkten Artikel über das preußische Junkertum erzählt, daß es dem Minister Herrfurth trotz aller Mühe nicht gelungen sei, die adliche Cliquenwirtschaft in seinem Ressort zu beseitigen. Und von einem seiner Nachfolger ist bekannt, daß er die Machenschaften in Personalangelegenheiten, denen er ausgesetzt war, als die unangenehmste Beigabe seiner Ministerstellung empfunden und bezeichnet hat.

Unsere militärische Hochschule

Von Major a. D. von Schreibershofen-Berlin

Am 15. Oktober hat die preußische Kriegsakademie das Fest ihres hundertjährigen Bestehens gefeiert. Von allen Seiten ist die große Bedeutung anerkannt worden, die diese Anstalt an der wissenschaftlichen und militärischen Ausbildung des Offizierkorps gehabt hat. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß ihr ein großer Anteil an den Erfolgen der siegreichen Feldzüge beizumessen ist, welche die Einigung Deutschlands vorbereiteten und herbeiführten. Die Männer, die sich in jenen Zeiten in den leitenden Stellen des Heeres befanden, und ihre Gehilfen, die ihnen beratend und helfend zur Seite standen, haben, mit verschwindenden Ausnahmen, auf der Akademie die Grundlagen für ihre militärisches Können und Wissen gelegt, ihre Fähigkeiten dort entwickelt und die Waffen des Geistes geschärft, mit denen sie später ihre Gegner zu Boden strecken sollten.

Solchen Erfolgen gegenüber dürfte es auf den ersten Blick vermessen erscheinen, Ausstellungen an dem Lehrplan und an der Lehrmethode sowie an der Organisation zu machen. Wenn man indessen die Geschichte der Akademie

verfolgt und bei tieferem Studium erkennt, wie oft die Grundzüge, auf denen die Anstalt aufgebaut ist, gewechselt haben, und wie verschieden die Ansichten der leitenden und maßgebenden Stellen auf diesem Gebiete gewesen sind und noch sind — so kann aus dieser wechselnden Entwickelung auch die Berechtigung zu einer Kritik abgeleitet werden, die den bestehenden Zustand nicht bedingungslos als vorzüglich anerkennt. So darf sich ein Rückblick, wie ihn eine derartige Jubelfeier zur Folge hat, mit Recht zu einem Ausblick in die Zukunft erweitern.

Die Kriegsakademie läßt sich nicht für sich allein betrachten, sondern muß im Zusammenhang mit dem ganzen Militärerziehungs- und -bildungswesen beurteilt werden, dessen oberste Spitze sie darstellt, wenn sie jetzt auch rein äußerlich betrachtet, nicht mehr zu dieser Inspektion gehört, sondern seit 1872 von ihr abgetrennt, unmittelbar dem Chef des Generalstabes unterstellt ist.

Scharnhorst verdanken wir es, daß bei der Reorganisation der Armee und des Offizierkorps die Ernennung zum Offizier im Frieden von dem Nachweis einer bestimmten wissenschaftlichen Bildung abhängig gemacht wurde, die durch Ablegung eines besonderen Examens darzulegen war. Bildung und Kenntnisse traten an die Stelle adlicher Geburt oder vornehmer Verwandtschaft und Beziehungen. Diese uns jetzt so selbstverständliche Ansicht konnte erst nach schweren Kämpfen durchgesetzt werden. Wie verworren selbst nach dem Frieden von Tilsit die Anschauungen noch waren, zeigt die Tatsache, daß viele hervorragende Geister, unter ihnen z. B. auch Hardenberg, die Beförderung zum Offizier von der Wahl durch die Untergebenen, wie es in den französischen Revolutionsheeren der Fall gewesen, abhängig machen wollten. An dem von Scharnhorst eingeführten Nachweis genügender wissenschaftlicher Vorbildung ist in der Zukunft nicht mehr gerüttelt worden. Fraglich muß es aber erscheinen, ob die jetzigen Anforderungen noch genügen, oder ob es nicht notwendig sein sollte, sie zu erhöhen. Ein Teil des Offiziersatzes verfügt jedenfalls nicht über eine abgeschlossene wissenschaftliche Vorbildung. Weder das Primanerzeugnis noch die Ablegung der Fähnrichsprüfung stellt eine solche dar. Auf den Kriegsschulen findet nur eine rein militärische Ausbildung statt, die auf die Förderung der allgemeinen Bildung ohne Einfluß ist. Somit erfährt die Bildung, über die der Offizier bei seinem Eintritt in das Heer verfügt, keine weitere Ausgestaltung. Dies bleibt seinem privaten Studium überlassen. Diesem Mangel sollte die Akademie abhelfen. Dies war eine ihrer Aufgaben, die namentlich in dem nach den Freiheitskriegen aufgestellten Lehrplan besonders scharf betont wurde. Dies bedingte, daß Gegenstände vorgetragen wurden, die mit dem militärischen Studium an und für sich nichts zu tun hatten und für die spätere militärische Laufbahn nur insofern von Bedeutung waren, als die Schärfung des Geistes und wissenschaftliche Kenntnisse im allgemeinen auch die Entwickelung der militärischen Fähigkeiten begünstigen. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde im Anfange des Jahrhunderts, der damaligen Anschauung entsprechend, auf Mathematik ein hoher Wert gelegt. Die Vorträge über dieses Gebiet nahmen nicht nur einen

großen Umfang ein, sondern mußten auch von allen Offizieren besucht werden. Daneben wurden Physik und Chemie gelehrt; neben der allgemeinen Geschichte wurde Literaturgeschichte behandelt, Geographie und Militärgeographie vorgetragen. Auch der Philosophie und Logik war ein verhältnismäßig weiter Raum eingeräumt.

Im Laufe der Jahrzehnte ist hierin aber eine große Änderung eingetreten. Die meisten dieser Lehrgegenstände sind verschwunden und durch rein militärische Fächer ersetzt worden. Nach dem neuesten Lehrplane scheiden auch Geographie, Physik und Chemie endgültig aus. Von den Unterrichtsgegenständen formaler Bildung sind außer den Sprachen nur noch Mathematik, Geschichte und Staatsrecht übrig geblieben. Dabei ist aber die Mathematik nicht obligatorisch für alle Offiziere, sondern nur für diejenigen, die sich später der trigonometrischen Landesvermessung widmen wollen. Beeinflußt wurde diese Änderung durch die Erweiterung, die die Kriegswissenschaften, namentlich unter dem Einfluß unsrer im Frieden so hoch entwickelten Technik, genommen hatten. Die modernen Verkehrs- und Nachrichtenmittel mußten eingehend behandelt werden, da ihre Kenntnis für jeden höheren Führer von hohem Werte ist; die Beschäftigung mit dem Festungskrieg durfte nicht mehr die Domäne einzelner Persönlichkeiten bleiben, die sich aus Neigung oder Beruf dem Studium dieses Spezialgebietes widmeten, sondern mußte zum Allgemeingut der Armee werden. Mit der Entwickelung unsrer Flotte war bei den künftigen kriegerischen Ereignissen ein Zusammenwirken von Heer und Marine notwendig, das nur dann gewährleistet erschien, wenn auch der Armeeoffizier über die Grundzüge des Seekriegswesens unterrichtet war. Alle diese neuen Erscheinungen des modernen Krieges führten von selbst zu einer Erweiterung des militärischen Lehrstoffes, die sich nur auf Kosten der formalen Lehrfächer durchführen ließ, wenn man nicht die Stundenzahl über Gebühr erhöhen wollte.

So hat die Akademie allmählich den Charakter einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildungsanstalt, den sie im Anfange des vorigen Jahrhunderts besaß, immer mehr und mehr eingebüßt und ist eine militärische Fachschule geworden mit der Tendenz, eine Vorschule für den Generalstab zu sein. Wenn neuere Veröffentlichungen dies bestreiten und bestrebt sind, den allgemein wissenschaftlichen Charakter mehr in den Vordergrund zu stellen und zu betonen, so entspricht das nicht ganz den tatsächlichen Verhältnissen. Beurteilt man die Akademie lediglich vom Standpunkte des Generalstabes aus, dem sie ja auch unterstellt ist, so hat die geschilderte Entwickelung gewiß ihre großen Vorzüge. Die nach Besuch der Akademie in den Generalstab kommandierten Offiziere haben eine für diesen Zweck außerordentlich gute Vorbildung erhalten, so daß sie sich sofort mit Vorteil in den verschiedenen Abteilungen des Generalstabes verwenden lassen. Es muß aber zweifelhaft sein, ob damit den Interessen der Armee im allgemeinen gedient ist. Von den vielen Offizieren, die die Akademie besuchen, kann nur ein verhältnismäßig kleiner Teil in den Generalstab kommen, der

größte Teil findet eine andere Verwendung, sei es als Adjutant, als Lehrer, im Ministerium, bei den technischen Instituten oder in der Front. Ist es nun richtig und zweckmäßig, den ganzen Lehrplan auf die wenigen Offiziere einzurichten, die dereinst im Generalstabsdienst Verwendung finden sollen? Ist dieses aber der Fall und muß die Akademie als Vorschule des Generalstabes bestehen bleiben, so fehlt dann im organischen Aufbau des gesamten Militärerziehungs- und -bildungswesens ein Glied, eine Anstalt, auf der die große Menge der Offiziere, soweit sie überhaupt den Wunsch und das Streben nach weiterer Fortbildung besitzen, Gelegenheit haben, ihre Kenntnisse und Bildung zu erweitern.

Daß dieses Bestreben in hohem Maße vorhanden ist, zeigt die große Zahl der Offiziere, die sich alljährlich zur Ablegung des Eintrittsexamens melden. Die Anmeldungen betragen bis zu 800, von denen auch nach den letzten Erweiterungen nur 160 einberufen werden können. Die übrigen 540 werden einfach zurückgewiesen, ihnen wird die Möglichkeit, ihre Bildung zu vervollständigen und ihren geistigen Horizont zu erweitern, abgeschnitten. Sie bleiben lediglich auf ein privates Studium angewiesen. Daß sich dieses bei den Anstrengungen des täglichen Dienstes, namentlich in den kleinen Garnisonen, wo alle Hilfsmittel und Anregungen fehlen, nur schwer durchführen läßt, liegt auf der Hand. Dabei ist ferner zu berücksichtigen, daß durch das Eintrittsexamen keine ganz einwandsfreie Auswahl getroffen wird. Die besten und schlechtesten Arbeiten allerdings unterscheiden sich so sehr von der großen Menge, daß ihre Bestimmung nicht schwer wird. Die anderen aber sind sich in ihrem Wert so gleich, daß es ausgeschlossen erscheint, hier in allen Fällen ein richtiges Urteil zu geben und eine gerechte Auswahl zu treffen. Für die Zwecke des Generalstabes und der höheren Adjutantur usw. genügt es sicherlich, wenn jährlich 160 Offiziere eine besondere Ausbildung erhalten, für die Zwecke der Armee nicht, und zwar um so weniger, wenn man berücksichtigt, daß die wissenschaftliche Vorbildung der Offiziere — wie wir oben gezeigt haben — nicht mehr den modernen Anforderungen entspricht. Ist dies der Fall, so müßte ihnen erst recht später die Gelegenheit gegeben werden, die Lücken ihrer Bildung auszufüllen. Alles dies führt mit zwingender Notwendigkeit dazu, die Zahl der Hörer zu vermehren. Es müßte möglich sein, daß jeder Offizier, der den Wunsch hat, sich weiterzubilden, und der die nötigen Vorkenntnisse nachweist, auch auf die Akademie kommandiert wird. Dies würde allerdings eine solche Vermehrung der Akademiker zur Folge haben, daß eine Anstalt nicht mehr genügte, sondern deren mehrere errichtet werden müßten.

Abweichend von den Universitäten kann die Zahl der Hörer auf der Akademie nicht beliebig vermehrt werden. Es liegt dies teils in den allgemeinen militärischen Verhältnissen begründet, teils in der Art des Unterrichtes, wie er auf der Akademie gehandhabt werden muß. Der Direktor muß in steter persönlicher Verbindung mit den kommandierten Offizieren bleiben, die Aufrecht-

erhaltung der Disziplin, ehrengerichtliches Einschreiten, Korrespondenzen mit den Truppenteilen (Pferde, Bursche usw.) sind jetzt schon so umfangreich, daß die Tätigkeit eines einzelnen vollauf ausgefüllt ist. Eine weitere Ausdehnung erscheint ausgeschlossen. Bei der Lehrmethode genügt es nicht, daß der Lehrer seine Vorträge hält, der Akademiker sie anhört, sondern es muß die Möglichkeit vorhanden sein, daß sich der Lehrer mit dem einzelnen Schüler eingehend beschäftigt und abgibt. Die applikatorische Methode verlangt ein Zusammenarbeiten beider, die schriftlichen Arbeiten müssen gelesen und geprüft werden. Der kommandierte Offizier soll freie Vorträge halten, an die sich eine Diskussion anschließt. Praktische Übungen finden im Gelände statt. Schon jetzt wird vielfach geklagt, daß die Zahl der in einem Cötus befindlichen Hörer zu groß ist, und daß deshalb die Ausbildung Schwierigkeiten bereitet. Über dreißig Offiziere sollte kein Cötus enthalten. Diese Zahl wird jetzt schon weit überschritten, eine fernere Erhöhung ist ausgeschlossen. Von sachverständiger Seite ist Straßburg als Ort für eine zweite Akademie vorgeschlagen und gleichzeitig der Wunsch ausgesprochen worden, daß die bayerische Kriegsakademie in München auch für nichtbayerische Offiziere zugänglich gemacht werde. Es würden dann die einberufenen Offiziere in gleicher Weise auf drei Akademien in Berlin, München und Straßburg verteilt werden können. Man mag im einzelnen über diesen Vorschlag verschiedener Ansicht sein, er trifft aber das Wesentliche: Errichtung neuer Akademien, um einer größeren Zahl von Offizieren Zeit und Gelegenheit zu allgemein wissenschaftlicher und militärischer Fortbildung zu geben.

Bisher ist immer daran festgehalten, daß der Offizier, der die Akademie besuchen will, ein Aufnahmeexamen abzulegen hat. Es ist dies ein reines Konkurrenzexamen, das heißt: es werden keine bestimmten Anforderungen gestellt, die zu erfüllen sind, sondern es werden die Offiziere nach dem Ausfall ihrer Arbeiten klassifiziert und die 160 besten einberufen. Gewiß läßt sich gegen ein derartiges Verfahren manches einwenden, es hat aber den unleugbaren Vorteil, daß sich der Offizier, der das Kommando zur Akademie erstrebt, längere Zeit vorher wissenschaftlich beschäftigen muß, und zwar sowohl auf allgemein-wissenschaftlichem (Geschichte, Geographie, Sprachen, Mathematik) wie auf militärischem Gebiet, und daß er die früher erworbenen Kenntnisse wieder auffrischen muß. Er kommt dadurch gut vorbereitet zur Akademie. Diesen Vorteil möchte man auch in Zukunft nicht missen. Wenn aber die Zahl der Hörer wesentlich vermehrt und dadurch die Konkurrenz erheblich vermindert wird, verliert diese Art des Examens ihren Wert. Es würde dann zweckmäßig sein, von einem reinen Konkurrenzexamen abzusehen und bestimmte Forderungen aufzustellen, die erfüllt werden müßten.

Von wesentlicher Bedeutung für das Gedeihen der Anstalt ist die Wahl der Direktoren und der Lehrer. Männer von großem Ansehen und hoher Bedeutung sind an ihr tätig gewesen. Mit Stolz weist die Akademie darauf hin, daß sie einen Clausewitz, einen Höpfner, einen Verdy u. a. m. zu den Ihrigen gezählt

hat. Aber der Glanz dieser Namen darf doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß manche von ihnen, so bedeutend ihre Persönlichkeit auch gewesen ist, doch nicht von so großem Einfluß gewesen sind, wie man dies wohl annehmen dürfte, und daß daneben vielfach Persönlichkeiten verwendet wurden, die wenig geeignet zum Lehrer waren. Ein großer Vorteil wurde durch die Anstellung etatsmäßiger Militärlehrer erreicht, welche ihre ganze Kraft und Zeit diesem Amte widmen konnten, während sie es bis dahin nur im „Nebenamt" getrieben hatten, wodurch es häufig zu kurz gekommen war. Bei der großen Wichtigkeit und hohen Bedeutung, welche diese Stellung besitzt, müssen die besten Kräfte ausgesucht werden, und, wenn sie gefunden sind, auch möglichst lange in dieser Tätigkeit belassen werden. Wenn man die Geschichte der Akademie in den letzten Jahren überblickt, kann man zweifelhaft werden, ob diesem Gesichtspunkte immer genügend Rechnung getragen ist. Der schnelle und häufige Wechsel, wie ihn die Rangliste jedem erkennbar zeigt, dürfte nicht immer der Anstalt zum Vorteil gereicht haben. Auch für den Direktor gehört eine längere Zeit dazu, sich in seine neue Dienststellung einzuarbeiten, und eine noch längere, um einen wirklichen Einfluß auf die innere Entwickelung der ihm anvertrauten Anstalt ausüben zu können. Wie es jeder Generalstabsoffizier erstrebt, möglichst lange in seiner Stellung zu verbleiben, und nach einigen im Frontdienst zugebrachten Jahren immer wieder danach strebt, von neuem in den Generalstab versetzt zu werden, ähnlich müßte es auch mit der Laufbahn als Militärlehrer an der Kriegsakademie sein. Sie müßte derart ausgestaltet werden, daß die besten und fähigsten Köpfe danach strebten, ihre Berufung als eine besondere Auszeichnung betrachteten und sich bemühten, möglichst lange dort zu bleiben und immer wieder dorthin zu kommen.

Fassen wir noch einmal die Wünsche zusammen, die wir für die weitere Entwickelung der Kriegsakademie aufgestellt haben, so bestehen diese zunächst darin, daß sie mehr den Charakter einer allgemeinen militärischen Bildungsanstalt annähme und weniger als Vorschule des Generalstabes betrachtet würde, und daß sie außerdem einer größeren Zahl von Offizieren zugänglich gemacht würde, als es jetzt der Fall ist. Tritt beides ein, so wird sie in noch höherem und besserem Maße, als es jetzt schon geschieht, die Ausbildung des Offizierkorps der gesamten Armee heben und fördern. Es ist dies eine Notwendigkeit gegenüber der Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus, wie sie während der letzten Jahrzehnte in der gesamten Nation und bei allen Berufsarten stattgefunden hat. Der Offizier kann die hohe, geschichtlich überlieferte Stellung, die er im Staate und in der Gesellschaft einnimmt, nur dann in Zukunft bewahren, wenn er in seiner Bildung und Kenntnissen nicht hinter den anderen Berufsständen zurückbleibt, sondern ihnen mindestens gleichkommt. Daran mitzuarbeiten ist unseres Erachtens nach die Aufgabe der Akademie. Danach muß ihre Aufgabe bestimmt, darauf ihre Organisation berechnet sein.

Zum hundertjährigen Geburtstag Fritz Reuters

Von Erich Schlaikjer

Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 in Stavenhagen geboren. In ſeine frühe Kindheit ſpielt die Franzoſenzeit noch hinein, ohne daß ihre Tragik aber ſeiner kleinen Seele zum Bewußtſein gekommen ſein kann. Wohl werden ſich die unruhigen Zeiten, die manchen aufgeregten Tag im Elternhaus brachten, ſeinem Gedächtnis eingeprägt haben; im übrigen aber hat ſich das Bild jener Tage aus frühen Erinnerungen und aus den Erzählungen anderer zuſammengewoben. Die Atmoſphäre dieſer Zeit blieb ja noch lange lebendig, und nicht zum wenigſten in ſolch einem kleinen traulichen Neſt wie Stavenhagen, wo das Leben ſich nur um wenige und um die immer gleichen Angeln dreht. Von der Atmoſphäre der Zeit, die er in der „Franzoſentid“ ſchildert, kann er darum viel aufgenommen haben, ohne auf die erſten ſchwachen Erinnerungen der Kindheit angewieſen zu ſein.

Wenn man von der Fremdherrſchaft abſieht, die Reuter nur wie das ferne Brauſen eines Meeres im Ohr gehabt haben kann, ließ ſich ſein Lebensmorgen freundlich genug an. Als Sohn des Herrn Bürgermeiſters lernte er in dem ſtillen Neſtchen all die kleinen Freuden der weltverlorenen Winkel kennen, und tüchtige Leute, unter denen ſein Vater und ſein Onkel Amtshauptmann in erſter Linie genannt werden müſſen, nahmen ſich ſeines kindlichen Wachstums an. Die Art, wie der kleine Fritz Reuter im Alter von zwölf Jahren ſeine Reiſe nach Braunſchweig ſchildert, beweiſt, daß er in guten Händen war. Der Vater und auch der Ehrfurcht gebietende Herr Amtshauptmann werden an dem bemerkenswerten Talent des Knaben ihre heimliche Freude gehabt haben. Im beſonderen der Vater wird ihn, wie Reuter ſich ſpäter ausdrückte, in ſeiner Zukunftsrechnung an erſter Stelle eingetragen haben. Indeſſen folgte dieſem freundlichen Morgen ein langer trüber, dunkler Tag, an dem der Jüngling und der Mann durch kalten Nebel und kalte Verzweiflung ſchreiten mußte. Wie grade die erſte Jugend das Haupt des Studenten umſonnte, wurde er als Burſchenſchaftler von den Zahnrädern der politiſchen Kämpfe ergriffen, und wenn ſie ihn auch nicht ſelber zermalmten, ſo haben ſie doch in ſieben langen

Jahren seine schönste Jugend zermalmt. In der „Festungszeit" ist ihm diese Episode zum ergreifenden Kunstwerk geworden und sein tapferes Herz vermag es immer noch, selbst über diese düsteren Tage die Lichter eines wehmütigen Humors spielen zu lassen. Nichtsdestoweniger bricht das große schicksalsschwere Weh doch immer wieder durch. „Wenn draußen die Sonne scheint und die Vögel singen und die Blumen blühen," sagt er an einer Stelle, „wenn alle Welt sich freut und die Herzen lustiger schlagen, dann ist für den Gefangenen die schlimmste Zeit. Seine beste Zeit ist, wenn der Regen gießt und der Sturmwind rast und den Schnee in wilden Wirbeln zusammenjagt. Es sind seitdem viele Jahre vergangen, aber dieses Gefühl ist mir von jener Zeit her noch geblieben. Ich kann stundenlang in so ein wildes Wetter hinaussehen und die Seele wird mir dann so still und ruhig. Mir ist es dann, als wenn das schaurige Wetter draußen meine schlimmen Jahre wären, die nicht mehr an mich heran können und vergebens um mich herumrasen, und die Traurigkeit kommt über mich, daß dieses wilde Wetter grade in meinen Lebensfrühling hereinbrechen mußte." Waren aber die Jahre schwer, so waren die Folgen dieser Jahre wenn möglich noch schwerer. In einer dunklen Kasematte hatte sein Augenlicht Schaden genommen; man braucht nur daran zu denken, daß Reuter sich mit Malerhoffnungen trug, um das Gewicht dieser Tatsache abschätzen zu können. Als dann mit der Amnestie bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten die Entlassung kam, kam auch die schicksalsschwere Frage: „Was nun?", die ihn zu dem wilden, tragischen Ausbruch am Schluß der Festungstid veranlaßt. Er war dem Leben fremd geworden und er schreibt das bittere Wort, daß auch sein Vater sich gewöhnt hatte, ihn als eine Art von Unglück zu betrachten. Und doch ließ die Entlassung immer noch eine Hoffnung zu, während sich in den darauffolgenden Jahren alles in Hoffnungslosigkeit verlor. Ich weiß nicht, ob Wilbrandt medizinisch recht hat, wenn er Reuters gelegentliche krankhafte Neigung zum Alkohol auf ein körperliches Leiden zurückführt, das er sich in der Festungszeit holte; ich weiß aber, daß der Alkohol, wenn er in dieser Form auftritt, ein dämonisches Verhängnis ist — so bei Reuter, so bei Grabbe, so bei Hartleben, wo auch Schmerz und Verzweiflung hinter den Kulissen lauerten, wie lustig die Außenseite sich unter Umständen auch ausnehmen mochte. Im Herbst 1840 wurde Reuter nach Heidelberg gesandt, um seine Studien fortzusetzen; aber die kranken Nachwehen von der Festung waren zu stark, oder der Wein war zu gut, und sein Vater mußte ihn wieder zurückrufen. Als dreißigjähriger Mensch mußte er sich nun als Lehrling auf die Landwirtschaft werfen, und immer wieder wurde sein Leben von der Festungskrankheit überschattet, für die die biederen mecklenburgischen Philister vermutlich andere und derbere Bezeichnungen hatten.

In diesen Jahren hielt er um Louise Kunze an; er hatte aber keine Gegenwart, und da er lebensunfähig schien, auch keine Zukunft: sie schlug es ihm darum ab. Als im Jahr 1845 der Vater starb, hinterließ er einen Sohn,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

der als hoffnungsloser Landwirt umherging, belastet mit seiner Krankheit und dem Odium des abgebrochenen Studenten; es war nichts geworden mit den schönen Hoffnungen, die die Reise nach Braunschweig dermaleinst geweckt hatte. Im Jahre 1850, also im Alter von vierzig Jahren, mußte Reuter sich dann als Schulmeister in Treptow niederlassen und hier für zwei gute Groschen die Stunde Unterricht geben. Nichtsdestoweniger aber begann hier die Wende seines Lebens. Sein treuer Freund Fritz Peters wagte den großen Schritt, Louise Kunze zu ihm zu führen, als er an den Folgen eines alkoholischen Anfalls daniederlag, und Louise Kunze wagte den noch größeren Schritt, den unglücklichen Schulmeister von Treptow zu heiraten. Ach, die Ehe war überschattet genug! Reuter verfaßte einmal in einer seiner verzweiflungsvollen Nächte seine Grabschrift, die also lautete:

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein;
Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei dir Herr ist Klarheit und licht ist dein Haus.

Und Louise, die an seinem Bett saß, wählte für sich als Grabschrift ein Wort, aus dem ihre ganze Auffassung der Situation sprach — das tiefe Wort: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." In der ersten Zeit ihrer Ehe — im Jahre 1852 — erschien Klaus Groths „Quickborn", und nun fand der vielgeprüfte Mann endlich im Jahre 1853 mit den „Läuschen und Rimels" den Boden, auf dem auch ihm das Glück erblühen sollte. Die Gedichte ließen seine spätere Bedeutung noch gar nicht ahnen, er hatte sich aber selber gefunden und damit war die Wende seines Lebens da. Bis dahin hatte er ja unter der doppelten Tragik gelitten, daß er so wenig mit dem eigenen Innern wie mit der äußeren Welt zurechtkam. Als nun im Laufe der nächsten Jahre seine prächtigen Arbeiten erschienen, war Ruhm und Lebensinhalt da und es ließ sich manches leichter ertragen, was immer noch ertragen werden mußte.

Wenn man die literarische Bedeutung Reuters erwägt, wird immer sein Verdienst um die ehrwürdige, plattdeutsche Sprache in erster Linie genannt werden müssen. Es könnte nun freilich scheinen, als ob dadurch seine poetische Geltung lokalisiert und also eingeengt würde; es scheint indessen nur so. Zunächst ist das Reich der plattdeutschen Sprache groß genug, um den plattdeutschen Dichter vor dem Odium der Lokalberühmtheit in einem untergeordneten Sinne zu schützen, und ihr Reichtum ist so tief, daß vor ihm jedes philiströse hochdeutsche Wort vollends verstummen muß. Es kommt aber hinzu, daß die hochdeutsche Kultursprache in Gefahr läuft, eine Buchsprache zu werden, wenn sich die Literatur nicht immer wieder durch ein Bad in der Volkssprache verjüngt. Ich habe früher einmal in meinen „Berliner Kämpfen" ausgeführt, daß die Kultursprache immer wieder ihre Wurzeln in die Tiefe senken muß,

wenn sie grünen und blühen soll. Verliert sie die Fühlung mit der Sprache des Volks, so schrumpft sie zu etwas Abstraktem, dem grauen Etwas ein, von dem die Poesie sich schaudernd abwendet. Man braucht ja nur die alten Bauernsprüche durchzusehen, um zu wissen, wo die Sprache sich am besten Kraft und Erdgeruch holt. Man mag über die Ausdrucksweise des Bauern denken, wie man nur immer will, eins wird man ihr niemals nachsagen können: daß sie nämlich blutleer sei. Der Sinn für farbensatte Bilder ist vielleicht keinem Stand so eigentümlich wie dem Bauernstand, aus welchem Grunde sich denn auch die Künstler stets zu den Bauern hingezogen fühlten, auch wenn die „gebildeten" blutleeren Stadtmenschen sich entsetzt das Taschentuch unter die Nase hielten. Man verstehe mich recht: es soll hier kein demagogischer Bauernkultus getrieben werden. Vielmehr soll ausdrücklich eingeräumt werden, daß selbstverständlich die Sprache des wirklich gebildeten Mannes über derjenigen des Bauern steht. Die deutsche Kultur wäre ja ein sonderbares Ding, wenn sie die deutsche Sprache ruinierte. Bei alledem aber bleibt die Tatsache bestehen, daß der Bauer Bilder hat, um die ihn gelegentlich Shakespeare beneiden könnte. Seine an sich unvollkommene Sprache übertrifft in diesem wesentlichen Punkt die Sprache des Gebildeten. Auf den ersten Blick scheint das ja ein unlösbarer Widerspruch zu sein und mancher ist darum vielleicht geneigt, den Bilderreichtum des Bauern einfach für einen ehrwürdigen Aberglauben zu halten. Glücklicherweise aber löst sich bei näherem Hinsehen der Widerspruch in Vernunft auf. Der Bilderreichtum des Bauern läßt sich als eine psychologische Notwendigkeit nachweisen, die mit der sonstigen Unvollkommenheit seiner Sprache ursächlich zusammenhängt, und damit sind wir dann gegen den Vorwurf einer kopflosen Bauernverehrung so gut gedeckt, wie man in einer ästhetischen Untersuchung überhaupt nur gedeckt sein kann.

Der gebildete Mensch steht unter dem Einfluß des Buches. Er hat aus dem Buch gelernt, einen langen Gedankengang in klaren Worten vorzutragen. Er wird sich daher, wenn er überzeugen will, auf die durchsichtige Helligkeit seiner Darstellung verlassen. Er traut (und in diesem Zusammenhang mit Recht) der Logik mehr als der Phantasie. Ganz anders aber liegt die Sache beim Bauern. Ihm geht das Wort nicht leicht vom Mund und die übersichtliche Darstellung ist nun schon ganz und gar nicht seine Sache. Auf die durchsichtige Klarheit seiner Rede kann er sich nicht verlassen und darum greift er nach einem anderen Mittel, um zu überzeugen. Kann ihm der Zusammenhang nicht dienen, so muß es das einzelne Wort. Dem einzelnen Wort muß er eine so sinnfällige Kraft und Fülle verleihen, daß der Hörer die Richtigkeit der Sache sozusagen mit Händen greift. Umgekehrt wie der Städter verläßt er sich auf die Phantasie und spricht zur Phantasie. Die lange logische Entwicklung erfordert eine Gewandtheit im Satzbau, die er nicht besitzt. Er muß durch Anschaulichkeit beweisen, und wir brauchen uns daher nicht zu wundern, daß seine Sprache mit anschaulichen Bildern getränkt ist. In diesem einen

Punkt hat er tatsächlich das Zeug, dem modernen Kulturmenschen Sprachstunden zu geben, und Reuters Werke haben darum nicht nur der plattdeutschen Sprache einen großen Dienst erwiesen, sondern haben gleichzeitig der hochdeutschen Literatur die wohltuende Erfrischung eines Volksbades zukommen lassen.

Es kann in einem kurzen Artikel der Dankbarkeit nicht unsere Meinung sein, zu einem Spaziergang durch alle größeren Werke Reuters ausholen zu wollen. Wer auch nur eines seiner Meisterwerke durchliest — etwa „Ut de Franzosentid"—, fühlt sich schon von der ganzen Atmosphäre des Dichters umgeben. In der Franzosentid ist es nicht zum wenigsten die Heimlichkeit des Milieus, in die sich der Leser mit Wohlgefallen einspinnen läßt. An dieser prächtigen Kleinstadtschilderung spürt man, daß es doch auch seinen Vorteil hat, in einem so weltverlassenen Nest wie Stavenhagen geboren zu sein. Der Großstädter bekommt leicht geschwächte Augen. Man sieht so viele Menschen, daß man sie schließlich nur noch obenhin streift. Man berührt auf der Straße so viele Schicksale mit dem Ärmel, daß man zuletzt von einer gewissen Gleichgültigkeit befallen wird. Menschen und Dinge rücken einem nicht auf den Leib, und weil sie einem fern bleiben, verfällt man leicht in eine schematische Behandlung. Wenn in Berlin eine Etage über meiner Wohnung ein Mensch stirbt, sehe ich zwar das schwarze Gepränge des Begräbnisses, aber in neun von zehn Fällen habe ich den Verstorbenen nicht gekannt. Ich vermag den Hinterbliebenen nicht in das traurige Herz zu sehen, ich kenne ihre Verhältnisse nicht und kann daher auch nicht ermessen, wie tragisch eben dieser Todesfall zu nehmen ist. Mit der persönlichen Berührung schwindet der persönliche Anteil und mit dem persönlichen Anteil schwindet in der Dichtung der persönliche Duft. Wie anders in dem lieben alten Stavenhagen! Es bedurfte hier keines Todesfalles, um die Gemüter in Bewegung zu setzen. Man kannte seine Mitmenschen so genau, daß man sich auch für kleine Veränderungen in ihrem Dasein interessierte, und so ersteht in Reuters Dichtung das ganze kleine Nest in den sattesten und anheimelndsten Farben. Es kommt hinzu, daß die Arbeit meisterhaft komponiert ist, und daß man darum restlos in das Leben und Treiben dieser Menschen hineingezogen wird. Der Bürgermeister, der Amtshauptmann, der Onkel Herse, der Müller Jochen Voß, Mamsell Westphal usw., alle diese ländlichen und kleinstädtischen Originale wandern in voller Lebendigkeit durch das Buch, und auch Reuters Kunst der Bauernschilderung sendet hier und da ein Streiflicht über die Blätter. Wenn die redliche Tochter von Jochen Voß sich angsterfüllt über den französischen Münzschatz wirft, um ihren Vater vor Verführung zu bewahren; wenn der Sohn des feindlichen Verwandten ins Zimmer tritt, um in knappen, empfindungsschweren Worten die alten Beziehungen wieder aufzunehmen; wenn Jochen Voß sich auf dem Wagen mit seinem Knecht unterhält: dann spüren wir überall die wirkliche Bauernnatur und die wirkliche Bauernsprache klingt in unser Ohr. Mir scheinen Franzosentid und Festungstid künstlerisch geschlossener und vornehmer zu sein, als die im übrigen mit Recht berühmte Stromtid.

Einen besonderen Platz nimmt im Schaffen des Dichters „Kein Hüsung“ ein, und wenn es nach dem Dichter selber ginge, müßte der besondere Platz zugleich der Ehrenplatz sein. Nun verdient zwar diese dunkle Dichtung der sozialen Anklage einen ehrenvollen Platz, aber den Ehrenplatz im Schaffen Reuters wird man ihr schwerlich anweisen können. Reuter liegt mit dem Rhythmus im Kampf und die plattdeutsche Sprache verfällt mitunter in hochdeutsche Wendungen (oder doch wenigstens in hochdeutsche Art), wenn sie pathetisch reden soll. Es ist schon wahr, daß mitunter eine große Wucht der Empfindungen erreicht wird; aber ich habe dann nicht immer das Gefühl, es noch mit einem plattdeutschen Epos zu tun zu haben. Hat man das aber ausgesprochen, muß auch mit aller Schärfe betont werden, daß die Menschen der Armut zum Teil mit wunderbarer Echtheit gezeichnet und daß die Leiden der Armut von einem gütigen Herzen begriffen worden sind. Ein Meisterwerk in dem Sinne aber, daß es die ganze Art seines Urhebers ausstrahlte, kann das Gedicht schon darum nicht sein, weil ihm etwas fehlt, was sonst nicht leicht bei Reuter fehlt: der Humor. Es mag sein, daß es nicht immer der vornehmste Teil des Reuterschen Humors war, der den Büchern die Leser gewann, aber wir anderen brauchen darum nicht zu vergessen, daß dieser Humor von den tiefsten Klängen des Gefühls bis zu den unbändigsten Szenen der Komik reicht. Der warmherzige Mensch, aus dessen Schriften eine so schlichte Güte strahlt, der farbensatte Milieuschilderer, der kraftvolle Bauern- und Menschenschilderer, der vornehme Humorist, der die Lichter seiner Ironie über das närrische Dasein dahinspielen läßt — das ist es, was wir an Reuter lieben, und dessen wir heute, hundert Jahre nach seiner Geburt, in Treue gedenken wollen. Um so mehr, als Reuter ein schweres Leben auf sich nehmen mußte, um die Bücher zu schreiben, die uns anderen das Leben so oft erleichtert haben.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

(Fortsetzung.)

Draußen auf dem Gute wurde Botscharow von dem Kommis, den er zum Verwalter eingesetzt hatte, mit der Mütze in der Hand und mit tiefen Bücklingen empfangen, und während er den mit Zungengeläufigkeit abgestatteten Bericht anhörte, half Sfurikow, ebenfalls mit der Mütze in der Hand, den Mädchen aus dem Wagen. Dann machte der junge Mensch sich an Anna Dmitrijewna.

„Tantchen! Unbezahlbare!“ sprach er leise, während sie sich rückwärts ihm entgegenschob, und küßte verstohlen ihre Hand, die er von dem Rahmen des

Schlages löste. „Wenige Stunden bin ich fern von Ihnen gewesen, aber ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich Sie wieder erblicken würde."

Er umfaßte sie und hob sie von dem Tritt, wobei sie einen leisen Schrei ausstieß.

„Goldtantchen! Ich wäre der glücklichste Mensch, wenn —"

Er mußte aufhören zu sprechen, denn die Last war für ihn zu schwer. Er biß die Zähne zusammen und wurde blau vor Anstrengung.

„Sieh zu, Ignaschka, du läßt mich fallen!" rief sie ängstlich. Aber er hatte sie schon einige Schritte fortgetragen und stellte sie vorsichtig nieder.

„Wenn ich Sie mein ganzes Leben so auf den Armen halten könnte," vollendete er fast atemlos den begonnenen Satz. „Es wäre . . ."

„Was fällt dir ein, Ignatij!" brummte sie, indem sie das Kleid glatt strich. „Mich so zu erschrecken!"

„Es wäre für mich das größte Vergnügen, die höchste Lust," schloß er und küßte wieder ihre Hand, indem er sich bückte, um ihr bei dem Ordnen der Rockfalten zu helfen.

Botscharow hatte diesen zweiten Kuß gesehen, und gutmütig polternd rief er: „He, du, Ignaschka! Du Unterrockfutter! Gar zu sehr beschäftige dich nicht mit Händeküssen und Faltenstreichen. Dazu halte ich dich nicht. Sieh zu, daß wir auf das Essen nicht lange zu warten brauchen, Schlingel. Bei mir im Magen ist es leer wie in einer Beamtentasche vor dem Gagentage."

„So schnell wird das nicht gehen," versetzte Ssurikow untertänig. „Erlauben Sie, daß ich Sie mit den Damen zuerst zu den Bauten . . ."

„Eh, Bruder," wies Botscharow ihn zurecht, „du fängst an dich zu breit zu machen. Was weißt du, Schafskopf, von den hiesigen Bauten! Sieh in der Küche nach, aber laß auch dort die Unterröcke in Frieden. Die Bauten können wir ohne dich finden und in Augenschein nehmen."

„Na, du, was stehst du wie ein Werstpfahl!" redete er den Verwalter an. „Setze die Mütze auf und geh voran. Anna Dmitrijewna, bewege dich. Laß die Falten. Bist so hübsch genug. Kommt, Fräulein. Will euch allen zeigen, wie man ein Haus baut, in dem mein Geld verschwindet wie in einem Faß ohne Boden. Solche Spitzbuben! Gottlose Räuber!"

Er bezog diese Scheltworte natürlich auf die Bauleute.

Unterwegs wie auch bei dem Bau schienen allen Leuten die Mützen ganz ungeheuer lose auf den Köpfen zu sitzen, denn wenn der Kaufmann sich näherte, oder auf wen er auch nur von weitem blickte, der riß die Bedeckung herunter und schützte den Schädel nicht eher wieder gegen die Sonnenstrahlen, als bis er sich in großer Entfernung und unbemerkt wußte. Die wenigen Weiber aber, die der Gesellschaft begegneten, unterließen es nicht heranzulaufen und Anna Dmitrijewna die Hand zu küssen. Die wohlgenährte Frau schien daran gewöhnt zu sein und es als etwas Selbstverständliches zu betrachten, denn sie streckte jedesmal zur Erleichterung der Ausführung die Hand vor.

Man hatte das entstehende Haus von außen betrachtet und von innen genauer Besichtigung unterworfen. Die betreffenden Handwerker hatten in allen Stücken genauen Bericht erstattet und die brummigen Bemerkungen und bösen Ausfälle des Kaufmanns mit so tiefen Verbeugungen und so zustimmenden Mienen entgegen-

genommen, als wären es lauter Danksagungen und Schmeicheleien. Man brach auf um zum alten Gutsgebäude zurückzukehren und dort das Mittagessen einzunehmen.

„Nun, Anna Dmitrijewna, und ihr, Mamsellchen," sagte Botscharow eben zu den Begleiterinnen, „macht jetzt den Schritt größer, damit wir schneller hinkommen. Puh, mein Magen bekommt jetzt wirklich Falten, gefährliche Falten, nicht so oberflächliche, wie vorhin eure Röcke vom Sitzen in dem Schwitzkasten hatten."

Ssurikow legte mit der Bewirtung Ehre ein. Unter seiner Leitung war in der kurzen Zeit ein ganz prächtiges Mahl zustande gebracht. Er rühmte sich dessen auch bei jeder Schüssel, die aufgesetzt wurde. Er aß nicht mit, obgleich Botscharow ihn gutmütig dazu aufforderte. Er war zu beschäftigt. Er lief ein und aus, kommandierte und leitete die Mägde, half eigenhändig bei dem Wechseln der Teller und sonstigen Geräte und besorgte das Entkorken der Weinflaschen wie auch das Einschenken. Außerdem hatte er beständig draußen zu tun, so daß Marja darauf aufmerksam wurde und die Frage aufwarf, was der dumme Ignatij eigentlich vorhabe.

Es kam bald zum Vorschein. Als der Nachtisch aufgetragen war, riß Ignatij die Türflügel weit auf, und singend und sich in die Hüften wiegend, erschienen vier Paare Bauernmädchen aus dem nächsten Dorfe in der Nationaltracht, sauber und rein, als kämen sie selbst eben aus dem Bade und die Hemden und Röcke mit den Achselbändern aus der Nähstube. Mit frischen Stimmen sangen sie Tanzlieder, und gefällig und gewandt führten sie dazu den Volkstanz aus. Es ließ sich jedoch nicht verkennen, daß Ignatij sie darauf einexerziert hatte, denn sie sahen den jungen Menschen fragend an, und auf Zeichen von ihm flochten sie Touren ein, die neueren Ursprungs waren und vielleicht etwas zu frei aussahen. Im ganzen machte sich die Sache aber gut. Botscharow war zufrieden, lobte die Mädchen, befahl ihnen Wein zu reichen und entließ sie zuletzt mit einem ansehnlichen Geschenk.

Während des Mahles und Tanzes hatten alle Tischgenossen sich durch die fröhliche Stimmung und Ssurikows fleißiges Einschenken verleiten lassen, etwas mehr zu trinken, als ihnen gut war, und der Kaufmann selbst hatte darin am meisten geleistet. Es war daher kein Wunder, daß er sich nach dem gewohnten Nachmittagsschlafe ganz besonders sehnte. Er fand jedoch das Bett, das zu seinem Gebrauch in einem der Zimmer stand, bereits von Anna Dmitrijewna eingenommen, die herzhaft schnarchte.

„Sieh, wie sie breit liegt, die Kaufmannskuh!" brummte er unzufrieden und ging in den Garten, wo er sich in eine Ecke der Laube drückte, um sitzend, so gut es ging, etwas zu schlummern.

Er schloß die Augen, aber die Unbequemlichkeit der Lage ließ ihn nicht recht einschlafen. Er hob von Zeit zu Zeit die Lider und blickte halbbewußt hinaus. Er sah dabei, wie Marja und Olga Arm in Arm durch den Garten gingen. Er sah, wie eins der Mädchen, die getanzt hatten, im bunten Rock und weißen Hemde in der Nähe der Laube noch etwas zu suchen schien. Er erblickte bei erneutem Aufschauen, wie dieses Mädchen die Laube betrat und sich ihm näherte. Die schweren Lider senkten sich nochmals, aber — was hatte das Mädchen hier zu

schaffen? Er überwand den Schlaf und richtete den Kopf auf. Das Mädchen stand vor ihm. Das Kopftuch war tief ins Gesicht gezogen.

„Was willst du, Mädchen? Kommst du zu mir?"

Sie knickste und neigte sich und hob ihm mit beiden Händen das Ende ihrer Schürze entgegen. Sie hatte jedoch nichts in der Schürze.

Die Gebärde war übrigens deutlich genug. Sie wünschte, er solle ihr etwas in die Schürze legen.

„Ah, Schöne," lachte er, „du willst noch ein Geschenk! Meinetwegen. Ihr habt mir Freude gemacht. Aber so nicht. Zeige mir erst dein Fratzchen."

Sie schüttelte den Kopf, faßte die beiden Schürzenzipfel in eine Hand und zog mit der anderen das Tuch noch fester am Kinn zusammen.

Dem Kaufmann kam dabei etwas nicht richtig vor. Er griff zu und riß ihr das Tuch vom Kopf.

„Hundesohn!" rief er. „Räuberbrut! Was hast du wieder ausgedacht?"

Über der Mädchenkleidung war der Kopf Ssurikows zum Vorschein gekommen.

„Onkelchen," sagte der Schlingel und knickste wieder, „ich habe doch die meiste Mühe dabei gehabt. Ich bin im letzten Monat wohl zehnmal draußen gewesen und habe die Mädchen unterrichtet. Väterchen, Onkelchen, ein kleines Geschenk!"

„Sieh doch, Bruder!" sprach Botscharow belustigt. „Nu, bist du ein Spaßvogel! Was soll ich machen! Ihr ruiniert mich. Da, da, Galgenstrick, da hast du."

Er reichte ihm eine violette Banknote.

„Onkelchen, Eure Gnaden, großer Kaufmann" — Ssurikow bemühte sich wie ein Weib zu reden, indem er mit einer Hand die Schürze vorstreckte und mit der anderen die Banknote in Sicherheit brachte —, „mildherziger Herr, noch eine kleine Zugabe! Ich habe auslegen müssen, habe den Mädchen die Hemden und Röcke gekauft. Wohltäter, leiblicher Vater, eine Zugabe!"

Botscharow runzelte leicht die Stirn.

„Höre, Junge, nimm dich in acht. Werde nicht unverschämt. Willst du mich aussaugen wie das Kalb die Kuh?"

„Onkelchen, Tit Grigorjewitsch, nur weil ich so große Ausgaben gehabt habe."

„Nun, da hast du, nimm, Bettler" — eine zweite Note flog in die Schürze. „Es ist schon mein Los, daß ihr mir das Fell abzieht. Dieser Einfall, sich als Mädchen zu verkleiden!"

„Danke, Onkelchen, danke tausendmal. Ich bin ja immer bereit, mich für Sie jeder Mühe zu unterziehen. Ich denke an nichts anderes, als wie ..."

„Gut, gut. Dein Einfall mit den Mädchen war ganz hübsch. Aber, weißt du, so, unter uns, es war doch wenig daran. Eh, Bruder, ich war einmal in Geschäften in der Hauptstadt. Gibt es da Sachen zu schauen! Der — na, wie heißt er? führte mich ins Ballett. Hohohoho, wurde da getanzt! Die kurzen Röckchen, die — na, Strümpfe, nicht Strümpfe, richtig, Trikots — man sollte glauben, sie hätten außer den Röckchen gar nichts auf dem Leibe! Und die Beine, wie sie die warfen! Ach, Ignaschka, was sind unsere Bauernmädchen dagegen! M—ja."

Er seufzte und kniff die Augen bei der Erinnerung zusammen.

„Onkelchen," sagte Ssurikow nachdenklich, „woran liegt es? Wo gibt es ein Hindernis? Die Ballettmädchen tanzen dort auch für Geld. Gott sei Dank, Geld haben Sie. Warum sollen Sie Ihr Vergnügen nicht haben?"

„Wovon sprichst du?"

„Nun, warum könnten Sie sich nicht hier ein Ballett einrichten?"

„Bist du toll, Ignaschka? Was würden die Menschen sagen?"

„Eh, wichtiger Grund! Auf die Menschen spucken Sie."

„Ja, ja", lächelte der Kaufmann wohlgefällig, „so ist es allerdings. Aber, Junge, bedenke, Anna Dmitrijewna und der Racker, der Utjanow, alle die Bekannten und Geschäftsfreunde! Und jetzt ist gar auch die Tochter da! Eh, Bruder, Unsinn, Unsinn!"

Er schüttelte den Kopf.

„Tit Grigorjewitsch, niemand brauchte davon etwas zu wissen. Das ließe sich doch wohl besorgen."

„Unsinn, Unsinn," wiederholte Botscharow. „Und woher die Tänzerinnen bekommen?"

„Verschreiben. Das ist doch einfach. Für Geld ist alles zu haben."

„O du Judas, Judas!" lachte der Kaufmann. „Solch ein Schlingel! So etwas auszudenken! Sieh zu, Bruder, du fängst früh an. Wenn das nur kein schlimmes Ende nimmt."

„Für Sie, Onkelchen. Bei Gott, für Sie bin ich . . ."

„Gut, gut. Lassen wir das. Ich habe dir aber noch nicht alles erzählt. Nach dem Ballett fuhren wir aus der Stadt, lauter namhafte Kaufleute, in ein Restaurant, wie man es dort nennt. War eigentlich eine Schenke, aber fein. Einige von den Tänzerinnen wurden auch dahin geholt, von den kleinen, weißt du, die wenig Gage bekommen. Gott, wie die armen Dinger aßen und tranken! Als ob sie eine Woche gehungert hätten. Und dann mußten sie uns vortanzen. Väterchen, jetzt zeigten sie erst, was sie konnten. Was für Kunststücke brachten sie zustande! Man begriff manchmal nicht, ob sie die Beine oder die Arme in der Luft umherschleuderten. Die langen Kleider hatten sie natürlich abgeworfen, und da sie keine Trikots zur Hand hatten, taten sie es ohne Trikots, so, weißt du, wie sie von der Mutter geboren waren. M—ja, lustig war es."

Er seufzte wieder.

„Ich denke aber doch immer, Onkelchen, daß — da kommt Tantchen."

„Ist das ein Wunder, wie schnell sie geht!"

Ssurikow warf sich wieder das Tuch über den Kopf und zog es am Kinn zusammen. Anna Dmitrijewna trat mit Hast in die Laube und blies dabei wie eine Dampfmaschine. Das Gesicht war hochrot. Die Nasenflügel bebten.

„So weit ist es gekommen, Tit Grigorjewitsch," schalt sie, „daß meine leibliche Tochter mir melden muß, der Vater habe ein Mädchen bei sich. In meinem Beisein wagst du mit einem solchen Ekel — du", fuhr sie auf Ssurikow los, „du Hündin, du Kuhfell!"

Ehe der junge Mensch nur an die Möglichkeit denken konnte, hatte er von der Hand der Tante zwei Ohrfeigen weg, von denen jede ihn wahrscheinlich umgeworfen hätte, wenn er nicht nach jeder von der Wand der Laube aufgehalten worden wäre. Sie besaß eine gewaltig schwere Hand, die wohlbeleibte Kaufmannsfrau.

„Ai, au!" schrie Ssurikow. Das Tuch war zu Boden gefallen. Er preßte beide Handflächen gegen die Wange.

„J—gna—tij!“ stotterte Anna Dmitrijewna sprachlos vor Erstaunen.

„Ignatij!“ rief ebenso verwundert Marja aus, die sich langsam der Laube näherte, als Ssurikow, die Wange haltend, an ihr vorüberlief.

Olga, die in einiger Entfernung stand und nicht wußte, ob sie sich nähern oder entfernen sollte, sagte nichts, war aber nicht weniger überrascht.

Botscharow hätte sich im ersten Augenblick fast geärgert. Verdächtige Röte breitete sich über sein Gesicht. Das Komische der Geschichte bewältigte jedoch den aufsteigenden Zorn. Er lachte, lachte so herzlich, daß er sich am Tische halten mußte.

„Was, Anna Dmitrijewna, Kaufmannsfrau!“ brachte er mit Mühe heraus, während ihm die Tränen über die Backen liefen. „Hast du eine Ente geschossen? Hast deinem lieben Neffen gezeigt, was er dir schuldig ist? Bravo, bravo, Frau! Ich muß das loben. Solch eine Hexe! Solch eine Viper von einem Weibe!“

Sie war auf die Bank gesunken und suchte sich zu erholen.

„Tit Grigorjewitsch,“ sagte sie kleinlaut, „wie konnte ich vermuten, daß du — daß er — daß ihr — solche Dummheiten —“

„Und die Tochter,“ lachte er weiter, als Marja bei der Laube anlangte, „die Tochter, Marja Titowna! Das gefällt mir noch besser. Kaum ist sie aus der Gouvernementsstadt angekommen, so verschwärzt sie gleich den Vater. Hat ein Mädchen bei sich, sagt sie. Nu, Weiber! Nu, Zeiten! Ach! ihr Vipern, ihr Vipern!“

„Pappchen,“ entschuldigte sich Marja, „ich habe es der Mama mitgeteilt, ohne etwas zu . . .“

„Gut, gut. Wollen nicht davon reden. Aber die Alte, die Alte! Nur auf den Gedanken zu kommen, daß ich am lichten Tage — vor aller Welt — während sie selbst mit mir hier ist! O Weiber, Weiber!“

Er begann wieder zu lachen.

Unterdessen ging Ssurikow im hinteren Teile des Gartens erregt auf und nieder. In seinem Kopfe arbeitete es so heftig, daß er mit den Armen gestikulierte und halblaut vor sich hin sprach.

„Sieh einmal, der alte Teufel!“ sagte er. „An solchen Sachen ist er beteiligt gewesen, der alte Sünder! Aber ich will nicht Ignatij Leontjewitsch heißen, wenn ich ihm das nicht einrichte. Es geht. Es muß gehen. Die Mädchen sind gelehrig. Sie werden sich schon dressieren lassen. Der alte Schuster? Na, den muß man in den Kauf nehmen. Der Kerl ist stumm wie das Grab, wenn er gehörig zu essen und zu trinken erhält und einige Rubel obendrein. Wir wollen schon machen. Warte, Tit Grigorjewitsch, du mußt dran. Zahlen sollst du, daß es eine Freude sein wird. Mit violetten Scheinen kommst du dann nicht ab. Ssurikow wird dich dann ganz anders melken. Mir sind sie schon verhaßt, die violetten Scheine.“

Er kehrte zum Hause zurück, und als er in der Küche erfuhr, daß Anna Dmitrijewna allein im Zimmer sei, rieb er sich die geschlagene Wange mit Anstrengung viel röter, als sie war, und begab sich dann hinein. Mit Tränen in den Augen schlich er auf den Zehen zu ihr, und demütig küßte er ihr die Hand. Sie lachte, als er kam, aber als sie ihn so zerknirscht sah und die Wange bemerkte, strich sie ihm mitleidig das Gesicht.

„Armer Junge," sagte sie, „sei auf mich nicht böse. Ich wußte ja nicht, daß du es warst. Warum machst du solche Streiche! Warte, ich will dir ein Pflaster auf die Stelle legen."

Sie griff nach ihrem Reisesack, holte ein Geldtäschchen hervor und drückte ihm eine violette Note*) an die Wange. Wie er darauf mit dem Papier in der Hand so gerührt und kläglich zu ihr aufsah, ging ihr das Herz ganz über. Sie preßte mütterlich zärtlich die Lippen auf seine Stirn und gab ihm eine zweite Banknote.

„Für jeden Hieb eine, Ignaschka," sprach sie dabei.

„Ach, Tantchen, Herzenstantchen!" flüsterte er. „Ich beklage mich ja nicht. Für mich ist es eine Ehre, ein Genuß, von dieser lieben Hand geschlagen zu werden."

Er drückte die liebe, schwere Hand inbrünstig an seine Brust.

„Sprich keinen Unsinn," berief sie ihn. „Es tut mir wirklich leid."

„Bei Gott!" beteuerte er, indem er die Wange hinhielt. „Schlagen Sie noch einmal, Tantchen, schlagen Sie. Es wird mir . . ."

„Haha!" lachte sie. „Schlaukopf! Schlagen Sie noch einmal! Das soll heißen: Und zahlen Sie noch einmal. Geh, geh, Ignatij. Genug. Ich will weder schlagen noch zahlen."

Ignatij ging mit seinen vier Banknoten in der Tasche weg, um die Pferde zur Abfahrt bereit machen zu lassen. Er hüpfte draußen vor Vergnügen. Er war mehr als zufrieden, denn so viel Geld hatte er an einem einzigen Tage noch nie erworben.

„Vier!" kicherte er. „Vier violette Scheinchen! Wenn sie so ankommen, nicht einzeln, sondern in ganzen Gruppen, dann lasse ich sie mir gefallen, dann ist es ganz angenehmes Papier. Vier auf einmal! Und ehrlich verdient, bei Gott, völlig ehrlich. Drei lege ich zum Kapital — dem Herrn im Himmel sei Dank — es mehrt sich — und einer wandert allmählich zu Tschernow und zu — warte nur, Tit Grigorjewitsch, warte nur. Bald sollst du regenbogenfarbige**) Noten zahlen."

„Da hast du deine Tochter, Eure Wohlgeboren," sagte am Abend Botscharow zu Schejin, der das schwere Rollen der Kutsche von weitem vernommen hatte und zum Brückchen hinausgegangen war. „Besieh sie dir. Sie ist heil und ganz."

„Er ist nicht so schlimm," äußerte sich Olga, als sie beim Tee dem Vater von den Ereignissen des Tages berichtete. „Er scheint ein guter Mensch zu sein, und seine Familie wie auch seine Leute haben es gewiß nicht schlecht. Aber seine Ausdrucksweise ist schrecklich. Brr, ich könnte mich daran nicht gewöhnen. Aus einem Verkehr zwischen ihm und dir, Papa, kann wohl schwerlich etwas werden."

„Ich werde mich hüten," versetzte der Vater. „Ich will den Versuch gar nicht machen. Ich habe schon heute morgen gemerkt, daß die Unterhaltung mit ihm und mit seiner Frau die Nerven zu sehr aufregt."

„Ich denke mich auch soviel wie möglich von ihm fernzuhalten. Ich kann mit Mascha ja hier und auf der Straße zusammen sein."

„Wie eigentümlich!" sagte sie bald darauf. „Ich kann das Verhältnis bei den Botscharows nicht begreifen. Der Sjurikow ist der Neffe des Kaufmanns

*) gleich 25-Rubel-Schein.

**) gleich 100-Rubel-Schein.

oder vielleicht der Frau — ich weiß es nicht; aber einerlei, er ist doch in beiden Fällen der Vetter Maschas. Er nennt sie jedoch Marja Titowna und Sie, während sie ihn Ignatij oder Ignaschka und Du anredet. Überhaupt spricht sie wegwerfend mit ihm wie mit einem Diener oder noch schlechter."

„Bei dieser echten Kaufmannsart ist die Erklärung nicht so schwer," meinte der Vater. „Er hat wahrscheinlich das Unglück, arm zu sein, und das ist bei solchen Leuten allemal ein Verbrechen. Hast du Marja Titowna nicht darum befragt?"

„Ja, gefragt habe ich. Sie gab keine direkte Antwort. Sie sagte nur: Ach, der dumme Ignaschka!" (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 5. November 1910.

Der Zar in Potsdam — Die neuen Diplomaten — Ssasonow — Seine Hauptkunst — Frankreich vor neuen Problemen.

Wie jede Monarchenbegegnung, so hat auch der Besuch des Zaren in Potsdam am Freitag, den 3. d. M., der Presse Gelegenheit gegeben, sich darüber zu verbreitern, ob der Besuch lediglich als ein Akt der Höflichkeit oder als ein solcher von politischer Tragweite anzusprechen sei. In der russischen Presse wird die politische Bedeutung des Besuches freimütig zugegeben, in der französischen sucht man geflissentlich seinen familiären Charakter zu unterstreichen und ihm jede politische Tragweite abzusprechen. Wenn sich die Chefs zweier Handelshäuser besuchen, begnügen sie sich gewöhnlich nicht mit Unterhaltungen über die Kinder; wenn sie aber zu dem Besuch auch ihre Prokuristen beordern, dann darf man getrost annehmen, daß die Unterhaltungen sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf ganz bestimmte, aktuelle Fragen ihrer beiderseitigen Geschäftsbeziehungen erstrecken werden. Dann hilft kein Vertuschen und Ableugnen: für die Konkurrenz steht die Tatsache fest, daß bei dem Besuch ernsthaft von Geschäften die Rede gewesen ist. — Zar Nikolaus der Zweite hat sich den neuen Minister für die auswärtigen Angelegenheiten seines Reichs, Herrn Ssasonow, aus Petersburg kommen lassen, Kaiser Wilhelm hat außer den Berliner leitenden Diplomaten auch seinen Petersburger Botschafter, den Grafen Pourtalès, und den Militärbevollmächtigten Herrn von Hintze nach Potsdam beordert. Einen solchen Stab von praktisch tätigen Diplomaten bietet man nicht auf, um lediglich Pflichten familiärer Höflichkeit nachzukommen, und so halten wir uns auch für berechtigt, trotz ihres privaten Charakters in der Potsdamer Zusammenkunft einen politisch bedeutsamen Vorgang zu sehen, dessen Folgen sich in kürzerer oder längerer Frist bemerkbar machen müssen. Zum Überfluß lesen wir heute in der „Norddeutschen Allg. Ztg.": „Die Zusammenkunft hat Gelegenheit geboten zu wiederholten Besprechungen zwischen den Souveränen und den deutschen und russischen Staatsmännern und zu einem beide Teile befriedigenden Gedankenaustausch über politische Dinge."

Eine besondere Bedeutung gewinnt die Aussprache in Potsdam durch die Tatsache, daß die verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik Rußlands und Deutschlands einander zum ersten Male gegenübertreten und daß in beiden Reichen die betreffenden Staatsmänner Erben und Liquidatoren einer internationalen Politik sind, die seitens der beiden Völker mit wachsendem Mißtrauen beobachtet wurde. Die beiderseitigen Diplomaten haben die Aufgabe, im eigenen Lande das Vertrauen zur auswärtigen Politik der Regierungen wiederherzustellen. Beiden ist als Richtschnur gestellt: Stetigkeit. Hatten Fürst Bülow und sein Staatssekretär es mehr in der äußeren Form als in der Sache an Ruhe fehlen lassen und dadurch häufig genug Mißtrauen geweckt, so hatte Herr Iswolski besonders in der Sache gesündigt. Das trat scharf zutage, nachdem König Eduard der Siebente die Augen auf immer geschlossen hatte. Da zeigte es sich, daß in Petersburg an der Sängerbrücke nicht russische, sondern englische Politik gemacht wurde; da zeigte es sich auch, daß Herr Iswolski die historischen Zusammenhänge, die die Grundlage jeder verständigen Politik bilden müssen, nur einseitig im Spiegel einer westeuropäischen oder, wie die nationalen Blätter unter Bezugnahme auf die freisinnige Partei der K.D., Konstitutionellen Demokraten, nicht unzutreffend sagten: im Spiegel einer kadettischen Weltanschauung sah. Iswolski glaubte Hand in Hand mit England und Frankreich Rußland durch alle Fährnisse der internationalen Politik durchsteuern zu können, wie die russischen Demokraten glaubten, das Zusammengehen mit den genannten Ländern würde der inneren Politik eine liberalere Richtung verleihen. Statt dessen hat Iswolskis Politik für Rußland nur Schädigungen gebracht und der englische Einfluß hat die Reaktion seit 1906 keinen Schritt aufgehalten. Für die russischen Liberalen bedeutet die Episode mit Iswolski eine heilsame Erfahrung, die schon jetzt beginnt ihren Nutzen zu offenbaren: in den verständigen Organen der russischen Presse beginnt man den deutschen Verhältnissen mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Natürlich haben wir dabei nicht die Äußerungen der „Nowoje Wremja" im Auge. Wenn dieses absolut charakterlose Blatt des demokratischen Niederadels am Tage der Zusammenkunft in Potsdam seinen ersten Leitartikel (Nr. 12433) in ein „Deutschland hoch!" ausklingen läßt, dann will das für seine wahren Gefühle uns gegenüber nichts sagen. Schon im zweiten Leitartikel wird uns Unaufrichtigkeit vorgeworfen und wird den Lesern aufgetischt, Deutschland trage die Schuld an den Schwierigkeiten Rußlands im nahen und mittleren Orient. Was uns mit einer gewissen Zuversicht für die Besserung der Beziehungen von Volk zu Volk erfüllt, das ist die sich häufiger wiederholende Anerkennung unserer innerpolitischen Zustände. Wie bekannt, schöpfte die russische Gesellschaft bis zur Revolution und darüber hinaus ihre Weisheit über Deutschland in erster Linie aus dem Lager der deutschen Sozialdemokratie. Selbst ein Mann mit so stark ausgeprägtem nationalen Empfinden wie Peter Struve stand vollständig im Banne unserer Genossen. Deutsche Zeitungen aber wurden nicht gelesen, abgesehen vom „Berliner Tageblatt" und dem „Simplizissimus". Die „Vossische Zeitung", die seitens der Intelligenz hätte angenommen werden können, war bis 1905 achtzehn Jahre hindurch verboten gewesen. Man sah in Deutschland den Hort der Reaktion und bürgerlicher Unmoral. Seit einiger Zeit, — uns scheint es, seit etwa einem Jahr, — finden wir in russischen Blättern aller Richtungen anerkennende Berichte über unsere politischen und sozialen Verhältnisse. Da wird geschildert, wie die Inhaberin einer Pension in Nauheim mit ihren Töchtern den Sommer über arbeiten, um im Winter reisen zu können, — und den russischen Frauen wird gesagt: tut auch so; dann wird die Tätigkeit eines Bauerngutsbesitzers

in Westfalen und seine Erfolge dargestellt; wieder ein anderer Russe ist in das Christliche Hospiz in München verschlagen worden und begeistert sich an der Vornehmheit des Betriebes und der darin verkehrenden Menschen. Heute liegt uns eine Betrachtung des „Wjestnik Jewropy" (Oktoberheft S. 408) über die Moabiter Vorgänge vor. Die Vorgänge „können als eine gute Illustration der preußischen Regierungsmoral" und Tradition dienen. . . . Straßenunruhen werden lediglich mit Hilfe der gewöhnlichen Sicherheitspolizei unterdrückt, ohne Ausnahmemaßregeln irgendwelcher Art und ohne Mitwirkung des Militärs. Die allgemeine Ordnung und Gesetzgebung, bürgerliche und politische Rechte behielten volle Geltung und haben nicht eine Minute während der tagelangen Kämpfe aufgehört zu wirken. Und doch gibt es in Preußen das harte Gesetz vom 4. Juni 1851 und in der Verfassung die §§ 36 und 111, die die Verhängung des Belagerungszustandes betreffen. . . . Niemand hat die Anwendung von Ausnahmegesetzen gefordert . . . und während in Berlin die Ausschreitungen vor sich gingen, konnte in der Presse eine freie, häufig recht radikale Polemik ungestört stattfinden, die sich gegen die Kaiserreden und gegen die Regierungsmaßregeln richtete. . . ." Solche Äußerungen der russischen Presse haben viel mehr Wert als das „Hoch!" der „Nowoje Wremja", denn sie sind geeignet, uns in der Achtung der gebildetsten Kreise Rußlands wiederherzustellen und es ihnen wünschenswert erscheinen zu lassen, mit uns Schulter an Schulter für den Weltfrieden und für die Ausbreitung der Kultur zu arbeiten.

Zu diesem beginnenden Wandel in der russischen öffentlichen Meinung paßt das Bild, das sich uns in Potsdam entrollte, recht gut, und es scheint uns ein gutes Omen zu sein, daß der neue Leiter der russischen auswärtigen Angelegenheiten unter diesen Verhältnissen seinen ersten Besuch im Auslande bei uns anbringt. Herr Ssasonow, politisch ein unbeschriebenes Blatt, entstammt jenen Kreisen des russischen Landadels, die sich, wie wir solches z. B. bei dem russischen Ministerpräsidenten Stolypin beobachten, eine gewisse Natürlichkeit im Auftreten und Anspruchslosigkeit gegenüber ihrer Umgebung bewahrt haben. Das, was man schlechthin höfische Atmosphäre nennt, ist ihnen im Innersten zuwider, höfische Liebenswürdigkeit weckt in ihnen Unbehagen und Mißtrauen. Solche höfische Atmosphäre, die mit dem Fürsten Bülow in unser Auswärtiges Amt gezogen war, scheint nun von unserer Diplomatie gewichen zu sein. Die mise en scène, die Fürst Bülow meisterhaft verstand, ist — mit Bezug auf die auswärtige Politik können wir uns dessen ohne Einschränkung freuen — einfacher geworden. In dem Verhalten unserer Diplomaten liegt neuerdings eine vornehme Zurückhaltung, die auf Kraftbewußtsein und Selbstvertrauen schließen läßt, die aber auch Vertrauen einflößt, weil sie nicht mehr Hoffnungen erwecken will, als wie sie wirklich imstande wäre zu befriedigen. Ähnlich wie den Briten gegenüber ist die kühle, sachliche Art des gegenwärtigen Reichskanzlers auch bei den Russen weit besser geeignet, Sympathien zu erwecken, als das konziliante Wesen seines Amtsvorgängers. Wer ein wenig mit den diplomatischen Personalien in St. Petersburg Bescheid weiß, kann sich leicht von der Richtigkeit unserer Beobachtung überzeugen. Die in ihrem Wesen einfachsten ausländischen Diplomaten waren auch die erfolgreichsten. Ist man in der Wilhelmstraße Herrn Ssasonow in der Art gegenübergetreten, wie wir annehmen, dann glauben wir auch, daß er auch ein persönliches Vergnügen darin finden wird, mit unserer Diplomatie die engere Fühlung zu nehmen, die in sachlicher Beziehung dem russischen Reich so unendlich not tut. Rußland ist durch die Politik Iswolskis von seinen Bundesgenossen gefesselt, im übrigen isoliert. Die russisch-nationale — in der

inneren Politik sehr einflußreiche — Halbmonatsschrift „Okrainy Rossiji" (Nr. 42 vom 16./29. Oktober) schreibt ganz zutreffend: „Welche Ideen der neue Minister auch mit ins Amt bringen möge, er muß sich doch mit allem dem abfinden, was vor ihm geschah; damit ist er verbunden. Seine Hauptkunst wird sich darin zeigen, daß er geschickt und zur richtigen Stunde die Maschen aufknüpft, mit denen die russische Politik umflochten ist." Was das Blatt speziell mit den lästigen Maschen meint, sagt es nicht, aber wir können uns denken, daß z. B. das russisch-englische Abkommen in Persien und gewisse Punkte des Bündnisvertrages mit Frankreich dazu gehören. Frankreich hat sich als ein höchst unzuverlässiger Bundesgenosse erwiesen; sowohl im Kriege gegen Japan, wie bei Gelegenheit der letzten Orientkrisis hat es vollständig versagt. Jetzt hat sich überdies durch den Eisenbahnerstreik gezeigt, wie nahe die Republik daran ist, der Anarchie zu verfallen. Das Abkommen mit England erweist sich immer mehr als eine Gefährdung der russischen Interessen und des Friedens in Zentralasien. Schließlich wird auch erkannt, daß der Einfluß Englands und Frankreichs in der Türkei erheblich zurückgegangen ist. Im Lande des Halbmonds wächst eine selbständige Großmacht zu neuer Kraft heran, die langgehegten Plänen der Russen am Bosporus und in Vorderasien ein energisches Veto entgegenzustellen vermag. Alle diese Dinge stellen vor den neuen Leiter der russischen auswärtigen Politik eine Fülle arg verwirrter Probleme, zu deren friedlicher Lösung er unbedingt die Hilfe der Dreibundmächte, insonderheit des guten Willens von Deutschland und Österreich-Ungarn bedarf.

Von Interesse wird es nun sein, zu beobachten, wie Frankreich sich mit der neuen Verschiebung der Mächte abfinden wird. Sie stellt die Republik vor eine Fülle neuer Aufgaben in Fragen seiner auswärtigen Politik. Wird es stärkere Anlehnung an Großbritannien suchen? Wird es endlich seine Revancheideen zugunsten eines engeren Anschlusses an das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet aufgeben? Die Beantwortung dieser und noch mancher anderen Fragen wird verschieden ausfallen, je nach dem Umfang, dem Verlauf und Abschluß der jüngsten Besprechungen in Potsdam.

Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, darüber hat Carl Jentsch seine Gedanken in einem starken Bande zusammengefaßt (Leipzig, E. Haberland. 1909. 10 M.). Die Anschauungen des selbständigen Denkers, der seit vielen Jahren zu den fleißigsten Mitarbeitern der „Grenzboten" gehört, sind den Lesern dieser Blätter vertraut; und wer ein ernsthaftes Interesse an den religiösen und kirchlichen Fragen unsrer Zeit hat, wird sich auch mit dem reichen Inhalte dieses, wie sich bei Jentsch von selbst versteht, offen, klar und fesselnd geschriebenen Werkes gern beschäftigen und innerlich auseinandersetzen. Freilich ist es ein Buch, das in ganz besonderem Maße reife Leser voraussetzt, die einerseits eine fremde Meinung ohne Empfindlichkeit anhören können und von ihr lernen wollen, anderseits aber auch selbständig zu prüfen und zu urteilen in der Lage sind. Denn so bereitwillig ich es ausspreche, daß protestantische Engherzigkeit ebenso wie katholische aus dem Werke dieses Mannes viel lernen kann, der aus seiner Liebe zur katholischen Kirche kein Hehl macht, so entschieden möchte ich doch auch betonen, daß mir manches Urteil Jentsch's ganz unverständlich, mancher seiner Gedankengänge recht bedenklich erscheint. Nur auf drei Punkte sei besonders hingewiesen. Wenn in einem so umfangreichen Werke über das Christentum für die Denkenden im deutschen Volke Gestalten wie Thomas von Aquino und Döllinger viele Seiten lang behandelt werden, Luther aber nur ganz flüchtig als

Bekämpfer des römischen Sakramentsbegriffs gewürdigt wird, so hat man doch den Eindruck, daß die großartige religiöse Persönlichkeit Luthers und die eigentümlichen positiven Kräfte der Reformation Jentsch im Innersten fremd geblieben sind. Ferner stellt er die Dinge einfach auf den Kopf, wenn er behauptet, die deutschen Katholiken dächten nicht an eine Vernichtung der evangelischen Kirche, wohl aber erstrebten die Protestanten die Vernichtung der katholischen (S. 369, 435); es liegt vielmehr einfach im Wesen des Katholizismus, daß er die Zerstörung jeder ihn ablehnenden Ketzerkonfession erstreben muß, während es im Wesen des Protestantismus liegt, daß er wohl eine gründliche Reformierung der katholischen Kirche aus dem Evangelium heraus wünschen muß, jeder gewaltsamen Uniformierung der Christenheit aber gerade widerstrebt. Endlich ein Wort zur Sittlichkeitsfrage. Sehr bedaure ich hier, daß Jentsch trotz seines Protestes gegen die Bekämpfer der Ehe die Prostitution als unentbehrlich hinstellt (S. 660, 669); wenn er sagt, daß jede außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes als Sünde bezeichnet werden „dürfe", diese Sünde aber zu den unvermeidlichen gehöre, so ist ihm zu erwidern, daß unsre evangelische Sittlichkeit den Begriff einer „unvermeidlichen Sünde" allerdings nicht kennt und daß ungezählten ernsten Männern in unsrem Volke das bezeichnete Tun gar wohl als vermeidlich gilt. Lic. G. Wustmann

Shakespeare in deutscher Sprache herausgegeben und zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf (Berlin, Georg Bondi).

Bisher sind fünf Bände der Übersetzung zur Ausgabe gelangt, die folgende Dichtungen enthalten:

Band I: Coriolanus, Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra.
Band II: Romeo und Julia, Othello, Der Kaufmann von Venedig.
Band III: König Johann, König Richard der Zweite, König Heinrich der Vierte (Erster Teil).
Band IV: König Heinrich der Vierte (Zweiter Teil), König Heinrich der Fünfte, König Heinrich der Sechste (Erster Teil).
Band V: König Heinrich der Sechste (Zweiter Teil), König Heinrich der Sechste (Dritter Teil), König Richard der Dritte.

Gänzlich neu übersetzt von Gundolf sind Coriolanus, Antonius und Cleopatra, Othello. Romeo und Julia ist unter Zugrundelegung der Schlegelschen Übersetzung wesentlich erneut. Bei den übrigen Dramen beschränkte sich Gundolf auf die Durchsicht der Schlegelschen Übersetzungen, nicht ohne daß er auch da — über das Maß sonst üblicher Durchsicht — besserte, ausfüllte und, wo sie fehlte, dichterische Unmittelbarkeit herstellte.

Die Monumentalität des Unternehmens, einzig hervorgerufen durch die unbedingt treue Vergegenwärtigung des Genius, hält der äußere Eindruck des Werkes fest*). Plan und Ausschmückung des Druckes rühren von Melchior Lechter her, unter dessen Leitung die ganze äußere Herstellung erfolgt. Ohne Zutat und Überhäufung mit spielerischem Dekor ist der Text in ruhig klare, möglichst geschlossene Druckbilder geordnet, die durch sich selbst und einen sie umschließenden Rahmen den Eindruck unmittelbarer Körperhaftigkeit hervorrufen. Die Form der Umrahmung ist für die innerlich zusammengehörigen Dichtungen, die Römerdramen des ersten Bandes, die venezianisch gefärbten des zweiten und die Königsdramen der späteren Bände jeweils einheitlich und trägt so weiterhin dazu bei, dem Ganzen, ohne das

*) Die Bedeutung dieses „neuen Shakespeare" wird Berthold Valentin in Heft 46 der „Grenzboten" ausführlich würdigen. (Die Red.)

Auge zu ermüden, den Charakter von Ruhe, Einheitlichkeit und Geschlossenheit zu geben und den Geist von zerflatternder Zerstreuung mit schmückenden Außendingen auf den dichterischen Kern zurückzuführen. In den Titelblättern der einzelnen Dichtungen ist diese Umrahmung reicher — aber auch da für die zusammengehörigen einheitlich — ausgestaltet. In diesen Umrahmungen genießen wir, wie immer bei Melchior Lechter, die unmittelbar sinnliche Verlebendigung (ohne umschreibende Schilderung oder andeutende Allegorie) des inneren künstlerischen Gesichts der Dinge. Die unbeugsam mannhafte Seele Roms, die leidenschaftlich abenteuernde, sich zierhaft verfältelnde Veneziens, die ritterlich dienst- und streitbare, vaterländisch eifervolle Britanniens gewinnen in seinem Blut und unter seiner Hand neue, selbständige und unbedingte Gestalt, die aber von dem Urwesen mehr überliefert als tausend noch so getreue Abbildungen und Wiedergaben. Nichts Einzelnes deutet den Gegenstand an, dessen Erinnerung wachgerufen werden soll; aber sein Geist im ganzen ist erweckt und lebendig, und um so lebendiger, als er sich nicht in einem entlehnten, sondern in einem Körper unmittelbar gegenwärtigen Lebens darstellt und damit ganz in Übereinstimmung mit der inneren dichterischen Verfassung des Werks. Dieses Lebens Geist und Form, des Künstlers vollkommenste und eigenste Bildung, ohne andere Inspiration als etwa vom Ganzen des dichterischen Genius, schmückte die Titelblätter, welche die Bände eröffnen, mit dem huldigenden Sinnzeichen: zwei auf mächtigem Himmel über Sterne und Wolken sich erhebenden Leiern, dem körperhaften und leuchtenden Ausdruck des Unbedingten, Überweltlichen, Kosmisch-Unergründlichen des wahren Dichters.

B. D.

Die Seele des Kindes. Unsere Zeit, die den Kopf so voller Reformen hat, daß ihr manchmal schwindlig davon wird, will sich auch des Kindes annehmen. Offenbar eine der wichtigsten Fragen, aber auch die gefährlichste für voreilige Schlußfolgerungen, denn zuletzt wird immer nur die Erziehung von wirklichem Wert sein, die das richtige Verhältnis von Bevormundung und Anleitung zur Selbstbetätigung herstellt. Das einmal aufgeweckte Kind bedarf noch mehr als jenes, das Trägheit oder Versonnenheit (beides ist oft kaum voneinander zu unterscheiden) in Untätigkeit halten, der richtigen Leitung. Am gefährlichsten sind einer jungen empfänglichen Seele jene ungeordneten Eindrücke, ob sie nun, wie in der alten Schule, die sich gar nicht um das Privatleben kümmerte, vollkommen dem Zufall und dem Angebot jener Schundliteratur, mit dem die kleinen Papiergeschäfte die Seele des Kindes vergiften, oder der planlosen Neuerungssucht einer modernen Mutter, die ihre Gertrud mit der Bonne in die Kunstausstellungen schickt, ausgeliefert wird. Im Grunde ist es schon ein Fehler, wenn man glaubt, für die Erziehung des jungen Menschen ganz besondere Regeln aufstellen zu müssen, die mit den allgemeinen Gesetzen des Aufnehmens und Verarbeitens von Wissens- und Anschauungsstoff nichts zu tun haben. Wenn man glaubt, die Seele des Kindes sei im Grunde der des Erwachsenen ein Rätsel. Das führt zu leicht zu einer Systemlosigkeit und einer haltlosen Überschätzung jenes frischen Anschauungstriebes und geheimnisvoll sich regenden Prophetentums, das auf einer größeren Willkür der Assoziationsfähigkeit des Kindes beruht.

Alle diese Fähigkeiten sind zu fördern, nicht zu ersticken in totem Lernkram. Lebhafte, aber geordnete Assoziationsfähigkeit muß also auch vom Lehrer und Erzieher verlangt werden. Aber man scheue sich doch etwa ja nicht, den Urwald von Vorstellungen und Bildern in der Kindesseele mit der Ordnung der geregelten Wissenschaft in Ackerland und Waldkultur zu wandeln. Jedes Chaos ist der Ordnung dankbar, die seine Kräfte erst recht fruchtbar macht. Schlimm steht es

allerdings, wenn in dem Erzieher selbst die Ordnung das dürftige Chaos der eigenen Jugend zu einem Brachfeld gewandelt hat.

Aber unter diesen Gesichtspunkten behalten einige Bestrebungen, wie das Spielzeug und die Jugendlektüre, von denen jetzt anläßlich mehrerer Ausstellungen in Berlin und Hamburg die Rede ist, doch einen rein vorbeugenden Charakter. Daß man in einer Ausstellung der Schundliteratur in Hamburg jenen Schmökern zu Leibe geht, die schon so viel Unheil gestiftet haben, und ihnen gesunde Gegenbeispiele an die Seite stellt, ist recht erfreulich. Man rechnet damit, daß das Bedürfnis nach phantastischen Geschichten im Kinde nun einmal vorhanden ist und der Heroenkult tief in der Seele des strebenden Menschen wurzelt. Also Kunst und dichterische Quellkraft an Stelle von Schund und vergifteten Brunnen. Auch das Spielzeug aus eigner Hand, wie es im Berliner Warenhaus Tietz zu sehen ist, hat eine tiefe Berechtigung. Aber ob man es deshalb zu einem öffentlichen Wettbewerb, wie er sonst für Kunstwerke veranstaltet zu werden pflegt, auffordern dürfte, muß doch recht energisch angezweifelt werden. Eine Lehrerin, die seit Jahren eifrig sich um die Propaganda in Schulen für solche Betätigung des Kindes bemüht, hat es abgelehnt, die Leitung dieser Ausstellung zu übernehmen. Es mag auf der anderen Seite richtig sein, daß die große träge Masse des Großstadtpublikums nicht anders als durch solche Riesenreklame auf eine neue Idee aufmerksam gemacht werden kann. Weshalb? — Weil in der Großstadt die Fühlung von Schule und Familie unendlich viel schwerer herzustellen ist als draußen im Lande. Doch sollte hier nicht ein guter Wille, oder wenn der nicht aus sich selbst kommt, eine tüchtige Verordnung die Lehrer an ihre gewiß im Weltstadtgetriebe viel schwerer zu lösende Aufgabe in dieser Richtung erinnern? Die Kinderseele aber einem übertriebenen Ehrgeiz preisgeben, um eine schlummernde Energie zu wecken, sie öffentlich zu Erfindern stempeln, das ist denn doch ein höchst gefährlicher Schritt.

Es ist hier zuletzt die Frage nach der ästhetischen Erziehung des Kindes ganz im allgemeinen zu berühren. Denn um die handelt es sich schließlich bei all solchen Veranstaltungen für das Kind. Es wäre sehr schön, wenn die Jugend zu Hause nur geschmackvolle Möbel und Bilder zu sehen bekäme, wenn die Stadt, in der sie aufwächst, nach großen Gesichtspunkten erbaut wäre und das Straßenbild wie die Architektur den Sinn für lebendige Kunst erzöge. Aber damit soll es vorerst auch genug sein. Es ist ein großer Unterschied, ob das Schulgebäude eher einem Gefängnis ähnlich sieht, oder ob es ein Wrba, ein Taschner mit heiterem Schmuck geziert, ein Ludwig Hoffmann seine sinnreichen Formen ihm aufgeprägt hat. Von hier aus zum Schulbilde, zum Lesebuch, endlich zum Museumsbesuch oder besser noch ästhetischer Heimatkunde. Aber alles muß seine natürliche, unauffällige Entwicklung haben, ohne Prätension als das Selbstverständliche, zum Leben Notwendige geboten und wo nötig erklärt werden. Darüber hinaus aber ist eine ästhetische Erziehung nur eine Erziehung zur Oberflächlichkeit. Denn wenn schon zahllose Künstler an jener Klippe scheitern, die die Sinnenkultur über ethische Werte stellt, wieviel mehr die Jugend. Die Kunst und zumal ihre Ausübung muß dem Erwachsenen vorbehalten werden, sie muß einem inneren individuellen Gesetz, einer unwiderstehlichen Macht des Genius folgen. Aber die Jugend muß sie als etwas Fertiges, von reifen Menschen Geschaffenes, als das Weltbild, in das sie sich einzuleben hat, hinnehmen und zu verstehen suchen, nicht aber das Unglück frühreifer Talente vermehren. W. M.

Der Unfug des Sterbens

Von L. v. K.

Vollende dich! —
Dehmel

Aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten iſt uns ein Buch herübergeſchickt worden: „Der Unfug des Sterbens“. — Der Autor, Prentice Mulford, gibt uns in dieſem echt amerikaniſchen Buch, einer Sammlung ſeiner Vorträge und Eſſays, eine Anleitung zur endgültigen Veredlung des Menſchengeſchlechts. Das Werklein erinnert mich an die Lehre des Genfer Pathologen Prof. Dr. Dubois, der vor vier Jahren eine liebenswürdige kleine Broſchüre „Über den Einfluß des Geiſtes auf den Körper“ veröffentlichte. Prof. Dubois ſieht in der Selbſterziehung und dem Glauben an die eigene Widerſtandskraft gegen erbliche Belaſtungen, gegen nervöſe Störungen, gegen Angſt und Einbildungen eine geiſtige Hygiene. Seeliſche Affektionen löſen körperliche Funktionen aus. Er zitiert den Zuſtand der Trunkenheit und der Narkoſe ſowie den Einfluß belebender Medikamente, die Stimmung, Sinne und Organe gleichzeitig anregen. Geiſtige Vorſtellungen und ſeeliſche Aufregungen bewirken körperliche Veränderungen: plötzliches Verſagen der Glieder, Weißwerden der Haare nach einem Schrecken, Magen- und Darmverſtimmungen, umgekehrt das Verſchwinden körperlicher Schmerzen während einer den Geiſt anregenden Unterhaltung.

Wie eine Krankheit durch Gemütserregung entſtehen kann, ſollten wir auch ſeeliſche Kräfte gegen ſie ins Feld führen, anſtatt ſie durch ängſtliche Aufmerkſamkeit zu vergrößern. Gedanken und Gefühle modifizieren heißt die moraliſche Widerſtandskraft vergrößern zur Veredelung der Perſönlichkeit.

Im Lande Emerſons Thoreaus, der hundert verſchiedenen religiöſen Sekten, begnügt man ſich nicht mit dieſen kantianiſchen Möglichkeiten. Unſer amerikaniſcher Philoſoph will die Macht der Gedanken nicht nur auf die Geſundheit der Menſchen, ſondern auch auf deren geiſtige und körperliche Schönheit und das perſönliche Schickſal ausdehnen. Mulford ſpricht unſerer Gedankenwelt eine gleich allmächtige Kraft wie den großen Naturkräften zu.

Er sagt, Gedanken sind so wirklich wie Wasser und Luft, sie bauen oder zerstören unaufhörlich unseren Körper. Wenn wir unverrückbar und klar, ohne Zweifel und Schwanken (durch die eine Verwirklichung des Gedankenbildes zerstört würde) etwas wollen, also unsere geistige Kraft konzentrieren, so muß die Stetigkeit und Intensität des Wunsches den Erfolg herbeiführen. Wenn wir Tag und Nacht um höchste Weisheit, um Kraft und Freude, um Gesundheit oder Schönheit bitten — denn Gedanken, Wünsche, Bitten und Gebet sind in diesem Sinne die gleichen Naturkräfte —, so werden wir durch das innerliche Begehren das momentane Ziel erreichen; also unsere Gedanken werden Realität, werden in Erscheinungsformen verkörpert und die Grenzlinie, die Ursache und Folge wechselseitig verknüpft, verschwindet.

Wenn wir uns die Fähigkeit des Wegdenkens von den hundert ablenkenden Dingen des alltäglichen Lebens anerziehen, uns nicht durch schädliche Gedankenströme zerstreuen lassen, so wird die unsichtbare Substanz unserer geistigen Kraft die nützlichen Kräfte anziehen, deren wir zur glücklichen Vollendung unseres Schicksals bedürfen; und je ausgereifter das Geistige im Menschen ist, das sich in Millionen Jahren zur jetzigen Bewußtseinsstufe durchgerungen hat, je befähigter wird er selbst sein, durch seine Gedanken sein Leben zu gestalten. Der Mensch erhält diese Macht durch die intuitive Kraft, die Wahrheit zu empfinden, also durch Gläubigkeit, und diese Gläubigkeit ist dasselbe wie der Glaube an die eigene Kraft. In diesem Sinne ist also Glaube an die eigene Kraft das Gebet, das Erfüllung in sich trägt. Sobald wir diese Kraft in unserer eigenen Natur erkennen, werden wir sie anzuwenden versuchen und uns, um die Jugend festzuhalten, das idealsierte Bild unserer eigenen Persönlichkeit vergegenwärtigen. Wir werden die Erwartung der Schwächen des Alters, den endgültigen körperlichen Zerfall und die Überlieferung, daß nach einer bestimmten Zeit der Intellekt versiegt und der Körper verblüht, zu vergessen suchen, denn nur wer darauf rechnet, zu altern, wird dem Alter unterliegen. Doch wer sein geistiges Instrument gebraucht, um den Körper zu dirigieren, wird unschwer den Beweis liefern können, daß unsere Naturforscher und Gelehrten im Recht sind, wenn sie aus der bisherigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit für die ferne Zukunft eine Vollendungsstufe erwarten, die wir uns jetzt noch nicht ausmalen können.

Aus Luftschlössern entstehen die Paläste der Erde. Eine düstere Phantasie ist schon der Glaube an ein Unglück.

Da Mulford, trotzdem der Glaube für ihn die Substanz des Gewünschten ist, weder Gott noch Christus als allmächtigen Vermittler zur Erfüllung der Wünsche anruft, nennt er den lebendigen Quell alles Glückes „Geist des unendlich Guten im Reich des unendlichen Bewußtseins". Um uns der Flutwelle alles Besten hinzugeben, müssen wir den geheimen Gesetzen der Natur entgegenhorchen und ihren leisen Zeichen oder Winken hemmungslos folgen. Um Anteil an der lebendigen Kraft der Natur, die aus jeder Form des Unendlichen aus-

strömt, zu erlangen, müssen wir uns des unendlichen Geistes in jeder Zelle bewußt erinnern und so eine Anschauung der Unsterblichkeit gewinnen. Durch Liebe und Ehrfurcht vor allem Lebendigen ziehen wir uns die Liebe des Unendlichen zu, die auf fein empfindende Geister als Lebenselixier Wunder wirkt.

Es gilt die schweigende Kraft des Wunsches und die Widerstandskraft gegen alle materiellen Einflüsse zu erhöhen, bis wir ähnlich dem Körper ein seelisches Atmen in gewolltem Rhythmus erreichen.

Als untrügliches Merkmal der Beschaffenheit des Gemüts und des geistigen Lebens wird dem Antlitz der bleibende Ausdruck eingeprägt, so daß durch die Daseinsbedingungen, in die wir uns hineindenken, dem Körper eine herrschende Linie und Charakter verliehen wird. Beherrschen wir unsere Gedanken, so erreichen wir damit eine harmonische Herrschaft über den Körper in den Bewegungen der Tagesarbeit.

Die Beschaffenheit unseres Gemüts- und geistigen Lebens prägt dem Antlitz den Ausdruck der in unserem Charakter vorherrschenden Linien ein. Unsere Gedanken bestimmen auch die seelischen Wellen, die unsere Träume bedeuten, Schlaflosigkeit ist psychische Zerfahrenheit. Im Gegensatz zur Ruhe, die ihm mit Schönheit gleichbedeutend ist, steht die höhere Geistesgegenwart, die Sammlung und Bereitschaft der geistigen Kräfte für jene Momente, in denen es darauf ankommt, über Menschen und Dinge zu herrschen.

Gelegentlich lenke man seine Gedanken mittels eigener Kraft von der umgebenden Unruhe ab und zwinge sie zur Passivität; man lasse nur unbestimmte Bilder am Bewußtsein vorbeigleiten und gebe sich gleichzeitig einer physischen Ruhe und einer geistigen Träumerei hin. Diese Momente werden zur Ansammlung neuer mentaler Spannkraft dienen; in der darauffolgenden Zeit wird man eine kleinmütige Umgebung leichter ertragen und deren Einfluß leichter abschütteln können. Überhaupt muß man ruhen, wenn sich das Bedürfnis danach einstellt, und jede kleinste Tätigkeit mit darauf konzentrierten Gedanken und mit Freude ausüben, um den Erfolg zu meistern.

In jedem Ding, in jedem Dasein ist unendliche Mannigfaltigkeit, und unsere Daseinsfreude beruht darauf, die Seite jeder Lebenslage zu finden, die dieselbe erhöht. Was das Auge erfreut, erfrischt den Geist, darum soll man Wert auf die Umgebung, die man sich selbst schaffen kann, legen, auf die Einrichtung der Häuslichkeit, auf Kleider und Farben. Durch diese nuancierte Freude leitet man geistige Quellen ins Leben und hilft der eigenen Spiritualität immer neue Glücksmöglichkeiten entdecken.

Wie nach jeder physischen und geistigen Anstrengung die Ermüdung eintritt, so wechseln unsere aufnahmefähigen (negativen) Momente mit den ausgebenden (positiven) naturgemäß ab; es ist von besonderer Wichtigkeit, von welcher Art Menschen man in rezeptiven Augenblicken umgeben ist. So wie wir selbst Kräfte abgeben, die schaden oder nützen, so empfangen wir durch ausgesprochene und unausgesprochene Gedanken von den uns umgebenden Menschen entweder geistige

Nahrung oder geistiges Gift. Geistig müde und kraftlos muß man abhängige und mutlose Charaktere meiden. Man wird leicht von pessimistischen Menschen angesteckt und die Absorption minderwertiger zweifelnder Gedanken wird unsere eigenen Pläne zerstören. Durch das fortwährende Zusammenleben mit geistig niedrig stehenden Menschen leidet die wertvollere Natur schon deshalb, weil sie an sich sensibler und aufnahmefähiger ist und ihre eigene ganze Kraft braucht, um nicht in eine tiefere geistige Sphäre hinabgezogen zu werden.

In allen Stadien geistigen Wachstums wird der innere Blick der Frau erkenntnisreicher und intuitiver sein als der des Mannes, dagegen ist der Mann befähigter zu verwirklichen, was die weibliche Psyche ihm zeigt. Die Frau ist nicht geistig schwächer, sondern das feinere Instrument, das höhere Intuitionsströme registriert, soll also grober männlicher Arbeit nicht ausgesetzt sein, um die eigene Empfindsamkeit zu wahren. Wird die Frau im Haushalt, der durch verschiedenartige geistige und manuelle Arbeit ermüdender ist als mancher männliche Beruf, ausgebeutet, so wird ihr Intellekt abgestumpft und die Quellen ihrer Begabung verschüttet. Als anregendes Element, als Gedankenbringerin leisten die Frauen oft mehr, als den Männern bewußt wird. Sie sollten selbst die Anerkennung ihres Wertes fordern, Gerechtigkeit erkämpfen und nicht dulden, daß man die weiblichen Gaben mißachtet. Die Frau soll ihre eigenen Neigungen weder für Mann noch Kinder aufgeben, denn indem sie das Eigene und Persönliche unbenutzt verkommen läßt, verliert sie die Fähigkeit etwas zu leisten und dadurch gleichzeitig Bewunderung, Achtung und Liebe.

Ebensowenig sollten die Wünsche der Eltern entgegen der eigenen Schicksalslinie in das Leben der Kinder hineingebaut werden. Die Kinder leiden durch unbewußte Tyrannei in der Jugend und werden durch anerzogene falsche Grundsätze nicht stark genug, um den Sieg gegen die Ideen anderer auszufechten. Der Mangel an Einsicht der Eltern, der oft in äußerem Erfolg, in Geld und Ehren das Höchsterreichbare sieht, ist dann die Ursache, die Schädigung an Frohsinn, an Genußfähigkeit und an Gesundheit des Kindes herbeiführt.

In jedem Alter bedarf man anderer Gedankennahrung und auch diese gebe man den Kindern mit Liebe. Jede Gabe ist eine Quelle des Glücks, wenn sie mit aufrichtiger Freude geboten wird, sonst wirkt sie schädlich und bringt kein Gedeihen. Das Spielerische der Jugend, den lauten Ausdruck der Freude, das Lachen soll man nicht unterdrücken. Der kindliche Frohsinn entwickelt sich im Erwachsenen zur Heiterkeit des Gemüts. In der Phantasie der Jugend liegt der Grundstein zu den Unternehmungen der gereiftesten Menschen. Aus Kindern mit lebhafter Einbildungskraft werden enthusiastische Menschen, deren Glaube an die eigene Kraft eine gesteigerte Invidualität hervorbringt. Man soll in Gedanken wagen hoch zu steigen und geistig der gegenwärtigen Stufe immer voraus sein.

Manchmal steht die Erfahrung, der Intellekt oder die Bildung des Menschen nicht im Verhältnis zu seiner Charakterstärke. Man hüte sich vor dem Einfluß

solcher Elemente, die, wie die Meinung der Welt oder manchmal sogar wie ein niedriger dienender Geist, es verstehen, höher stehende Persönlichkeiten ohne Selbstvertrauen in Abhängigkeit zu halten.

Jede Furcht führt zur Abhängigkeit und zur Sklaverei. Im Gegensatz zur Glaubenskraft löst sie Schwäche und Unordnung aus, die als Resultat wieder Angst und dadurch in ewiger Wechselwirkung einen unendlichen Kreis der Erniedrigung um uns zieht. Enttäuschungen nachgehen, an Schicksalsschläge glauben bricht die Energie und bereitet dadurch in der Tat Unglücksfälle vor. — Im Bewußtsein, daß wir alle, daß jedes Atom in und um uns ein Teil des Weltalls ist, befreien wir uns von dem Gespenst der Furcht.

Auch die Unselbständigkeit zielloser Menschen ist wie üble Laune eine Krankheit des Geistes und führt zu dauernder geistiger Krankheit und zum Krankenlager für den Körper. Das Schicksal, dem wir uns vertrauensvoll überlassen, formt meist unmerklich die Wege des Lebens dem eigenen Bilde entsprechend. Durch geistige Depression bildet sich ein schädlicher mentaler Kreis, der unsere Hoffnungen paralysiert. Tatenlust braucht eine optimistische Geistesrichtung, lichte, lebhafte Gedankenströme, die siegende Kraft auslösen. Durch unsere Stimmung wird um uns eine Atmosphäre gebildet, die anzieht oder abstößt.

Nie fürchte man Verantwortung zu übernehmen, sonst bleibt man der schlecht bezahlte Handlanger solcher, die wagen. Für jedes Wagnis aber kann man die Verantwortung tragen, wenn man ohne Unruhe den Erfolg erwartet, die Gedankenkraft in fruchtbringender Art anlegt durch ein Versenken in das unendliche Bewußtsein durch das Vertrauen in die Güte der Vorsehung. Sie hilft im kleinen wie im großen, im täglichen Leben wie in den Gesetzen des Kosmos.

Täglich sollte man die Ansichten des gestrigen Tages überflügeln in der Erkenntnis der wechselnden und wachsenden Deutung alles Geschehens. Eine rastlose Psyche verändert zu ihrem Vorteil die Art und Beschaffenheit der Elemente, die den Körper bilden, und verlängert dadurch das Leben. Ohne neue Nahrung verliert die Seele die Macht über den Leib.

Hält also Mulford nicht, was er im Titel verspricht, so gibt er doch eine Fülle praktischer Anregungen, die in unserer Zeit hastigen Lebens doppelt wertvoll sind. Wir wollen uns keineswegs blindlings diesem amerikanischen Optimismus ausliefern, der in seinen Folgerungen eine Rücksichtslosigkeit predigt, die bisweilen über ein tieferes Verständnis achtlos hinwegschreitet. Wir Deutschen wollen doch über dem Sternenhimmel der Unendlichkeit des Amerikaners die strengere Kritik Kants und den klugen Pessimismus Schopenhauers nicht vergessen.

Für das praktische Leben ist es gewiß immer gut, wenn wir die Spannkraft unserer Einzelpsyche durch das Gleichnis mit der Allseele erhöhen und stärken. Aber nicht immer kommen wir mit vagen Begriffen der Urkraft aus, die die Erscheinungen des Lebens meistern und die Ausstrahlungen der wirkenden

Kraft leiten sollen. Die Naturphilosophie hat gewiß viele anregende Gedanken auf den Markt gebracht, aber wir können uns ihr als Philosophie nur mit Vorbehalt anschließen, wenn der Philosoph, der sie predigt, mit strenger Beschränkung das Unmögliche vom Möglichen scheidet.

An eine Frau, die ihr ganzes Lebenswerk diesem Ziele opfert, an Ellen Key, möchte ich hier wenigstens erinnern. In ihren vielen Bänden, die sie im Schwedischen unter dem Gesamttitel „Lebenslinien" herausgegeben hat, gewöhnt sie uns daran, über ernste Fragen nachzudenken und an dem neuen Menschheitsbewußtsein teilzunehmen, das auf Erkenntnis unseres seelischen Wertes beruht.

Sie spricht von einer Religion der Entwicklung und verlangt Gesundheit der Seele und innere Vertiefung. Sie sagt, „das Wichtigste ist nicht, was für eine Lebensanschauung wir haben, sondern daß wir Glaubenskraft genug besitzen, eine Lebensanschauung zu der unseren zu machen und Tatkraft genug, sie im Leben zu verwirklichen", und „es gibt eine ewige Jugend, die eine Seele als Siegespreis für ihre ganze innere Entwicklungsarbeit gewinnen kann", und „Altern ist keine Notwendigkeit, sondern nur eine schlechte Gewohnheit".

Suchen wir also zunächst einmal jeder auf seine eigene Weise uns diese großen Ziele zu vergegenwärtigen, sie in die besondere Praxis unseres Lebens zu übertragen, und ohne Überschätzung die eigene Kraft zur höchsten Entfaltung zu steigern. Die einzige Überwindung des Todes ist der Erkenntnisdrang, den nur der kritische Geist zu seinen Wahrheiten führen kann, die das Bleibende im Wechsel bedeuten.

Bücherliste

Enges, Gertrud: Fruchtbarkeit, Roman. Hermann Walter, Verlagsbuchhandlung, Berlin. M. 3.—.

Fichte, J. G.: Die Anweisung zum seligen Leben. Eugen Diedrichs' Verlag, Jena. M. 4.—.

Hölderlin, Friedrich: Ausgewählte Briefe. Eugen Diederichs' Verlag, Jena. 4.—.

Stendal-Henry Beyle. Römische Spaziergänge. Eugen Diederichs' Verlag, Jena. M. 8.—.

Stern, Josef Luitpold: Wiener Volksbildungswesen. Eugen Diederichs' Verlag, Jena. M. 2.—.

Kutter, Hermann: „Sie müssen." Eugen Diederichs' Verlag, Jena. M. 2.50.

Karnowsky, O., Rektor: Buchstabenbilder. Bilderschriftverlag, Berlin. M. 0.55.

Philippi, Fritz: Auf der Insel. Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. M. 3.—.

v. Wildenbruch, Ernst: Das edle Blut. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Sauer, August. Grillparzers Werke. Gerlach & Wiedling, Wien.

Dunger, Hermann: Die Deutsche Sprachbewegung und der Allgemeine Deutsche Sprachverein. Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins, Berlin.

Gundolf, Friedrich: Shakespeare in deutscher Sprache. Georg Bondi, Verlag, Berlin W. M. 6.—.

von der Planitz, Hans Edler: Kriegs- und Jagdbilder aus früherer und neuerer Zeit. Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig. M. 5.—.

Insel-Almanach 1911. Insel-Verlag, Leipzig. M. 0.50.

Hardt, Ernst: An den Toren des Lebens. Insel-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Hardt, Ernst: Ninon von Lenclos. Insel-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Hardt, Ernst: Ninon de Lenclos. Insel-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Runeberg, J. L.: Fähnrich Stahl. Oskar Leiner, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. M. 3.—.

de Mathies, Dr. Paul Baron Msgr.: Wir Katholiken und die — anderen. Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Breisgau. M. 1.30.

Philippi, Georg: Das Erbe. E. Piersons Verlag, Dresden. M. 1.—.

Jungnickel, Friedr., Wirkl. Geh. Oberbaurat: Staatsminister Albert von Maybach. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 3.—.

Aus dem Leben des Wirkl. Geh. Rats Otto Wehrmann. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 3.—.

Heilig, Prof. O.: Gedichte von Schiller. Fr. Ackermanns Verlag, Weinheim. M. 1.50.

Herzog, Rudolf: Es gibt ein Glück. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 3.—.

Wienkoop, Prof. Artur: Das englische Landhaus. Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Wiesbaden. M. 3.—.

Reich, Prof. Emil: Aus Leben und Dichtung. Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig. M. 4.—.

Elster, Prof. Dr. Ludwig: Wörterbuch der Volkswirtschaft. Verlag von Gustav Fischer, Jena. M. 2.50.

Luckenbach, Dr. H.: Kunst und Gedichte. R. Oldenbourg, München. M. 2.60.

Dix, Arthur: Deutschlands wirtschaftliche Zukunft in Krieg und Frieden. Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Marquardt, Dr. Ulrich: Die Interessengemeinschaften. Julius Springer, Verlag, Berlin. M. 2.—.

Schur, Ernst: Kind und Kunst. P. Brandt, Buchhandlung, Steglitz-Berlin. M. 1.—.

Fleck, Wilhelmine: Heinz Conſentius. Friedrich Reinhardt, Verlag, Baſel. M. 3.—.
Jaſtram, Wilhelm: Matten Bautz. Friedrich Reinhardt, Verlag, Baſel. M. 3.—.
Eben, Carla: Die goldene Brücke. Roman. E. Ungleich, Verlag, Leipzig. M. 3.—.
Hunold, Geo: Palm. Roman. E. Ungleich, Verlag, Leipzig. M. 4.—.
Boeck, Wilhelm: Simon Külpers Kinder. Roman. Fr. Wilh. Grunow, Verlag, Leipzig. M. 4.—.
Doſe, Johannes: König Teßlaw und ſein kurzweiliger Rat. E. Ungleich, Verlag, Leipzig. M. 5.—.
Edmund, Ingelid: Karin Nordhammer. E. Ungleich, Verlag, Leipzig. M. 3.—.
Huch, Friedrich: „Enzio". Roman. Martin Mörikes Verlag. München. M. 4.80.
v. Ompteda, Frhr. Georg. „Benigna". Roman. Egon Fleiſchel & Co., Berlin W. M. 6.—.
Paszkowski, Prof. Dr. Wilhelm: Berlin in Wiſſenſchaft und Kunſt. Weidmann'ſche Buchhandlung, Berlin. M. 2.—.
Bernt, Ferdinand: Der Bund der Freien. Abel & Müller, G. m. b. H., Verlag, Leipzig. M. 4.—.
Fleiſchmann, Prof. Dr. Max: Wörterbuch des deutſchen Staats- und Verwaltungsrechts. J. C. B. Mohr, Verlag, Tübingen. M. 2.—.
Grimm, Brüder: Die Märchen. 2 Bände. Inſel-Verlag, Leipzig. M. 7.—.
Schäfer, Rudolf: Vom Wandsbeker Boten. Guſtav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung, Hamburg. M. 5.—.
Eckert, Pfarrer Lic. Alfred: Probleme und Aufgaben des ländlichen Pfarramtes. Deutſche Landbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin. M. 3.—.
Lepoids, M.: Wie Gertrud die Kunſt lieben lernte und anderes. Verlag von Albert Reiche, Borna. M. 3.—.
Diehl, Wilhelm: Der gefangene Pfarrer. H. L. Schlapp, Hof-Buchhandlung, Darmſtadt. M. 3.—.
Kaemmel, Prof. Dr. Otto: Deutſche Geſchichte. Otto Spamer Verlag, Leipzig. 2. Bände M. 17.—.
Zwiebelfiſch, Heft 8. Hyperion-Verlag, München. M. 0.60.
Lindner, Prof. Theodor: Weltgeſchichte. Band 7. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, Stuttgart. M. 5.50.
Berndt, Martin: Eheleute, Roman. S. Fiſcher Verlag, Berlin. M. 5.—.
Kemmerich, Dr. Max: Kultur-Kurioſa. 3. Band. Albert Langen Verlag, München. M. 3.50.
Heubner, Rudolf. „Karoline Kremer", Roman. L. Staackmann Verlag, Leipzig. M. 5.50.
Goebel, O.: Volkswirtſchaft des Oſtbaikaliſchen Sibiriens ums Jahr 1909. Verlagsbuchhandlung Paul Parey, Berlin. M. 3.20.
Roſen, Baroneſſe Eliſabet: Revaler Theater-Chronik, Feſtſchrift. Revaler Deutſcher Theaterverein, Verlag, Reval.
Fujiſawa, Rennoſuke: Langenſcheidts Sprachführer. Japaniſch. Langenſcheidt'ſche Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg. M. 3.—.
Karras, Geh. Poſtrat Th.: Geſchichte der Telegraphie. Friedr. Vieweg & Sohn, Verlag, Braunſchweig. M. 28.—.
Sternberg, Leo: „Limburg als Kunſtſtätte." Kommiſſionsverlag Otto Kindt, Gießen.
du Bois-Reymond, Lili: Die Inſel im Sturm. Meyer & Jeſſen, Berlin. M. 2.50.
Heveſi, Ludwig: Ludwig Speidel. Meyer & Jeſſen, Berlin. M. 1.—.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für dieſen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernſprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adreſſe: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpreſſe.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geſchäftsſtelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

198. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Kind., 1. 1. 11, Oberſchleſien.
199. **Lehrer**, akadem. oder ſeminar. geb., Hannover.
200. **Oberlehrer**, f. Mathem. und Phyſik, Lehrerinnenſeminar, 1. 4. 11, Mark Brandenburg.
201. **Oberlehrer**, f. Gymnaſium (Frz., Dtſch. Lat.), 1. 4. 11, Schleſien.
202. **Oberlehrer**, f. Gymnaſium (Neue Spr.), 1. 4. 11, Rheinland.
203. **Bürgermeiſter**, 1. 2. 11 (4500 M.), Pommern.
206. **II. Bürgermeiſter**, bald (12000 M.), Weſtfalen.
207. **II. Bürgermeiſter**, bald (7000 M.), Weſtpr.
208. **Bürgermeiſter**, bald (4000 M.), Schlesw.-Holſt.
209. **Bürgermeiſter**, bald (3500 M.), Weſtpr.
210. **Bürgermeiſter**, 1. 2. 11 (4500 M.), Pomm.
211. **Rektor**, f. Knaben- u. Mädchenſchule (penſionsber.), 1. 4. 11, Oſtpr..
212. **Hauslehrer**, f. 2 Knaben, 1. 1. 11, Bez. Halle.
220. **Pfarrer**, per bald (2400 M.), Brandenburg.
221. **II. Pfarrer**, per ſofort (3000 M.), Provinz Sachſen.
226. **I. Bürgermeiſter**, bald (13 000 M.), Schleswig-Holſtein.
227. **II. Bürgermeiſter**, bald (12 000 M.), Weſtfalen.
228. **II. Bürgermeiſter**, bald (7000 M.), Weſtpreußen.

B. Für Damen.

189. **Erzieherin** (Lehrerinexam.), zu drei Knaben, Griechenland.
194. **Oberlehrerin** (ſtaatl. anerk.), zu Oſtern 1911. (1500 M.) (Mathematik oder Sprachen.)
195. **Erzieherin**, ev., muſ., gepr., ſof. od. ſpät., Poſen.
214. **Lehrerin**, ält., dtſch., muſ., Turnen, f. 4 Mädchen, Oberungarn.
215. **Oberlehrerin**, f. höhere Mädchenſchule, 1. 4. 11, bei Berlin.
217. **Erzieherin**, 2. 1. 11.
218. **Erzieherin**, ev., muſ., gepr., ſof. od. ſpäter, Poſen.
219. **Erzieherin**, gepr., ev., 1. 4. 11, angenehm. Stellg. in Berlin.
222. **Erzieherin**, ev., muſ., gepr., f. 2 Kinder, ſof. ev. ſpäter, Poſen.
223. **Erzieherin**, ev., gepr., erfahr., mit Lateinkennt., 1. 1. 11 oder ſpäter, Schleſien.
224. **Lehrerin**, f. 2 Knab., bald (Sprachkenntniſſe), Harz.
225. **Lehrerin**, f. 14jähr. Mädch., Oſtern 1911—1912, Sachſen.

Für vorſtehende Inſerate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 37.

Induſtriepolitik

Neben den Schlagworten Agrarpolitik und Klaſſenpolitik hat ſich im Laufe der Jahre ein drittes eingebürgert, Induſtriepolitik. Wie jene beiden nur einen gewiſſen Teil der Geſamtpolitik umfaſſen wollen, ſo gibt auch der Begriff Induſtriepolitik nur eine Zuſammenfaſſung aller der Geſichtspunkte, die vom ſpeziellen Intereſſe der Induſtrie ausgehend an die Intereſſen der Geſamtbevölkerung und des Staates herantreten. Die drei genannten Schlagworte kennzeichnen die drei großen wirtſchaftlichen Formationen oder Lager, in die das deutſche Volk geteilt iſt: Landwirte, Lohnarbeiter und ſonſtige bürgerliche Erwerbskreiſe. Das große Heer der ſtaatlichen und kommunalen Beamten hat ſich in Deutſchland in dem Maße noch nicht als beſondere Wirtſchaftsgruppe organiſiert.

Es liegt in der hiſtoriſchen Entwicklung Deutſchlands und ſpeziell Preußens begründet, wenn in dieſen Staaten bis in die neuere Zeit hinein Agrarpolitik und Staatspolitik faſt identiſche Begriffe waren. Preußen, das Agrarland, konnte ſehr wohl einen agrariſchen Staat bilden, in dem die Grundbeſitzer faſt ausſchließlich die politiſche Macht in den Händen hatten und mit Hilfe der aus ihnen hervorgegangenen Beamtenſchaft und der Geiſtlichkeit regierten. Der ausſchließliche Einfluß der Grundbeſitzer mußte aber in dem Augenblick zurückgedrängt werden, da ſich der Grundbeſitz als nicht mehr fähig zeigte, die Bevölkerung, deren Gros aus Lohnarbeitern beſtand, vollſtändig zu ernähren und zu beſchäftigen. Wollte der Staat nicht große Maſſen der Bevölkerung durch Auswanderung an das Ausland verlieren, dann war er genötigt, die Mängel des Agrarſtaates auszugleichen, indem er die Arbeitsgelegenheit innerhalb der eigenen Landesgrenzen vermehrte.

Dieſe Erkenntnis führte zur ſtaatlichen Unterſtützung aller der Anſätze in den nicht landwirtſchaftlichen Gewerben, alſo in Handel und Induſtrie, die

geeignet erschienen, die Gefahr der Abwanderung zu beseitigen. Der Staat war im eigensten Interesse gezwungen, Industriepolitik zu treiben. Die hiermit verbundene Zunahme der Bevölkerungsziffer und die Entwicklung des gesamten gewerblichen Lebens hat nun zur Folge gehabt: sowohl eine stärkere Nachfrage nach Lebensmitteln bei sich ständig steigernden Einzelansprüchen, wie auch eine Verteuerung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte und damit eine allgemeine Verteuerung der Lebenshaltung. Da diese Folgen vor allen Dingen auf der industriellen Arbeiterbevölkerung lasteten, war sie es, die sich zuerst zur Abwehr organisierte, die von kurzsichtigen oder phantastischen Führern bearbeitet, den Staat als Klassenstaat brandmarkte und dessen Zusammenbruch proklamierte, weil angeblich nichts von ihm für das „Proletariat", für die „Gesellschaft" zu erwarten sei. Eine weitsichtige Regierung wußte den Konsequenzen solcher Propaganda zunächst die Spitze abzubrechen, indem sie jene großartige soziale Gesetzgebung inaugurierte, die uns in keinem noch so demokratisch regierten Lande nachgemacht worden ist. Während derselben Zeit, in der sich unsere soziale Gesetzgebung entwickelte, trat Deutschland auch in die Reihe der Kolonialmächte und schuf sich weitere natürliche Grundlagen für die Ernährung des Volks; schließlich wurde die Siedelungspolitik im Innern ins Leben gerufen, die die landwirtschaftlichen Kleinbetriebe auf Kosten der Großbetriebe erweitert und die berufen ist, nicht nur ein Bollwerk gegen die slawische Flut im Osten zu schaffen, sondern auch die Viehzüchtung auf solche Stufe zu stellen, daß der Fleischbedarf Deutschlands durch die eigene Produktion gedeckt werde. Dazu aber ist nach den bisherigen Erfahrungen in einem kultivierten Staat nur die Bauernwirtschaft imstande. Die weitsichtige Wirtschaftspolitik Bismarcks, die der Industrie half, sich zu entwickeln, schuf auch die Grundlage für eine allseitige Blüte der Nation und für eine gewaltige Machtentfaltung des Reichs. Im einzelnen wurde diese Entwicklung gefördert in dem tatkräftigen Eintreten der einzelnen Wirtschaftsorganisationen (Verbände) für das Wohl ihrer Gewerbe.

Als nach Bismarcks Abgang die Konsequenzen der angedeuteten Entwicklung gezogen werden sollten durch Schaffung billiger Getreide- und Fleischpreise, da erwies sich der paritätische Staat politisch zu schwach, um seine dem Allgemeinwohl angepaßten Absichten durchzuführen, und er unterlag dem Agrarstaat, der seine Herrschaft schnell wieder aufrichtete, indem sich die Großgrundbesitzer zum Bunde der Landwirte zusammenschlossen. Die Folgen jenes Zusammenschlusses sind bekannt. Auf wirtschaftlichem wie politischem Gebiet sind seit einem halben Menschenalter in erster Linie die Gesichtspunkte maßgebend, die den landwirtschaftlichen Großbetrieb berücksichtigen, obwohl sich gegenwärtig weniger als ein Drittel der Bevölkerung durch Betätigung in der Landwirtschaft überhaupt ernährt und obwohl die Landwirtschaft trotz des weitgehendsten Schutzes nicht in der Lage ist, den Bedarf des Landes an Brot und Fleisch zu decken. Die großen politischen Aufgaben, die mit der Seßhaftmachung von Bauern zusammenhängen, werden seit dem Fortgang des Fürsten

Bülow hintan gehalten, und nicht nur wandern Tausende von Hektaren deutschen Bodens in polnische Hände, auch die innere Kolonisation stockt!

Nun werden diese Tatsachen gegenwärtig fast ausschließlich auf das Schuldkonto der Regierung gesetzt. Eine solche Auffassung ist einseitig. Denn man muß der Regierung zugeben, daß sie sich bemüht hat, das im allgemeinen Staatsinteresse liegende Gedeihen von Industrie und Handel auch in der Wirtschafts- und Zollpolitik zu fördern. Wenn tatsächlich nicht mehr erreicht worden ist, und wenn z. B. die preußische Verwaltung noch immer unter dem Einfluß des Großgrundbesitzes steht, so liegt die Ursache dafür teilweise auch in etwas anderem: in dem bisherigen Mangel an Zusammengehörigkeitsgefühl und vor allem in dem Mangel einer einheitlichen Organisation der nicht vom Großgrundbesitz abhängigen Gewerbe. Damit soll nicht gesagt werden, daß einzelne Gewerbestände nicht schon namhafte Vertretungen gehabt hätten. So sorgten der Deutsche Handelstag für den Zusammenschluß der Handelskammern seit 1861, der Zentralverband Deutscher Industrieller und der Bund der Industriellen für die Interessen der Industrie. Daneben stand eine große Zahl mehr oder minder mächtiger Verbände, die jeder für sich die Interessen der einzelnen Gewerbe zu wahren suchten. Aber, und das ist der springende Punkt: alle diese Interessenvertretungen wurden miteinander nicht durch eine große Idee, die nur nationalpolitischer Natur sein konnte, verbunden, sondern schieden sich voneinander wegen der tausend Kleinigkeiten, deren Berücksichtigung das tägliche Erwerbsleben nun einmal fordert. Es lag in der Natur ihrer Aufgaben, daß die einzelnen Interessenvertretungen nicht „Gewerbepolitik" oder „Industriepolitik", sondern „Verbands-" und „Generalsekretärpolitik" trieben. Eine große, alle widerstrebenden Interessen einende Macht gab es aber vor fünfzehn Jahren noch nicht. Infolgedessen wurden die trennenden, häufig durch persönliche Motive verschärften Momente weit stärker betont, als sie es ihrer Bedeutung nach tatsächlich verdienten. Daneben spielten naturgemäß auch grundlegende, als Trennungsmomente aber wesentlich überschätzte wirtschaftliche Fragen eine wichtige Rolle. In dieser Situation befand sich das gewerbliche Bürgertum, als der Bund der Landwirte ins Leben trat. Die äußerst rücksichtslos betriebene, ja brutale Agitation des Bundes, die sich überdies der Popularität des Namens Bismarck unter Nichtachtung der Gefühle des jungen Kaisers bediente, wußte den Anschein zu erwecken, als gäbe es nur ein Interesse, das Berücksichtigung verdiene, das des Großgrundbesitzes. Hieß es früher: die Schwerindustrie beschäftigt das Gros aller Lohnarbeiter, so konnte der junge Bund der Landwirte noch sagen: vom landwirtschaftlichen Gewerbe lebt das Gros der Bevölkerung überhaupt, eine Behauptung, die sich, wie wir nachdrücklichst betonen, gegenwärtig umsoweniger aufrecht erhalten läßt, als der Bund in erster Linie die Interessen des Großgrundbesitzes, unter Vernachlässigung derer des bäuerlichen Besitzes vertritt. Die Richtigkeit solcher Auffassung wird am besten durch die Gründung des Bauernbundes als Gegengewicht gegen den Bund der Landwirte bestätigt.

Die anderen Gewerbe kamen nicht zu Wort, oder doch nur durch Einzeläußerungen, und die im konstitutionell regierten Deutschen Reich auf die Mehrheit des Reichstags angewiesene Regierung fand in den uneinigen bürgerlichen Gewerben nicht den absolut sicheren Rückhalt, um den Ansprüchen der Großagrarier wirksam entgegentreten zu können. Die sich durch die ihr aufgenötigte einseitige Wirtschaftspolitik im Lande verbreitende Unzufriedenheit, besonders in den sogenannten intelligenten Kreisen, glaubte die Regierung durch um so größere Konzessionen auf sozialem Gebiete wieder beschwichtigen zu können, natürlich ohne Aussicht auf Erfolg bei den einmal auf den Geschmack gekommenen Massen. Die Unzufriedenheit mit gewissen Vorgängen der allgemeinen Politik war eben stärker als die sozialpolitischen Beruhigungsmittel. Der sozialpolitische Überschwang, unter dem nachgerade auch die Landwirtschaft zu leiden begann, hatte für das gewerbliche Bürgertum einen großen Nachteil. Zusammen mit hochschutzzöllnerischen Bestrebungen einzelner wurde er eine neue Klippe, an der durch mehr als ein Jahrzehnt die oft versuchte Einigung des gewerblichen Bürgertums scheiterte, von der aus aber die Sozialdemokratie ihre Netze in die Kreise der Privatangestellten mit Erfolg werfen konnte. Erst als der Bund der Landwirte seinen Egoismus und seine Gefährlichkeit für die Nation in voller Nacktheit enthüllte, da erwachte auch in den Kreisen der Industrie, die sich früher von einer Einigung des Bürgertums keinerlei Nutzen versprachen, die Erkenntnis der Notwendigkeit eben dieser Einigung. Spät, aber nicht zu spät ist im Jahre 1909 der Hansabund ins Leben getreten.

* * *

Die Leser der „Grenzboten" sind seinerzeit über den „Hansabund, seine Ziele und Gegner" durch die glänzende Darstellung des Syndikus der Handelskammer in Düsseldorf, Herrn Dr. L. O. Brandt, unterrichtet worden (Nr. 34 von 1909). Seitdem hat sich die Organisation mächtig entfaltet, und ihre Ziele werden im Reich durch rund sechshundertvierzig Einzelgruppen angestrebt. Nach parteipolitischen Gesichtspunkten betrachtet wird man den Hansabund als ein natürliches Kind der Blockära, der konservativ-liberalen Paarung bezeichnen dürfen, dessen konservativer Vater auf und davon gegangen ist, um sich wieder ganz der Umarmung durch den Bund der Landwirte hinzugeben. In der Tat umfaßt der Hansabund Anhänger aller Parteien, doch haben staatspolitische Auffassungen in ihm die Führung, wie sie die Führung hatten bei der politischen Begründung des Deutschen Reichs und in der segensreichen Wirtschaftspolitik Bismarcks während der 1870er Jahre, die die Entwicklung unserer mächtigen, leistungsfähigen Industrie ermöglicht hatte. Hierin liegt die große nationale Bedeutung des Hansabundes. Die Gegner des Hansabundes sind nun seit seinem Entstehen emsig an der Arbeit, den konservativer (allgemeinpolitisch gesprochen) gerichteten Teil seiner Mitglieder zu verwirren und so wieder Bresche zu legen in die Einigkeit des gewerblichen Bürgertums. Sie rechnen, nachdem alle

Versuche unter den Handwerkern erfolglos geblieben sind, nicht ganz ungeschickt mit gewissen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Großindustrie über die Ausdehnung der Sozialpolitik, über das Koalitionsrecht und nicht zuletzt über Fragen der Zollpolitik. Unter diesen Vorbedingungen kommt den Gegnern des Hansabundes eine Broschüre recht gelegen, die, aus der Feder des Redakteurs der Industrie-Zeitung, Herrn Arnold Steinmann-Bucher stammend, sich „Offenherzige Betrachtungen über Industriepolitik" nennt (Berlin 1910 bei Otto Elsner). Der Verfasser geht in seinen Betrachtungen von dem Industrie- und Wirtschaftsgebiet Groß-Berlin aus. Er bezeichnet das Ältestenkollegium, die Börse und Berliner Handelskammer, den Verein Berliner Kaufleute und Industrieller, die Berliner Stadtverwaltung, den Berliner Verkehr und die Elektrizität als einen Rattenkönig von Liberalismus und Demokratie mit einem Einschlag von Berlin W. Die Interessenkreise der Großbanken hängen seiner Meinung nach mit dem vorindustriellen liberalen Berlinertum zusammen. Der Handelsvertragsverein hat seiner Ansicht nach zur Verwirrung der wirtschaftspolitischen Anschauungen zeitweise nicht wenig beigetragen. Herr Steinmann-Bucher beschäftigt sich ferner mit dem Deutschen Handelstage, von dem er behauptet, auch in Zukunft könne er weder industriepolitisch orientieren, noch weniger aber führen. Er kommt ferner auf die Organisation des Zentralverbandes Deutscher Industrieller und des Bundes der Industriellen zu sprechen. Die Beziehungen dieser beiden Verbände zu einander scheinen nach Steinmann-Bucher im Augenblick nicht ganz klar, zum mindesten aber nicht freundlich. Der Verfasser spricht von Sagenbildungen in den Behauptungen des Bundes der Industriellen gegenüber der bisherigen Tätigkeit des Zentralverbandes; wenn diese Kreise den Zentralverband weiter verunglimpften, so täten sie dies wider besseres Wissen. Hier scheinen also Beziehungen vorzuliegen, in denen zurzeit eine objektive Beurteilung schwer möglich ist. Die Stellung des Zentralverbandes scheint aber auch gegenüber dem Hansabunde nicht geklärt. Wenigstens läßt sich dies aus den Ausführungen des geschäftsführenden Mitgliedes im Direktorium des Zentralverbandes, Herrn Bueck, in der „Post" entnehmen. Herr Bueck stützt sich auf dieselben Argumente, mit denen er vor Jahren den Handelstag angriff, mit denen er den Handelsvertragsverein als ein verwirrendes Moment bezeichnet hat, mit denen er auch den Bund der Industriellen verfolgt.

Die Hauptangriffe Buecks gegen den Hansabund richten sich auf dessen Stellung zur Zoll- und Sozialpolitik. Bueck selbst spricht von einer „maßvollen" Schutzzollpolitik und von einer „maßvollen" Sozialpolitik, sagt aber nicht, was er darunter besonders versteht, woraus dann der Gegensatz zu den Ausführungen des Hansabundes hervorgehen könnte. Denn auch der Hansabund spricht in seinen Richtlinien nur in derselben Weise von Sozial- und Schutzzollpolitik, und die Fassung des betreffenden Abschnitts ist seinerzeit zusammen mit den Führern des Zentralverbandes Deutscher Industrieller festgestellt worden. Auch die offiziellen Äußerungen des Hansabundes bewegen sich nur auf der gemeinsam festgelegten Grundlage. Aus

den offiziellen Äußerungen geht hervor, daß der Hansabund z. B. der Frage „Schutzzoll oder Freihandel" unter dem Gesichtspunkt des praktischen Bedürfnisses gegenübersteht. Der Präsident des Hansabundes führte in einer in Essen a. d. Ruhr am 13. Februar 1910 gehaltenen Rede wörtlich aus:

„Es liegt zugleich im eminenten Interesse der Industrie und speziell der schweren Industrie, daß sich die Überzeugung immer mehr verbreite, daß der frühere doktrinäre und von einzelnen politischen Parteien lange wie ein Dogma festgehaltene Gegensatz zwischen Freihandel und Schutzzoll nicht mehr aufrecht zu erhalten ist. Vielmehr muß selbst für den, der an sich den Freihandel als das erstrebenswerte Ziel betrachtet, die Entscheidung über Gewährung oder Aufrechterhaltung von Schutzzöllen und Freihandel nicht von grundsätzlichen und theoretischen, ein für allemal feststehenden Kriterien, sondern im wesentlichen von praktischen Erwägungen abhängig sein, insbesondere von der jeweiligen Lage der Industrie oder einzelner Industriezweige gegenüber dem Auslande. (Beifall.) Selbstverständlich wird aber bei Bemessung der Höhe sowohl der agrarischen wie der industriellen Schutzzölle Rücksicht auf das Gesamtwohl, also auf die Interessen auch der anderen Stände, und bei den Agrarzöllen auch auf die der Konsumenten und auf die unbedingte Notwendigkeit der Abschließung angemessener langfristiger Handelsverträge genommen werden müssen."

Daraus wird bei der heutigen Lage des inneren und äußeren Handels gefolgert werden können, daß der Hansabund wohl an eine weitere Erhöhung besonders der Agrarzölle nicht denkt, ebensowenig wie bei der engen Verbindung zwischen gewissen Teilen der Industrie und der Landwirtschaft und dem Einfluß dieser auf die gesamte Volkswirtschaft des Deutschen Reiches zurzeit eine generelle Herabsetzung durchzusetzen wäre.

* * *

Wir widmen dieser scheinbar internen Angelegenheit des Hansabundes einen so breiten Raum in den „Grenzboten", weil sie im Sinne unserer Ausführungen in Heft 1 und 14 doch von allgemein politischer Bedeutung ist und einer Entwicklung hinderlich sein kann, die wir im Interesse der ganzen Nation stets warm unterstützten, *der Einigung des gewerblichen Bürgertums gegenüber der großagrarischen Minderheit und gegenüber der Sozialdemokratie*. Denn was Herr Bueck in der „Post" und Herr Steinmann-Bucher in seiner Broschüre sagen, führt zur Stärkung des Einflusses der Großgrundbesitzer, das ist Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Steinmann-Bucher identifiziert sich in seiner Schrift vollständig mit den Forderungen des Bundes der Landwirte. Kann die Industrie es gutheißen, wenn er schon im voraus die von jener Seite beabsichtigten Zollerhöhungen unterstützt und einen willkommenen Deckmantel bietet für den beabsichtigten sogenannten lückenlosen Zolltarif auf sämtliche Nahrungs- und Genußmittel?! Diese Richtung zu unterstützen wäre ein Selbstmord jeder Industrie, und zwar nicht nur vom Konsumentenstandpunkt und nicht nur vom Standpunkt der sogenannten Rohstoff verarbeitenden und Fertig-Industrie aus. Ohne schwere Beeinträchtigungen der Rentabilität der Unternehmungen der Schwerindustrie ist eine weitere Erhöhung der Nahrungsmittelpreise und damit der Löhne undenkbar. Der dauernde Kampf um Brot und Fleisch ist aber einer der wichtigsten Gründe, weshalb unsere deutsche

Sozialpolitik so wenig politische Erfolge gezeitigt hat und weshalb die sozialdemokratischen Ideen sich so schnell bei Privat-, Kommunal- und niederen Staatsbeamten ausbreiten. Diese Zusammenhänge sollten doch nicht übersehen werden!

* * *

Der Zusammenschluß so heterogener Elemente, wie sie das Bürgertum bilden, war erst möglich, nachdem der Gesamtheit aller Gewerbetreibenden gemeinsame, praktische Ziele gewiesen werden konnten. Das aber war wiederum erst möglich, nachdem unser Wirtschaftsleben sich bis zu gewissen Formen, die das Verbindende gegenüber dem Trennenden augenfälliger in den Vordergrund rücken, entwickelt hatte. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint es uns auch durchaus nicht auffällig, daß nicht einer der großen bestehenden Interessenverbände aus der Industrie die Führung des gewerblichen Bürgertums übernommen hat. — Es ist auch menschlich verständlich, daß ein Mann, der ein Menschenalter hindurch die Geschicke des größten gewerblichen Verbandes mit Erfolg gelenkt hat, trotz allen Wissens und Könnens in die Gefahr gerät, einseitig die Interessen dieses seines Verbandes mit denen der Gesamtheit zu identifizieren. Herrn Bueck wird es mit seinen achtzig Jahren vielleicht schwer zuzugeben, daß seine Lebensarbeit nicht den ganzen Bau, sondern nur einen Eckstein dazu — allerdings einen mächtigen — darstellt, daß er nur ein Diener jenes großen Bauherrn war, der Fortschritt heißt. Sollte es den Herren Bueck und Steinmann gelingen, den Zentralverband Deutscher Industrieller zum Anschluß an den Bund der Landwirte zu bewegen, dann würden sie auch die ganze Verantwortung für die Folgen zu tragen haben. Zunächst würde Buecks eigenes Werk in Trümmer gehen: der Zentralverband. Sodann würden Hunderttausende von Wählern, die durchaus nicht republikanisch gesinnt sind, den bürgerlichen Parteien den Rücken kehren und bei den nächsten Wahlen sozialdemokratisch wählen, und schließlich würden die vorhandenen und kommenden Angestellten-Organisationen, die heute noch durchaus nicht ganz auf dem Boden der Demokratie stehen, dem demokratischen Einfluß verfallen. Mit einem Wort: die Nation würde geteilt in eine Minderheit wirtschaftlich mächtiger Arbeitgeber im engsten und eine Mehrheit enttäuschter, unzufriedener Arbeitnehmer im weitesten Sinne. Die weiteren Folgen solcher Zuspitzung sich auszumalen, sei der Phantasie des Lesers überlassen. Diese Folgen zu vermeiden, ist seinerzeit der Hansabund gegründet worden, und da an seiner Organisation auch die Industrie lebhaft beteiligt ist, scheint es uns sicher, daß der Sieg der Bueckschen Ansichten zu einer starken Sezession aus dem Zentralverbande führen würde, der damit zu einem Häuflein politisch bedeutungsloser, wenn auch zahlungskräftiger Outsider zusammenschrumpfen müßte. Wenn Herr Steinmann-Bucher an seinen Anschauungen festhält, erscheint es somit sehr zweifelhaft, ob sein im geheimen propagierter Plan, im Zentral-

verband Deutscher Industrieller alle übrigen Verbände aufgehen zu lassen, auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg hat. Sein Häuflein würde den Bund der Landwirte, dessen politischer Stern auch im Osten der Monarchie schon zu sinken beginnt, nur vorübergehend stärken, aber gleichzeitig auch der Sozialdemokratie wirksamen Agitationsstoff für die Dauer liefern und die im Hansabunde so glücklich angebahnte Schaffung eines bürgerlichen Wirtschaftsblocks aufhalten, der der Gesamtindustrie neue, vor einem halben Menschenalter kaum geahnte Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet. Denn darüber besteht wohl kaum ein Zweifel mehr, daß der Hansabund weit über die Bedeutung einer wirtschaftlichen Organisation hinaus Träger hoher sozialer und nationaler Aufgaben ist. Wenn seine innere Organisation der Größe der Aufgabe entspricht, und dafür bieten die Namen seiner Leiter eine gewisse Sicherheit, dann darf mit aller Bestimmtheit am letzten Ende ein allgemeiner Sieg über den schlimmsten Feind der Nation, über die Sozialdemokratie, erwartet werden.

Unsere Anschauungen über die Aufgaben der Industriepolitik werden, wie wir feststellen können, erfreulicherweise in weiten Kreisen des deutschen Gewerbestandes geteilt.

Das A und O einer erfolgreichen Industriepolitik, einer Verhinderung derartiger Gesetzentwürfe, wie sie gelegentlich der letzten Reichsfinanzreform der Industrie im weitesten Sinne aufgelegt werden sollten und zum Teil aufgelegt worden sind, ist nur möglich durch eine systematische Aufklärung und durch eine entsprechende Änderung der psychologischen Grundlagen unserer Gesetzgebung. Es ist in der Tat nicht zu weit übers Ziel geschossen, wenn der Hansabund in seinen Aufrufen von einer Mißachtung der Bedeutung von Handel, Gewerbe und Industrie durch die großagrarischen Kreise spricht. Dies zu beseitigen, ist die „Forderung des Tages" und damit des Hansabundes, hierin liegt die derzeitig wichtigste Aufgabe der Industriepolitik! Wenn man aber hiernach den strategischen Feldzugsplan entwirft, so gilt es vor allem, die Parteien und ihre demagogischen, nur dem Bund der Landwirte dienenden Ausartungen teils zu modernisieren, teils zu eleminieren. Die Arbeiterschaft ist lebhaft interessiert an einer gedeihlichen Lage der Industrie im weitesten Sinne, weil sie ihr Brot und Arbeit gibt. In derselben Lage befindet sich die Beamtenschaft aller privaten und aller staatlichen Betriebe. Scheint die Sonne der Gesetzgebung und der staatlichen Förderung in gleicher Weise über der Industrie wie über der Landwirtschaft, so wird es auch tatsächlich um so leichter sein, den uferlosen Zielen der Sozialdemokratie zu begegnen, indem man schon unter dem gegenwärtigen Wirtschaftssystem die soziale und wirtschaftliche Stellung des Arbeiterstandes, entsprechend seiner Bedeutung für den Staat, heben kann, — so wird es auch ein Leichtes sein, den stärker und stärker werdenden Beamtenorganisationen die staatsgefährliche Spitze zu nehmen. A. G.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Biologie und Schule

Von H. G. Holle-Bremerhaven

Als ich vor etwa dreißig Jahren den Versuch machte, im naturgeschichtlichen Unterricht, der damals noch sogenannten „Naturbeschreibung", am Realgymnasium das mir durch eigene wissenschaftliche Untersuchungen lieb gewordene Leben der Pflanzen zur Geltung zu bringen, wurden mir von der Schulbehörde auf das Gutachten eines Schuldirektors hin, der zugleich als Botaniker einen angesehenen Namen hatte, die größten Hindernisse in den Weg gelegt. Nach diesem Gutachten gehörte nur die Morphologie und Systematik in die Schule. Das ist jetzt anders geworden und in das Gegenteil verkehrt. „Naturbeschreibung" ist in „Biologie", Lebenslehre, umgetauft, und die Schüler werden unter Vernachlässigung der Systematik zu biologischen Forschern gemacht. Denn es wird die Forderung erhoben, wie in anderen Naturwissenschaften, so auch in der Naturgeschichte die wissenschaftlichen Ergebnisse ganz und gar auf eigenen Beobachtungen und Experimenten der Schüler aufzubauen.

In merkwürdigem Gegensatz zu dieser Forderung stehen die Schulbücher, die in schönrednerischer Ausführlichkeit und zugleich mit einer Überfülle von möglichst auch farbigen Bildern das zu Erforschende darstellen und damit dem Schüler die Freude des Selbstfindens und die frische Anteilnahme am Fortgang des Unterrichts vorwegnehmen, statt mit einem knappen, nicht durch Bilder auf jeder Seite in Verwirrung gebrachten Text ihm einen zusammenhängenden, durchsichtigen Überblick über das im Unterricht Erarbeitete zu bieten. Jene Form der Schulbücher bedeutet eine Rücksichtnahme der Verfasser auf die wissenschaftliche Schwäche oder die pädagogische Bequemlichkeit vieler Lehrer und wird verstärkt durch das Bestreben der Verleger, sich gegenseitig in „Ausstattung" zu überbieten. Für Bücher zum Selbstunterricht ist diese Ausstattung gewiß unentbehrlich, bei den Schulbüchern bedeutet sie eine Begünstigung des mechanischen Einpaukens, denn das Buch lehrt und zeigt die Sache ja viel deutlicher als die „höchst überflüssige" Natur!

Die allgemeine Verbreitung solcher Schulbücher beweist aber, daß der Unterrichtsbetrieb in diesem Fache noch im Flusse ist und daß es mit der geforderten empirischen Ableitung der wissenschaftlichen Ergebnisse in der Schule

und gar auf Grund von Schülerbeobachtungen und -versuchen keine so einfache Sache ist. Die aufgestellte Forderung besagt nichts weniger, als daß die durch Jahrhunderte sich hinziehende Beobachtungs- und Denkarbeit zahlreicher Forscher in der knappen Unterrichtszeit von den einzelnen Schülern selbsttätig wieder geleistet werden soll! Das ist natürlich einfach unmöglich. Man übertrage sie nur einmal in Gedanken auf den Unterricht in der Geschichte. Die Methode der Geschichtsforschung ist ja dieselbe wie die der naturgeschichtlichen, und bei beiden handelt es sich um Erforschung des ursächlichen Zusammenhanges der Erscheinungen und des Fortganges der Entwickelung; warum also nicht auch hier fordern, daß die ganze Tätigkeit des Lehrers sich darauf zu beschränken hat, die Schüler anzuleiten, die Dokumente der Geschichte selber aufzufinden, selber zu prüfen und zu vergleichen und selber die Schlüsse daraus zu ziehen! — Ich stelle gewiß nicht in Abrede, daß bei aller grundsätzlichen Übereinstimmung der Vergleich des Naturgeschichtsunterrichts mit dem geschichtlichen nicht vollständig durchzuführen ist. Was dem Naturgeschichtlichen seine besondere Stellung anweist, ist die Tatsache der leichteren Zugänglichkeit vieler naturgeschichtlicher Einzelerkenntnisse für die unmittelbare Beobachtung. Dem naturgeschichtlichen und überhaupt dem naturwissenschaftlichen Unterricht fällt daher im Gesamtplan der Schule die Aufgabe der formalen Schulung der Beobachtungsfähigkeit zu und der Fähigkeit, von den beobachteten Tatsachen zur logischen Begriffsbildung, zur systematischen Zusammenfassung und zur Aufstellung allgemeiner Gesetze fortzuschreiten. Das sind Fähigkeiten, die in jedem künftigen Spezialfach des Schülers und in jeder praktischen Lebenslage von Nutzen sind. Aber die induktive Methode ist nur teilweise wirklich durchführbar, wenn sie nicht zu einem Gaukelspiel ausarten und den Inhalt des Faches auf ein fürs Leben unbrauchbares Mindermaß herabsetzen soll.

Als einen für die formale Schulung besonders geeigneten Zweig muß ich neben dem einführenden Unterricht in der Physik und Chemie auf biologischem Gebiete den morphologisch-systematischen bezeichnen. Während jener in die Oberstufe fällt, kann dieser auf der Unterstufe, wo der Sammeltrieb rege ist und das sachliche Interesse das spekulative noch überwiegt, zu gedachtem Zwecke wirksam ausgenutzt und zugleich durch das Hilfsmittel des Zeichnens die Beobachtung verschärft und besser als durch fertige Bilder befestigt werden. Die vorzugsweise Beschäftigung mit der Gestaltlehre und Systematik in den ersten Jahren des naturgeschichtlichen Unterrichts entspricht auch dem Entwickelungsgange der Wissenschaft und damit dem biogenetischen Grundgesetz! Dieser von den Heißspornen der Biologie verpönte Unterricht ist zugleich unentbehrlich, weil die hier gewonnene Einzelkenntnis der Naturformen und der Einblick in ihre verwandtschaftlichen Beziehungen in späteren Jahren nicht leicht nachgeholt, aber wohl ergänzt und vertieft wird. Ohne diese Einzelkenntnis aber bleibt die Entwickelungslehre später unverständlich, die doch das Endproblem aller biologischen Forschung darstellt. — Natürlich sind auch auf der Unterstufe die

Anpassungen zu berücksichtigen, soweit sie verständlich und anschaulich gemacht werden können. Sie dienen zur Würzung und Belebung des Unterrichts und bilden den Anknüpfungspunkt für die spätere eingehende Durchnahme des Lebens. Aber sie dürfen auf dieser Stufe nicht den Ausgangspunkt der Betrachtung bilden, indem die sogenannte „biologische Methode" die Ausgestaltung der Tiere und Pflanzen aus ihrer Lebensweise „ableiten" will. Diese Methode erweckt und befestigt im Geiste der unreifen Schüler die Vorstellung, daß diese Ausgestaltung das mechanische Produkt ihrer Lebensumstände sei. Daß ein im Wasser lebendes Tier auch etwas anderes werden kann als ein Seehund, daß in demselben Sumpf unter ganz gleichen Bedingungen ganz verschiedenartige Pflanzen durcheinanderwachsen, wird dabei freilich übersehen nnd damit der Boden geebnet für die kritiklose Aufnahme der Darwinschen Lehre von der Entstehung der Arten durch Überleben des Passendsten, die den Zufall als Weltschöpfer einsetzt. Es ist sogar schon die Forderung aufgestellt, im Unterricht keine Formeigentümlichkeit zu berücksichtigen, für die nicht die biologische Deutung gegeben werden kann. Das kommt direkt auf eine Irreführung der Schüler hinaus. Denn diese Forderung beruht auf der Annahme, oder die Lehrweise muß die Auffassung im Geiste der Schüler zeitigen, daß die Eigenschaften der Lebewesen, einerlei auf welchem Wege, alle durch neuerliche oder frühere Anpassung zu erklären seien. Als Arbeitshypothese für die Wissenschaft lasse ich mir diese Annahme gefallen, aber nicht als Lehre für die Jugend. Die dagegen sprechenden Tatsachen dürfen nicht absichtlich übergangen werden. Dadurch würden, wie die Erfahrung bei jedem Versuche bestätigt, die Schüler auf die nichtigsten Zweckerklärungen verfallen, denen sie bei der mangelnden Einsicht dieselbe Berechtigung zuschreiben, wie den von ihnen für ebenso willkürlich gehaltenen Zweckerklärungen des Lehrers. Sie würden dabei sogar nicht einmal so sehr unrecht haben, wo so oft die Beweise für die behaupteten Anpassungen fehlen. Z. B. vielfach bei der sogenannten Schutzfarbe. Wie will man deren Wirksamkeit etwa durch Schülerbeobachtungen oder -versuche feststellen? Und wem gegenüber soll sie als wirksam nachgewiesen werden? — In einem bekannten Lehrbuch der Zoologie kann man eine Musterkarte verschiedenfarbiger Tiere, wie Fuchs, Hase, Wolf, Dachs, herausziehen, bei denen allen die Übereinstimmung der Farbe mit der des Erdbodens hervorgehoben wird, beim Fuchs sogar ausdrücklich mit den verschiedensten Arten des Bodens! Das muß doch im Gemüt des Schülers den Eindruck der Willkür hinterlassen und den Glauben erwecken, daß er zu derselben Willkür berechtigt wäre. Das ist sicher keine „empirische Schulung"!

Aber auch auf höherer Stufe, wo die Biologie bezw. Physiologie in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken hat, kann von einem induktiven Ableiten der wissenschaftlichen Ergebnisse im Ernste nicht die Rede sein. Die Umstände, unter denen die Erscheinungen stattfinden, sind so mannigfach verschlungen, daß eine gründliche physikalisch-chemische und anatomisch-biologische Vorbildung des

Versuchsanstellers nötig ist, um überhaupt einen einigermaßen zuverlässigen Schluß aus den Versuchen zu ziehen. Warum also unnützerweise schon auf der Schule die Lehre vom Leben zu einer Laboratoriums-Wissenschaft machen! Es kann sich nur darum handeln, einfache Versuche und vor allem die Erscheinungen der heimatlichen freien Natur zu benutzen, um die vorgebrachte Lehre „plausibel" zu machen. Ob diese Versuche oder Beobachtungen vorangestellt und die theoretische Auffassung daran angeknüpft (nicht daraus „abgeleitet") wird, oder ob sie als „Bestätigung" hinterher gebracht werden, ist ziemlich gleichgültig; ein Wechsel würde sogar zur Belebung des Unterrichts beitragen. Nur kein Schema F! Ob diese Versuche weiter von den Schülern selber angestellt werden, kann für die wissenschaftliche Schulung der jungen Leute doch gewiß nicht von Belang sein, geschweige denn davon die Rede sein, diese Wissenschaft „auf Schülerübungen zu basieren", womit natürlich gegen den praktischen Nutzen solcher Übungen an sich nichts gesagt sein soll. Selbst für einfachere biologische Verhältnisse, z. B. Blütenbestäubung, halte ich Schülerbeobachtungen nicht für den geeigneten Ausgangspunkt. Allein um festzustellen, welche Kerfe die Bestäubung einer bestimmten Pflanze vermitteln, müßten anhaltende, genau registrierte Beobachtungen durch einzelne Personen vorgenommen werden. (Massenbeobachtung ist hier ausgeschlossen!) Und wie die Bestäubung erfolgt, das ist noch schwerer und oft wegen des den Vorgang verdeckenden Körpers des Insekts überhaupt nicht zu beobachten, sondern nur durch Kombination zu erschließen. Was soll man da von Schülern erwarten, wenn in einer bekannten, von der Kritik gelobten Blütenbiologie die verhältnismäßig einfache Bestäubung der rundblättrigen Glockenblume sogar bildlich so dargestellt wird, als wenn sie durch den Rücken der Hummel erfolgte!

Natürlich soll die Lehre vom Leben nicht einfach „doziert" werden, sondern sie hat an den aus dem Leben und aus dem Unterricht der unteren Klassen mitgebrachten Vorstellungskreis der Schüler anzuknüpfen und soll nach Möglichkeit durch die jeweils geeignetsten Anschauungsmittel und Versuche, sowie Beobachtungen im Freien verständlich gemacht und durch Anregung des eigenen Nachdenkens der Schüler über die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten geistig „erarbeitet", nicht aber nach einem Lese- und Bilderbuch eingepaukt werden. So kann im Unterricht dauernd der Blick auf die Zusammenhänge des Naturganzen in der besonderen Ausgestaltung der heimatlichen Gegend gerichtet bleiben und das heutzutage alles überwuchernde Spezialistentum vermieden werden.

Während in der Wissenschaft die philosophisch veranlagten Forscher sich von der Darwinschen Theorie der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl abgewendet haben, erhält sie und die mechanistische Naturauffassung überhaupt eine scheinbare Stütze durch die neuere Tierphysiologie, die immer tiefer in die Lebensvorgänge eindringt und ihre chemisch-physikalischen Grundlagen erkennen läßt. In der Einleitung zu seinen „Vorlesungen über die Dynamik der Lebens-

erscheinungen" sagt Jacques Loeb: „Wir sehen in den folgenden Vorlesungen die Lebewesen als chemische Maschinen an, welche wesentlich aus kolloïdalem Material bestehen und welche die Eigenschaft besitzen, sich automatisch zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen. Dadurch, daß die Maschinen, die unsere Technik bis jetzt hervorgebracht hat, nicht imstande sind, diese letztere Leistung auszuführen, besteht einstweilen (!) ein prinzipieller Unterschied zwischen lebenden Maschinen und den Maschinen der Technik. Es spricht aber nichts gegen die Möglichkeit, daß den technischen oder experimentellen Naturwissenschaften auch die künstliche Herstellung lebender Maschinen gelingen wird." — Da haben wir den Homunkulus! Einstweilen noch in der geistigen Retorte. Aber setzen wir den Fall, wir hätten Organismen künstlich erzeugt: da werden sie also als solche auf äußere Reize reagieren, z. B. eine positive oder negative Lichtwendigkeit zeigen; das eine oder das andere im Sinne der Nützlichkeit für ihren Fortbestand! Haben wir diese Finalität auch miterzeugt? Sie wird auch von Loeb, dessen sachlichen Ergebnissen ich meine Anerkennung keineswegs versage, nicht in Abrede gestellt, obgleich er, und sicher mit Recht, behauptet, daß die Reizbewegungen der niederen Tiere unter dem unabweisbaren Zwange einer chemischen Reaktion geschehen und daher auch (unter ganz absonderlichen Umständen!) zu zweckwidrigen Bewegungen führen können. Wenn also die Reizbewegungen, unter normalen Umständen wenigstens, eine deutliche Beziehung zu der Erhaltung des Organismus gegenüber den äußeren Kräften haben, so wirkt hier eine Kraft, ohne selber energetisch zu sein, also Arbeit zu leisten, „disponierend", das heißt ordnend und verfügend auf die energetischen Kräfte ein. Ob wir diese Kraft nun Seele oder Lebenskraft oder Finalität nennen, das tut nichts zur Sache. Kein ernster Naturforscher bezweifelt übrigens, daß auch die höheren seelischen Verrichtungen, die wir als Geist bezeichnen, mit ganz bestimmten chemischen Umsetzungen verbunden sind. Wenn wir aber die Erscheinungen des Lebens als Naturforscher unbefangen von außen betrachten, das heißt ohne den Begriff des Bewußtseins hineinzutragen, von dem uns im Grunde nur aus unserem eigenen Ich etwas bekannt ist, so finden wir als das Gemeinsame aller seelischen Tätigkeit von den Einzellern bis zum Menschen die Verfügung über die energetischen Naturkräfte zum Zweck der Erhaltung bezw. Förderung des Organismus.

Es besteht kein grundsätzlicher Unterschied, wenn etwa ein hypothetisches vorweltliches, noch flügelloses Gliedertier vorhandene Hautanhänge als Schwebflächen benutzt und zu Flügeln weiter ausbildet, oder wenn das Genie eines begabten Menschen unter Benutzung aller wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel einen Flugapparat ersinnt, erbaut und benutzt. In beiden Fällen ist das Prinzip der Finalität wirksam. Es ist nicht einmal der Unterschied vorhanden, daß in dem ersten Falle das zusammenhängende Keimplasma einer vielleicht sehr großen Generationsfolge wirksam ist, im anderen Falle das Gehirn eines einzelnen Menschen tätig wäre. Denn dies Gehirn setzt auch eine lange Ahnen-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

reihe voraus, in der es zu der Vollkommenheit gelangen konnte, die diese Erfindung ermöglichte, und eine geistige Nachwirkung der wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften zahlreicher anderer Menschen. Der Unterschied ist bloß der, daß in dem ersten Fall die Finalität die Mittel des eigenen Körpers benutzt, im anderen Falle äußere Mittel. Ob es sich schließlich um ein Gliedertier handelt, bei dem schon die Absonderung eines Nervensystems eingetreten ist, oder um ein noch niedereres, vielleicht selbst einzelliges Wesen ohne jene Sonderung, ist auch ohne Belang für die prinzipielle Unterscheidung. Denn wenn die Finalität eine Eigenschaft des nervösen Organs ist, so muß sie auch eine Eigenschaft jeder einzelnen Zelle sein, die dies Organ und den ganzen Körper hervorbringen, beziehungsweise fortpflanzen kann. Wir kommen um so sicherer zu dieser Ansicht, als auch in anderer Beziehung Vervollkommnung in einer lokalen Konzentrierung der Verrichtungen besteht, die bei niederen Formen über einen größeren Teil oder über den ganzen Organismus verteilt waren. Eine weitere Steigerung der Leistung wird, zumal beim Menschen, durch die Konzentration der Hirntätigkeit in einzelnen Individuen bedingt, wodurch erst die höchsten Kulturleistungen möglich werden. — Den Begriff der Seele an das Bewußtsein zu knüpfen und dies an das Vorhandensein eines Nervensystems, ist nicht angängig, denn noch beim Menschen findet sehr viel zentrale Nerventätigkeit statt ohne Bewußtsein. Selbst innerhalb des Menschengeschlechts gibt es Abstufungen des Bewußtseins, und den Urgrund des Handelns bilden auch bei ihm die unbewußten, allerdings immer vielseitiger kombinierten, sich gegenseitig bestimmenden, verstärkenden oder abschwächenden Triebe, denen die bewußte Überlegung nur als Hemmung übergeordnet ist.

Nun möchte es dem Leser vielleicht scheinen, als ob ich von meinem Thema der Biologie in der Schule abgekommen bin. Gehören, so fragt er, wissenschaftliche Theorien überhaupt auf die Schule? Gewiß nicht, wenn der Schule die Aufgabe zugeschrieben wird, über die wissenschaftlichen Probleme zu entscheiden. Aber das betrachte ich allerdings nicht bloß als das Recht, sondern als die Pflicht der Schule, den herangereiften Schülern zu zeigen, welche Probleme zur Lösung der Rätsel des Lebens die Wissenschaft beschäftigen. Daß ich in meinem Leitfaden der allgemeinen Biologie für die Prima des Gymnasiums die vorstehend entwickelte Theorie des Neolamarckismus, der hauptsächlich von Francé und Pauly vertreten wird, überhaupt oder nicht bloß als „Kuriosum" erwähnt habe, erscheint einem Kritiker dieses Büchleins in der „Neuen Weltanschauung", Zeitschrift des Monistenbundes, merkwürdig. Auch in der Schule ist eben die mechanistische Naturauffassung herrschend geworden. Aber ich sage, wenn der jetzt auch für die Oberklassen der höheren Schulen angestrebte und teilweise schon eingeführte biologische Unterricht überhaupt Fühlung behalten soll mit dem Gemüt der herangereiften Schüler, so darf er nicht nach dem Rezepte Mephistos verfahren:

> Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben;

Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band!

Mit der Vertiefung der Beschäftigung mit den Einzelerkenntnissen, wie sie von den Schulmännern jetzt fast überall angestrebt wird, verfällt der biologische Unterricht in den früheren, jetzt wohl meist überwundenen Fehler des Geschichtsunterrichts, indem er mehr die besonderen Bedürfnisse des Faches im Auge hat als die der Schule und der besonderen Schulgattung. Insbesondere für das Gymnasium halte ich eine Vertiefung in die allgemeinen Gesichtspunkte für nötig. Nur so fügt sich das Fach harmonisch in die Organisation des Gymnasiums ein, statt ihm wie ein fremdes Reis mit widerwilliger Duldung gegenüber den Forderungen der Neuzeit aufgepfropft zu sein. Denn was soll der angehende Jurist, Theologe, Sprach- oder Geschichtsforscher mit jenen „Teilen in der Hand" viel anfangen? Es schadet ihm gewiß nichts, sondern kann ihm nur von Nutzen sein, wenn er dabei zugleich auch in den Oberklassen weiter Auge und Hand wie seinen Verstand durch eigene Beobachtungen und Versuche schult, soweit Zeit und Neigung Gelegenheit und Anlaß dazu bieten. Wenn aber der biologische Unterricht in den Oberklassen fehlt oder nicht bis zu den allgemeinen Gesichtspunkten vordringt, suchen gerade die tüchtigen unter den Schülern, was die Schule ihnen nicht bietet, durch Privatlektüre zu gewinnen. Da ist doch gewiß einer solchen planlosen und oft in die Irre führenden Privatlektüre ein durch einen geeigneten Lehrer erteilter führender Unterricht in der allgemeinen Biologie vorzuziehen, der die Schüler erkennen läßt, daß es biologische Gesetze gibt, oder sagen wir vorläufig lieber bescheidener Gesetzmäßigkeiten, die schließlich auch im Menschenleben sich betätigen.*) Nur so hat es der Lehrer in der Hand, die beginnenden Versuche gerade der besten Schüler, sich eine eigene Weltanschauung zu bilden, mit sanftem Zügel mehr vorsichtig zurückzuhalten als in bestimmte Richtung zu leiten, aber doch vor den schlimmsten Abwegen zu bewahren. Das kann nur ein berufener Lehrer der Naturgeschichte; jedem anderen würden die Schüler passiven Widerstand entgegensetzen.

Wenn man der Weltauffassung entlassungsreifer Schüler nachgeht — nicht direkt, da würde man wenig aufrichtigen Bescheid erhalten, sondern durch Vermittelung philosophisch veranlagter und seelenkundiger junger Freunde, die schon ins Leben eingetreten sind —, so wird man erfahren, daß nur ein kleiner Teil und mehr gewohnheitsmäßig oder gefühlsmäßig an der kirchlichen Überlieferung festhält, ein nicht geringer Teil, dem nur die größte Summe des Lebensgenusses

*) Die neuerlichen Ausführungen Alb. Reibmayrs in der Politisch-Anthropologischen Revue zur Entwickelung des spartanischen Nationalcharakters und zur Entwickelungsgeschichte der Charaktere und künstlerischen Anlagen des attischen Volkes lassen erkennen, wie biologische Auffassung auf die Geschichte zu übertragen ist, die dadurch eine wesentliche Klärung erfährt. Sie zeigen ferner, daß gerade die alte Geschichte mit ihren einfacheren und übersichtlicheren Verhältnissen sich besonders für diese Betrachtung eignet und damit, daß die Beschäftigung der Schule mit dem Altertum auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkte keine überlebte Sache ist.

als Ziel vor Augen steht, Weltanschauungsfragen gegenüber dauernd gleichgültig bleibt, ein großer Teil aber einer unverdauten mechanistischen Weltanschauung huldigt. Wenn auch viele später, durch das Leben belehrt, ihre Anschauungen einer Revision unterziehen werden, so halte ich es doch für die Pflicht der Schule, sich dieses, vielleicht wertvollsten Teils der Schüler anzunehmen und sie nicht noch durch die falsche Art des Naturgeschichtsunterrichts in der Überzeugung bestärken, daß sie auf dem richtigen Wege sind.

Ich schließe mit den beherzigenswerten Worten des Oberrealschuldirektors Bode in der Versammlung preußischer Oberrealschuldirektoren zu Berlin 1909: „Daß nicht natürliche Zuchtwahl, nicht die physikalischen und chemischen Vorgänge, die zur Bildung sogenannter künstlicher Zellen führen, das Rätsel des Lebens lösen, das ist die sich immer weiter verbreitende Erkenntnis biologischer Forschung, eine Erkenntnis, die den Weg zu einem wieder erwachenden philosophischen Idealismus ebnet, in dem unsere Jugend — wie wir hoffen — heranwachsen wird."

Wirkliche Schäden in der preußischen Verwaltung

II*).

Es würde ein verdienstvolles Unternehmen sein, einmal genauer zu untersuchen, wie, begünstigt durch die geschilderten Veränderungen der Personalienverwaltung, allmählich der Geist des Stümpertums und die Günstlingswirtschaft unsre Verwaltung ergriffen haben. Man müßte allerdings in der Lage sein, tief in die Entwicklung unsrer innern Verhältnisse seit der Neueinrichtung des Staats einzudringen. Ich muß mich hier darauf beschränken, noch einmal kurz zu zeigen, in welchen Formen jene beiden Gebrechen im Lauf der Jahrzehnte äußerlich hervorgetreten sind.

Ein Ausdruck des Stümpertums ist es vor allem, daß man Laien oder Männer, die überhaupt nicht aus der Bureaukratie hervorgegangen oder für eine Stelle im Staatsdienst berufsmäßig vorgebildet waren, und anderseits Juristen, denen jedenfalls die besondre Verwaltungsausbildung fehlte, bis in unsre Zeit hinein in großer Zahl in die Verwaltung übernahm. Laien befanden sich von jeher zahlreich in den Landratsämtern, da man auch nach der Wiederherstellung des Staats fortfuhr, diese Ämter in großem Umfang, im Osten der Monarchie fast ausnahmslos, mit Rittergutsbesitzern zu besetzen, die nur in den seltensten Fällen

*) Vgl. Heft 45.

geschulte Beamte waren. Äußerlich erhielt man damit nur eine Einrichtung des alten Staats aufrecht, die sich dort im allgemeinen bewährt hatte. Aber eben nur äußerlich. Schon im alten Staat hatten schließlich einzelne leitende Männer erkannt, daß solche Laien in den Landratsämtern auf die Dauer nicht genügten, und Vorkehrungen getroffen, sie möglichst durch geschulte Beamte zu ersetzen. Um so mehr hätte man im neuen Staat diesem Vorgang folgen müssen, da die Zuständigkeit der Landräte auf Kosten der Steuerräte, die verschwanden, räumlich und sachlich bedeutend erweitert wurde und nunmehr unbedingt eine gründliche Sachkenntnis forderte. Dies geschah jedoch nicht, man erleichterte vielmehr umgekehrt den Laien den Eintritt in die Landratsämter noch. Auch die spätere, noch gewaltigere Veränderung der Verhältnisse im Lande gab nicht den Anstoß, Laien von dem immer wichtiger werdenden Amt auszuschließen, man übertrug sogar die altpreußischen Bestimmungen, die die Besetzung der Landratsämter mit Laien ermöglichten, auf die neu erworbenen Provinzen.

Bei der fortgesetzten Übernahme der Juristen in die Verwaltung knüpfte man ebenfalls nur rein äußerlich an den alten Staat an. Zunächst war jetzt die Zahl der Verwaltungsjuristen viel größer als früher; außerdem standen ihnen jetzt alle Verwaltungsstellen offen. Es wurde dies dadurch ermöglicht, daß es lange Jahrzehnte in der Verwaltung keine Stellen gab, die den eigentlichen Verwaltungsbeamten vorbehalten waren. So konnte man auch 1868 ohne weiteres durch einen einfachen Ministerialerlaß die Verwaltungslaufbahn schließen und länger als zehn Jahre die Verwaltungsbeamten aus den Juristen ergänzen. Es waren zunächst politische, nicht verwaltungstechnische Bedenken und Erwägungen, die schließlich dazu führten, daß durch ein Gesetz von 1879, an dessen Stelle jetzt ein Gesetz von 1906 getreten ist, wieder eine besondre Ausbildung vorgeschrieben wurde, die die Voraussetzung für die Besetzung bestimmter Verwaltungsstellen bildet. Aber die einzelnen Bestimmungen sind so zweckwidrig, daß auch jetzt noch den Juristen sämtliche Verwaltungsstellen zugänglich sind.

Einen weitren Fortschritt des Stümpertums in der preußischen Verwaltung bedeutet die bedenkliche Verschlechterung der Vor- und Ausbildung der eigentlichen Verwaltungsbeamten, die neben der eben geschilderten Entwicklung einher ging. Die ersten Vorschriften über dies Gebiet aus der Stein-Hardenbergischen Zeit schlossen sich noch an die entsprechenden Bestimmungen des alten Staats an, indem sie neben einer auf dem Papier sogar bessern theoretischen Ausbildung praktische Kenntnisse von der Landwirtschaft oder einem andern Hauptgewerbe verlangten. Aber diese Bestimmung schlief bald ein. Anderseits wurde die theoretische Vor- und Ausbildung immer oberflächlicher. Mitte der vierziger Jahre wurde sie neu geordnet. Man beging dabei jedoch den Fehler, daß man die wissenschaftliche Ausbildung mit dem übrigens einseitig auf die Regierung beschränkten praktische Vorbereitungsdienst verband, also in die ungeeignetste Zeit verlegte und die Schlußprüfung mehr auf allgemeine Bildung, als auf die für die Verwaltungslaufbahn nötigen Fachkenntnisse richtete. Die beiden bereits genannten

Gesetze von 1879 und 1906 leiden gleichmäßig an dem Mangel, daß sie den zukünftigen Verwaltungsbeamten keinen ausreichenden Einblick in das praktische Leben sichern. Das jüngere Gesetz hat zwar die Beschäftigung der Referendare beim Landrat von sechs Monaten auf ein Jahr verlängert, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich im praktischen Leben umzutun. Ich habe schon in meinen frühren Artikeln die Vermutung ausgesprochen, daß diese Maßnahme keinen rechten Erfolg haben werde, wobei ich mich in guter Gesellschaft befand. Meine bisherigen Beobachtungen haben mich in diesem Zweifel nur bestärkt. Ein zweiter Mangel jener Gesetze ist, daß sie die Vor- und Ausbildung der Verwaltungsbeamten zu sehr mit der juristischen verquicken, indem sie auch von jenen die erste Staatsprüfung der Juristen verlangen, die selbstverständlich auf das Bedürfnis der Justizverwaltung zugeschnitten ist und für die Verwaltung unentbehrliche Gebiete nicht berücksichtigt. Infolgedessen ist die wissenschaftliche Vorbildung der Verwaltungsbeamten ungenügend. Als Ersatz hat man jetzt an den Regierungen wissenschaftliche Kurse für die Referendare eingerichtet. Ich halte dies auch jetzt noch für einen Versuch mit untauglichen Mitteln. Wissenschaftliche Kenntnisse, die für einen Verwaltungsbeamten allerdings bitter nötig sind, können nur auf der Universität erworben werden und nicht in der Zeit der praktischen Ausbildung, für die sie die unentbehrliche Grundlage bilden. Ein dritter, nach meiner Auffassung recht bedauerlicher Mangel der jetzigen Verwaltungsausbildung ist, daß der Verwaltungsnachwuchs aus seiner praktischen Tätigkeit bei der Justiz keinen rechten Nutzen ziehen kann — jetzt vor allem, weil sie zu kurz ist.

Bezeichnend für die gegenwärtige Lage scheint mir zu sein, daß man sich der Mängel der jetzt geltenden Bestimmungen über den höhren Verwaltungsdienst überall wohlbewußt war. Bei den parlamentarischen Verhandlungen über die Vorlagen, die schließlich zu dem Gesetz von 1906 geführt haben, waren nicht nur die Redner aller Fraktionen des Abgeordnetenhauses und manche Redner des Herrenhauses übereinstimmend der Ansicht, daß die Vorlage „Stückwerk", höchst dürftigen „Notbehelf", „Viertelarbeit" darstelle, auch Vertreter der Staatsregierung mußten anerkennen, daß die Regierungsvorschläge unzureichend seien. Man tröstete sich damit, daß man später ganze Arbeit machen könne. Es ist dringend zu wünschen, daß diese Absicht bald erfüllt wird, damit die Verwaltung bald Beamte bekommt, die wirklich allseitig gebildete und geschulte Fachleute sind.

Endlich bedeutet es Stümpertum, daß man oft bei der Besetzung höherer Behörden oder Stellen auf die aus persönlicher Anschauung gewonnenen praktischen Erfahrungen verzichtet, ohne die grade dort eine ersprießliche Tätigkeit undenkbar ist. Ich erinnere nur an die zahllosen, gewiß nach Hunderten zählenden Assessoren, die im Laufe der langen Jahrzehnte seit der Stein-Hardenbergischen Zeit bis in unsere Tage hinein in den Zentralbehörden und Oberpräsidien tätig waren. Wie viele praktischen Erfahrungen und eignen

Anschauungen von den Verhältnissen unten im Lande, die sie nun vom hohen Pferd herab zu regeln hatten, mögen sie mitgebracht haben, selbst wenn sie Verwaltungsbeamte waren? Und nun gar erst die vielen Gerichtsassessoren oder älteren Juristen, die vom grünen Tisch der Justiz in Ministerien berufen und dort Aufgaben gegenübergestellt wurden, zu deren Lösung selbst der scharfsinnigste juristische Kopf ohne ein ausreichendes Maß praktischer Erfahrungen unfähig ist. Nichtsdestoweniger ist so mancher dieser Herren bis zum Unterstaatssekretär und noch höher emporgestiegen oder, namentlich früher, als Regierungspräsident oder Oberpräsident in leitende Stellungen der Provinzialverwaltung gekommen. Soweit ich sehen kann, ist auch dies erst eine Errungenschaft der Zeit seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Im alten Staat wurden Beamte erst in die Zentralbehörden genommen, nachdem sie sich durch eine ausreichende Tätigkeit in der Provinz genügende praktische Erfahrungen erworben hatten. Bereits sehr im Schwange war die Assessoren- und Juristenwirtschaft in den Ministerien nach den Mitteilungen des Ministers von Delbrück in seinen Lebenserinnerungen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Man hat aus seinen anschaulichen Schilderungen den Eindruck, daß damals die Arbeit in diesen Behörden eigentlich nur von jungen Assessoren oder Juristen geleistet wurde.*) Seitdem hat sich manches gebessert, aber so, wie es sein müßte, ist es noch lange nicht. —

Verschärft wird die Einwirkung dieser Verhältnisse auf die Verwaltung dadurch, daß schon seit geraumer Zeit bei der Auswahl der Anwärter für die Verwaltung oder die wichtigern Stellen darin die Grundsätze nicht mehr maßgebend sind, die im alten Staat unverbrüchlich festgehalten wurden. Man „macht" jetzt nicht mehr auf besonders tüchtige Leute „Reflexion", sondern überläßt es dem Zufall, ob sich solche finden. Der Zufall beherrscht überhaupt die Personalienverwaltung: der Zufall der Geburt, des Namens, der Konfession, der Landsmannschaft, der Schul- oder Universitätsfreundschaft, des Vermögens, der Zufall dienstlicher oder andrer persönlicher Beziehungen oder schließlich der Zufall schlechthin. Wer es nicht selbst erfahren hat, glaubt nicht, wie lächerlich dieser entscheidende Zufall manchmal ist. Solche

*) Eine niedliche Geschichte von Delbrück selbst muß ich doch wiedergeben. D. wurde Ende Juli 1842, einen Monat nach bestandener Assessorprüfung, Hilfsarbeiter in der Gewerbe- und Handelsabteilung des Finanzministeriums. Am 1. März 1844, also nach noch nicht zweijähriger Tätigkeit in dieser Stellung, wurde er plötzlich beauftragt, eine Denkschrift über die Frage auszuarbeiten, welche Forderungen bei einer bevorstehenden handelspolitischen Verhandlung mit den Vereinigten Staaten zu stellen seien. Ihm schwindelte der Kopf, denn von den amerikanischen Verhältnissen wußte er nichts und von den Verhältnissen unserer Ausfuhr nicht viel. Er fand dann Hilfe bei Ausschnitten aus der „Allgemeinen Zeitung", die er sich nach und nach gemacht hatte. Am Morgen des 3. März war die Denkschrift fertig. Am 6. März fand eine Besprechung im Ministerium des Auswärtigen statt, in der nach den Anträgen des jungen Assessors beschlossen wurde. Ungefähr zurselben Zeit wurde rheinischen Fabrikanten, die gewagt hatten, dem Ministerium Wünsche für die Regelung irgendwelcher handelspolitischen Verhältnisse vorzutragen, geantwortet, sie sollten sich nicht in Dinge mischen, von denen sie nichts verstünden, sondern sich um ihre Geschäfte kümmern.

Zufälligkeiten bestimmen jetzt die ganze Laufbahn eines Verwaltungsbeamten: die Aufnahme in den Verwaltungsdienst, die Zuweisung an die einzelnen Behörden, das Dezernat, vor allem natürlich das Aufsteigen, sei es in der sogenannten Ochsentour, sei es in bevorzugte Stellungen, namentlich in Landratsämter. Freiherr von Zedlitz behauptet freilich, daß heutzutage die Landratsämter regelmäßig mit den befähigteren der Assessoren besetzt würden. Das ist aber, um mit Herrn Lotz zu reden, eine Ideologie; Landräte werden die Assessoren, die die besten Beziehungen haben. Kurz, die Sachlage ist bei uns jetzt so, daß die glänzendste persönliche Befähigung, das größte Wissen, die tüchtigsten Leistungen allein nichts helfen. Es muß noch ein Zufall, etwa irgend eine glückliche persönliche Beziehung hinzukommen, damit einer in der Verwaltung etwas erreicht. Nicht selten genügt sie allein. Man glaubt nicht, was gelegentlich ein kurzes Briefchen eines Schwiegervaters oder einer Schwiegermutter zuwege bringen kann.

Der verstorbene Staatsminister von Hammerstein hat einmal im Abgeordnetenhaus auf ähnliche Klagen geantwortet, daß er keinen Beamten befördert habe, von dessen Tüchtigkeit er nicht überzeugt gewesen sei. Dasselbe werden alle die höhern Beamten für sich in Anspruch nehmen, die einmal einem Untergebenen weitergeholfen haben. Aber jene Antwort traf überhaupt nicht den Kern der Frage. Nicht gegen Personen richtet sich der Vorwurf, sondern gegen ein falsches System. Ein Oberpräsident, der, nachdem er Minister geworden ist, einen Landrat oder einen andern Beamten aus seinem bisherigen Wirkungskreis in sein Ministerium nimmt, oder ein Oberpräsident, der sich aus den vielen Hunderten Assessoren, die wir haben, für seine Behörde einen auswählt, mit dem er durch irgend einen Zufall einmal bekannt geworden ist, hat bei den heutigen Einrichtungen gar keinen Grund, sich zu fragen, ob nicht ein viel tüchtigerer, brauchbarerer Anwärter für die freie Stelle in der Person irgendeines andern Beamten vorhanden sei. Für ihn genügt es, daß der Ausgewählte nach seiner pflichtmäßigen Überzeugung geeignet ist. Dadurch wird aber die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß so die vom Standpunkt des Staatswohls dringend zu fordernde freie Auslese der Tüchtigsten vereitelt wird.

Seit wann diese Günstlingswirtschaft, wie ich nach dem Grundsatz denominatio fit a potiori diese Zustände zusammenfassend bezeichne, besteht, habe ich nicht genau ermitteln können. Die ersten Spuren finden sich schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts, und nach einer Bemerkung des Regierungspräsidenten von Diest in seinen Erinnerungen muß diese Wirtschaft in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre schon althergebracht gewesen sein. —

Welche Folgen diese Mißstände im einzelnen für die Verwaltung haben, werde ich im zweitnächsten Artikel darzulegen versuchen. Hier nur die allgemeine Bemerkung, daß die Verwaltung infolge dieser Entwicklung hinter fast allen andern abgeschlossenen Berufen zurückgeblieben ist. Überall sonst sorgt man

unausgesetzt mit wachsendem Eifer und Erfolg dafür, den Nachwuchs zu theoretisch und praktisch allseitig ausgebildeten Fachmännern zu machen und durch möglichst gute Einrichtungen die natürliche Auslese der Besten und Tüchtigsten zu sichern. Ich erinnere nur an die uns am nächsten liegenden Bestrebungen, den Richterstand zu heben; einen der eifrigsten Vorkämpfer, Oberbürgermeister Adickes, habe ich früher genannt. Alles das geht auf allseitige Hebung der Persönlichkeit des einzelnen, nicht auf „Stückwerksreform" aus. Wenn diese Bemühungen nur einigermaßen Erfolg haben, dann werden wir in der Verwaltung bedenklich ins Hintertreffen geraten. Ebenso arbeitet die Armee immerfort an ihrer Vervollkommnung. Aber auch die freien Berufe sind nicht zurückgeblieben. Was geschieht nicht alles, um den Handwerksmeister wieder zum geschulten Fachmann zu machen? oder um unsern Landwirten, Technikern, Kaufleuten eine allseitige Fachbildung zu erschließen? Überall entstehen höhere und niedere Fachschulen und schon treten die Technischen Hochschulen und neuerdings die Handelshochschulen neben die altehrwürdigen Universitäten und verlangen gleiche Geltung mit diesen. Und, um ein ganz andres Gebiet zu nennen, was scheint mehr lediglich ein einfaches natürliches Empfinden und gesunden praktischen Menschenverstand zu fordern, als die Fürsorge für Unmündige und Arme? Und dennoch sind die Sachverständigen auf diesen Gebieten schon längst davon überzeugt, daß auch hier nur der geschulte Fachmann wirklich Gedeihliches leisten kann, und demgemäß geht eine Stadtgemeinde nach der andern dazu über, Berufsvormundschaft und Berufsarmenpflege einzurichten. Ähnliches gilt von der Auslese der Tüchtigsten. Die Justizverwaltung begeht zwar den großen Fehler, von ihrem Recht, bei der Annahme der Anwärter zu sichten, keinen Gebrauch zu machen, womit sie sich eine schwere und auf die Dauer unerträgliche Last aufladet, später trifft sie aber eine sorgfältige Auswahl. Wer in der Armee für eine höhere Stelle nicht geeignet ist, wird nicht nur übergangen, sondern muß ganz ausscheiden. Einem Bankbeamten, der nicht genügt, droht sofortige Entlassung. Und alle außer den Betroffenen halten dies für natürlich und gerechtfertigt.

Nur die Verwaltung soll es nicht so gut haben. Dabei stellt kein Beruf an seine Angehörigen so hohe Anforderungen wie sie, namentlich heutzutage, wo sich infolge der früher geschilderten gewaltigen Umwälzung in allen Verhältnissen des Landes und der bessern Erkenntnis des Kultur- und Wohlfahrtszwecks des Staats die Tätigkeit der Staatsverwaltung, ähnlich dem alten Staat, auf immer weitere Gebiete erstreckt, so daß jetzt eigentlich alles, was auf, über und unter der Erde ist, Gegenstand der Staatsfürsorge sein kann. Dabei haben wir aber nicht mehr den alten Polizeistaat mit seinen scharfen Machtmitteln, sondern einen Rechtsstaat, der nur noch in geringem Maß Zwang zur Verfügung hat, so daß es jetzt sehr viel mehr auf Überreden als auf Befehlen ankommt.

Man mache sich nur einmal klar, was unter diesen Umständen ein Verwaltungsbeamter mitbringen muß, wenn er wirklich seine Stelle ausfüllen will.

Ich nenne aufs Geratewohl: scharfen Verstand, der ebenso leicht und sicher rein begriffliche Denkarbeit leistet, wie die Erscheinungen des praktischen Lebens zergliedert und begreift; lebhafte Phantasie, die ihn befähigt, eine reiche allgemeine Bildung und ein gewaltiges Fachwissen zu beherrschen oder bei der Betrachtung der Dinge um sich herum durch Zusammenfassung des Einzelnen das Ganze zu verstehn oder die seiner harrenden Aufgaben und die Ziele seiner Wirksamkeit zu erkennen; hohes Selbstbewußtsein und eine Bescheidenheit, die immer bereit ist, von jedermann zu lernen, selbst vom Geringsten; herzliches Mitgefühl mit allem Menschenschicksal, das ihm entgegentritt, und die Fähigkeit, rücksichtslos durchzugreifen, wenn es das Wohl der Allgemeinheit verlangt; dazu das, was Treitschke vom Staatsmann fordert: Kraft des Willens, massiven Ehrgeiz, leidenschaftliche Freude an unausgesetzter Tätigkeit und am Erfolg, aber alles das gezügelt durch unbestechliche Uneigennützigkeit und einen sichern Blick für das Notwendige und das Erreichbare; endlich die Gabe, mit dem Höchsten wie mit dem Niedrigsten gleich sicher zu verkehren, bezaubernd liebenswürdig und, wenn es not tut, unwiderstehlich grob zu sein — kurz, auch in dieser nicht erschöpfenden Aufzählung eine Fülle der seltensten und namentlich widerspruchvollsten Gaben und Eigenschaften, die das Schicksal nur selten einem Sterblichen verleiht. Um so wichtiger ist daher grade in der Verwaltung eine fortgesetzte sorgfältige Auswahl und Auslese. —

Über die Zustände im preußischen Verwaltungsdienst hat man unendlich viel hin und her geredet und geschrieben, besonders im Zusammenhang mit den vielfachen Verhandlungen über die gesetzliche Neuregelung der Befähigung für diesen Zweig des Staatsdiensts. Genützt hat das nicht, weil man den Kern der Frage nicht traf. So hat man sich des längern und breitern darüber unterhalten, daß ein Verwaltungsbeamter Takt und Kinderstube haben müsse, aber niemand hat erwähnt, daß ein voll gerütteltes Maß von Verstand und Mutterwitz für ihn unentbehrlich ist, obwohl dies nicht selbstverständlicher ist als jenes. Auch hat niemand darauf hingewiesen, daß die Verwaltungslaufbahn einen ganz bestimmten abgeschlossenen Beruf darstelle und daß damit ohne weiteres alles gegeben sei, was von der theoretischen und praktischen Vor- und Ausbildung der Verwaltungsbeamten verlangt werden müsse, damit diese Fachmänner würden. Hierher gehören auch das unglaublich törichte Gerede von der Notwendigkeit, die Verwaltungsbeamten mit kaufmännischem Geist zu erfüllen und die Vorschläge, die Reichs- und Staatsbehörden mit Männern aus dem praktischen Leben, dem Handel, der Industrie, der Schiffahrt oder mit „Verwaltungsingenieuren" zu besetzen. Ich werde später hierauf zurückzukommen haben und kann mich daher hier auf die Bemerkung beschränken, daß die Urheber dieser Vorschläge weder vom kaufmännischen Geist noch von der Verwaltung eine Ahnung haben.

Ebensowenig haben Erörterungen, die das andre Gebrechen unsrer Verwaltung, die Günstlingswirtschaft, berührten, zur Aufklärung der öffentlichen

Meinung beitragen können. Ich meine die leidenschaftlichen, ja erbitterten Anklagen gegen das angebliche Junkerregiment in unserm Staat und namentlich in der Verwaltung, die von jeher in weiten Kreisen unsres Volks, von der Sozialdemokratie bis in den rechten Flügel der Nationalliberalen hinein, immer wieder erhoben werden und das meiste zur Verschärfung und Vertiefung der Parteigegensätze bei uns beitragen. Neuerdings hat bekanntlich die preußische Wahlreform vielen den nur zu sehr willkommenen Anlaß gegeben, wieder einmal in die Welt hinaus zu rufen, daß es darauf ankomme, Preußen und Deutschland von der Herrschaft der ostelbischen Junker zu befreien. Zur Erhärtung solcher Behauptungen pflegt man sich auf die Bevorzugung der Angehörigen des ostelbischen konservativen Adels bei der Besetzung der Landratsämter und der höhern leitenden Stellungen in der Verwaltung zu berufen. Früher sprach man in diesem Zusammenhang geschmackvoll von „Puttkamerei", weil man den verstorbenen Minister von Puttkamer für diese Zustände hauptsächlich verantwortlich machte.

Die Königliche Staatsregierung hat sich bei jeder Gelegenheit mit Recht auf das lebhafteste gegen den Vorwurf verwahrt, ein solches Junkerregiment eingeführt oder auch nur gefördert zu haben. Ich wiederhole: mit Recht. Es wird bei uns im Verwaltungsdienst in der Tat niemand besser behandelt, weil er dem ostelbischen Adel oder der konservativen Partei angehört. Wir haben in der Verwaltung kein von oben her durch entsprechende Zusammensetzung der Beamtenschaft geschaffenes konservatives Parteiregiment. Aber dennoch haben auch die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht recht. Es besteht die behauptete Bevorzugung des ostelbischen Adels und ebenso ist es richtig, daß dadurch der Verwaltung ein ganz bestimmtes parteipolitisches Gepräge aufgedrückt wird. Dieser Wiederspruch löst sich ohne weiteres durch das, was ich früher über die Macht der zufälligen Beziehungen bemerkt habe. Der Adliche, namentlich der ostelbische, wird nicht leichter und häufiger in die Verwaltung aufgenommen oder beim Aufsteigen darin bevorzugt, als der Bürgerliche, weil er adlich ist oder Kreisen entstammt, die seit jeher die Träger gewisser politischer Anschauungen waren, sondern weil er nützliche Beziehungen hat. Und da der ostelbische Adel, wie sich die Verhältnisse bei uns nun einmal seit Jahrhunderten entwickelt haben, viele und besonders wirksame Beziehungen solcher Art erworben und mit der ihm eignen gesunden Selbstsucht weiter gepflegt hat, so ist es nur natürlich, daß seine Angehörigen auch besonders zahlreich in den besten und gesuchtesten Stellen der Verwaltung vertreten sind. Auch die Puttkamerei war nichts andres.*)

Für die Richtigkeit meiner Behauptung zeugen die zahlreichen Fälle, wo auch Angehörige ganz andrer Kreise, als des ostelbischen Junkertums, oft sehr auffallend in der Verwaltung bevorzugt worden sind. Ich erinnere

*) Auf derselben Grundlage ist auch die gar nicht zu leugnende Bevorzugung des Adels in der Armee entstanden.

nur daran, daß nach Mitteilungen des Ministers von Hammerstein im Abgeordnetenhause im Februar 1905 14,14 v. H. der Landratsämter mit Katholiken besetzt waren, während nur 7,4 v. H. Regierungsassessoren und 10,7 v. H. der sämtlichen höhern Verwaltungsbeamten der katholischen Konfession angehörten. Auch Freiherr von Zedlitz wird nicht behaupten wollen, daß diese unverhältnismäßig große Zahl katholischer Landräte durch die entsprechend größere persönliche Befähigung der Katholiken genügend erklärt werde. Die Kölnische Volkszeitung hat denn auch in ihrem Ärger über die starke Beteiligung katholischer Beamten an der deutschen Vereinigung im Winter 1906/07 einmal bemerkt, daß nicht wenige dieser Beamten ohne das Zentrum für die hohen Staatsämter, die sie inne hätten, wohl nicht entdeckt worden wären.

Aber auch manche liberale Politiker haben die Wirksamkeit solcher Beziehungen erfahren. So wurde in den achtziger Jahren das Landratsamt eines Kreises, worin ein liberaler Führer angesessen war, längere Zeit, wenn ich nicht irre, fünfviertel Jahre, für einen seiner Söhne frei gehalten, damit dieser inzwischen das Gerichtsassessorenexamen machen und damit die Befähigung für die Bekleidung eines Landratsamts erwerben könne. Auf diese Weise erhielt dieser Herr im Alter von sechsundzwanzig Jahren und unmittelbar aus dem Examen heraus, also, obwohl er vorher niemals selbständig gearbeitet hatte und obwohl er ferner als Jurist von der Verwaltung nicht das geringste verstand, ein viel umworbenes Amt, für das ein geschulter Verwaltungsbeamter ohne Vorspann wahrscheinlich erst nach einer Assessorendienstzeit von fünf oder sechs Jahren in Frage gekommen wäre. Und dabei handelte es sich um eine schwierige Übergangszeit, die die schleunige endgültige Besetzung des Landratsamts dringend geboten hätte. Einer ähnlichen Bevorzugung hatte sich übrigens auch ein Bruder des eben genannten Herrn zu erfreuen. Alles das geschah unter dem Minister von Puttkamer, dem angeblichen einseitigen Förderer der Herrschaft des ostelbischen Junkertums.

Also es bleibt dabei: nicht die Zugehörigkeit zum ostelbischen Adel oder eine bestimmte parteipolitische Anschauung, sondern die persönlichen Beziehungen sind heutzutage bei uns in der Verwaltung Trumpf. Ob diese Erkenntnis freilich geeignet sei, die unerfreulichen politischen Wirkungen zu beseitigen, die die überwiegende Zusammensetzung unsrer Verwaltungsbeamtenschaft aus Angehörigen eines Kreises, der nun einmal der Träger bestimmter scharf ausgeprägter parteipolitischer Ansichten und wirtschaftlicher Bestrebungen ist, notwendig mit sich bringt, ist eine andre Frage.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Fünftes Kapitel: Die Heiratskandidaten.

Als Wolski von der Ankunft der beiden Töchter Marja und Olga aus den Häusern Botscharow und Schejin hörte, stand es sogleich bei ihm fest, eine von ihnen zu wählen und zur Frau Wolski zu machen. Die Sache betrachtete er als so entschieden, daß er einen ganzen Tag darüber grübelte, welcher von beiden er den Vorzug geben solle. Geld hatten nach der allgemeinen Ansicht der Fleckenbewohner die Väter beider zur Genüge, wenn Botscharow auch als sehr viel reicher galt, und beide Mädchen waren die einzigen Erben des ganzen väterlichen Vermögens. Unwillkürlich zog es ihn mehr zu Olga, die adlich war wie er selbst. Die reiche und gebildete Kaufmannstochter war jedoch auch nicht zu verachten. — Er kam endlich zu dem Schlusse, er wolle seinem Geschmack ein Zugeständnis machen und die nehmen, die ihm besser behagen würde.

Nachdem er das mit sich ausgemacht hatte, besorgte er sich die zur eigenen äußeren Eleganz nötigen neuen Stücke, und zwar gegen bare Zahlung. Geld dazu besaß er im Augenblick nicht, aber er verwandte darauf die Summe, die er seinem Speisewirt Tschernow und seiner Stubenwirtin hatte einzahlen wollen. Tschernow und die Stubenwirtin mochten warten, denn ob er denen schuldete oder nicht, das erfuhr nicht so leicht jemand. Tschernow war jedenfalls in diesem Stücke verschwiegen wie das Grab. Die Sachen zur Verschönerung seines Ich mußte er bei Utjanow kaufen, und dort hielt er es unter den gegebenen Umständen für nötig, nicht schuldig zu bleiben, denn Utjanow konnte im Gespräch mit Botscharow aus Gedankenlosigkeit oder Bosheit der Sache Erwähnung tun. Es konnte sich zum Beispiel treffen, daß Utjanow mit Botscharow auf der Straße zusammenstand und er selbst gerade vorüberging. Wie leicht konnte Utjanow sagen: „Sieh doch, wie er sich in meinen Federn brüstet, denn was er auf dem Leibe hat, ist er mir schuldig!“ Das wäre eine gar schlechte Empfehlung. O, er war vor- und weitsichtig, der Aufseher Wladimir Iwanowitsch Wolski, und wußte genau, wessen dergleichen Leute fähig sind.

Zuerst gelang es ihm, Olga zu Gesicht zu bekommen, als sie mit einem Buche in der Hand auf die Chaussee trat und in den Flecken — zu Marja — ging. Er streifte sie mit einem prüfenden Blick von oben bis unten, wie ein

aufmerksamer Polizeibeamter es tun muß, wenn er in seinem Bezirk einen Fremden bemerkt.

„Ah," sprach er bei sich, als sie vorbei war, „eine hübsche Erscheinung, sehr ansprechend. Hm, es kommt mir vor, daß ich mich für diese werde entscheiden müssen."

Dabei wandte er sich, um ihr nachzusehen, und sie — hatte sich bereits gewandt, stand und sah ihm nach. Es war ihr nicht sehr übelzunehmen, denn sie hatte natürlich gleich begriffen, daß der Begegnende kein anderer sein konnte als der neue Aufseher, von dem der Vater geschrieben und über den sie das Gespräch mit Marja gehabt hatte, und sie machte unwillkürlich Halt, weil er viel vorteilhafter und eleganter aussah, als sie es sich vorgestellt hatte. Sie kehrte sich blitzschnell wieder ab, als ihre Augen sich trafen, und verfolgte eilig ihren Weg, indem sie sich mit Überzeugung eine dumme Gans schalt. Er hob den Kopf und machte langsam eine halbe Wendung, als ob er sich gar nicht nach ihr umgeschaut hätte, sondern von Amtes wegen Rundschau hielte. Aber er frohlockte innerlich. Er war ihr also aufgefallen und — nun, vom Auffallen ist es nicht weit zum Gefallen.

Am folgenden Tage begegnete er ihr wieder, tat anfangs, als ob er sie gar nicht sähe und vertieft in das pflichtgemäße Betrachten der Umgebung wäre. Nur einen ganz kurzen Blick schenkte er ihr, wie der Polizeibeamte ihn jedem zuteil werden lassen muß, an dem er vorübergeht. Es lag keine Spur von Erkennen in dem Blick. Sie sah gerade vor sich nieder, und es war fraglich, ob sie seine Person bemerkt hatte. Der Blick war ihr ohne Zweifel entgangen.

„Hm," dachte Wolski, „ich hätte sie bei diesem zweiten Zusammentreffen eigentlich wohl schon grüßen dürfen."

Als er sie am dritten Tage kommen sah, strich er den Handschuh strammer und schaute schon auf zehn Schritte Entfernung gerade auf sie wie jemand, der nicht ganz im reinen damit ist, ob er den Begegnenden kennt oder nicht. Auf fünf Schritte ließ er es wie plötzliche Erinnerung über sein Gesicht ziehen und er wollte eben die Hand heben — da beugte sie den Kopf zu der von ihm abgewandten Seite nieder und nestelte unter der Mantille an ihrem Gürtel, wo etwas in Unordnung geraten sein mußte. Aus dem Gruße wurde wieder nichts.

„Was war das?" fragte sich Wolski. „Stolz oder Verlegenheit?"

An demselben Tage sah er zum erstenmal Marja Botscharow, aber wo blieb er bei der mit seinem prüfenden Polizeiblick, den er ihr zugedacht hatte! Noch ehe er den Blick begann, verschlang sie ihn bereits mit den weit offenen Augen unter den emporgezogenen Brauen. Ihm wurde fast unheimlich bei diesem Anstarren, so daß es ihm nicht gelang, ihre ganze Person zu mustern und er sich nur ihr Gesicht unwillkürlich einprägte.

Er ging gewissermaßen fassungslos weiter. Es war ihm, als ob jemand ihn geschlagen hätte. Erst nach einer geraumen Weile kam er zur Besinnung und zu klaren Gedanken.

Die Frechheit! Das war ein gebildetes, wohlerzogenes Mädchen!

Er beschloß sich um Marja nicht mehr zu kümmern, dafür aber sobald wie möglich bei Olga seinen Gruß anzubringen und die Gelegenheit herbeizuführen, mit ihr Bekanntschaft zu machen. Das Schicksal wollte jedoch, daß er zwei Tage

vergeblich auf den Beinen war und Olga nicht zu Gesicht bekam. Als er endlich am dritten Tage sich dem Hause Schejins näherte, ging die Tür auf, Olga trat heraus und kam ihm mit raschen Schritten entgegen. Sie trug den Schirm vorgeneigt, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Der Schirm sollte ihn jedoch nicht hindern. Ob sie den Schirm hob oder nicht, einerlei, er beabsichtigte laut zu grüßen und sie dadurch zu zwingen, von ihm Notiz zu nehmen. Sie ließ es darauf nicht ankommen. Sie beseitigte selbst den Schirm und sah ihn voll und freundlich an. Da sollte doch das Donnerwetter dreinschlagen! Es war nicht Olga Schejin, sondern Marja Botscharow.

Sein halbgehobener Arm sank wieder. Sein verbindliches Gesicht verfinsterte sich. Die Enttäuschung war so groß, daß er in seinem Mißmut mit hastigen Schritten geradeaus eilte und nicht eher anhielt, als bis er die Häuser des Vorfleckens erreichte, wo er gar nichts zu suchen hatte. Wenn doch die freche Kaufmannstochter der Teufel geholt hätte!

Hm, eigentlich, wenn er sich ihr Gesicht so recht vergegenwärtigte — frech hatte sie nicht ausgesehen, wenigstens diesmal nicht. Offen hatte sie ihn angeblickt und freundlich, sehr freundlich, aber frech — nein, ganz gewiß nicht. Frechheit hatte in dem Blick nicht gelegen, eher Neugier, kindliche, unverhohlene Neugier. Und außerdem — hübsch war das Gesicht, auffallend hübsch, vielleicht sogar hübscher als das Olgas.

Ihm wurde so wohl in dieser milden, vergebenden Stimmung, so gemütlich, daß er sich auf eins der Bänkchen setzte, die bei jedem Hause des Vorfleckens neben der Tür oder Pforte angebracht waren, und sich freundlich mit den Leuten unterhielt, die ihn ehrerbietig grüßten.

Er erinnerte sich erst spät daran, daß es fast Abend und daher die höchste Zeit sei, das Mittagessen einzunehmen, an das er bis jetzt nicht gedacht hatte. Mit dem Gedanken an das Essen meldete sich der Hunger, und zwar sehr empfindlich. Hoffentlich hatte Tschernow dafür gesorgt, daß man seine Portion aufbewahrte. Mit Sicherheit ließ sich darauf nicht rechnen. O, wenn dieses Zigeunerleben doch erst zu Ende wäre! Wenn er seine eigene Wirtschaft hätte!

Er schritt schnell durch die Gasse, die vom Bachufer über den Hauptplatz zu Tschernow führte. Er erreichte eben die Ecke, um die man zum Gefängnis einbiegen mußte, und in seiner Eile überrannte er fast zwei Damen, welche aus der Quergasse traten.

„Ach, mein Gott!“

„Pardon, mesdames!“

Sie fuhren links und rechts auseinander. Er griff an die Mütze. Fort waren sie, und fort war er, sie in die Verlängerung der Quergasse, er in gerader Richtung zum Hauptplatze und zu Tschernow. Er war über die unerwartete Begegnung ganz aus dem Häuschen geraten, war rot geworden wie ein Schuljunge und strebte vorwärts, indem er den Kopf mehrmals hastig zurückwandte, wobei er dem jungen Okolitsch, der mit einem Stoße Hefte aus dem Schulhause kam, fast die Zehen abgetreten hätte. Es kam nicht dazu, denn Okolitsch wich ihm vorsichtig aus, warf ihm dafür aber während des Grußes einen Blick zu, der sich etwa verdolmetschen ließ: Hätte ich dich, Flegel, im Walde!

Wenn der Mensch Unglück hat, so hat er Unglück, und stellt sich Glück ein, so kommt es haufenweise. Das letztere war diesmal mit Wolski der Fall. Als er, in seiner Stube angekommen, seinen Geldvorrat untersuchte, stellte es sich heraus, daß er noch genug besaß, um sich bei Utjanow ein neues Paar Handschuhe zu kaufen, zweitens brachte ihm die Wäscherin am nächsten Morgen einen frisch gewaschenen und gebügelten Kittel, und drittens hatte er zur Frühstückszeit kaum die Straße betreten, unter den Sonnenstrahlen glänzend vor Sauberkeit, als er die beiden Mädchen in kurzer Entfernung vor sich sah.

„Ah, jetzt können sie mir nicht entgehen!" dachte Wolski. Er ahnte nicht, daß sie ihm gar nicht entgehen wollten, sondern zusammen auf der Straße waren, weil sie die Begegnung suchten, gerade so wie er selbst. Das war der Grund, warum man sie in den letzten Tagen so viel in den Gassen des Fleckens sah. Olga tat es einigermaßen gezwungen, um Marja gefällig zu sein. Diese aber hatte es sich in den Kopf gesetzt, mit ihm bekannt zu werden, um an ihm nach Suikos Rat Männerstudien zu treiben.

Marja war es auch, die ihn zuerst bemerkte. Sie stieß die Freundin an.

„Da ist er. Hoffentlich wird er grüßen."

Freilich grüßte er, indem er einen Schritt zur Seite trat, um ihnen Raum zu geben. Wie elegant, wie schwungvoll grüßte er!

„Einen angenehmen Morgen, mesdames!"

Olga hatte nach ihrer Art vor sich niedergesehen. Jetzt neigte sie ein wenig den Kopf. Marja hatte ihm zuvorkommend lächelnd entgegengeschaut. Den Kopf neigte sie nicht, aber sie antwortete laut:

„Auch Ihnen, Herr Polizeimeister!"

Eine gelungenere Herausforderung zur Anknüpfung eines Gesprächs ließ sich gar nicht ausdenken. Von neuem an die Mütze greifend, machte er Kehrt und schritt neben ihnen her.

„Meine Damen, Ihre Anrede zwingt mich, auf die Gefahr hin, Ihnen lästig zu werden, das Wort zu nehmen und mir zu erlauben, mich Ihnen förmlich vorzustellen und zugleich einen kleinen Irrtum zu berichtigen." Er lüftete zum drittenmal die Mütze. „Wolski, Wladimir Iwanowitsch, von der Polizei, aber leider nicht Polizeimeister, sondern eine der kleinsten Speichen im Rade, nur Polizeiaufseher dieses Fleckens."

„Nu," sprach Marja gerade heraus wie zu einem alten Bekannten, „der Unterschied ist nicht groß. Sie kommandieren die Polizei im Flecken. Für uns Bewohner sind Sie also und bleiben Sie der Polizeimeister. Ob Sie dagegen reden oder nicht, das ist einerlei."

„Maschа," erinnerte Olga, „der Herr hat sich uns vorgestellt. Ich bin die Tochter des Hauptmanns außer Dienst Schejin, Olga Andrejewna."

„Sehr erfreut," versetzte Wolski mit der Mütze in der Linken und schielte nach ihrer Hand in dem langen Glacéhandschuh, ob dieselbe sich ihm nicht entgegenstreckte, „sehr erfreut. Ich habe die Ehre, Ihren Papa flüchtig . . ."

„Was für unnütze Zeremonien!" rief Marja dazwischen. „Als ob Wladimir Iwanowitsch nicht wüßte, wen er vor sich hat!"

„Mein Fräulein," erinnerte Wolski, „ich habe, das heißt, ich glaube Sie schon einige Male — auf der Straße — wenn ich nicht irre —"

„Lügen Sie nicht," unterbrach Marja. „Sie wissen längst, daß ich Tit Grigorjewitsch Botscharows Tochter bin. Auch gestern wußten Sie es, als Sie uns zu Brei zerstampfen wollten."

„Mein gnädiges Fräulein," versicherte er, „eine so verbrecherische Absicht habe ich natürlich nicht . . ."

„Nicht? Was wollten Sie dann? Pfannenkuchen aus uns machen? Öl aus uns pressen?"

„Nichts dergleichen. Ich hatte Eile. Der Dienst nimmt mich so in Anspruch, mißt mir die Zeit so knapp zu, daß . . ."

„Daß Sie Menschen für altes Gerümpel ansehen, das man aus dem Wege wirft."

„Mein Fräulein, ich versich . . ."

„Mein Herr, ich erkläre Ihnen, daß . . ."

„Aber, mein Fräul . . ."

„Sie damit eine große Grobheit gesagt haben. So, jetzt wollen wir wieder weiter gehen. Ich und Olenka, wir wollen nämlich über die Brücke und bis zur Poststation spazieren. Wir haben die alte Station seit dem vorigen Jahre nicht gesehen."

„Mesdames," sprach Wolski, „ich bin so in die Enge getrieben, daß ich, um die Möglichkeit zu finden, mich zu rechtfertigen, eine große Bitte an Sie richten muß."

„Welche Bitte?"

„Sie möchten mir gütigst erlauben, Sie zur Station zu begleiten, denn in zwei oder drei Worten wird es kaum . . ."

„Wir zetteln mit Olenka keine Verschwörung an, haben daher auf unseren Spaziergängen keine Geheimnisse zu verhandeln, sondern suchen Zerstreuung, und da Sie zu derselben vielleicht beitragen können, so ist Ihnen hiermit die Erlaubnis gnädigst erteilt."

„Auf Ihren Spaziergängen?"

„Sagte ich so?"

„Gewiß, mein Fräulein, parole d'honneur!"

„Na, dann, meinetwegen. Was gesagt ist, bleibt gesagt."

So ging die Unterhaltung fort. Marja führte das große Wort, während Olga dann und wann treffende Bemerkungen einflocht, durch die Wolski gezwungen wurde, auf seiner Hut zu sein und wohl zu überlegen, was er sprach.

Als sie in den Flecken zurückkehrten und sich trennten, reichten beide Mädchen dem neuen Bekannten die Hand, und Marja fragte naseweis, ob seine Gage so groß sei, daß er stets so neue Handschuhe tragen könne.

„Meine Gage," lächelte er verächtlich, „ist allerdings so groß, daß sie gerade zu den Handschuhen reicht, weiter aber zu nichts."

„Und wovon schaffen Sie das übrige zum Leben Nötige an?"

„Mein Vater ist Gutsbesitzer", erklärte er trocken.

Er log nicht. Sein Vater war wirklich Gutsbesitzer in einem entlegenen Kreise. Das Gütchen war aber unendlich klein. Wenn der Sohn auch fleißiger gewesen wäre, hätte er das Gymnasium doch nicht bis über die Mittelklassen hinaus besuchen können, weil die Einnahmen vom Gütchen dazu nicht reichten.

Am dritten Tage wußte Wolski beim Abschiede die Unterhaltung recht geschickt so zu führen, daß seine Frage sich von selbst machte, ob die Damen nichts dagegen hätten, wenn er sich erlaube, bei ihnen im Hause seine Visite abzustatten.

„Papa empfängt jeden Besuch freundlich," antwortete Olga ohne Bedenken.

Marja zog die Brauen hoch.

„Mir wäre es angenehm," versicherte sie gerade heraus. „Aber ich weiß nicht, wie Papa sich dazu stellen wird. Visiten sind bei uns nicht Mode. Wer kommt, kommt in Geschäften."

„Die Tür wird Tit Grigorjewitsch mir doch hoffentlich nicht weisen?" meinte Wolski lächelnd und etwas empfindlich.

„Das glaube ich nicht," entgegnete Marja. „Aber, wissen Sie, es wäre besser, Sie machten keine Visite, sondern kämen so geradezu wie ein guter Bekannter, zum Beispiel, um mich zu einem verabredeten Spaziergange abzuholen."

„Ich möchte doch gern — die Form, wissen Sie —"

„Eh, dann versuchen Sie es doch," lachte sie mutwillig.

Die Mädchen trennten sich diesmal, ohne Bemerkungen über ihn auszutauschen. Sie begannen ihrerseits ebenfalls sich für den glänzenden Polizeibeamten zu interessieren, und — sie begriffen es selbst noch nicht, aber es war ihnen so, als ob das Spazieren zu dreien ein klein wenig lästig sei.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, blieben die Mädchen zu Hause, um Wolski zu empfangen. Marja rechnete mit Gewißheit darauf, daß Wolski heute zu ihr kommen werde. Warum sie glaubte, daß er sich zuerst bei ihr einfinden müsse, davon hätte sie keine Rechenschaft ablegen können. Es war wohl die Einwirkung des im Vaterhause zur Gewohnheit gewordenen Bewußtseins, überall voran zu stehen, die erste Rolle zu spielen. Und zweitens rechnete sie darauf, daß auch Olga bei ihr sein werde. Daß Olga heute ebenfalls den Aufseher erwartete, kam ihr gar nicht in den Sinn. Darum hatte sie die Mutter nicht in die Kirche begleitet. Jetzt war es über elf. Der Gottesdienst war aus. Anna Dmitrijewna kam aus der Kirche gefahren. Die beleibte Frau benutzte sogar für die Strecke zur Kirche und zurück die Kutsche. Olga zeigte sich nicht, und Wolski mußte bald da sein. Marja stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße. Zuletzt ergriff sie den Sonnenschirm und eilte zu Schejins, um Olga zu sich zu holen. Dort fand sie die Freundin mit dem Vater und Wolski im Garten.

Wladimir Iwanowitsch war so früh gekommen, weil Olga ihm gesagt hatte, daß man bei ihr zu Hause zeitig aufstehe, wie auch, daß der Vater selten in die Kirche gehe und namentlich in der Sommerzeit durch keine Gewalt aus dem Garten gebracht werden könne, wo es so schattig und angenehm sei. Er war von der Magd in den Garten gewiesen, wo er schwungvoll erklärte, er habe es für seine Pflicht gehalten, sich zu erkundigen, wie es dem Fräulein nach dem gestrigen ermüdenden Spaziergange gehe. Schejin hatte ihm zuvorkommend die Hand geschüttelt und ihn gebeten, da es doch Sonntag sei, zu bleiben und mitzuspeisen. Nach einigem Zögern und Hindeuten auf seine Dienstpflichten hatte er sich überreden lassen, die Visite in einen längeren Besuch zu verwandeln und hatte die Mütze und den Säbel abgelegt.

Marja war fast gelähmt vor Erstaunen. Ärger fühlte sie nicht. Es war ihr fürs erste nur ganz unbegreiflich, daß sie ihn hier fand. Als sie gar hörte, daß er zu Mittag bleibe, grüßte sie kurz und ging.

Die Folge war, daß sie sich am Montag nicht beeilte, früh aufzustehen, wie sie bisher getan hatte, um zum Ausgehen fertig zu sein, sobald Olga erschien. Als diese kam, begann sie eben ihre Morgentoilette, und ohne sich lange zu bedenken, ließ sie sagen, sie sei unwohl und noch im Bett. Sie bedauerte bald diesen Bescheid, und als Olga am Nachmittag sich wieder einfand und besorgt fragen ließ, wie es Marja Titowna gehe, lief sie selbst hinaus — die Rührung erhielt die Oberhand, und die Freundinnen umarmten und herzten sich, als hätten sie sich Jahre nicht gesehen.

Das Einvernehmen war hergestellt. Ganz war es aber doch nicht das frühere Verhältnis. Sie gingen wieder zu dreien spazieren, aber Marja verhielt sich dabei stiller, zeigte sich manchmal boshaft in ihren Reden, und ihr sprudelnder Übermut kam gewöhnlich nur auf kurze Zeit zum Durchbruch. Als sie am Donnerstage, weil ihr das Wetter nicht gefiel — so sagte sie — zum Nachhausegehen drängte und Wolski sich an ihrer Tür nicht beiden Begleiterinnen empfahl, sondern mit Olga weiter wanderte, schützte sie am Freitage Kopfweh vor und blieb im Zimmer. Am Sonnabend dagegen war sie lustig und unbändig wie an den ersten Tagen.

Sie erwartete für diesen Sonntag mit Bestimmtheit die Visite Wolskis. Sie unterließ es nicht, die Eltern einigermaßen vorzubereiten, weil sie die Möglichkeit zugeben mußte, daß der Vater oder die Mutter ihn schnöde abweisen könnte.

„Weißt du, Pappchen," sagte sie mit gehobenen Brauen, „daß ich mit unserem Polizeimeister Freundschaft geschlossen habe?"

„Mit was für einem Polizeimeister?"

„Mit Seiner Wohlgeboren Wladimir Iwanowitsch Herrn Wolski, dem Polizeimeister des Fleckens", berichtete sie langsam und mit komischer Wichtigkeit.

„Puh, Närrin!" lachte Botscharow. „Und ich horchte und dachte, wo sie einen Polizeimeister festgekriegt haben könnte."

„Nu," fügte Anna Dmitrijewna wegwerfend hinzu, „da hast du etwas Schönes gefunden, um Freundschaft zu schließen! Polizeiaufseher!"

„Wieso, Mammchen!" rief Marja. „Er ist ein gebildeter junger Mann, Beamter."

„Eine kahle Ratte."

Der Vater nickte dazu beistimmend mit dem Kopfe.

„Das ist es eben," eiferte Marja, „daß es bei ihm nicht zutrifft. Sein Vater ist Gutsbesitzer."

„So!" sagte Botscharow. „Wolski? Wolski? Hm, ich kenne doch alle bedeutenderen Gutsbesitzer des Gouvernements dem Namen nach, aber Wolski" — er bewegte verneinend den Kopf — „ich kann mich nicht erinnern. Vielleicht ist er aus einem anderen Gouvernement. Und ihr seid Freunde geworden?" lächelte er.

„Dicke, Papa."

„Das freut mich."

„Im Ernst, Papa. Er hat mich mit Olga beim Spazierengehen begleitet. Du hast doch nichts dagegen?"

„Gott bewahre! Wenn es dir Freude macht, immerzu. Ist der Polizeiaufseher mit euch, wird euch wenigstens kein Betrunkener anrühren."

Bald nach dem Schlusse der sonntäglichen Vormittagsmesse — die gewöhnliche Visitenzeit — zog Wolski an Botscharows Haustür die Klingel. Eine Magd öffnete.

„Tit Grigorjewitsch zu Hause?"

„Jawohl. Treten Sie ein."

Sie führte ihn ins Vorzimmer.

„Gleich", sagte sie und begab sich rechts zu einer halbgeöffneten Tür.

„Der Polizeiaufseher fragt nach Tit Grigorjewitsch."

Hinter der Tür befand sich das Kabinett des Kaufmanns neben dem Saal, in den man aus dem Vorzimmer geradeaus mußte. Im Kabinett saß Botscharow, der eben aus der Kirche gekommen war, in eifrigem Gespräch mit Alexej Petrowitsch Glebow, seinem ersten und ältesten Kommis.

„Wie Sie befehlen," hatte Glebow eben gesagt, „aber der Graf ist ein stolzer Herr, der feilscht nicht gern. Bieten Sie ihm nicht gleich einen annehmbaren Preis, so läßt er uns ganz fallen und holt sich einen Kaufmann von anderwärts."

„Hahaha!" lachte Botscharow, „woher kriegt er einen, der es wagte, gegen uns zu gehen?"

„Nu," meinte Glebow, „hier im Kreise vielleicht nicht, aber im Gouvernement oder auch von weiter her, aus einer großen Stadt."

„Dummes Zeug, Bruder. Wir wollen es darauf ankommen lassen. Biete ihm, wie ich gesagt habe. Zulegen können wir immer noch. Entgehen lassen wir uns das Waldstück nicht, und einen fremden Händler wollen wir hier unter unserer Nase nicht dulden. So ist es."

„Wie Sie befehlen."

Da trat die Magd mit der Meldung in die Tür.

„Der Polizeiaufseher?" fragte Botscharow. „Was will er?"

„Fragt nach Ihnen."

„Was ist das für eine neue Mode! Wenn die Polizei etwas nötig hat, warum schickt sie mir keine schriftliche Benachrichtigung? Geh doch, Alexej, frage ihn."

„Erlauben Sie zu erfahren, in welcher Angelegenheit Sie kommen?" wandte Glebow sich im Vorzimmer an Wolski.

„Ich komme zur Visite."

„Ist zur Visite gekommen," rapportierte Glebow im Kabinett.

„Visite!" rief Botscharow, dessen Kopf voll von dem Waldhandel mit dem Grafen war, so daß an das Gespräch, das er gestern mit der Tochter gehabt hatte, die leiseste Erinnerung fehlte. „Was ist das für Unsinn! Visiten werden bei uns zu Neujahr und zu Ostern gemacht. Dann ist er mir willkommen. Ich habe keine Zeit zu neuen Moden. Sage ihm das."

„Man bittet zu Neujahr oder zu Ostern . . ."

Glebow wollte den Bescheid Botscharows treulich wiederholen, aber Wolski hatte bereits genug an des Kaufmanns eigenen Worten. Er war hinaus und hatte die Tür krachend hinter sich zugeworfen, ehe der Kommis weiterreden konnte.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Frechheit!“ brummte Botscharow im Kabinett. „Hat nichts zu tun und beunruhigt aus Langeweile andere Leute. Diese Narrenmoden!“

Dann vertiefte er sich mit dem Kommis wieder in das Holzgeschäft.

Marja hatte den Bescheid, welchen Wolski am Vormittage vom Vater erhielt, im Saal mit angehört. Sie war erschrocken, entsetzt, so daß sie den Atem eingehalten und still gestanden hatte wie ein Dieb, der eben eingebrochen ist und im Nebenzimmer Geräusch hört. Sie sah darauf durch das Fenster, wie der Polizeiaufseher mit verstörtem Aussehen die Straße hinunterlief, und flüchtete hinter den Vorhang. Als sie dort stand, die Hände gegen die Brust gepreßt — sie begriff nicht, wie es kam — erschien ihr der Vorfall plötzlich im höchsten Grade komisch.

„Wie der abging!“

Sie mußte lachen. Sie machte sich sogleich Vorwürfe wegen dieser unzeitigen Heiterkeit. Es half nicht. Das Lachen übermannte sie, schüttelte sie, trieb ihr Tränen in die Augen. Sie setzte sich und mußte immerfort lachen. Sie konnte den Gedanken nicht loswerden:

„Wie der abging!“

Bei dem Mittagessen erinnerte Botscharow sich an die Sache.

„Ach,“ sprach er, „da war dein Aufseher, Marja. Er wollte Visite machen, wie er sagte. Jetzt fällt mir erst ein, er wollte vielleicht zu dir.“

„Sehr nötig!“ warf Anna Dmitrijewna spöttisch ein.

„Warum sagte der Narr denn nicht so! Er fragte nach mir. Nun, hole ihn der Teufel. Er mag ein anderes Mal wiederkommen.“

Marja war bei den ersten Worten des Vaters etwas rot geworden. Dann kam es aber wieder über sie. Sie lachte, lachte krampfhaft. Die Eltern sahen sie verwundert an, bis sie mit Gewalt hervorstieß:

„Wie der abging!“

Da lachte auch Tit Grigorjewitsch vollständig zufrieden und meinte:

„Ja, ich glaube, daß er nicht schlecht abging. Er schlug sogar die Tür zu, daß es dröhnte. Eine solche Kanaille!“

Am Nachmittage tat der Vorfall dem Mädchen schrecklich leid. Sie wollte gutmachen, soviel sie konnte, und zu diesem Zweck zu Olga gehen. Sie war überzeugt, sie werde Wolski dort antreffen. Sie wollte aufrichtig erzählen, wie der Vater, in Geschäfte vertieft, die Visite auf sich persönlich bezogen habe, wollte Wolski zu einem bestimmten Tage einladen und ihm versprechen, zur angesetzten Stunde selbst im Vorzimmer auf ihn zu warten.

„Mehr kann ich doch nicht tun“, sagte sie völlig richtig zu sich selbst.

Sie nahm den Hut und Sonnenschirm und trat auf die Straße. Da schritt Wolski eben stramm und stolz vorüber. Er warf nicht einmal einen Blick nach ihrer Seite.

„Wladimir Iwanytsch, Wladimir Iwanytsch! Ich gehe mit Ihnen“, rief Marja und sprang auf ihn zu.

Er hob den Kopf noch stolzer und bewegte sich mit verlängerten Schritten vorwärts. Alles, was Botscharow hieß, existierte für ihn nicht.

Rot wie in Blut getaucht stand das Mädchen in der Mitte der Straße. Die Knie waren ihr eingeknickt, und der Hals hatte sich zwischen die Schultern gezogen. Wieder perlten Tränen ihr aus den Augen, doch diesmal nicht vor Lachen. Sie

schlich still in das Haus, in ihr Zimmer, warf sich auf das Bett und weinte. Solche Behandlung, solche Nichtachtung war ihr zum erstenmal in ihrem Leben entgegengetreten. Sie weinte lange, war dabei vom Mittagessen noch so voll und schwer, und in dem zur Sonnenseite gelegenen Zimmer wirkte trotz der niedergelassenen Vorhänge die Hitze so erschlaffend, daß sie zuletzt einschlief. Sie war noch gar nicht weit aus den Kinderschuhen heraus, die neunzehnjährige Marja Botscharow.

Die Ungezogenheit Wolskis bildete einen Abschnitt in der Entwicklung der Kaufmannstochter. Das bisher gutmütige und übermütige Kind zeigte sich hochmütig, bei geringfügigen Anlässen ausfahrend und schnöde. Die frühere herzliche, drollige Unbändigkeit hatte jetzt meist eine beleidigende, kränkende Färbung.

Olga kam zweimal, erhielt beide Male den Bescheid, Marja Titowna könne sie nicht empfangen, und blieb dann fort.

Marja spazierte zu Hause im Garten umher, fuhr mit der Mutter aus oder ließ sich von Sjurikow zum Gute hinauskutschieren.

Wolski war unterdessen fast täglicher Gast im Hause und im Garten Schejins.

Und Olga? In der Einsamkeit, in der sie mit dem Vater lebte, war ihr Wolskis Besuch im ganzen recht und sogar angenehm. Zumal seit die Freundschaft mit Marja ein unheilbares Ende gefunden zu haben schien, war ihr Umgang auf den Vater und Wolski beschränkt. Warum Marja so plötzlich gebrochen hatte, konnte sie sich nicht erklären. Wolski hatte mit Grimm und Hohn erzählt, wie er vom alten Botscharow behandelt worden war. Daß er sich gegen Marja eine viel größere Unverschämtheit erlaubt hatte, davon schwieg er wohlweislich, und — zu seiner Rechtfertigung muß hinzugefügt werden, er gestand sich nachträglich sein Unrecht ein, bereute zwar nicht gerade sein Benehmen, billigte es aber auch nicht.

Regte sich in Olga ein Gefühl für den glänzenden Polizeiaufseher? Anfangs war es ihr schmeichelhaft, daß er seine freie Zeit ihr zur Verfügung stellte. Sie machte sich sogar Vorwürfe, daß sie ihn möglicherweise zu viel in Anspruch nehme und dadurch nachteilig auf den Dienst einwirke. Es tat ihrer Eitelkeit wohl, daß er sich ihrem Geschmack, ihren Einfällen unterordnete und mit allem einverstanden war, was ihr in den Kopf kam. Das Bewußtsein, ihn zu beherrschen, hatte nicht geringen Reiz. Macht ist ein leerer Begriff, wenn sie nicht ausgeübt wird, und da das Ausüben seine Gegenwart bedingte, so sah sie ihn gern kommen, beunruhigte sich, wenn er sich verspätete, verspürte eine Art von Leere, wenn er ausblieb.

Als sie beide an einem schönen Abend gegen das Ende des Juli noch ein Stückchen auf die Chaussee hinausgingen, ehe er in den Flecken zurückkehrte, begegneten sie dem Kaufmann Botscharow, der in einem leichten Wagen vom Gute kam. Olga errötete und hielt den Schirm vor. Es war ihr unangenehm, daß er sie mit Wolski allein traf. Botscharow war aber gerade gut gelaunt, befahl dem Kutscher zu halten und rief sie an:

„Olga — ja, hole es der Teufel! den Vaternamen habe ich natürlich vergessen. Guten Abend, Fräulein! Und auch dir einen guten Abend, Eure Wohlgeboren! Warum geht ihr nicht mehr mit meiner Tochter spazieren? Erst waret ihr unzertrennlich, und jetzt ist sie für sich, und ihr seid für euch. Nicht gut, bei Gott, nicht gut."

„Tit Grigorjewitsch," sagte Olga, „Mascha will mich nicht mehr kennen. Ich bin zweimal zu ihr gegangen. Sie nimmt mich nicht an."

„Sieh doch, was für eine Viper!“ meinte Botscharow. „Das hat sie von der Mutter. Ich will ihr den Kopf waschen. Und auch du, Eure Wohlgeboren, bist ebenso. Bist einmal zu mir gekommen und zeigst dich nicht mehr. Nu, ich habe keine Zeit. Und was könnte ich auch mit dir schwatzen! Aber Mascha, das ist etwas ganz anderes. Nun gut, ich werde mit ihr sprechen. Treibe an, Ilja.“

Er hob dabei den Hut. Olga nickte, und auch Wolski führte die Hand an den Mützenschirm. Der Fleckenälteste und Obmann der Kaufleute war immerhin eine gar einflußreiche Person.

Botscharow hielt Wort wie gewöhnlich.

„Höre einmal, du, Prinzeß,“ sprach er zu Marja, „was ist es, daß die Leute sagen, du hättest deine Freundin abgewiesen, als sie zu dir kam?“

„Was für eine Freundin, Papa?“ fragte sie, als ob sie nicht wüßte, von wem er redete, zog dabei aber die Brauen hoch.

„Ehehe!“ rief er aus. „Das ist es also! Sie ist nicht mehr deine Freundin! Habt euch verzankt. Wohl des blanken Aufsehers wegen? Ach, ihr, Weibergeschlecht! Lange Haare und lange Zungen, aber der Verstand ist kurz. Was dachtest du? Den Aufseher zu heiraten? Närrin! Närrin! Laß . . .“

„Ich habe nie an solchen Unsinn gedacht, Papa.“

„Nicht? Um so besser. Bist mein kluges Mädchen. Aber laß die Komödie und gehe wieder mit ihnen, so, weißt du, des Anstandes wegen. Es braucht ja nicht oft zu sein, wenn es dir nicht gefällt. Ich kann den Hundesohn, den Utjanow, auch nicht leiden, möchte ihn ersäufen. Und er? Er spuckt zur Seite, wenn er mich kommen sieht. Aber ich ziehe den Hut und sage: Wie leben Sie, Platon Michejitsch? Und er neigt sich und antwortet: Es geht, durch Ihre Gebete, Tit Grigorjewitsch! Siehst du, Närrchen, so macht man es mit den Leuten.“

Ob Marja sich durch die Worte des Vaters bestimmen ließ, oder ob ihr das Meiden der Straße schon langweilig war, sie begann wieder kurze Gänge zum Bache oder zur Poststation zu unternehmen.

Sie kam vom Bache und nahm ihren Weg über den Marktplatz des Fleckens, wo gerade Handelszeit war. Sie sah dort Wolski, wo er mit einem Schutzmann die Bauern und Fuhren zwang, Reihe und Ordnung zu halten. Sie wich von ihrer Richtung nicht ab, sondern ging hart an ihm vorüber. Er hatte ihr den Rücken zugewandt und schrie grob und mit Benutzung unanständiger Worte auf die Bauern ein. Sie betrachtete ihn höhnisch. So war er ganz der Flegel, der sie vor ihrer Haustür nicht allein nicht — fi, sie wollte daran gar nicht denken. Er trat eben einen Schritt zurück und ihr fast auf die Zehen. Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Sie fühlte sich als Tochter des reichsten Mannes, des Ältesten und Vorstehers des Fleckens.

„Ich bitte, Herr Aufseher, meine Füße zu verschonen!“ herrschte sie.

„Pardon, madame!“ rief er, indem er sich mit einem Sprunge wandte und an die Mütze griff.

„Ach, Marja Titowna! Verzeihen Sie, Marja Titowna.“

Er hätte sie wohl auch gegrüßt, wenn er sie rechtzeitig gesehen hätte, aber in der Überraschung fiel der Gruß ungewöhnlich zuvorkommend und tief aus.

Sie machte eine unendlich hochmütige, kaum merkliche Kopfbewegung und schritt weiter.

Das Eis war aber doch gebrochen. Er begegnete ihr darauf noch einigemal und grüßte. Sie dankte.

„Wie befinden Sie sich, Marja Titowna?" fragte er einmal, als er sich, mit der Hand an der Mütze Front machend, an den Rand des schmalen Trottoirs drängte, um sie vorbeizulassen.

„Ich danke," antwortete sie kurz, aber nicht abweisend.

„Sagen Sie, ich bitte," setzte sie, wie einem plötzlichen Einfall folgend, hinzu, indem sie den Schritt hemmte und den Kopf zurückwandte, „was macht Olga? Sie besuchen sie doch noch!"

„Ich gehe manchmal hin," sprach er zögernd. „Sie — sie denkt, daß Sie sie nicht sehen wollen."

„Ich weiß nicht, was ich ihr getan haben sollte," sagte sie herb und nickte zum Abschied. „Grüßen Sie sie."

„Zu Befehl, Marja Titowna." (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 12. November 1910.

Potsdamer Nachklänge — Rußland in Persien — Frankreich und Deutschland — Freiherr von Schoen — Die innere Lage — Der Heeresetat.

Gleich nach seiner Heimkehr aus Potsdam hat Herr S. D. Ssasonow einen Vertreter der „Nowoje Wremja" zu sich bestellt, um die öffentliche Meinung in Rußland über die Ergebnisse der Zusammenkunft zu beruhigen. Solche „Beruhigung" tat besonders deshalb not, weil man in Rußland einerseits glaubt, die Zeiten der Heiligen Allianz mit ihren bösen Folgen für die innere Politik könnten zurückkehren, und weil anderseits angenommen wird, Deutschland beabsichtige im nahen Orient in die russischen Interessen einzubringen. Die liberale Presse, die sonst Träger des zuerst genannten Gedankens ist, hat sich gegenwärtig nicht geäußert; wohl aber hat „Nowoje Wremja" den Befürchtungen wegen der Orientpolitik in einem Leitartikel Ausdruck gegeben, den der Herr Minister fünf Stunden vor Petersburg, in Luga, zu Gesicht bekommen haben mag. Dieser Leitartikel (Nr. 12437 vom 8. November) weist unter der Spitzmarke „Ewig dasselbe" die Sorge zurück, Herr Ssasonow habe sich in Potsdam durch die Aufmerksamkeiten des ihm zuteil gewordenen Empfanges einwickeln lassen. Das geschieht aber in solcher Form, daß der Leser am Schluß die Überzeugung haben muß, Ssasonow sei doch übers Ohr gehauen worden und Rußland mache sich lediglich zum Werkzeug der deutschen Politik, insonderheit einer Annäherung Deutschlands an England. „Solche Hintergedanken entstehen leider angesichts der außergewöhnlich ehrenvollen Begrüßung unseres künftigen Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten durch die deutsche Presse ... O, wie einfach würden sich alle russisch-deutschen Fragen erledigen, wenn die Führer der deutschen öffentlichen Meinung nicht an Größenwahn litten und die russischen Diplomaten nicht für

unmündige Kinder hielten." Eine solche Auffassung mußte Herr Ssasonow um so mehr zurückweisen, als ihre Verbreitung seine Stellung sowohl am Zarenhofe wie gegenüber der nationalistisch zusammengesetzten Duma erschweren konnte. Außerdem mußten auch die von Frankreich und England aus laut gewordenen Stimmen, die Triple-Entente könnte leiden, beschwichtigt werden. Dazu aber ist die „Nowoje Wremja" das geeignetste Organ, weil es schon seit vielen Jahren mit „Times" und „Temps" durch deren gemeinsamen Petersburger Vertreter sowie durch die eignen Korrespondenten in London und Paris in engster Verbindung steht.

Das Wichtigste, was Herr Ssasonow gesagt hat, versteht sich für jeden verständig Denkenden von selbst, — einschließlich des Nasenstübers, den er dem russischen Blatt gegeben hat. Die Basis der russischen Politik bildet danach die Triple-Entente, Deutschland unterstützt die türkischen Politiker nicht, die angeblich das russisch-türkische Einvernehmen stören wollten, und Deutschland wird Rußland in dessen kultureller Tätigkeit in Nordpersien nicht hindern; um so weniger als z. B. der Ausbau eines russischen Eisenbahnnetzes auch dem Bagdadbahn-Unternehmen angenehm sein könnte. Die Unterredung befindet sich in Nr. 12438. „Nowoje Wremja" knüpft daran die Betrachtung, Deutschlands Leistungen seien durchaus passiver Natur, Rußlands Leistungen aber, nämlich der eventuelle Anschluß eventuell zu bauender russischer Bahnen an die „wenig aussichtsreiche" Bagdadbahn, positiver! Auf Rußlands Wort sei Verlaß, — nun hinge es von Bethmann Hollweg und von Kiderlen-Wächter ab, ihre Pflicht gegen Rußland zu erfüllen. Ob Herr Ssasonow über diesen Kommentar sehr erfreut sein wird, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Haltung des Petersburger Blattes wird indessen verständlich, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, wie viel Mühe es sich hat kosten lassen, um den Anschluß Englands an den Zweibund durchzusetzen, und wie viel Enttäuschungen Rußland gerade durch sein Zusammengehen mit England erleben mußte und sich anschickt, noch zu erleben. Die bevorstehende Enttäuschung wird aller Wahrscheinlichkeit nach in Persien liegen. Wie bekannt, hat England schon jetzt seine ihm im Südosten Persiens angewiesene Interessensphäre weit nach Westen und Nordwesten in russisches Interessengebiet hinein verschoben. Dadurch aber wird der Weg zum Persischen Meerbusen für die Russen verlegt. England scheint auch gesonnen, die einmal gewonnene Position festzuhalten, und zieht deshalb zunächst in kleineren Abteilungen Truppen heran, die nach und nach das ganze Gebiet besetzen sollen. Die zwischen Russen und Engländern gezogene neutrale Zone wird durch dieses Vorgehen immer enger und dürfte in gar nicht langer Zeit überhaupt verschwunden sein. Für Rußland ist es aber keine angenehme Perspektive, mit England auf eine Strecke von etwa 2000 Kilometer zu grenzen. England kann schon jetzt auf „hundert" Schiffen Truppen aus Indien nach Persien werfen; Rußland hat wohl auch ein Meer, das Kaspische, zur Heranziehung von Truppen zur Verfügung, sein strategischer Aufmarsch aber ist bedroht sowohl durch die stets zum Aufstande geneigte Bevölkerung des Kaukasus wie auch durch die Flankenstellung der türkischen Armee in Kurdistan und Armenien. Hätte die russische Diplomatie in den letzten Jahren, statt mißtrauisch nach der Wilhelmstraße zu starren, ein wenig in Downingstreet aufgepaßt, dann wäre die Lage Rußlands in Persien nicht so ungünstig wie gegenwärtig. Wenn wir darauf hinweisen, so geschieht solches lediglich, um die Behauptung der „Nowoje Wremja" zu entkräften, bei einer deutsch-russischen Verständigung sei Rußland der gebende und Deutschland der nehmende Teil. Das Umgekehrte ist, wenn davon überhaupt gesprochen werden soll, der Fall. Wenn Rußland heute jenseits des Kaukasus in Schwierigkeiten geraten sollte, dann würde Deutschland in seinen Interessen nicht berührt werden,

abgesehen von den vorübergehenden Stockungen des Handels. Aber auch diese wären geringfügig gegenüber den russischen Verlusten. Die Zucker- und Metallwarenindustrie Rußlands würde viele Millionen Mark einbüßen, nachdem ihnen die Finanzminister, besonders aber Herr Witte, unter Aufwendung großer Kosten den Eingang nach Persien erzwungen hatten. Rußland erhält durch die Verständigung mit Deutschland auch deshalb einen großen Vorteil, weil es fortab nicht mehr im Dunkeln zu tappen braucht, wenn irgendwo eine Intrige zu seinem Schaden im Gange ist. Bisher konnte es geschehen, daß England mit irgendeinem Gegner Rußlands Rußland schädigende Abmachungen traf, wie z. B. mit Japan, während die russische Diplomatie glaubte, in Berlin werde irgend etwas ausgeheckt. Das Mißtrauen wich nicht und führte die Herren Russen auf falsche Fährten. Nun aber, nachdem wieder vertrauensvolles Verstehen Platz gegriffen hat, wird es der Petersburger Diplomatie stets ein leichtes sein, sich zu informieren und dadurch den richtigen Weg zur Verhinderung von Unheil zu finden.

Wir Deutsche könnten uns einer solchen Entwickelung unserer Beziehungen zu Rußland nur freuen, da sie unsere Beziehungen auch zu andern Mächten einfacher werden ließen. So glauben wir, daß die Verständigung mit Rußland gewisse Ambitionen in Frankreich wird zurücktreten lassen. Schon die innere und äußere Krisis in Rußland von 1904 bis 1906 hatte eine gewisse Entspannung in Frankreich zur Folge. Damals gelang es wohl nur der zähen Geschicklichkeit Nelidows, der für ein russisch-französisches Bündnis seit dem Berliner Kongreß gewirkt hatte, daß eben dieses Bündnis nicht ganz zerfiel. Jetzt scheint Rußland als Bundesgenosse gegen Deutschland überhaupt nicht mehr in Frage zu kommen. Damit aber schwindet auch alle Aussicht für Frankreich, in absehbarer Zeit einen siegreichen Krieg gegen Deutschland führen zu können. Solange diese Möglichkeit bestand, empfing auch die Revancheidee aus der Hoffnung neue Nahrung, — jetzt wird sie wohl bald wie ein böser Traum aus dem Gedächtnis der Nation verschwinden und zwischen Deutschland und Frankreich könnte der friedliche Austausch ihrer Kulturgüter bald wieder einen größeren Maßstab annehmen.

In der Richtung dieses Zieles werden somit auch die Aufgaben unseres neuen Botschafters in Paris liegen. Freiherr von Schoen hat seinen Posten an der Seine vor vierzehn Tagen angetreten und daselbst seinen alten Rivalen von Kopenhagen und St. Petersburg her, Herrn von Iswolski, angetroffen. Herr von Schoen hat durch sein Scheiden aus dem Amt eines Leiters der deutschen auswärtigen Politik in manchen Kreisen eine gewisse Erleichterung ausgelöst. Nur wenige sind es, die seine staatsmännischen Eigenschaften höher einschätzen. Wir möchten indessen glauben, daß diese wenigen es sind, die Herrn von Schoen richtig und gerecht beurteilen. So paradox es klingen mag, hat Herrn von Schoen am meisten seine Liebenswürdigkeit geschadet. Er verstand damit nicht hauszuhalten. Seine Liebenswürdigkeit wurde seitens derer, die nicht Gelegenheit gehabt hatten, mit ihm bei der Arbeit unter vier Augen oder außerhalb der Politik zusammenzukommen, nicht in dem Maße geschätzt, wie sie es verdient hätte. Der neue Pariser Botschafter ist im Grunde genommen ein durchaus einfacher und gerader Mann, der sich auch nie gescheut hat, seine Person einzusetzen. Die Dienste, die Herr von Schoen in Kopenhagen und Petersburg unter höchst schwierigen Verhältnissen geleistet hat, entziehen sich heute noch der öffentlichen Behandlung, — doch glauben wir nicht, daß sie das Urteil der Geschichte zu fürchten haben. In Petersburg (1905 bis 1907) hat er sich als Botschafter erstaunlich schnell in die verworrenen Verhältnisse eingearbeitet. In Berlin als Staatssekretär fand er erst recht diffizile Zustände vor. Hier erschöpfen sich seine Leistungen jedenfalls

nicht in der Behandlung der Mannesmannaffäre. Ohne das Vorhandensein dieses geschickten Diplomaten wäre vielleicht auch manches nicht so glücklich abgelaufen, was in Zusammenhang mit der Novemberkrisis steht. Der Kaiser vertraut Schoens Takt seitdem noch mehr als früher, und in jener schweren Zeit hat sich wohl auch noch das Urteil manches anderen zu Schoens Gunsten geändert. Wir glauben, daß Herr von Schoen in Paris der rechte Mann am Platze ist, und daß es ihm gelingen wird, in Frankreich die Blume Vertrauen im Sinne eines allmählichen Ausgleichs mit Deutschland zu pflegen.

Zeigen die Horizonte der auswärtigen Politik im allgemeinen klare Ausblicke, so kann solches von der innern Politik noch immer nicht behauptet werden. Da sieht alles grau in grau aus. Die abwartende Haltung der Regierung zwingt die bürgerlichen Parteien, wieder einmal selbständig zu denken und zu handeln. Ob freilich der erhoffte Erfolg eintrifft, nämlich die Wahl einer Mehrheit von Abgeordneten, die die nationalen Aufgaben des Reichs zu unterstützen bereit sein wird, das ist eine andere Frage. Die Taktik der Regierung scheint vor der Hand darin zu bestehn, alles zu vermeiden, was geeignet wäre, weitern Streit zwischen den Parteien aufkommen zu lassen. Im übrigen wird so gearbeitet, daß der Reichskarren weiterfährt. Zu diesen Arbeiten wird man die Vorbereitung der Verfassungsreform in Elsaß-Lothringen rechnen dürfen. Zu ihnen gehört auch die Ausbalancierung des Etats für 1911. Im Etat befindet sich auch eine Position, die geeignet ist, die politische Lage zu verbessern: der Heeresetat.

Die in dem neuen Heeresetat eingestellten Neuforderungen beziehen sich hauptsächlich auf drei Gebiete: auf die Maschinengewehre, die Fußartillerie und auf das Verkehrs- und Nachrichtenwesen. Über die Gestaltung des neuen Quinquennats verlautet noch nichts. Die Neuformationen sollen aber der Hauptsache nach erst in den nächsten Jahren angefordert werden. Es ist somit anzunehmen, daß die in diesem Etat beantragten Forderungen nur einen, und hoffentlich kleinen Teil, der geplanten Neuformationen darstellen. Im allgemeinen läßt sich aber schon jetzt erkennen, daß die Grundzüge des Quinquennats den Ansichten entsprechen, die wir in Nr. 38 und Nr. 39 der „Grenzboten" auseinandergesetzt hatten. Gefordert werden 107 Maschinengewehrkompagnien. Von ihnen ist aber der größte Teil bereits vorhanden, kam nur bisher auf den Etat der übrigen Truppenteile in Anrechnung. Sie sollen jetzt etatisiert werden. Es wird angestrebt, jedem Infanterieregiment eine solche Kompagnie zuzuteilen. — Wir hatten auf den großen Mangel an Fußartillerie hingewiesen, der durch die Einführung der schweren Artillerie des Feldheeres, den Ausbau des Landesverteidigungssystems und durch die Übernahme der Befestigungen der Nordseeinseln auf die Armee hervorgerufen war. Die Errichtung *eines* Regiments kann diesem Mangel auch nicht entfernt abhelfen. Es ist auch wohl anzunehmen, daß dies nur den ersten Schritt bedeutet und daß weitere Regimenter in den nächsten Jahren errichtet werden. Es wäre lebhaft zu bedauern, wenn die vor einiger Zeit durch die Presse gegangene Nachricht, das Reichsschatzamt habe aus der Heeresvorlage bedeutende Abstriche vorgenommen, sich bewahrheiten und gerade auf die Fußartillerie sich erstrecken sollte. Wir möchten erneut darauf hinweisen, daß die besten Befestigungen und die modernsten Geschütze nichts nützen, wenn das zu ihrer Bedienung erforderliche Personal nicht vorhanden ist. Als man sich zum Ausbau der Landesverteidigung entschloß und der Reichstag die Mittel dazu bewilligte, mußte er sich auch von vornherein darüber klar sein, daß die Bewilligung der zu ihrer Besatzung erforderlichen Streitkräfte die unabweisliche Folge sein würde. Diese Konsequenz muß nun gezogen werden. Je mehr Panzerbatterien und Panzergeschütze aufgestellt werden, desto

mehr aktives Personal ist auch erforderlich, weil diese schwierigen und komplizierten Maschinen sehr gut ausgebildetes Personal zur Bedienung erfordern, wenn nicht ihr richtiges Funktionieren in Frage gestellt sein soll. — Die Entwickelung, die das gesamte Nachrichten- und Verkehrswesen in den letzten Jahren genommen hat und die alle Erwartungen übertraf, hat den weiteren Ausbau der hierfür bestimmten Formationen erfordert. Die jetzt zwar schon bestehende, aber auf den Etat anderer Truppen in Anrechnung kommende Kraftfahrabteilung wird unter Etatisierung zu einem Bataillon erweitert. Damit scheint auch die viel umstrittene Frage über die Vereinigung des Trains und des Kraftfahrwesens entschieden zu sein, und zwar in negativem Sinne. Über die Neuorganisation und Vermehrung des Trains verlautet jetzt noch nichts. — Zur Bedienung der im Besitz der Militärverwaltung befindlichen Militärluftschiffe, die in nächster Zeit vermehrt werden sollen, ist die Aufstellung zweier neuer Luftschiffbataillone vorgesehen. Es ist hierbei zugleich auf die Ausgestaltung des Flugwesens Bedacht genommen. Um für das ganze Luftfahr- und Kraftwagenwesen eine verantwortliche Zentralinstanz zu schaffen, ist die Errichtung einer Inspektion des „Militärluftschiff- und Kraftfahrwesens" vorgesehen, und damit im Zusammenhang die Erhebung der Inspektion der Verkehrstruppen zu einer Generalinspektion. Dieser unterstehen außerdem noch die Inspektion der Militärtelegraphie, die Eisenbahntruppen und die Militäreisenbahn. Diese Rangerhöhung ist deshalb von Bedeutung, weil dem Generalinspekteur voraussichtlich das Recht des direkten Vortrages an Allerhöchster Stelle verliehen werden wird und er dadurch in die Lage versetzt wird, seinen Wünschen und Ansichten über die Förderung und weitere Ausgestaltung dieses wichtigen Gebietes an der entscheidenden Stelle unmittelbar Ausdruck zu geben. Darin liegt eine große Gewähr für eine schnelle und zweckmäßige weitere Entwickelung. Im ganzen sind alle diese Neuformationen außerordentlich gering und bescheiden. Mit um so größerer Spannung muß der Veröffentlichung der neuen Heeresvorlage (Quinquennat) entgegengesehen werden.

Schwedische Kunst. Es ist recht gut, daß zuweilen Gäste zu uns kommen. Wieviel haben wir nicht von den Japanern in der Kunst gelernt. Ich meine jetzt nicht nur die Künstler. Man kann sagen, daß, seit das Orientale — ich rechne die chinesische Ausstellung in der Akademie der Künste dazu, die javanische Batik und überhaupt das Kunstgewerbe — um die Wende des Jahrhunderts wieder einmal in das europäische Kunstbewußtsein eingetreten ist, jenes Geschwätz nachgelassen hat, das überall die Beziehungen der Kunst zur Natur herstellen zu müssen glaubte. Denn diese Beziehung ist eine viel tiefere, als daß sie formal ausgebeutet werden dürfte. Man liest heute wohl nur noch in ganz hinterwäldlichen Blättern das schöne Wort „der Natur abgelauscht". Überhaupt sollte man sich abgewöhnen, Kunst gefühlsmäßig zu beurteilen, ihr Stimmungen abzugucken anstatt Farben, Formen, Wahrheiten. Die Kunstsinnlichkeit ist der einzige Maßstab, das Sichtbare, das einzige Kriterium der Kunst, und das Gesehene der einzige Vorteil des Genießenden. Darum mußte die Kunst zunächst einmal zurückhaltender werden. Ein gutes Gemälde kann nicht unbedingt verstanden werden, Laienurteile gelten gar nicht. Wer sich nicht um das Sehen gemüht hat, hat kein Recht auf Kunstgenuß. Das sind gewiß recht traurige Wahrheiten, aber sie können nun einmal nicht umgangen werden, wenn es sich darum handelt, was wir in Wirklichkeit auf irgendeinem Gebiet der Kunst leisten. Die Japaner kennen den Begriff Laie kaum, weil dort die Sprache der Kunst, die notwendig eine andere ist als die der Natur, allgemein verstanden wird. So haben wir auch von den Franzosen

gelernt und nicht zuletzt von der englischen Ausstellung. Und wenn es nur das war, daß wir feststellen konnten, die großen englischen Porträtisten des achtzehnten Jahrhunderts seien durchweg schlechte Maler gewesen mit einem hohen Grad von geselliger Kultur. Das festzustellen hatten wir eben bei den Franzosen und Japanern gelernt und bei den Großen des eignen Landes.

Die Ausstellung der schwedischen Sezession am Kurfürstendamm hat uns unsere skandinavischen Vettern in einem feinen Streben nach künstlerischer Versinnlichung ihrer Heimat gezeigt. Auch sie kommen über Paris, wo das technische Leitmotiv für das malerische Sehen des nächsten halben Jahrhunderts von Manet und seiner Schule entdeckt worden ist, wie das der Renaissance in Italien und das der Reformation in Holland, wie früher noch das der romanischen Baukunst in Deutschland und später das der Landschaftsmalerei von Turner in England. Wir Deutschen blieben in allem, was Augensinnlichkeit angeht, stets etwas im Hintertreffen, doch nicht immer zu unserem Schaden, wie Dürer und in der Neuzeit Feuerbach, Marées, Thoma, Leibl und Kalkreuth beweisen, die das Sehen ihrer Zeit ihrer persönlichen Kraft zur Verinnerlichung erst anpassen mußten, wobei denn die Kunst noch ganz bedeutend ins Aristokratische gesteigert wurde.

Die Schweden stellen in ihrer Kunst, was das malerische Können anlangt, eine sehr frische Mittellinie dar zwischen der internationalen Note, die von Paris kommt, und der Heimatskunst eines Landes, dessen Bevölkerungsziffer etwa der einer preußischen Provinz entspricht. Einer Kultur, die noch nicht unter den Gegensätzen der Klassenunterschiede zu leiden hat. Auch der gebildete Schwede hat irgendwie, und nicht in der Form einer Sonntagsjägerei, noch eine ganz starke Beziehung zum Kulturstand des Jägers. Ein paar Schritte hinter den Pflastersteinen seiner modernen Städte breitet sich ihm die Natur in ihrer jungfräulichen Unberührtheit aus, in der die Tiere noch in der Mehrzahl sind, in der der Mensch von den Nebeln des Ozeans oder seinem Sonnenglanz verschluckt wird wie eine Mücke. So hat seine Malerei eine Richtlinie ins Sportliche, ins Leben-bejahende.

Wie J. V. Jensen die Frühlingstage in den Schären nicht gegen Italien eintauschen möchte und die Wolkenstädte am Meeresabendhimmel nicht gegen die Märchen von Tausend und eine Nacht, so wissen auch die Maler des heutigen Schwedens geheimnisvolle Dinge von dem durch die Ostsee gemilderten Klima des Nordens zu berichten. Bruno Liljefors ist uns längst vertraut. Seine Jagdbilder haben vielleicht sogar einige Gramm zuviel Jägerblut, sie lassen uns bisweilen den Maler vergessen, der Künstler wird von den Instinkten des Jägers überrannt. So wurden wir endlich den unausstehlichen Jugendstilschwan los und lernten ihn wieder als Wild, als ein Instinktwesen des Wassers betrachten. Auf die Dauer ermüden seine braunen Töne, so reich er sie auch abzuschattieren weiß und das Wild darin wie in einem natürlichen Farbenschutz verbirgt. Auch Ernst Josephson, der geistige Vater der schwedischen Sezession, ist uns nicht unbekannt. Hier bricht das Internationale besonders stark durch die köstliche farbige Zerfahrenheit in malerischer Geschlossenheit auf seinem Bilde „Der Falschspieler". Das aufflackernde Rot eines Vorhanges oder einer Toilette kennzeichnen die revolutionäre Kraft der neuen Kunstform. Doch einen rechten Begriff von der schwedischen Kunst der Gegenwart gaben uns erst vier andere Meister dieser Ausstellung. Als den eindringlichsten möchte ich Nils Kreuger bezeichnen. Seine Kühe und Pferde, seine Ackerland- und seine Schärenbilder verraten ein starkes künstlerisches Temperament, das dem Dämonischen auf der Spur ist, auch wo es sich um nichts als alltägliche Motive handelt. In dieser Malerei des Düsteren tauchen die schweren, kompakten,

aber meisterhaft bewegten Massen seiner Tierleiber unter wie Kentauren der Kraft und Sinnlichkeit. Ein Meer von Farbe, das den Rahmen zu sprengen scheint, weiß er zu ungeheuer plastischen Gebilden des steinernen Bodens, des Himmels und des Wiesenlandes zu formen. Ihm nahe steht Norrmann mit seinen Landschaften, in denen all dies Stil wird. Werke kühleren Verstandes sind die Porträts von Richard Bergh. Die Farbe tritt bei ihm zurück oder muß gelegentlich zu malerischen Mätzchen herhalten. Aber die Zeichnung ist von seltener Kraft und Klarheit. Endlich Carl Wilhelmson. Er ist vielleicht die stärkste und reiffte Persönlichkeit dieser Ausstellung. Seine Armeleutebilder sind frei von jeder Bildungsprotzerei und im Malerischen von seltener Übersichtlichkeit der Farben und Formen. Wie er ein grauschwarzrotes Tuch zum Mittelpunkt eines großen Figurenbildes mit Kähnen und einer Stadtansicht macht, das verrät ein tiefes Verständnis für die Wesenheit des malerischen Sehens. In seinen Porträts und Interieurs erinnert er an Kalkreuth, ohne das Spezifische nordischer Farbenlichtheit je aufzugeben, was ihn denn auch wieder von diesem deutschen Künstler unterscheidet, den das seelische Moment zum Maler verhaltener Dämmertöne geführt hat.

Wilhelm Mießner

Vom Dienst an den Toten. Das Pflegen der Toten ist die Gesundung vom Schmerz. In den Liebestaten des Totenkultes erwacht die gelähmte Aktivität der Zurückgebliebenen. Das passive Grauen weicht, wenn die Hände anheben, das Totenfest zu bereiten; ein Lächeln des ausgesöhnten Verstehens schwebt, wenn der Sarg mit Blüten gekränzt und der Katafalk aufgerichtet wird. Und dann später: die Sorge um das Grab, das Pflanzen der Blumen, die Wahl eines steinernen Males, all diese positive Pietät, getan an dem andern, reflektiert in das eigene Ich, erlöst die Tränen und hilft, daß die Seele, des milden Stromes der Erinnerung genießend, sich wieder der Gegenwart und dem Sturm des Tages vertraut... Es waren Zeiten, da gab man den Toten das Köstlichste zur Seite; man rüstete sie mit ehernem Gewand, mit reich geschmückten Waffen, mit seltenem Geschmeide, mit dem Schönsten des Hausgerätes. Man rüstete sie zur Reise. In unsern Museen stehen die Zeugen solcher Sorgfalt; die edelsten Kunstwerke sind Gräberfunde. Solches Totenopfers in Schönheit haben wir uns längst entwöhnt; zwiefach, die Mechanisierung und die Vergeistigung der Welt hat dem Toten, dem einzelnen, einen Teil seiner Bedeutung geraubt, hat den Tod als eine Entsinnlichung, als ein Freiwerden von Erdenschwere begriffen. Es wäre töricht, uns ob solcher Verarmung der Toten Vorwürfe zu machen; wir ehren sie, da wir dem gestorbenen Stoff den Tribut weigern. Freilich, noch blieb ein Rest von Materialismus, jener übelste, populäre Rest der Gewöhnung. Er erschöpft sich in dem Begriff der schönen Leiche, in der Gefallsucht an einem Begräbnis erster Klasse... Halten wir Umschau: Da ist zunächst der Sarg; warum strebt er nach dem Sarkophag, warum ist er belastet mit willkürlichem Schmuck, mit Ornamenten (aus Sägespänen), mit blitzenden Effekten (aus gestanztem Blech). Hilft solch leere Kulisse die Notwendigkeit des Todes verdeutlichen, hilft sie, daß der Trauer Flügel wachsen? Um den Leichenwagen steht es noch schlimmer. Was sind das für aufdringliche Staatskarossen, die mit billigen Mitteln, mit schäbigen Lügen einen Pomp vortäuschen, einen Reichtum, wie ihn der, dessen Verwesung hier hinausgefahren wird, nie besaß und nie begehrte. Man irre sich nur nicht;

wie ein Rausch die Kräfte wohl aufflackern, aber bald wieder versinken läßt, so kann auch die Theaterei unserer versilberten und mit Federbüschen besetzten Leichenwagen, diese gedankenlose und verwässerte Erbschaft eines fürstlichen Barock, dem Bürger, der da Leid trägt, nur eine Befriedigung des Augenblickes sein, aber nicht: ein Symbol positiver Pietät. Man sollte anfangen, diese Leichenwagen erster oder zweiter Klasse abzuschaffen; Künstler von reinem Empfinden, Menschen, deren Seele von heiligen Schauern sich segnen ließ, sollten dem Fahrzeug des Todes eine neue, ehrliche, dem Gefühl erschlossene Form suchen. Und sollten dann sich auch all des übrigen, was zu dem Vorgang der Beerdigung gehört, fürsorgend annehmen. Ist es doch seltsam, daß solches nicht längst geschah. Die Künstler, die Männer des schön entfalteten Empfindens, haben das ganze, weitverzweigte Gebiet des Lebens unserer Tage erobert, sie haben auch über den Friedhof und das Grabdenkmal eine wohltätige Gewalt erlangt; warum sollte es ihnen nicht möglich sein, den Sarg, den Totenwagen und den Leichenzug von den Schlacken einer maskierten Gesinnung und eines an Ausdruck armen Pseudoreichtums zu reinigen. Eins freilich ist gewiß: eine Totenfeier, ein Leichenzug darf nicht zu einer Demonstration für moderne Absichten entarten. Das konservative Bedürfnis ist nirgends berechtigter als im Schatten der Vergänglichkeit. Nie darf es dahin kommen, daß man sagt: eine moderne Leiche, eine künstlerische Leiche. Indes, wir dürfen gewiß sein, daß es heute nicht an Kräften fehlt, die an solchen Klippen des Aufdringlichen und der Verselbständigung des Dienenden vorübergehen und zu einem aus Wahrhaftigkeit geborenen Rhythmus der Gegenwart gelangen können. Wir haben das grade während der letzten Jahre an den Friedhöfen und Grabdenkmälern erleben können. Die schrecklichen, protzigen Steinwüsten, die Lagerplätze für Massenfabrikate aus Granit und Marmor, werden verdrängt von der Idee des Waldfriedhofes, von den Gärten der Toten, wie sie in Hamburg und München gepflanzt wurden; von den schweigsamen und doch beredten Zeugen einer Offenbarung der mildesten Art des Menschlichen im Kunstwerk.

Robert Breuer

Geneſis der Geſellſchaft

Es kann nicht die Aufgabe unſerer Zeit ſein, ein großes Zeremonial von Geſten und Bewegungen, eine Art Herbarium der guten Manieren und nützlichen Gewohnheiten zu ſchaffen, wie dies penſionierte Hofdamen manchmal zu Nutz und Frommen zuchtloſer Jugend zu tun pflegen. Treibhauskultur, Spalierkultur hat nur dann Berechtigung, wenn ſie von innen heraus veredelt. Menſchen à la Fontainebleau, Sansſouci, Schönbrunn zu ziehen, kann nur Philiſterherzen erfreuen. Der Philiſter aber iſt überhaupt keine Geſellſchaft. Er iſt immer nur in ſeiner Geſellſchaftsklaſſe eine Art patentierter Gradehalter ohne höhere Beachtung, der ſelbſtvergnügt die äußerliche Form aufrecht erhält, ohne zu bemerken, wie ſich das Innere weiter entwickelt. Das Innere, das von den eigentlichen geſellſchaftlichen Fähigkeiten gebildet wird, eine ſoziologiſche Angelegenheit iſt und eine ſolche angeborener Kultur.

Wir alle bedürfen dieſer Gradehalter, Altruiſten wie Individualiſten, Landpatrizier wie Sozialdemokraten, um nicht nur vor den anderen, ſondern auch vor uns ſelber möglich zu werden. Sie ſind das Stück Philiſter, das jeder in ſich haben muß, um der eigenen Selbſtachtung willen. Mißtrauiſch zu ſein gegen alle, die ſich für abſolut innerlich frei erklären, iſt ein geſellſchaftliches Grundgeſetz; alles menſchlich Große iſt das in Grenzen, nur Gott hat das Recht, grenzenlos zu ſein. Dafür aber ſchuf er ſich ſelber ſeine Geſetze.

Beobachten wir die Tiere oder leſen wir den Brehm, wir finden ſtets, daß die ſtärkſt gedeihenden, am wenigſten dem Feinde ausgelieferten Tiere diejenigen ſind, welche geſellig leben, jedem ihrer Mitglieder einen gewiſſen Platz anweiſen, eine Ordnung höherer Natur ſtiften. Im Garten iſt es nicht anders. Pflanzen, die ausarten, auswuchern, verlieren ihre eigentliche Natur, ſterben entweder ab, wenn ihnen der Gärtner nicht hilft, oder töten die Genoſſen. Ich fand einmal — bei Darwin glaube ich — eine hübſche Erklärung für die ewige Ordnung des Sternenhimmels. Die Sterne werden da mit jungen Mädchen verglichen, die auf grüner Wieſe tanzen. Stößt eine mit einer anderen an, ſo gerät ſie aus dem Takte und ſcheidet aus, und allmählich bildet ſich ſo der geordnete, ſchön gezogene Reigen.

Solchen geſetzmäßigen Reigen bildet auch die menſchliche Geſellſchaft, und alle Bemühung in den Dingen großer Politik geht dahin, im Takte zu bleiben. Wo je der Takt des Reigens den Völkern verloren ging, war unermeßliches Elend die Folge; wo ihn der einzelne verliert, kommt er in ſeinem Daſein zurück, von der perſönlichen Verelendung bis hinab zu dem Grade, der die Geſellſchaft zur Abwehr zwingt. Alle dieſe von oft ſich grade ſehr ſtarkgeiſtig Dünkenden gering geachteten tauſend Kleinigkeiten der Höflichkeit und der Form ſind ebenſo viele Gebärden dieſes Reigentanzes und als ſolche von tiefſtem Sinn. Andererſeits darf man ſie auch wiederum nur als ſolche nehmen und nicht als Selbſtzweck. Wer das letztere tut, iſt kein Geſetzgeber, ſondern wertloſe Sterilität, trüge er ſelbſt den tadelloſeſten Frack.

Hinwiederum iſt die Geſellſchaft nicht nur eine Ordnung, ſondern auch in höchſtem Grade eine Eigenſchaft, eine Fähigkeit. Sie iſt nämlich nichts anderes

als der zusammengefaßte Komplex schöpferischer Möglichkeiten im Menschen. Die Natur schafft ungleich, sie schafft im Überflusse, betreibt dann Auswahl des Besten. Wie sie Kluge und Dumme erzeugt, so bringt sie Menschen hervor, die Gesellschaft in sich haben, und solche, denen sie fehlt. Was ist wichtiger, Gesellschaft oder Intelligenz? Beider Vereinigung das Höchste. Aber ich weiß nur, daß ein sehr begabter Mensch ein schädlicher Raubmörder werden kann, ein nicht ausnehmend Befähigter hingegen angenehm und von Nutzen.

Wir sind Tänzer des Lebens, und das wahre, dauerhafte Glück des Lebens wird ja wohl darin bestehen, nicht aus dem Takte zu kommen. Jeder Tanz hat seine Gesetze, das Leben die gesellschaftlichen. Leidenschaften, Antipathien und Sympathien sind private Angelegenheit; als äußere Erscheinung dürfen sie nur insoweit in Frage kommen, als eben alle Temperamente verschieden sind. Das Wichtigste bleibt es, Takt zu halten. Der Temperamentvolle ist noch kein großer Künstler, das Temperament schafft einen Grabbe, aber der Takt bildet einen Goethe. Ich glaube nicht an die gemeinen und wirren Charaktere, die edel ausgeglichene Werke schaffen, weil ich vielmehr der Meinung bin, daß das Muster unseres Handelns stets wir selber sind. Nur geordnete Natur schenkt Ordnung. Die Ausbildung der gesellschaftlichen Fähigkeiten verinnigt den Zusammenhang mit dem Ganzen, die Vorbedingung aller wahrhaften Leistung, und es ist recht zweifelhaft, ob liebevolles Aufgehen in gesellschaftlichen Formen nicht in weit höherem Grade zum völligen Verständnis Wilhelm Meisters, der Sixtinischen Madonna, des Figaro befähigt, als ein halbes Dutzend Semester gründlichsten Fachstudiums.

Es ist mir wohl bewußt, daß gut und böse, anständig und gemein nur Bezeichnungen für Formen des Lebenstanzes sind, keineswegs aber, wie oft irrtümlich angenommen, Ureigenschaften innerer Menschennatur. Nietzsche wird sicher populär überschätzt, weil er solche schon in Kant gründenden Wahrheiten als erster populär aussprach, ohne über sie den Weg zur Ordnung zu finden. Die Moral gehört zu den Formen der Gesellschaft, ihr Wechsel, ihre Entwicklungsmöglichkeiten gründen in dieser. Der gesellschaftliche Mensch hat ohne Zwang, von außen her oder von innen, immer die Moral seiner Zeit. Genau so selbstverständlich, wie er ihren gesellschaftlichen Verkehr hat, ihre Mode trägt und ihre Sprache spricht. Um es mit einem Worte zu sagen: ein Gesellschaftsmensch sein heißt nichts anderes, als die Fähigkeit besitzen, die allgemeine Ordnung der Zeit zu der seinen zu machen. Wer diese Fähigkeit besitzt, dem wird nur noch Technisches im einzelnen lehrbar sein; wer ihrer ermangelt, wird auch die gesellschaftliche Technik nie beherrschen.

Jedes Zeitalter hat seine minutiösen Lehrbücher des gesellschaftlichen Taktes gehabt, — nicht an die alten Hofdamen sei hier gedacht, sondern an die schöpferischen Kräfte —, das Altertum den Plato, die Renaissance den Cortegiano des Grafen Baldassare Castiglione und Le Civil Consazione von Guazzo, als dieser in seinem Gentilhuomo das erste rein bürgerliche Ideal des Gesellschaftsmenschen schuf. Bellegarde formuliert der Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts ihren Kodex, am Eingang der neuen Zeit steht Knigges dickleibiger Umgang mit Menschen. Es sind nun alle diese Bücher ebenso unsterblich wie die Werke der Denker und Dichter ihrer Zeit, trotzdem sie sich doch mit, nach allgemeinem Erachten, so niedrigen

Dingen beschäftigen als Gruß, Unterhaltung, Kleidung und äußerer Moral. Was doch seine Ursache vermutlich nur darin haben kann, daß falsche Scham in der Zeit selbst ernsthafte Beschäftigung mit ihnen unterschätzte.

Verschiedene Lager warfen dem feinen und im Gesellschaftlichen so außerordentlich orientierten Freiherrn von Knigge vor, er sei ein Pedant gewesen oder ein Jesuit. Tatsächlich nun ist jeder wirkliche Gesellschaftsmensch zugleich ein Pedant und ein Jesuit. Ein Pedant, weil er der Erkenntnis, daß Beschränkung Freiheit ist, sich mächtig weiß, ein Jesuit, weil er aus dieser Erkenntnis die Schlüsse und praktischen Folgerungen zu ziehen die Fähigkeit besitzt. Der Wert aller Dinge besteht in dem Grade, der sie auf uns bezieht. Wir können dieses Wertes nur in vollem Maße teilhaftig werden, wenn wir uns auf sie beziehen. In dieser Wechselseitigkeit der Beziehungen erklingt die Urmelodie gesellschaftlichen Lebens und persönlichen Erfolges.

Wo zwei Menschen zusammen sind, da ist, im Rohen, Gesellschaft. Eine Fülle von Beziehungen spinnt sich zwischen beiden, gegenseitige Hilfe und Rücksicht läßt ein primitives Gesetzgebilde unter ihnen entstehen. Der geistig Überlegene wird schnell eine höhere Kaste repräsentieren, erkennt sie der andere nicht an, so stieben beide wieder auseinander — und das zarte Gebild ist im Beginn zerstört. Robinson auf seiner einsamen Insel mit dem Neger Freitag bildet ein klassisches Beispiel. Abseits aller Kultur formt sich das Verhältnis vom Anordnenden und Gehorchenden, ja ordentlich ein kleiner Staat mit festen Gesetzen. Das ist ein mustergültiger Beweis für das Angeborene der gesellschaftlichen Fähigkeiten des Menschen, für die Unnatürlichkeit, welche in ihrer Unterdrückung, für die kulturelle Pflicht, welche in ihrer Ausbildung und Disziplinierung liegt. Wobei als besonders auffällig notiert werden mag, welche Rolle hier sinnliches Empfinden spielt.

Die Gesellschaft ist aus dem Patriarchat entstanden, der kinderreichen Familie, deren Kinder ihrem Vater wiederum Enkelkinder schenkten und zu größerer Gemeinde anwuchsen. Großvater, Kinder, Enkel, so nennen sich die ersten sozialen Schichten. Feste Formen des Verkehrs bilden sich zwischen ihnen aus; Ehrfurcht und Liebe, mit denen man dem Vater des Geschlechts naht, erhalten zu seiner Ehrung streng vorgeschriebenen äußeren Ausdruck, eine besondere Kleidung scheidet die drei Kasten. Dieses bereits ganz ausgesprochene gesellschaftliche Zeremoniell des Patriarchats, ausgesprochen gesellschaftlich selbst in seiner Auffassung der Gottesnatur, ist die Bibel. Es ist eine absolutistische Gesellschaft, in der alle Macht und Ehre nur einem, dem Patriarchen eben, zukommen, alle gesellschaftlichen Formen nur dieses Verhältnis zum Ausdruck bringen, zwischen Mann und Frau noch nicht streng geschieden wird.

Über viele absolutistischen Formen hinweg entwickelt sich das Patriarchat zu den bürgerlichen Formen des alten Griechenland. Auch dieses viel gerühmte „freie" Hellas ist nur darum frei, weil es so überaus gebunden ist, streng und unduldsam in seinen gesellschaftlichen Forderungen. Die Kasten sind überaus scharf getrennt. Nichtsdestoweniger kann ein Tüchtiger auch aus schlechtester Kaste Staatsleiter werden. Doch so schwer drückt seine Kaste auf ihm, daß er nach Vollendung seines Amtes wieder in sie zurücksinkt: hier eine der stärksten Entwicklungshemmnisse hellenischer Gesellschaft. Die Formen des Grußes, des Verkehrs untereinander, Geschlechtsleben und Ehe, der Verkehr in der Öffentlichkeit,

zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Lehrer und Schüler, zwiſchen den Angehörigen verſchiedener Geſellſchaftsklaſſen: Alle dieſe Dinge ſind aufs minutiöſeſte geſetzmäßig geregelt, und keiner iſt ſo frei, daß er ſich dieſen Geſetzen nicht ohne Murren beugte. Der Grieche iſt deshalb „klaſſiſch" geworden, weil er der geſellſchaftlich präziſierteſte Menſchentypus war und das in aller Freiheit bis zur Pedanterie. So waren durch Jahrhunderte alle Störungen perſönlicher Entwicklung ausgeſchaltet, ſtand ja doch der Rahmen derſelben feſt.

Die griechiſche Geſellſchaft iſt eine männliche. — Die Frau iſt gegen das Patriarchat noch zurückgetreten, ſie verläßt als Ehefrau kaum das Haus, in dem ſie eine niedere Rolle ſpielt, und iſt als freier Menſch, in der Geſtalt der Mätreſſe, ungeſellſchaftlich. Der Grieche hat ganz beſtimmte Redeformen und Körperbewegungen, ja eine Mimik der Begrüßung, die der Geſellſchaftsſtufe des Begegnenden entſprechen, und dieſer ganze Kodex genau umzirkelter geſellſchaftlicher Formen wird den Knaben als wichtigſte Wiſſenſchaft bereits in der Paläſtra gelehrt, ſo daß der erwachſene Grieche etwas wie geſellſchaftliche Unſicherheit, geſellſchaftliche Fehler gar nicht kennt. Dies, und nicht etwa ſeine Kunſt, iſt es eben, was der Hellene unter „Kultur" verſteht, und ein „Barbar" iſt ihnen der in ſeinem Sinne ungeſellſchaftliche Menſch. Hierin war Hellas uns vor allem überlegen.

Mit der Vergrößerung der Staaten, ihrer Verbreitung und Intereſſierung über weitere Flächen hinweg wächſt die Kompliziertheit geſellſchaftlicher Gebilde und Formen. Rom zieht erobernd in die Welt hinaus, und indem es den unterjochten Völkern ſeine eigenen, helleniſch epigoniſtiſchen Geſellſchaftsformen aufzwingt, taucht zum erſten Male ſo etwas wie eine internationale Geſellſchaftsahnung auf. Eine Ahnung, die aber erſt im ſpäteren Mittelalter eine Art noch primitiver Verwirklichung erfährt, als die Völker, in engere Beziehungen zueinander getreten, durch Handel, Politik, Krieg gewiſſe Gemeinſamkeiten gewinnen, die einen äußeren Ausdruck verlangen. Trotz alledem iſt bis in die neueſte Zeit hinein der geſellſchaftliche Kodex kein Gemeingut, ſondern etwas mit allgemeinen Grundzügen für jedes Volk individuell Gemodeltes, wobei gewöhnlich das jeweils kulturell ſtärkſte Volk ſolche Grundzüge liefert.

Im Mittelalter iſt dies Italien als das Land, dem am früheſten eine reife Kultur eigentümlich iſt. Bei ſtrengen Geſetzen im allgemeinen große Freiheit im Individuellen kennzeichnet dieſe italieniſche Geſellſchaftskultur. Der Mann iſt durch Kampf und Handel aufs äußerſte in Anſpruch genommen, dieſe ſeine Tätigkeit nach außen hin befreit im Innern die Frau aus ihrer Kemenate, läßt ſie als Herrin und Ordnerin der Geſellſchaft ins Licht der Öffentlichkeit treten. Von nun ab bezieht ſich alle Geſellſchaft auf die Frau, ſie ſteht im Mittelpunkte des Zeremoniells, das ihre eigentliche Wirkungsaufgabe darſtellt. Die Geſellſchaft gruppiert ſich um ſie, blickt auf ſie hin, empfängt von ihr Ordnung und Geſetz.

Die Geſellſchaft des Mittelalters kennt ausgeſprochene Verkehrsformen, die von Italien aus allmählich die Welt erobern, für den Krieger und den Kaufmann, in mündlichem und brieflichem Verkehr, in Religion und Politik, in der Öffentlichkeit und zu Hauſe. Sie zieht den männlichen Körper in ihre Geſetze ein, fordert Körperkultur als geſellſchaftliche Notwendigkeit. Die Kleidung erfährt eine Pflege, die ihr ſeit langem verloren war. Staatkonzilium und Tafelfreuden, häus-

liche Ruhe und geselliges Zusammenkommen haben ihre bestimmte Kleidung, deren Wahl etwas sehr Wichtiges wird. Die Sprache erfindet gesellschaftliche Formeln, das Gespräch bewegt sich gesetzmäßig, nicht mehr in willkürlichem Durcheinander, sondern in geordneter Rücksicht. Die Kultur der Sinne blüht wieder auf, Natur und Kunst werden gesellschaftliche Faktoren. Auch die Kirche, und es ist gar kein Zweifel, daß die Hochblüte der Kultur und Kunst im italienischen Mittelalter auf dieser Vergesellschaftlichung der Gesamtheit beruht.

Als die Macht von Italien nach dem Westen wandelt, gibt die Gesellschaft ihr Zepter an Frankreich ab, in dessen Händen es bis in die Neuzeit ruhen sollte. Sicher nicht zum Vorteil der Gesellschaft. Der Franzose ist ein gesellschaftlicher Mensch, ein Mensch von Formen, aber diese seine Eigenschaften sind mehr passiver Natur, seine Höflichkeit war jederzeit mehr ein Zurückweichen als ein Erobern. So erlebt denn Europa im maßgeblichen Frankreich des Rokoko die Erstarrung und bald darauf die Entartung weiblicher Kultur. Die gesellschaftliche Herrschaft der Frau artet ins Sinnliche aus, damit verlieren alle gesellschaftlichen Formen ihren großen Sinn und Zweck, werden zierlich und spielerisch und vergessen durchaus ihre soziologische Bedeutung. Die gesellschaftliche Manneskultur des Rokoko ist ohne Zusammenhang mit der großen Menschheitskultur, eine Auerhahnbalz um das Weibchen, reizvoll genug mitunter, aber morsch und verderblich.

Aufklärung und Revolution geben dieser sterbenden Gesellschaft den Todesstoß aus dem rauchenden Blute der Hingerichteten aber steigt die neue, die bürgerliche Gesellschaft, die in den Händen der germanischen Völker liegt, an welche inzwischen auch das allgemeine Übergewicht übergegangen ist.

Lothar Brieger-Wasservogel

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

200. **Oberlehrer**, f. Mathem. und Physik, Lehrerinnenseminar, 1. 4. 11, Mark Brandenburg.
201. **Oberlehrer**, f. Gymnasium (Frz., Dtsch. Lat.), 1. 4. 11, Schlesien.
203. **Bürgermeister**, 1. 2. 11 (4500 M.), Pommern.
206. **II. Bürgermeister**, bald (12000 M.), Westfalen.
210. **Bürgermeister**, 1. 2. 11 (4500 M.), Pomm.
212. **Hauslehrer**, f. 2 Knaben, 1. 1. 11, Bez. Halle.
224. **Pfarrer**, per bald (2400 M.), Brandenburg.
226. **I. Bürgermeister**, bald (13 000 M.), Schleswig-Holstein.
227. **II. Bürgermeister**, bald (12 000 M.), Westfalen.
229. **Bürgermeister**, bald (2000 M.), Sachsen.
230. **I. Bürgermeister**, bald (13000 M.), Schlesw.-Holst.
231. **II. Bürgermeister**, 1. 4. 11 (8000 M.), Westfalen.
232. **Bürgermeister**, bald (1800 M.), Posen.
233. **Hauslehrer** z. 1. 1. 11, ält. ev., f. Sekundaner, Ostpr.
234. **Hauslehrer**, sof. f. 10jähr. Knaben, Meckl.-Schw.

B. Für Damen.

194. **Oberlehrerin** (staatl. anerk.), zu Ostern 1911. (1500 M.) (Mathematik oder Sprachen.)
195. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., sof. od. spät., Posen.
214. **Lehrerin**, ält., dtsch., mus., Turnen, f. 4 Mädchen, Oberungarn.
215. **Oberlehrerin**, f. höhere Mädchenschule, 1. 4. 11, bei Berlin.
217. **Erzieherin**, 2. 1. 11.
219. **Erzieherin**, gepr., ev., 1. 4. 11, angenehm. Stellg. in Berlin.
225. **Lehrerin**, f. 14jähr. Mädch., Ostern 1911—1912, Sachsen.
235. **Lehrerin**, ev., gepr. (Engl. gew.), f. 3 Kinder, Oberfranken.
236. **Lehrerin**, ev., gepr., erfahren, mit Lateinkenntnissen, z. 1. 1. 11., Schlesien.
237. **Lateinlehrerin**, erfahr., f. sof., Thüringen.
238. **Oberlehrerin**, 1. 4. 11, (Englisch) 3600 M.), Posen.
239. **Erzieherin**, gepr., f. Ostern f. 3 Knab., Schleswig-Holstein.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Die neuen Forſchungsinſtitute und die Zukunft der deutſchen Univerſitäten

Von Profeſſor Dr. Hans Paalzow-Berlin

Die Hundertjahrfeier der Berliner Univerſität bot eine Reihe von eindrucksvollen und vortrefflich gelungenen Veranſtaltungen. Die Freiheit des Geiſtes und die Hingabe an das Vaterland, die vor hundert Jahren zur Gründung der Univerſität führten, wurden auch jetzt bei der Erinnerungsfeier wieder beſonders lebendig. Den Höhepunkt des Jubiläums bildete ohne allen Zweifel die Rede des Kaiſers. Es waren kluge, ſorgfältig abgewogene Worte, die faſt wie eine Thronrede klangen, aber wie eine Thronrede aus der Zeit, als Bismarck noch Reichskanzler war und Lothar Bucher als glänzender Stiliſt an ſeiner Seite ſtand. Auch der Kaiſer beſchwor den Geiſt Wilhelm von Humboldts und der großen Profeſſoren Fichte, Schleiermacher und Savigny. Er ſprach über das nationale Gepräge der Wiſſenſchaft, die trotzdem Gemeingut der ganzen Kulturwelt ſei, über das Feſthalten an deutſcher Sitte und Art, über Wahrheitsſinn und den Einfluß der Wiſſenſchaftspflege auf die Bildung des Charakters, über den Ernſt und die Liebe zu jeglicher Arbeit.

Sodann machte der Kaiſer eine Mitteilung, von der die meiſten Anweſenden auf das lebhafteſte überraſcht wurden. Er eröffnete, daß ihm zur Begründung und Erhaltung von Forſchungsinſtituten 9 bis 10 Millionen Mark zur Verfügung geſtellt worden ſeien. Der große Wiſſenſchaftsplan Humboldts verlange neben der Akademie der Wiſſenſchaften und der Univerſität ſelbſtändige Forſchungsinſtitute als integrierende Teile des wiſſenſchaftlichen Geſamtorganismus. „Die Gründung ſolcher Inſtitute“, ſo ſagte der Kaiſer wörtlich, „hat in Preußen mit der Entwicklung der Univerſitäten nicht Schritt gehalten, und dieſe Lücke namentlich in unſrer naturwiſſenſchaftlichen Ausrüſtung wird infolge des gewaltigen Aufſchwungs der Wiſſen-

schaften immer empfindlicher. Wir bedürfen Anstalten, die über den Rahmen der Hochschulen hinausgehen und, unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke, aber in enger Fühlung mit Akademie und Universität, lediglich der Forschung dienen." Der Kaiser eröffnete ferner, daß er beabsichtige unter seinem Protektorat und Namen eine Gesellschaft zu begründen, die sich die Errichtung und Erhaltung solcher Forschungsinstitute zur Aufgabe stellt; dieser Gesellschaft werde er die dargebotenen Mittel überweisen. Im übrigen werde die Regierung dafür Sorge tragen, daß den zu gründenden Instituten, soweit es nötig sei, auch die staatliche Hilfe nicht fehle.

Die Rede des Kaisers rief lebhafte Beifallskundgebungen hervor. Der Rektor schloß seinen Dank mit den beiden Worten aus Goethes Götz: „Es lebe die Freiheit" — „Es lebe der Kaiser". Alle Anwesenden standen unter dem Eindruck, daß Kaiser Wilhelm hier Kunde gegeben hatte von einem Plan, der ihm recht eigentlich am Herzen liegt. Der Kaiser ist ein wahrer Freund der Wissenschaft und wendet dank der Beweglichkeit seines Geistes sein Interesse den verschiedensten Disziplinen zu. Wenn er deshalb den Wunsch äußerte, daß der Tag des Jubiläums wegen der geplanten Begründung der selbständigen Forschungsinstitute zugleich eine weitere Stufe in der Entwicklung deutschen Geisteslebens bedeuten möge, so kann man sicher sein, daß dieser Wunsch in höchstem Maße seinem eigenen hochherzigen Empfinden entsprach. Inzwischen ist ja auch bekannt geworden, daß die ganze Aktion auf die Initiative des Kaisers zurückzuführen ist. Zwar hatte schon der Ministerialdirektor Althoff ähnliche Pläne gehegt, die aber nach seinem Tode nicht weiter verfolgt wurden. Daß jetzt diese bedeutsame Angelegenheit wieder aufgenommen und vorläufig, wenigstens äußerlich, zu einem so glänzenden Ergebnis geführt wurde, das ist vor allem dem energischen und zielbewußten Eingreifen des Kaisers zu verdanken. Aber auch den Gebern gebührt der Dank der Nation. Der für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich große Betrag von mehr als 9 Millionen Mark ist von einer kleinen Anzahl von Personen gespendet worden, die fast ausschließlich den Großbanken und der Industrie angehören. Daß es möglich gewesen ist, für gemeinnützige, wissenschaftliche Zwecke eine so hohe Summe flüssig zu machen, noch dazu in kurzer Zeit, verdient unter allen Umständen die wärmste Anerkennung.

Forschungsinstitute, die keinem Lehrzweck dienen, werden schon jetzt von Staat und Reich in nicht ganz geringer Anzahl unterhalten. Aber es hat mit ihnen meist eine besondere Bewandtnis. Da sind zunächst mehrere Institute, die im Auslande oder an entlegenen Orten bestehen, wo eine Lehrtätigkeit nicht gut ausgeübt werden kann. Das Reich beteiligt sich durch die Archäologischen Institute in Athen und Rom an der Erforschung des klassischen Altertums und seiner Kunst. Preußen unterhält auf Helgoland eine Biologische Anstalt, die sich mit der Fauna und Flora des Meeres beschäftigt, und in Rom ein Historisches Institut, das hauptsächlich dazu bestimmt ist, aus den vatikanischen Archiven Veröffentlichungen zu machen. Das Geodätische Institut in Potsdam

arbeitet mit an der internationalen Erdmessung, das ebenda befindliche Astrophysikalische Institut macht spektralanalytische Untersuchungen der Sonne und der Gestirne, die aus dem Rahmen des Universitätsunterrichts herausfallen. Ferner gibt es eine ganze Reihe von Forschungsinstituten, die vornehmlich den praktischen Bedürfnissen der Verwaltung zu genügen haben; es sei hier nur an das Gesundheitsamt und an die Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft in Dahlem bei Berlin erinnert. Nur teilweise hierher gehören mehrere Berliner Anstalten, die zwar hauptsächlich der Forschung dienen, daneben aber auch für den Universitätsunterricht nutzbar gemacht werden: die Sternwarte, der Botanische Garten und das Meteorologische Institut. Alle diese Anstalten können mit den geplanten selbständigen Forschungsinstituten nicht gut in Vergleich gestellt werden. Bei den neuen Anstalten handelt es sich um etwas wesentlich andres: ein Universitätsprofessor wird, damit er sich ungestört der Forschung widmen kann, von der akademischen Lehrtätigkeit abgelöst und in ein Institut verpflanzt, das mit dem Unterricht überhaupt nichts zu schaffen hat. Doch fehlt es auch für die jetzt geplanten Neugründungen nicht ganz an Vorbildern. Da ist die Physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg. Ihre wissenschaftliche Abteilung hat die Aufgabe, die physikalische Wissenschaft durch Versuche zu bereichern. Sie wurde, als Helmholtz sich von der akademischen Lehrtätigkeit zurückzog, seinen Wünschen und Bedürfnissen entsprechend eingerichtet. Auch das Institut für Infektionskrankheiten, das für Robert Koch gebaut wurde, verdankt in der Hauptsache rein persönlichen Gründen seine Entstehung. Es wurde errichtet, als Koch seine ordentliche Professur an der Berliner Universität niederlegte. An und für sich ist nicht recht einzusehen, weshalb die in dem erwähnten Institut betriebenen Forschungen nicht in einem hygienischen Universitätsinstitut oder in einer Universitätsklinik angestellt werden können. Dasselbe gilt im wesentlichen von dem Institut für experimentelle Therapie in Frankfurt am Main, das jetzt durch seinen vortrefflichen Leiter Ehrlich und dessen Mittel gegen die Syphilis in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Vielleicht wäre das Institut nicht gegründet worden, wenn Ehrlich von einer medizinischen Fakultät zu einer ordentlichen Professur in Vorschlag gebracht worden wäre.

Was jetzt mit Hilfe der Kaiserlichen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften ins Werk gesetzt werden soll, geht somit über das Bestehende weit hinaus. Es scheint, als solle der Grundsatz verkündet werden: Die Forschung kann, wenn sie gedeihen soll, mit der Lehre nicht mehr wie bisher vereinigt bleiben. Damit würde die altüberlieferte Verbindung von Forschung und Lehre in Frage gestellt; damit würde aber zugleich die Axt an die Wurzeln der deutschen Universitäten gelegt. „Wir bedürfen Anstalten," so heißt es in der Rede des Kaisers, „die über den Rahmen der Hochschule hinausgehen und unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke, aber in enger Verbindung mit Akademie und Universität lediglich der Forschung dienen." Bisher war man im allgemeinen der Meinung nicht, daß die Forschung durch den Unterricht beeinträchtigt werde. Freilich ist nicht zu

verkennen, daß hier und da in den Kreisen der Professoren die Lehrtätigkeit heute als etwas Lästiges, als eine leidige Pflicht empfunden wird. Und nicht wenige Professoren haben ein Recht, zu seufzen und zu klagen. Besonders an den großen Universitäten mit ihren Scharen von Zuhörern sind manche Universitätslehrer geradezu überbürdet, wenn auch weniger durch Vorlesungen als durch andre mit der Lehrtätigkeit zusammenhängende Pflichten. Da sind zahlreiche Studenten in den Übungen anzuleiten, Seminararbeiten müssen korrigiert werden, Dissertationen und Prüfungsarbeiten erfordern eine zeitraubende Durchsicht. Aber muß die Abhilfe für diese unzweifelhaft vorhandenen Mißstände dadurch erstrebt werden, daß man die hervorragendsten Gelehrten ganz aus dem Lehrberuf entfernt und sie nur auf die wissenschaftliche Forschung verweist? Läge es nicht näher, die Professuren zu vermehren oder auf sonstige Weise die überbürdeten Universitätslehrer zu entlasten?

Mit vollem Recht betrachtet Friedrich Paulsen es als den besonderen Charakter der deutschen Universität, daß sie zugleich Werkstätte für die wissenschaftliche Forschung und Anstalt für den wissenschaftlichen Unterricht sei. Auch in Oxford und Cambridge, sagt er, gebe es vortreffliche Gelehrte; aber doch werde niemand die englischen Universitäten als die Träger der wissenschaftlichen Arbeit des Landes bezeichnen. Viele der berühmtesten Gelehrten, wie Darwin, Spencer, Mill, Macaulay, Gibbon, Bentham und Ricardo, hätten außerhalb der Universitäten gestanden. Auch die Gelehrten an den englischen Universitäten hielten nur ein paar Dutzend Vorträge im Jahr; der eigentliche Unterricht liege in den Händen der Fellows und Tutors. Ähnlich sei es in Frankreich. Die großen Gelehrten seien wohl Mitglieder der Akademie und hielten einige öffentliche Vorträge in der Sorbonne; sie seien aber nicht die wirklichen täglichen Lehrer der akademischen Jugend. Umgekehrt werde in Frankreich von den Lehrern an den Fakultäten nicht gerade verlangt, daß sie wissenschaftliche Forscher seien. Ganz anders in Deutschland. Hier gelte der Satz wenigstens als Regel, daß alle Universitätslehrer wissenschaftliche Forscher und umgekehrt alle wissenschaftlichen Forscher Universitätsprofessoren seien. Wenn von einem deutschen Gelehrten die Rede sei, so frage man sogleich: „An welcher Universität ist er?“ Und wenn er an keiner sei, so dürfe man voraussetzen, daß er dies als eine Zurücksetzung empfindet.

Und nun schildert Paulsen, wie bedeutsame Folgen dies Verhältnis für die Gestaltung unsres gesamten geistigen und wissenschaftlichen Lebens hat. Zunächst kennzeichnet er den wohltätigen Einfluß der großen Lehrer. „Unsre Denker und Forscher,“ sagt er, „sind unserm Volk nicht bloß als Schriftsteller vom Papier her, sondern als persönliche Lehrer von Angesicht zu Angesicht bekannt.“ Er erinnert daran, daß Männer wie Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher vor allem als akademische Lehrer auf ihre Zeit gewirkt haben. Dasselbe gelte von den großen Philologen Heyne, Friedrich August Wolf und Gottfried Hermann. Es sei ein Glück für die deutsche Jugend, daß sie auf der Universität

mit den geistigen Führern des Volkes in unmittelbare Berührung komme; sie empfange dadurch die tiefsten und nachhaltigsten Anregungen. Auf der andern Seite sei die Lehrtätigkeit aber auch für die Forscher erfreulich und fruchtbar: sie blieben jung im Verkehr mit der Jugend. Der Professor werde angeregt und belebt durch die Wirkung seiner Worte auf die jungen Zuhörer; diesen Vorzug müsse der einsame Schriftsteller entbehren. Auch sei es von Vorteil, daß der Lehrer bei seinem Kathedervortrage beständig genötigt werde, den Blick auf das Wesentliche und Allgemeine zu richten.

Für die nächste Zeit wird man nun von der Begründung der neuen Institute eine Gefahr für die Universitäten nicht zu befürchten brauchen. Es handelt sich doch im günstigsten Falle nur um eine beschränkte Zahl von reinen Forschungsinstituten, die in enger Verbindung mit der Universität bleiben sollen, und niemand denkt daran, auf den Universitäten selbst die Forschung von der Lehre zu trennen. Allein das jetzige Vorgehen ist offenbar nur der erste Schritt auf einem längeren Wege. Der Kaiser sagt: „Möge dieser Tag eine weitere Stufe in der Entwicklung deutschen Geisteslebens bedeuten." Das läßt darauf schließen, daß man sich nicht mit einigen wenigen Instituten begnügen will, sondern daß planmäßig und systematisch darauf hingearbeitet werden soll, die bedeutenderen Gelehrten ausschließlich der Forschung zuzuführen und von der Lehrtätigkeit ganz zu befreien. Auch Wilhelm Ostwald, der bekannte Chemiker, teilt unsere Auffassung, wenn er in einem Zeitungsaufsatz von der beginnenden Trennung der Forschung von aller andern Inanspruchnahme, auch vom Unterricht, spricht und emphatisch ausruft: „Unserm Jahrhundert wird es vorbehalten sein, die schöpferische wissenschaftliche Arbeit, die bisher immer und überall im Nebenberuf hat geleistet werden müssen und der Menschheit somit als freies Geschenk dargebracht worden ist, auch als Grundlage einer bürgerlichen Existenz anzuerkennen und zu entlohnen."

Ganz abgesehen von unerquicklichen persönlichen Verhältnissen, die aus der Trennung von Forschung und Lehrberuf entstehen können, wird auch die Qualität der Hochschullehrer eine Einbuße erleiden. Denn sobald reine Forschungsinstitute in größerer Zahl errichtet sind, liegt es nahe, daß bei der Besetzung der Universitätsprofessuren in der Hauptsache nur noch auf Lehrgeschick Rücksicht genommen werden wird und weniger auf wissenschaftliche Leistungen. „Man kann die Wissenschaften von den Universitäten vertreiben," sagt Dahlmann bitter, „indem man diese auf die Fortpflanzung überlieferter Kenntnisse beschränkt. Es geht durchaus nicht über die Macht des Staates, die bisherigen Sitze freier Bildung in hämmernde Werkstätten zu verwandeln." Er schildert die Folgen eines solchen Zustandes: „An den Stellen, wohin sonst ein edler Ehrgeiz die Bestgebildeten führte, werden Handlanger stehen, und man wird es recht am hellen Tage erkennen, wie deren Geschäft stille steht, sobald die Wissenschaftlichen, die vom Lehren ausgeschlossen sind, nicht den Anstoß mehr geben."

Bei alledem muß jeder Unbefangene doch einräumen, daß eine Trennung von Forschung und Lehre bis zu einem gewissen Grade im Zuge der Zeit liegt. Die Wissenschaft spezialisiert sich immer mehr, die Arbeitsteilung wird immer weiter getrieben. Daneben verträgt der Universitätsunterricht eine gleiche Spezialisierung nicht, weil aus pädagogischen Gründen in allen Disziplinen grundlegende Vorlesungen gehalten werden müssen und auch die Ausbildung für die höheren Berufe dasselbe verlangt. Ein Professor der Chemie arbeitet vielleicht nur auf dem Gebiete der Kolloide oder Terpene; aber er ist genötigt, in jedem Semester eine zusammenfassende Vorlesung über organische oder anorganische Chemie zu halten. Zwar streben nicht wenige gelehrte Spezialisten danach, daß ihr besonderes Fach durch Begründung einer Professur und Errichtung eines Instituts als eine neue Disziplin anerkannt werde; aber die Unterrichtsverwaltung ist häufig nicht in der Lage, solchen Wünschen zu entsprechen. Die Folge ist dann schließlich, daß man an die Begründung selbständiger Forschungsinstitute außerhalb des Rahmens der Hochschule denkt.

Dazu kommt die Furcht vor der amerikanischen Konkurrenz. In Amerika sind bekanntlich in den letzten Jahren mehrere große Institute mit fast unbegrenzten Mitteln errichtet worden, wie das Carnegie-Institut in Washington, und mancher glaubt daher wohl, daß wir in der wissenschaftlichen Forschung von Amerika überflügelt werden könnten. Diese Besorgnis scheint mir jedoch stark übertrieben zu sein. Gewiß ist mit großen und unerschöpflichen Geldmitteln in der Forschung viel zu erreichen, besonders da, wo mit einem teuren Material gearbeitet wird, wie etwa dem Radium, oder wo es sich um einen organisierten Großbetrieb der Wissenschaft handelt, wie bei der Anfertigung von Tabellen, der Herstellung von großen Wörterbüchern oder der Vornahme langer Reihen von Versuchen. Aber im allgemeinen hat der Satz, daß die Masse es bringen muß, auf diesem Gebiet keine Geltung. Es genügt nicht, in jeder Woche einen Band herauszubringen; es kommt auf die Gründlichkeit der Arbeit und die geistige Durchdringung des Stoffes an. Mit Geldmitteln allein, und seien sie noch so gewaltig, kann man keine großen Gelehrten züchten. Das ist tröstlich für uns; denn mit den amerikanischen Milliardären können unsre Großkapitalisten doch nicht gleichen Strang ziehen. Es läßt sich auch mit einem bescheidenen Apparat unter Umständen viel leisten. Liebig hat seine großen bahnbrechenden Untersuchungen in einem Laboratorium gemacht, das nach heutigen Anschauungen als völlig unzureichend betrachtet werden würde. Ist es daher notwendig, die dem Kaiser überreichten Millionen in Bauten anzulegen?

An wissenschaftlichen Anstalten haben wir eigentlich keinen Mangel; für die Begründung und Ausstattung von Universitätsinstituten, besonders von naturwissenschaftlichen und medizinischen, ist im letzten Menschenalter in Preußen und auch in den übrigen deutschen Staaten ungeheuer viel geschehen. Wenn das nötige Geld zur Verfügung steht, ist es ja verhältnismäßig leicht, für einen großen Gelehrten ein Forschungsinstitut zu bauen. Aber ist auch zu erwarten, daß nach seinem Tode stets

ein vollgültiger Ersatz für ihn da sein wird? Dürfen wir hoffen, daß in einem bestimmten Fache fortdauernd oder auch nur in jeder Generation Genies entstehen? Ob die Nachfolger von Helmholtz die Physikalisch-technische Reichsanstalt auf der früheren Höhe gehalten haben, darüber sind die Meinungen sehr geteilt. Auch das ist zu bedenken, ob nicht mancher große Gelehrte in Anhänglichkeit an den Lehrberuf lieber an der Universität bleibt, als daß er sich in einem Forschungsinstitut gewissermaßen auf das Altenteil zurückzieht.

Nach der Rede des Kaisers könnte man vermuten, daß die neuen Institute als preußische ins Leben treten sollen; doch werden dem Vernehmen nach Reichsinstitute geplant. Vielleicht sollen aus den Mitteln der kaiserlichen Gesellschaft nur die Baukosten bestritten werden, während der Staat die Aufgabe haben wird, den Bauplatz herzugeben, und das Reich die laufenden Unterhaltungskosten bezahlt. Auch über die persönliche Stellung, die den Institutsleitern und ihren Assistenten gegeben werden soll, verlautet noch nichts. Es wird namentlich darauf zu achten sein, daß sie der Regierung gegenüber dieselbe Unabhängigkeit erhalten wie ein Universitätsprofessor, und daß die Freiheit der Forschung ihnen verbürgt wird. Ebenso ist noch nicht bekannt gegeben, wie die geplante enge Fühlung der Forschungsinstitute mit Akademie und Universität hergestellt werden soll. Nach Zeitungsnachrichten will man zunächst ein Institut für physikalische Chemie und ein solches für organische und anorganische Chemie begründen, und zwar in Dahlem bei Berlin. Für das Chemische Institut sind angeblich von der chemischen Industrie schon Materialien im Werte von einer Million Mark zur Verfügung gestellt worden. Ein chemisches Forschungsinstitut, und zwar ein Reichsinstitut, wurde schon vor vier Jahren geplant. Es sollte damals in der Weise begründet werden, daß Preußen den Bauplatz zur Verfügung stellte, die chemische Großindustrie die Kosten des Baues trüge und das Deutsche Reich die Mittel für den Betrieb aufbrächte. Anscheinend ist damals das Projekt an dem schlechten Stande der Reichsfinanzen gescheitert. Gegen den Plan hatten auch in der Fachpresse trotz der vorherrschenden Hurrastimmung mehrere sehr gewichtige Stimmen Bedenken erhoben, zum Teil dieselben Bedenken, die eben von mir zum Ausdruck gebracht sind. Besonders sind in dieser Beziehung die Professoren von Martius und Delbrück sowie der Geheime Kommerzienrat Dr. Gans in Frankfurt am Main zu erwähnen. Von diesen Dingen wird ausführlicher erst zu sprechen sein, wenn die Absicht, ein chemisches Forschungsinstitut zu begründen, festere Gestalt gewonnen hat.

Interessant ist es zu sehen, welches Echo die Mitteilungen des Kaisers in der Professorenwelt und in der Tagespresse gefunden haben. Man kann sagen, daß eigentlich jeder etwas andres aus den kaiserlichen Worten herausgelesen hat, und jeder das, was seinen eigenen Wünschen entspricht. Ein Berliner Blatt setzt als selbstverständlich voraus, daß die neuen Institute in Berlin gegründet werden, und sieht im Geiste die Hochburg der Universität umgeben von einem Kranze detachierter Forts; eine rheinische Zeitung preist dagegen vor allem eine

verständige Dezentralisation an, damit auch die Provinz an dem reichen Segen ihren Anteil habe. Der eine will besonders die Erfindungen gefördert wissen, ein andrer — Professor Haeckel in Jena — verlangt umgekehrt die Berücksichtigung der Wissenszweige, die keine unmittelbare praktische Bedeutung haben, wie der von ihm vertretenen Zoologie. Dabei werden an die bereitgestellten 9 bis 10 Millionen, die ja allerdings wahrscheinlich noch eine Vermehrung erfahren, überschwengliche Hoffnungen geknüpft. Man stellt es so hin, als wenn die deutsche Wissenschaft nun von aller Not befreit und aller pekuniären Sorgen ledig wäre. Es sei hier nur daran erinnert, daß der preußische Staat seinen Universitäten einen Zuschuß von etwa dreizehn Millionen zahlt, und zwar nicht einmalig, sondern alljährlich, ungerechnet die außerordentlichen Ausgaben für Bauten und dergleichen. Auch der Leipziger Historiker Karl Lamprecht setzt voraus, daß er für sein Universitätsinstitut von dem neuen Reichtum sein vollgerütteltes Maß erhalten wird. Daß der Kaiser ausdrücklich in erster Linie von naturwissenschaftlichen Instituten gesprochen hat, ignoriert er. Ein andrer Professor, der sich in der „Kölnischen Zeitung" vernehmen ließ, findet sich auch mit dem Worte des Kaisers leicht ab, daß die neuen Anstalten, unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke, lediglich der Forschung dienen sollen. Er legt dieses Wort cum grano salis dahin aus, daß dabei nur an den elementaren Hochschulunterricht gedacht sei, nicht aber an die Unterweisung angehender Gelehrten und die Abhaltung von Kursen für Vorgeschrittenere. So sehr liegt den deutschen Gelehrten der Lehrtrieb im Blute!

In der Rede des Kaisers wird der Plan, reine Forschungsinstitute zu begründen, nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet. Alle Einzelheiten müssen deshalb späterer Erörterung vorbehalten bleiben. Heute hielt ich es vor allem für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Errichtung der neuen Forschungsinstitute auch gewisse Gefahren für unsre Universitäten mit sich bringt. Diese Gefahren zu vermeiden, wird eine Hauptaufgabe der Männer sein, die dazu berufen sind, die reichen Mittel zu verwenden. Möge es ihnen hierbei nicht an Weisheit und Umsicht fehlen, damit die hochherzigen Absichten des Kaisers erreicht werden, ohne daß die deutschen Universitäten ihrer historischen Eigenart entfremdet und in ihrer Bedeutung herabgedrückt werden.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der neue deutſche Shakeſpeare

Von Berthold Vallentin-Berlin

Friedrich Gundolf*) ergreift Shakeſpeare nicht in ſeiner Oberflächenerſcheinung, die ihm von anderthalb Jahrhunderten Literaturgeſchichte aufgeprägt iſt, als höchſtes Muſter einer beſonders kompliziert gedachten Gattung der Dichtung, des Dramas, ſondern in ſeiner Grund- und Geſamtverfaſſung als allgemeines dichteriſches Ingenium, deſſen lebendiger — alſo ihm in ſeiner Beſonderheit (zeitlicher, volklicher, individueller) zukommender und als ſolcher in der gleichen Form nicht nachzubildender — Ausdruck ſein Drama iſt. Er umarmt in Shakeſpeare den Typus des großen Dichters der Reihe Homer, Sophokles, Dante, Goethe. Seine lebendige Form, die dramatiſche, erlebt er nicht als Muſter und Vorbild einer Gattung (eher noch als ihren Widerſpruch und ihre Verwerfung), ſondern als das eines Dichteriſchen überhaupt, als Offenbarung einer der großen allgemeinen, das Dichteriſche tragenden (aber eben in ihr zeitlich, volklich, perſönlich gebundenen) Grundkräfte des Menſchlichen.

Dieſe Anſchauung von Shakeſpeare als von einem lebendigen, nur von den großen menſchlichen Grundkräften abhängigen dichteriſchen Ethos iſt es, die dies Werk zu einem neuen, zu einem programmatiſchen, die dieſe Überſetzung zur erſten Verdeutſchung des britiſchen Genius macht. Eine Betrachtung der äußeren Umſtände, unter denen dieſe Überſetzung entſtand, und der dichteriſchen Verfaſſung ihres Urhebers wird gleichmäßig unſere Aufſtellung rechtfertigen.

Die Leere der Schauſpielhäuſer — auch derer, welche die am literariſchen „Betrieb“ beteiligte Preſſe jeweils als ſogenannte „Kulturtheater“ vorſchiebt — beweiſt heute dem ſachlich Sehenden unzweideutig das Aufhören des Zuſammenhangs zwiſchen Theater und Publikum; nur einige unbelehrbare deutſche Ideologen glauben, ſie könnten mit der Langeweile diffiziler Konſtruktionen über einem ſpekulierten Gattungsbegriff die für das Volk (und das bleibt das Weſentliche) gar nicht in dieſem Sinn exiſtierende literariſche Gattung Drama ſtützen und

*) Shakeſpeare in deutſcher Sprache herausgegeben, zum Teil neu überſetzt von Friedrich Gundolf (bisher ſind erſchienen Band I und II) im Verlag von Georg Bondi, Berlin, Buchſchmuck von Melchior Lechter.

noch etwas anderes als den „Grafen von Luxemburg" Theater heißen machen. In dieser Zeit unternimmt es ein junger, dem literarischen Betrieb fernstehender, den wahren dichterischen Trieben seines Volkes um so näherer Dichter, seiner Generation einen neuen Shakespeare zu schenken. Der Iktus, der von der ersten Zeile der Einleitung über alle folgenden und jedes Wort der Übersetzung flammt, hat einen solchen Ungestüm gegenwärtig atmenden Lebens, daß er — ohne literarhistorische Beihilfe — den Verdacht widerlegt, das Werk sei als Beistand einer literarischen Gattung, als Werbekraft für sie beim Publikum gemeint, ebenso den, diese Übersetzung bedeute für ihren Verfasser die Befriedigung persönlicher Vorliebe oder der jetzt so geschätzten allgemeinen Kulturinteressen, die doch nichts sind als die — gegenüber den siebziger Jahren verfeinerte — Sucht nach der Anekdote. Dem lebendigsten Eifer einer ihrer Vollendung nahen Kraft, dem stolzen Glück eines die Gegenwart als seinen blühenden Besitz erlebenden Ingeniums verdanken wir dieses Werk als hoch ausgerufenes Ja zu den ebenbürtigen Taten seiner Zeit. Solche Taten liegen nicht beim Theater. Weder hat jemand dort den Willen, noch den Plan, noch die Kraft zu ihrer Ausführung. Dagegen durchläuft die junge Generation ein sehr lebhafter Drang zum unbedingt Dichterischen, zur Ergreifung und Formung des ihr gültigen gegenwärtigen Weltganzen in dichterischem Gesicht und Bilde, ohne nach Gattungen zu fragen. Diese gehören der dem lebendigen Schaffen nachfolgenden Erkenntnis an. Sie durch Neuschöpfungen lebendig machen zu wollen, heißt die Bedingungen natürlichen Wachsentums verkennen. Wir suchen den Dichter aus dem Blute, der wieder eine Gattung mache, nicht den Dichter aus der Gattung, der gar keine ist. Nur der gilt uns Dichter, der uns eine neue, uns eigene Art und Form künstlerischen Weltsehens und -bildens schenkt, der das kunstmäßige Erfassen der Welt (das ist eine besondere neben allen übrigen Pragmatiken des Erfassens) uns neu vermittelt, der uns ein neues Organ gibt, durch das wir uns kunstmäßig der Welt bemächtigen. Das Organ, mit dem die griechische Welt beschenkt war, war das Kultdrama, das der mittelalterlichen Welt die dem Vasallitium göttlich-menschlichen Rechts zugeborene dichterische Ruhmverkündung (heroisch-mystischen Gestus), die Epopöe. Die nördliche (protestantische) Renaissance, erlöst von den überirdisch gegründeten Kulten der früheren Epochen, schuf sich den Kult des heroischen Menschen, der befreiten Weltmächte, der darum nicht weniger ein Kult, eine die zeitige Gesellschaft umschließende geistige Lebensform war, weil er frühere bereits dogmatisch gewordene und als solche erkennbare Kulte verwarf und an ihre Stelle eine scheinbar zügellose Verherrlichung des menschlichen Einzellebens setzte. Er war Kult, da er nicht etwa eine gelehrte, durch Druck und Schrift verbreitete geistige Überzeugung war, sondern einhellig das Leben dieser Menschheit bestimmte und sie einem über sie hinausgehenden Geistigen unterwarf. Ihr Lebensausdruck, ihr künstlerisches Mittel war das heroische Drama, die Helden- und Tatverehrung (statt derjenigen der Götter oder des gottmenschlichen Bundes),

aber nicht minder ein Verehren, ein vereri, ein venerari, ein Schaffen aus dem Zustand begeisterter Scheu und andächtiger Verherrlichung.

Wer das Werk Shakespeares in ein anderes Absehen setzt, lebt außerhalb der Kräfte, die allein dichterische Welt machen und etwas für sie bedeuten. Der schöne Vers, die groß erfundene Handlung, ihre feine Motivierung oder gewaltige Ausspannung, die folgerechte Anlage, Entwicklung, Auflösung der sogenannten Charaktere haben als solche weder für sich noch zusammen etwas mit Dichtung zu tun. Das ist ebenso Mache wie irgendein anderes Berufliches, das oft schwerer und nur mit längerer Übung und härteren Prüfungen erworben werden kann. Was nicht erworben werden kann und eben das mittlere Kennzeichen des Dichterischen ist, ist das seine Mitwelt überwindende, überfliegende Ergreifen nnd Errichten ihres Symbolon für sie, das als ein Zugleichwirksamwerden von (sinnlichem) Sehen, (übersinnlichem) Erfahren und (menschlich-werkmäßigem) Machen zu den wahren unbegreiflichen Wundern der Welt gehört, die man „Kunst" nennt. Davon etwas abzuleiten und eine Gattung daraus zu machen, ist ebenso sinnig, wie wenn man den Mannaregen in der Wüste oder den Fall Jerichos zu Typen machen und daraus ein für allemal gültige weltliche Institutionen ableiten wollte, die für die Nachwelt noch die Verbesserung und Vervollkommnung der an sich vollbürtigen primären Erscheinungen übrig ließen.

Diejenigen, die die Kunst Shakespeares als Angel und Pol einer dramatischen Literatur verkünden, die die „Aufgabe" hat, sogenannte „tragische Notwendigkeiten", „ewige, in sich beruhende Menschheitskonflikte" darzustellen, sehen Shakespeare bestenfalls als den Vergrößerungsspiegel ihres eigenen Ingeniums, sehen, wie sie immer tun, nicht mit sinnlichen Organen das Sachliche, sondern mit begrifflich verstümmelten das Kategorische, Generische, das nie zu sehen ist, das aber, wie es scheint, für die heutige Welt die vollkommene Macht des tatsächlich Sichtbaren besitzt. So sehr, daß die unbegriffliche Ansicht des einzelnen Wirklichen ihm gegenüber schon sensationell gesteigert oder idealisiert erscheint. Ein Theaterstück ist nicht mehr ein Theaterstück, in dem etwas vorgeht. Nicht mehr der Held, die Handlung, der Vorgang wird gesehen, erlebt, empfunden, sondern es ist das Ding aus einer Gattung „Drama" (ob es will oder nicht; auch der französische Exzentrikschwank muß sich das gleiche kritische Gerät gefallen lassen), das die Anforderungen des Gattungsbegriffs an Konstruktion, Motivation, Psychologie mit seinen Helden, Handlungen, Vorgängen so oder so, gut, weniger gut oder schlecht erfüllt. Daß es als sachliches Ding in seiner Ganzheit (Gesehenes und Gestaltetes in Einheit, wie es dasteht) für die Zeit etwas bedeuten kann und von daher angesprochen werden muß und nicht von der Gattung her, ist natürlich den Wirklichkeitblinden, Begrifffichtigen fremd. Da erscheint denn Shakespeare als der glänzende Konstrukteur der „in sich notwendigen, in sich bedingten ewigen Konflikte", als der feine Motivierer, der scharfe Psychologe. (Welche Beleidigung und Schmähung für den Dichter, ihn mit Vorzügen zu behängen, die jedem seinen Beruf ausfüllenden Beamten

oder Kaufmann eignen sollen und zum Glück Tausenden eignen!) Obwohl, wenn sie sachlich sähen, sie mit Unbehagen gewahr werden würden, wie unbedingt und willkürlich er Konflikte schürzt und löst, wie er ihre Entwicklung ganz mechanisch grob motiviert, wie lächerlich einfältig — und gar nicht fein — seine Psychologie ist, eine offensichtliche Preisgabe von Dingen, die ihm als Dinge der Welt wie hundert andere ihrer Wissens- und Erfahrensschätze nichts wert schienen gegenüber seinem gewaltig ausbrechenden Drang, den heroischen Menschen zu machen, in glühender Sucht sich ihm selbst einzuverleiben und in verschönter, gereinigter Form aus ihm hervorzugehen. Sie sollen doch den Othello ansehen mit der wunderbar in sich bedingten Schürzung des Konflikts, die nichts ist als die vorausgesetzte Glut des Heros Othello: zu haben und zu halten. Sie mögen die feine Motivierung der Handlung durch die recht theatermäßigen Teufeleien des Jago beachten und die scharfe Psychologie, die aus jedem der faustdick seine List ankündigenden Worte des Jago und der ihre Einfalt ebenso dick unterstreichenden des Othello und Cassio spricht. Und Romeo und Julia, den Kaufmann, Antonius und Kleopatra! Dann werden sie uns den Hamlet entgegenhalten, kaum den Lear. Denn wir haben ja nicht gesagt — und nichts wäre so lächerlich wie das —, daß Shakespeare nicht der Herr der köstlichen Gaben gewesen sei, die das heutige Dichtvolk als die Kleinodien der Dichtung ausruft, als da sind: in sich bedingte Konfliktsschürzung, sichere Motivation, scharfe Psychologie. — Er war ja doch wohl nicht weniger geistig als seine Zeitgenossen von bürgerlichem Berufe und als seine vermeintlichen Epigonen, die nun ihn selbst zum „Beruf" gemacht haben, der sich von andern Berufen durch nichts mehr als durch die unordentliche freibeuterische Art seiner Vorbildung und seine zunftzwangfreie Zulassung zur Ausübung des Gewerbes unterscheidet. Er hat wohl so gut wie sie auch den Menschen innerer Zwiespalte begriffen, so gut wie sie ohne Bemühung äußerer Mechanismen das Triebrad der Aktion rein geistig in Bewegung zu setzen und das Wachstum ungeheuerer Geschehnisse aus winzigsten und verborgensten Gedanken sichtbar zu machen vermocht. Nichts anderes beweist zu ihren Gunsten der Hamlet. Aber er hat es nicht um deswillen getan, weil dies zu tun ihm ein Werk seiner Mühe würdig erschien, oder weil er es überhaupt nur für irgendwie belangreich gehalten hätte, sondern weil dies die dem besondern geistigen Stoffe (Hamlet) in seiner Konzeption zugeborenen technischen Mittel waren, die in jedem Dichtwerk bis in die gröbsten Arten hinein andere sind. (Vgl. Othello, wo sie ganz primitiv theatermäßig sind, den Effekt verdeutlichen und hervorheben.) Sachlich gesehen ist auch hier nur wesentlich und dichterisch: die Empfängnis und Aussetzung des heldischen Gesichtes aus dem Blute des Dichters durch das Wunder — das unaufhörbar Eine von Schau, Andacht, Mache, welches jeden Begreifens, um so mehr jeden Anwendens, Tradierens und Ausbildens spottet. Man verwechsle hiermit nicht die echte Tradition, welche das Dichterische des Dichters begreifend, seine Folge darin sieht, daß sie rein

wie er ihre eigenen dichterischen Kräfte aus ihrem eigenen Blute wirksam machen will.

Nun scheint die Zeit wieder da für eine Neugeburt des Dichterischen: die junge Generation ersehnt es und begreift es in der Zeit. Wo es im einzelnen liegt und zu finden ist, ist hier nicht der Ort, aufzuzeigen. Genug, daß ein solch unbedingtes, die Zeit mit einem besondern künstlerischen εἶδος und einer besondern künstlerischen ἐνέργεια repräsentierendes Dichterische da ist und von ihr begriffen wird. Da hinein wurde der neue Shakespeare Gundolfs geboren — in diesen weitesten und gültigsten Rahmen lebendiger Dichtung und nicht in das Rähmchen einer Literaturgattung. Und so zeigt er — und er zum erstenmal kann es — den Dichter selbst, Shakespeare, in seinem unliterarischen Begriff, als den mächtigen kultischen Sprecher einer Zeit und eines Volkes, den ungeheueren Former (Bewältiger mit künstlerischem Organ) des Kulturstoffs einer ganzen, lebendigen Epoche, den geistigen Herrn der Zeit, insofern er allein über ihr ganzes Gut, einschließlich aller andern Tätigkeitsformen, wirkend verfügt*).

Aber er konnte es nur, weil dem allgemeiuen Zeitverhalten und -bedürfen in ihm eine Kraft antwortete, die die fordernden Stimmen, noch ehe sie laut geworden, innerlich seherisch gehört und in ihrer Befolgung sich zu jener bedingenden dichterischen Verfassung heraufgenährt hatte, die wir als ein wechselseitiges Sichdurchdringen von verehrender Scheu und begeistertem Werktrieb festgestellt haben, und weil die Bildform, die Materie, in der sich diese geistige Verfassung auswirkte und darstellte, diejenige Shakespeares, den heroischen Menschen, so nahe berührte, daß ein unmittelbares Ergreifen des frühen und fremden Genius möglich war.

Die ersten Veröffentlichungen Gundolfs, vor allem der Fortunat**), leben noch nicht von dieser zentralen Herrschaft eines allgemeinen und unbedingten inneren Gesetzes. Im Fortunat sind die leuchtenden dichterischen Kräfte gleichsam noch an ihr eigenes Anschaun, ein taubes Sich-selbst-genügen, In-sich-selbst-Verliebtsein verloren. Sie steigern sich sozusagen durch die Berauschung an ihrem eigenen Glanze zu Höhen, welche sehr beträchtlich sind; aber sie werden nicht von innen, von einem unsichtbaren stoßenden Kerne zusammengeschossen auf eine das Ganze überschauende und ihm gipfelhafte Form gebende Höhe. Noch fehlt das Verlorensein an die eine Gestalt, die eine Tat, welche alles Dichten in ihre eine Richte schmilzt und mit ihrem zentralen Brande das ganze Gebild gestaltiger und farbiger macht als der jagende und fliehende Wechsel nur sich selbst genügender dichterischer Bilder. Doch sind Hindeutungen des gerechten dichterischen Verlangens in jenem Wege vorhanden. Der Spruch des Lenardo im vierten Gesange verrät etwas von dem Drängen der dichterischen

*) Vgl. hierzu Friedrich Wolters, Herrschaft und Dienst, insbesondere S. 52 ff. (Berlin 1910, Einhorn-Presse.)

**) Fortunat. Vier Gesänge von Friedrich Gundolf. Mit Titelzeichnung von Ernst Gundolf. Berlin 1908. Verlag der Blätter für die Kunst.

Geburt, dem Hingezogen-Hingestoßensein zur Ausformung weltlich-heldischen Lebens aus einem weltlich-heldischen den Dichter beherrschenden Lebensgefühl.

In den „Zwiegesprächen" von Friedrich Gundolf (Berlin 1905. Verlag der Blätter für die Kunst) ist dieses Ethos schon ganz durchgedrungen und fast auf seine letzte Spitze gebracht (worin die Jugend des wahren Dichters sich verkündigt). Noch freilich quillt dies Ethos, die erregende, begeisternde Heldenschaft als solche über die engen Bildformen heraus. Das Wunder heldischer Menschheit, ihr Grund und Umfang, quält und reizt den Dichter noch so, daß er zu dem Helden selbst, der ruhigen Erscheinung und Erfüllung des Wunders, seinem unbekümmerten Sein ohne Frage und Sorge um Ursprung, Recht und Ziel noch nicht vorzudringen vermag. Aber um so mächtiger redet die Stimme sein erfüllendes Wunder, sein dunkles An-die-Welt-Gebundensein und helles Über-sie-fortschreiten, das mythische Geheimnis des Halbgöttlichen aus (Iskenders Letzte Fahrt, das dritte der Zwiegespräche). Und wie sehr die innere Weisung des Dichters auf das Körperlichmachen, das unbedingte Vergegenwärtigen heroisch-mythischer Gesichte weist, verrät die unmittelbar wirkende Form dieser Zwiegespräche, die, obwohl noch das Ethos selbst zusammenballend, nicht die von ihm lebende Gestalt errichtend, sich schon in Gestalten ordnet, das Ethos verteilend in sie verleibt und so mit dem äußeren Gefüge dahin vordrängt, wohin die innere Bildung des Dichters verlangt.

Parallel zum Iskender läuft der spätere Alexander. Hier drängt bereits der mit dichterischem Auge in seinem Tiefsten gesehene Held aus dem unbegrenzten Meer von Heldenschaft (das den jungen Dichter umfing und festhielt,) in die sichere Räumlichkeit weltlich-zeitlichen Geschehens. Ihm ist jetzt mit sehendem Auge und formender Hand Bahn geschaffen. Die Sphäre der Umwolkung, des Sich-gefangen-fühlens in einem diffusen, vielgestaltigen Weltlichen und des Dagegenanringens und Losbrechens verlassen Held und Dichter gemeinsam. Die Verfassung unseres Dichters, sein heroisch-enthusiastischer Wille, eine höhere Menschenform körperhaft zu bilden, bedeutet das Drängen zu einem Kultischen, das in dem Vorhandenen der Welt sein Gleiches nicht in Sophokles oder Dante, kultischen Erscheinungen mit außerweltlichen Polen, sondern nur in dem Einen findet, der der sinnlichen Welt ihren Kult gegeben hat: Shakespeare. Ihm mußte der Dichter gerade in dem gegenwärtigen Stande seiner Entwicklung wie unter einem Zwange nahekommen. Der Augenblick, in dem eine künstlerische Kraft ihr eigentliches Maß, ihre eingeborene Bildung aus assoziativen Umhüllungen herauszustellen am Werke ist, überwirft die Welt für ihr erkennendes Auge mit einem Lichtkreis, der alle die nur assoziativ für sie bestimmten, ihr innerlich fremden Teile in Schatten läßt und nur das bescheint und leuchtend heraushebt, was in der Kraft wiederkehrt. Für Friedrich Gundolf, den Dichter, wurde jetzt das Hineinströmen aller eigenen Kraft in das väterlich nehmende, sammelnde und tausendfache Kraft zurückströmende Gefäß Shakespeare eine Notwendigkeit.

So wurde aus Zeit und Geist der erste deutsche Shakespeare.

Wenn Erwin Kalischer in der „Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft" (V. Band Heft 1) die Wirkung dieses Shakespeare gegenüber den älteren Übersetzungen in des Dichters neues Erleben der sprachlichen Gewalt setzt, so faßt er das Geheimnis in einem und nicht seinem geringsten Teile, nicht aber in seiner Ganzheit und nicht in seiner Mitte. Er enthüllt die vom Zentrum zur Peripherie durchbrechende Kraft, die ganz neu von den Feuern des Innern durchglutet ist; aber diese durchbrechende Glut selbst, das mittlere Feuer enthüllt er nicht. Und doch ist das, was wir vorher genetisch ableiteten, epideiktisch zu bewahrheiten. Die vielen Stellen, die Kalischer und Bab in der „Schaubühne", 1908 Heft 53, 1910 Heft 8 und 9 herbeigezogen haben, um die durch die neue Sprache verlebendigte Dichtung darzutun, beweisen die tiefere, die innere Umgestaltung der früheren Übersetzung, die wesentliche Erweckung des alten Dichtgutes, das wirkende Zentrum der Neuschöpfung. Wenn die mit Recht von Kalischer hoch berufene Stelle des Coriolan:

Mein Name ist Cajus Marcius, der dir selbst
Und allen Volskern großes Weh und Unheil
Gebracht hat: davon zeuge mein Beiname
Coriolanus

die ihr von Kalischer ganz vortrefflich zugeschriebene Eignung besitzt: „Ein Rhythmus ist geschaffen. Aber geschaffen. Heraufgestiegen wie aus einer Gärung, in die die Shakespearesche Stelle die Seele setzt, und diese Übertragung ch damit über die matte „Paraphrase" der älteren Übersetzung leuchtend hebt:

Mein Nam' ist Cajus Marcius, der dich selbst
Zuerst und alle deine Landsgenossen
Sehr schwer verletzt' und elend machte; zeuge,
Mein dritter Name Coriolan

so stammt die wegräumende Gewalt und unantastbare Wucht der Neuschöpfung in ihrem Letzten nicht aus dem Rhythmus und auch nicht aus der Gärung, sondern aus einem sicheren, urtümlichen und umfänglich darstellbaren Vorgang: der lebendigen Wiederempfängnis der heroisch-kultischen Geistverfassung, in der Shakespeare den Coriolanus aus sich setzte. Das große Atmen einer zeitlos überweltlichen Gestalt, vor der der Dichter in Schauer fällt, weil sie ihm zum halbgöttlich fliegenden Gebild seiner eigenen, innerlich erfahrenen, gegenwärtigen Welt wird, warf ihn aus den Gleisen gewohnter Sprache, schleuderte ihn in die Maße seines gigantischen Gesichts, das aus der willfährigen Sprache die originäre Sprachform seines Blutes zeugte. Darum das:

thereto witness may
My surname Coriolanus.

Der Rhythmus ist vom Kult des irdischen Halbgotts geschaffen, ist das Maß irdisch schreitender Füße, die ihr eigen Wesen vergöttlicht erlebten und ihm zueilen, in ihrem Schritte von seinem Anschaun, dem Drang seiner Nähe

bestimmt: es ist das besondere Maß des neuen Kultus des Menschen-Heros. Dies Maß war in dem neuen Dichter, bevor er dem Shakespeare nahte, selbst erweckt; es war es, das ihn in die große Nähe drängte, und es erfüllte sich als ein selbständiges, sich sättigendes Genügen in der vollen Aufnahme und Wiedergeburt des meisterlichen Maßes:

„davon zeuge mein Beiname
Coriolanus."

So wird und so allein der Shakespeare zu einem „Dichter" auch für uns Deutsche.

Aber leuchtendere, eindringlichere und umfassendere Zeugnisse, als sie Kalischer hat, gibt es für die nun erst erfolgte Erweckung des unbedingt Dichterischen, des unmittelbar seherischen Ausdrucks der Welt, für die nun erst erfolgte Erlösung der unwiderleglich und unbezweifelbar wahr von Shakespeare herausgeformten Urseinsformen.

Des Genius gewaltig zeitenübergreifendes allmenschliches Hinströmen der Liebe:

And yet I wish but for the thing I have.
My bounty is as boundless as the sea,
My love as deep; the more I give to thee,
The more I have, for both are infinite.

(Romeo und Julia II, 2.)

ist bei Schlegel noch eine Möglichkeit, ein zeitlich zufälliges Sosein, eine Umsetzung, Umschreibung, Umredung des Ewigen in die stellvertretenden Formen einer zeitlichen Konvention.

Allein ich wünsche, was ich habe, nur.
So grenzenlos ist meine Huld, die Liebe
So tief ja wie das Meer. Je mehr ich gebe,
Je mehr auch hab' ich: beides ist unendlich.

In der Gundolfschen Umdichtung erst hat sich der Urgrund befreit, das Zeitvernichterische, Grundgesetzliche, die seherisch aufgefangene Form durchwaltender Blutsmächte; hier erst sind die Bänder bedingter, mechanisierter, künstlich bewegter Sprache zerrissen, sich in ihren umfänglich aufgelockerten Urbestand gestürzt und aus ihm ihr eingeborenes identisches und allbedeutendes Dasein herausgezeugt. Statt des an- und übergedichteten, in hundert Schliffen facettierenden „Liebesduetts" starrt und wundert der überpersönliche, das Gesicht der Welt tragende Kosmos des Eros selbst:

Und doch, ich wünsche nichts, als was ich habe.
An Güte bin ich grundlos wie das Meer,
An Liebe grad so tief. Je mehr ich gebe,
Je mehr ich habe: beides grenzenlos.

Das gleiche Sichtbarmachen des dichterischen, körperhaften Urseins an Stelle seiner literarischen, konventionellen Umschreibung und Andeutung durch Beziehungen an hundert andern Stellen und überhaupt im ganzen Werk!

Man höre

Schlegel in „Romeo und Julia“ (II, 2):

Ich bin kein Steuermann, doch wärst du fern
Wie Ufer, die das fernste Meer bespült,
Ich wagte mich nach solchem Kleinod hin.

Gundolf:

Ich bin kein Steuermann, doch wärst du fern
Wie weiter Strand vom fernsten Meer bespült,
Ich wagte mich auf solche Kauffahrtei.

Schlegel in „Romeo und Julia“ (I, 5):

Entweihet meine Hand verwegen dich,
O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen.
Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich,
Den herben Druck im Kusse zu versüßen.

Dagegen Gundolf:

Wenn die unheilige Hand zu nahe war
Dem heiligen Schrein; zur sanften Sühne muß
Mein Mund dann — ein errötend Pilgerpaar —
Glätten den rauhen Druck mit zartem Kuß.

Tieck in „Othello“ (I, 3):

So sprach ich denn von manchem harten Fall
Erschütternder Gefahr zu See und Land,
Von knapper Rettung aus toddroh'nder Bresche;
Wie mich der stolze Feind gefangen nahm
Und mich als Sklav' verkauft', wie ich erlöst ward;
Und meiner Reisen wundervolle Fahrt:
Wobei von weiten Höhlen, wüsten Steppen,
Steinbrüchen, Felsen, himmelhohen Bergen
Zu melden war im Fortgang der Geschichte.

Gundolf:

Da sprach ich von verhängnisvollen Lagen,
Erregendem Geschick in Flut und Feld,
Haarscharfer Flucht aus tödlich droh'nder Brandung,
Wie mich der freche Feind gefangen nahm,
In Knechtschaft mich verkauft, ich mich befreite
Und hielt in meiner Reise Abenteuer.
Von weiten Höhlen, öden Wüsten, rauhen
Bergstürzen, Felsen, himmelragenden Gipfeln
Hatt' ich zu sprechen Anlaß.

Tieck in „Antonius und Kleopatra“ (I, 5):

Aus Nestlingsjahren,
Wo kaum mein Urteil flügge! Kaltes Herz,
Das noch wie damals spricht!

Gundolf:

Meine grasigen Tage,
Als ich grün von Verstand war, kalt von Blut —
Zu sprechen, wie ich da sprach!

Dazu vergleiche man Shakespeare selbst:

My sallad days
When I was green in judgment — cold in blood,
To say as I said then!

Unter die Andeutung von Vorgang, Begebenheit, Rede, die der Oberflächenausdruck des dichterischen Gesichts sind, ist zu diesem selbst, dem Gebild eines eigenen, wesenhaften, dem Dichter ursprünglich offenbarten und in seiner ursprünglichen Wesenhaftigkeit einzig erregenden Lebens hinabgetaucht, dieses selbst in den ganzen Dichtungskomplex Bild für Bild und Wort für Wort wieder hinaufgeleitet und er so von innen her zu seiner ursprünglich umfänglichen, unmittelbar ergreifenden dichterischen Ganzheit und Leibhaftigkeit wiederhergestellt. Nicht das Bild, das Wort, das Drama ist wieder neu und eindrucksvoll: der Dichter ist zum ersten Male deutschem Wesen gegenwärtig und die Sprache nichts weiter als das unerläßliche, ihm untrennbar zugeborene Organ, mit dem er sich vergegenwärtigt. In dieser ungeheuren Erweiterung nehme man das Ereignis dieser Shakespeare-Übersetzung. In bedingungs- und grenzenloser Hingabe, mit der heute schon wieder einige fähig und gewohnt wurden, das ursprünglich Dichterische zu umfassen, nahe man dem Genius, der heute und heute zum ersten Male mit der überwältigenden Unmittelbarkeit eines Dichters aus unserm Blute unter uns tritt.

Die politische Lage in England

Von Dr. Hans Plehn-London

Die Verfassungskonferenz ist gescheitert. Das Parlament ist wieder zusammengetreten, aber nur, um in kürzester Zeit von neuem aufgelöst zu werden. Es sind fünf Monate her, daß die Regierung und die Führer der Opposition übereinkamen, die brennende Verfassungsfrage an eine Kommission zu verweisen. Die Trauer um König Eduard hatte den allgemeinen Wunsch geweckt, eine friedliche Lösung des Konflikts zu finden; der neue König selbst legte großen Wert darauf, daß die ersten Anfänge seiner Regierung von einem neuen heftigen Wahlkampf und einer schweren Verfassungskrisis verschont blieben. Liberale wie Konservative gingen auf die Anregung des Königs um so bereitwilliger ein, als sie von den ununterbrochenen parlamentarischen Kämpfen des letzten Jahres, den unmittelbar darauffolgenden Wahlen und der gegenwärtigen Session so erschöpft waren, daß ihnen jeder stichhaltige Grund für einen Aufschub der Wahlen willkommen sein mußte. Man konstituierte also eine Konferenz, die aus je vier Führern der Regierung und der Opposition bestand; die sollten versuchen, einen Kompromiß herzustellen, der für beide Parteien annehmbar wäre. Es war ein neues verfassungspolitisches Experiment, das damit gemacht

wurde. Allerdings lag ein Präzedenzfall vor. Als im Jahre 1884 das Oberhaus die Gladstonesche Wahlrechtsreform abgelehnt hatte, traten auf Anregung der Königin Viktoria die Führer der beiden Parteien zu privaten Besprechungen zusammen, und in der Tat wurde ein Ausgleich erzielt. Aber jetzt handelte es sich um eine weit umfassendere und schwierigere Frage. Die Beratungen der Konferenz zogen sich über eine so lange Zeit hin, daß eine Unklarheit der innerpolitischen Lage entstand, für die es seit langem kein Beispiel gegeben hat. Man ist in England daran gewöhnt, daß das politische Leben sich zu einem sehr großen Teil in der Öffentlichkeit abspielt. Statt dessen waren die Tagungen der Konferenz geheim, und die Parteien hatten sich mit Rücksicht auf sie einer Art von Gottesfrieden unterwerfen müssen, der ihre Agitation lähmte. Die bedeutendste Streitfrage war von der öffentlichen Diskussion nahezu ausgeschaltet. Während sonst die Herbstferien zu einer ausgiebigen Agitation benutzt werden, erschienen jetzt die Führer kaum noch auf der Rednertribüne, oder sprachen mindestens nicht über das eine Problem, das die ganze Situation beherrschte Die kampflustigen Geister in beiden Parteien begannen unter dem erzwungenen Waffenstillstand ungeberdig zu werden. Um die Verwirrung der öffentlichen Meinung vollständig zu machen, wurde eine Fülle von Gerüchten von neuen verfassungspolitischen Ideen und Projekten in das Publikum geworfen, die die hergebrachten Parteigrenzen beständig überschritten, ohne daß die Führer in billigendem oder absprechendem Sinne dazu Stellung nehmen konnten. Immer dringender sehnte man das Ende der Konferenz herbei.

Der Konflikt der beiden Häuser des Parlaments reicht in seinen Anfängen in die Zeit des letzten Gladstoneschen Ministeriums zurück, wo die Lords die Homerulebill und den Gesetzentwurf über die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Wales verwarfen. Die Liberalen waren damals zu schwach, um den Streit durchzufechten; die Wahlen von 1895 begründeten eine zehnjährige Herrschaft der Konservativen. Aber bald nachdem die Wahlen von 1906 die Liberalen wieder an die Regierung gebracht hatten, brach der Konflikt von neuem aus. Das Oberhaus wies die liberale Schulbill und die Novelle zur Schankgesetzgebung zurück, und als es im vorigen Herbst auch das Budget ablehnte, wurde die Krisis akut. Das Parlament wurde aufgelöst, allein die Neuwahlen waren für beide Parteien eine Enttäuschung; keine gewann die absolute Mehrheit. In dem neuen Hause zählten die Liberalen 275, die Unionisten 273 Mitglieder. Die Liberalen waren auf eine Koalition mit der Arbeiterpartei und den Iren angewiesen. Diese Koalition gab der Regierung allerdings eine Unterhausmehrheit von über hundert Stimmen, aber es war doch eben nur eine Koalition, und die Verbündeten stellten ihre Bedingungen. Vor allem erhielt die Regierung die Unterstützung der irischen Nationalisten nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen. Für die Liberalen selbst waren die Wahlen ein Kampf um die Suprematie des Unterhauses gewesen. Ihr Ziel war, die Rechte des Oberhauses durch ein Gesetz so zu beschränken, daß es auf

Finanzgesetze gar keinen Einfluß und gegen andre Bills nur ein suspensives Veto haben sollte. In dem Kampf gegen das Oberhaus hatten die Liberalen sowohl die Iren wie die Arbeiterpartei auf ihrer Seite. Die Arbeiterpartei möchte das Oberhaus am liebsten ganz abschaffen, und die Iren erblicken in der Beschränkung seiner Macht den nächsten Weg zur Erreichung von Homerule. Aber es war für die Regierung so gut wie ausgeschlossen, ihren Plan in dem gegenwärtigen Parlament zu verwirklichen. Das Unterhaus allein kann die Verfassung nicht ändern, auch das Oberhaus muß seine Zustimmung geben. Dazu wäre ein Peerschub notwendig, und zwar handelt es sich um die Ernennung von nahezu fünfhundert neuen Peers. Die Ernennung von Peers ist ein Recht der Krone, und wenn man auch annehmen darf, daß die Krone einem klar und unzweideutigen Willen der Nation, wie er sich bei den Wahlen kundtut, Folge geben würde, so konnte doch der Ausfall der Januarwahlen kaum als eine solche unzweideutige Willenskundgebung der Nation gelten. Eine Regierung, die nur eine Zweistimmenmehrheit über die Opposition besitzt, wird sich nicht leicht dazu entschließen, der Krone die Ernennung von fünfhundert neuen Peers vorzuschlagen. Um eine endgültige Entscheidung herbeizuführen, waren nochmalige Wahlen notwendig.

Gerade von diesem Umstande drohte dem Bestande der Koalition Gefahr. Die Regierung mußte, ehe sie das Parlament von neuem auflöste, dem alten Budget von 1909, das das Oberhaus abgelehnt hatte, Gesetzeskraft verschaffen. Jenes Budget war aber in Irland wegen der hohen Whiskysteuern von Anfang an höchst unpopulär gewesen. Die nationalistische Partei wollte daher nicht eher für das Budget stimmen, als bis die Regierung ihr Garantien gegeben hätte, daß sie nach den nächsten Wahlen nicht nur den Willen, sondern auch die Macht besitzen würde, die Rechte des Oberhauses wirksam zu beschneiden. Derartige Garantien konnte die Regierung nicht geben. Aber ohne sichere Aussicht, binnen kurzer Zeit die wichtigste Vorbedingung für Homerule zu erreichen, wollte der Führer der Nationalisten, Mr. Redmond, alles vermeiden, was seiner Partei in Irland schaden könnte. Er mußte auf die budgetfeindliche Stimmung daheim um so größere Rücksicht nehmen, als eben in den letzten Wahlen Mr. William O'Brien eine zweite nationalistische Partei geschaffen hatte, die zunächst zwar nur elf Abgeordnete zählte, die aber fast ebenso viel Stimmen aufgebracht hatte wie ihre Gegner. Die Stellung der alten parlamentarischen Partei war ohnehin schwierig genug. Irland ist in einer tiefgreifenden Umwandlung begriffen. Durch die Ablösung der Grundherrschaften und die Begründung eines Bauernstandes zu Eigentumsrechten erhält das Land eine völlig neue wirtschaftliche und soziale Struktur. Eine jungirische Literatur und eine gälische Sprachbewegung sind entstanden; politisch-wirtschaftliche und kulturelle Organisationen wie „Sinn-Fein" und die Gälische Liga haben neue nationale Ideale aufgestellt. Auf allen Gebieten sind neue Lebenskräfte entsprossen. Politisch sind diese jungen Bewegungen und Organisationen vorläufig

noch inkommensurable Größen; es ist nicht abzusehen, welche Bedeutung sie künftig in der Politik und bei den Wahlen gewinnen werden. Nur das ist sicher, daß ein Teil der jungen Generation schon jetzt der alten parlamentarischen Partei, um nicht mehr zu sagen, kritisch gegenübersteht. Je weniger nun die politische Bedeutung dieses neuen nationalen Lebens zu übersehen ist, desto vorsichtiger muß die Partei handeln. Denn für sie steht ihr ganzer Bestand, und für viele ihrer Mitglieder, die von den Diäten aus der Parteikasse leben, steht ihre politische, vielleicht ihre wirtschaftliche Zukunft auf dem Spiel. Dazu kommt, daß Mr. Redmond im Grunde doch nur der Titularhäuptling der parlamentarischen Partei ist. Er ist kein „starker Mann", kein Autokrat, wie Parnell es war; er muß stets nach Dublin hinhorchen, wo die eigentlichen Drahtzieher der Partei sitzen. Unter diesen Umständen konnte man von Mr. Redmond keinen mutigen Entschluß erwarten, mit den Liberalen gemeinsame Sache zu machen. Nur Schritt vor Schritt, unter ständigen Verklausulierungen, gab er ihnen die Unterstützung seiner Partei. Schließlich ließen die Iren das vorjährige Budget durchgehen, dem nun auch von dem Oberhause keine Schwierigkeiten mehr in den Weg gestellt wurden; aber sie besaßen ein neues Pfand in dem diesjährigen Budget. Dessen Erledigung ist deshalb in die Herbstsession hinausgeschoben worden, so daß die Iren noch immer in der Lage waren, die liberale Regierung zu stürzen, sobald ihre Haltung in der Verfassungsfrage ihren Erwartungen nicht entsprach.

Die Regierung hatte aber nicht nur auf ihre Verbündeten, sondern auch auf einen Teil ihrer Anhänger Rücksicht zu nehmen. Die liberale Partei — und ebenso die liberale Regierung — besteht aus einem gemäßigten und einem radikalen Flügel. Zwischen beiden bestehen Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze, die unbequem und sogar kritisch werden können; wurde doch die Flottenpanik vom März 1909 eigens von der Regierung in Szene gesetzt, um den Widerstand der Radikalen gegen die Etatserhöhung und das vergrößerte Schiffsbauprogramm zu überwinden. In der Verfassungsfrage waren die Radikalen sehr entschieden gegen eine Reform des Oberhauses, und die Regierung sah sich genötigt, sich diesen ihren Wünschen zu fügen. Die Haltung der Radikalen einerseits — die Arbeiterpartei nahm ungefähr denselben Standpunkt ein — und der Iren anderseits ließen der Regierung keine große Bewegungsfreiheit. Wenn sie etwa bereit gewesen wäre, dem Oberhause ein größeres Maß von Zugeständnissen zu machen, so mußte sie damit rechnen, daß ihre Verbündeten sie bei einer entscheidenden Abstimmung im Stiche lassen, und daß die Radikalen von der Partei abspringen und sich vielleicht mit der Arbeiterpartei vereinigen würden.

War so die Lage der Regierung schwierig genug, so hatte sie doch keinen Grund, die Opposition zu beneiden. Die unionistische Partei war seit den Wahlen von 1906 übel daran; sie war auf eine schwache Minderheit reduziert, und unter den vielen neuen Parlamentariern, die 1906 gewählt waren, gab es

verzweifelt wenig politisches Talent. Die „Frontbench" der Opposition, d. h. die vorderste Bank zur Linken des Sprechers, auf der die Minister von gestern und von übermorgen sitzen, weist nur wenig Männer von politischem Rang auf. Diese Schwäche der konservativen Führung ist in der Presse der eignen Partei oft kritisiert worden. Die Chamberlainsche Politik, die die Zwietracht in das unionistische Lager warf und allmählich zur Ausstoßung der Freihändler führte, hat der Partei mehrere Führer von anerkannter Kapazität geraubt. Seit 1906 ruht allzuviel von der Last des Opponierens auf Mr. Balfour, der mit seiner hervorragenden parlamentarischen Taktik, seiner glänzenden, wenn auch etwas haarspalterischen Dialektik und seiner ungemeinen Versatilität gerettet hat, was zu retten war. Nimmt man wenige seiner Kollegen aus, so ist der Abstand zwischen ihm und den übrigen unionistischen Führern geradezu peinlich. Für junge politische Talente im konservativen Lager war es eine beispiellose Gelegenheit, sich hervorzutun: aber es fehlte an Nachwuchs. Dagegen besitzen die Liberalen eine reiche Auswahl von Führern von staatsmännischer Fähigkeit, rednerischem Talent und — worauf es unter der demokratisierten Verfassung auch ankommt — von politischer Leidenschaft. Ein Vergleich der liberalen Regierung mit der letzten konservativen Verwaltung von 1900 bis 1905 kann nicht zum Vorteil der letzten ausfallen. Ohne Unterschied der Partei wird zugegeben, daß die rein administrative Tätigkeit der Ministerien sich seit dem Regierungswechsel wesentlich zum Vorteil verändert hat. Daneben können die Liberalen auf eine Reihe ansehnlicher Erfolge zurückblicken. Mr. Haldane hat die Heeresreform, an der mehrere unionistische Minister ruhmlos gescheitert waren, unter dem Beifall der Konservativen durchgeführt. Die Verleihung autonomer Regierungsrechte an den Transvaal und die Oranjekolonie, die die Konservativen so leidenschaftlich bekämpften, hat sich bewährt, und jetzt ist das Werk durch die Vereinigung Südafrikas gekrönt. Die Schuld des südafrikanischen Krieges ist getilgt. Die Bildung kolonialer Flotten vollzieht sich unter liberalen Auspizien. Gerade die Imperialisten haben den als Klein-Engländern verschrienen Liberalen wenig vorzuwerfen. Die auswärtige Politik Sir Edward Greys hat — wie man auch auf dem Kontinent darüber denken mag — immer die Unterstützung der Opposition gefunden. Die indische Politik Lord Morleys wurde eher von den Radikalen als von der Opposition angefochten. Die innerpolitischen Leistungen der Liberalen sind natürlich stark umstritten; aber die Einführung von Altersrenten, ihre ländliche Ansiedlungspolitik, die Einrichtung von Arbeitsbörsen sind gewiß sozialpolitische Fortschritte. Das vielbekämpfte Budget Mr. Lloyd-Georges hat jedenfalls das Problem gelöst, die Kosten der sozialen Reformen und der vermehrten Rüstungen zugleich zu decken; und man darf billig zweifeln, ob die nächste konservative Regierung die neuen Steuern abschaffen wird. Außerdem hat die Regierung das große Glück gehabt, daß ihr Regiment mit einer aufsteigenden Bewegung im Wirtschaftsleben zusammenfiel; und nichts war geeigneter, die Tarifreformbewegung zu diskreditieren,

zumal da die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre die Chamberlainschen Theorien einmal über das andere offenkundig widerlegte.

Die Konservativen hatten die Wahlen im letzten Januar ganz vorwiegend unter der Parole der Tarifreform ausgefochten. Aber mit so großer Anstrengung und Begeisterung sie auch kämpften, das Ergebnis zeigte, daß die schutzzöllnerische Propaganda hauptsächlich doch nur in den landwirtschaftlichen, aber nicht in den industriellen Bezirken Zugkraft besaß. Zwar konnten die Konservativen mit den Wahlresultaten in den Midlands zufrieden sein, und auch in den Industriebezirken des Nordens haben sie Fortschritte gemacht; aber diese Fortschritte gehen zu langsam vorwärts, als daß in absehbarer Zeit eine schutzzöllnerische Mehrheit zu erwarten wäre. Allgemein gesprochen, hat sich die Industrie in England, Schottland und Wales in nicht mißzuverstehender Weise gegen eine grundlegende Änderung der Zollpolitik erklärt. Und die Tarifreform gegen den Willen der industriellen Bevölkerung ist, wie Mr. Balfour nach den Wahlen anerkannte, eine Unmöglichkeit. Es war schon vorher aufgefallen, daß die Publikationen der Tarifreformliga keinen rechten Fortgang nahmen, daß sie namentlich die Veröffentlichung ihrer detaillierten Zollsätze für die einzelnen Industrien und Gewerbe nicht fortgesetzt hat. Ihre Gegner zogen daraus den Schluß, für den auch andere Anzeichen sprachen, daß die Tarifreformer untereinander über die Höhe der Zollsätze und über die Warengruppen, deren Einfuhr frei bleiben sollte, nicht einig werden konnten. Außerdem wußte jedermann, daß der Führer der Partei, Mr. Balfour, nichts weniger als ein überzeugter Tarifreformer ist. Seit der Veröffentlichung des Chamberlainschen Programms im Mai 1903 hat er zwischen den Freihändlern und Schutzzöllnern in der konservativen Partei mit großem Geschick hin und her laviert, und seitdem Josef Chamberlain von der politischen Bühne abgetreten ist, ist ihm seine Zauberpolitik gegenüber den schutzzöllnerischen Heißspornen wesentlich erleichtert worden. Zwar konnte er nicht verhindern, daß die Tarifreformer die Freihändler mit ganz geringen Ausnahmen aus dem Parlament verdrängten, aber die politische Führung der Partei hat er sich nicht entreißen lassen. Wie es bis zu der schweren Erkrankung Chamberlains sein Hauptziel war, eine Spaltung der Partei zu verhindern, so ist jetzt sein Augenmerk wesentlich darauf gerichtet, daß die Unionisten nicht aufhörten, regierungsfähig zu bleiben. Regierungsfähig ist aber eine Partei nicht mehr, wenn sie sich auf Programm festgerannt hat, von dem die Wähler mindestens zurzeit nichts wissen wollen. Jedoch es fehlt ihm wie seiner Partei an einem alternativen Programm, mit dem sie an die Massen appellieren könnten. So hat während der letzten Wahlen und auch jetzt wieder die Flottenfrage herhalten müssen. Das ist die einzige Parole des unionistischen Leaders, die ein einstimmiges Echo der Begeisterung in der Partei hervorgerufen hat. Mr. Balfours Lauheit in der Schutzzollfrage hat ihm seitens der extremen Tarifreformer die bittersten Angriffe eingetragen, und wenn diese einen Führer hätten, der Mr. Balfour nur einigermaßen gewachsen wäre, so wäre dessen

Führerschaft gefährdet. Mr. Balfours Stärke liegt durchaus im Parlament. Er ist kein Volksmann, wie Chamberlain es war, der mit seinem Feuer die Massen mit sich fortriß; aber er ist zurzeit der einzig mögliche konservative Führer, und ohne ihn drohte die ganze Partei sich in Atome aufzulösen.

Ein beträchtlicher Teil der Unionisten, die Nichts-als-Tarifreformer sind, war nur zu bereit, alle konservativen und unionistischen Prinzipien über Bord zu werfen. Sie eigneten sich wahllos liberale Grundsätze und Argumente an, deren Popularität sie sich nicht verschließen können. Sie würden die Union mit Irland aufgeben und mit den Nationalisten paktieren, die sie als Schutzzöllner und demgemäß als Gesinnungsgenossen in Anspruch nehmen — obwohl die Iren, wenn sie Schutzzöllner sind, vor allem einen Schutzzoll für Irland und gegen England fordern würden. Der ganze Verfassungsstreit war ihnen ein Dorn im Auge, da er einen Aufschub des Kampfes um die Tarifreform bedingte, und da sie wohl erkannten, daß im Volk doch nur recht wenig Stimmung für die Lords vorhanden war. Bei den letzten Wahlen fiel das bezeichnende Wort: „Mit den Peers auf unserm Rücken werden wir niemals den Kampf um den Schutzzoll gewinnen."

Allein die Verfassungsfrage beherrscht die politische Lage jetzt vollständig. Die Konferenz hat den gordischen Knoten der Oberhausfrage nicht lösen können, und so muß er denn zerhauen werden. Der Kampf der Parteien tritt wieder in sein Recht. Was letzten Endes einen friedlichen Ausgleich unmöglich gemacht hat, ist nicht authentisch bekannt, denn das Geheimnis der Beratungen soll gewahrt bleiben. Man weiß daher auch nicht, welche Gründe die konservativen Führer bestimmt haben, trotz der prekären Lage ihrer Partei eine Verständigung abzulehnen. Aber der Eindruck herrscht vor, daß ihre Politik eine ununterbrochene Kette von politischen Fehlern gewesen ist. Vor drei Jahren war die Popularität der Regierung notorisch im Sinken. Hätte die Opposition ihre Zeit abgewartet, hätte sie das Budget, wenn auch unter Protest, das Oberhaus passieren lassen, so hätte sich in absehbarer Zeit das Schicksal der liberalen Regierung erfüllt, und die Konservativen durften erwarten, daß sich nach dem „Gesetz des Pendelschwungs" die öffentliche Meinung bei den nächsten Wahlen wieder ihnen zuwenden würde. Aber sie wollten die Früchte pflücken, ehe sie reif waren. Die Ablehnung des Budgets war unter allen Umständen ein bedenklicher Schritt, und den Kampf um die Tarifreform verloren sie. Heute ist die Schutzzollparole aussichtsloser als vor einem Jahre, und die berühmten Wertzuwachssteuern des Budgets regen die Wähler um so weniger auf, als das Oberhaus das Budget nachträglich genehmigt hat. In der Vetofrage haben die Konservativen kein eigenes verfassungspolitisches Programm, das sie dem der Regierung gegenüberstellen könnten. Die Oberhausfrage hat lange genug zur Diskussion gestanden, aber die Opposition hat versäumt, sich für eine bestimmte Politik zu entscheiden und die Wähler damit vertraut zu machen. Ein großer Teil der unionistischen Presse hat sich, sobald das Scheitern der Konferenz

bekannt wurde, mit Leidenschaft auf die irische Frage geworfen. Aber da dieselben Blätter unmittelbar vorher, in der Erwartung, daß die Konferenz sich auch über die Homerulefrage einigen werde, bereit waren, die Forderungen der Nationalisten zu erfüllen, wenn man nur der Sache einen anderen Namen gäbe, so dürfte diese plötzliche Schwenkung keinen großen Eindruck auf ihr Publikum machen. Gestern sagten sie, Mr. Redmond könne ebensogut Premierminister von Irland werden, wie General Botha Premierminister von Südafrika, und heute erklären sie ihn für den Erbfeind, der mit amerikanischen Hilfsgeldern das Reich vernichten will!

Die Wahlen stehen unmittelbar bevor, und sie werden, falls die Konservativen unterliegen, über die Verfassungsfrage entscheiden. Damit ist die Möglichkeit einer wesentlich engeren Koalition zwischen den Liberalen und den Nationalisten gegeben; und wenn die drei verbündeten Parteien in derselben Stärke zurückkehren, so wird die Krone schwerlich ihre Zustimmung zu dem großen Peerschub versagen — und vielleicht wird schon die Zustimmung allein die entsprechende Wirkung auf das Oberhaus haben, ohne daß man zur Ausführung schreiten müßte.

Elektrische Überlandzentralen

Von Regierungs- und Gewerberat Lesser-Köslin

In den letzten Jahren hat eine lebhafte Bewegung für die Errichtung von elektrischen Überlandzentralen eingesetzt. Neuerdings stemmt sich ihr nicht nur in der Presse, sondern auch in den Parlamenten eine ebenso starke Gegenagitation entgegen. Die Bewegung für die Überlandzentralen geht von den Elektrizitätsfirmen aus, die Beschäftigung suchen. Elektrische Beleuchtung ist eingeführt, wo es irgend möglich war; das Gas gewinnt zurzeit sogar einen Teil des verlorenen Bodens zurück; die Elektrisierung der Straßenbahnen ist vollendet, und die der Hauptbahnen will keine rechten Fortschritte machen. Das wird in erster Linie an der Schwerfälligkeit des vorhandenen Apparates liegen. Unsere Eisenbahnen bilden ungeheure, einheitlich organisierte Verwaltungsbezirke, und es wird nicht nur technische, sondern auch Verwaltungsschwierigkeiten machen, wenn man einzelne Linien absondern und mit einem neuen, von dem der anderen Linien abweichenden Betriebsmittel versehen will. Es wird auch nicht möglich sein, die einzelnen Linien nacheinander je nach den örtlichen Verhältnissen und den vorhandenen Mitteln umzubauen, sondern es handelt sich darum, mit weit-

schauender Voraussicht unter Erwägung aller technischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten ein organisches Ganzes zu schaffen. So etwas ist nicht von heute auf morgen gemacht. Einer der wichtigsten Gründe für diesen Stillstand liegt indessen in dem Umstande, daß die Elektrizitätsfirmen nicht mit absoluter Gewißheit das Funktionieren der notwendigen Zentralen während einer Mobilmachung garantieren können.

Es ist aber wohl kaum daran zu zweifeln, daß einmal ein Tag kommt, wo auch dieses große Werk in Angriff genommen werden wird. Inzwischen gilt es aber, für die in der Elektrizitätsindustrie angelegten Kapitalien und für ihr zahlreiches Arbeiterheer Beschäftigung zu schaffen. Das liegt nicht allein im Interesse der Kapitalisten und Arbeiter, sondern auch der ganzen Volkswirtschaft. Die Bestrebungen sind also durchaus berechtigt. Man hat nun zunächst an diejenigen Gegenden unseres Vaterlandes gedacht, die bisher noch nicht mit elektrischem Strom versehen sind. Das sind die, in denen vorwiegend Landwirtschaft getrieben wird, während daneben in den kleinen Landstädten in der Hauptsache nur noch Handwerk und Kleinindustrie gedeihen. Hier stößt man aber auf die Gegnerschaft der Fabrikanten von Verbrennungskraftmaschinen, die sich in ihrem Absatze bedroht fühlen.

Die Gegner können schon jetzt, wo die ganze Bewegung erst in Fluß zu kommen anfängt, mit Recht auf eine ganze Reihe mißlungener oder in bedenkliche Lage geratener Unternehmungen hinweisen. Ist das ein Wunder? Wenn man sieht, wie es gemacht wird? Wie es notgedrungen gemacht werden muß? Betrachten wir uns, um einen Vergleich zu haben, zunächst, wie heutzutage eine Kleinbahn hergestellt wird, wenn die Sache richtig angefaßt wird. Es besteht die Absicht, eine bestimmte Gegend aufzuschließen, bestimmte Orte mit dem Staatsbahnnetze in Verbindung zu bringen. Die Entfernungen ergeben sich aus der Generalstabskarte. Es ist bekannt oder leicht in Erfahrung zu bringen, was ähnliche Bahnen unter ähnlichen Verhältnissen für das Kilometer gekostet haben; also ist auch die Höhe des erforderlichen Kapitals mit ziemlicher Genauigkeit vorher festzustellen. Das kann um 10 oder 15 Prozent nach oben oder unten abweichen, die Übersicht ist aber doch genau genug, um ein ungefähres Bild davon gewinnen zu lassen, woher man das Geld bekommen kann. Finden sich dann Private, Gemeinden, Kreise, die bereit sind, das Geld aufzubringen, so hat man damit zunächst jemand, der die Vorarbeiten bezahlt. Die Höhe der dafür aufzuwendenden Kosten läßt sich ebenfalls ziemlich genau vorher berechnen; Eisenbahnbau-Ingenieure und Feldmesser sind ohne Schwierigkeit zu haben. Diese prüfen, wo sich Zweifel über die Linienführung ergeben, die einzelnen Möglichkeiten, stellen einen bestimmten Entwurf und einen Kostenanschlag fertig, aus dem die Größe des Grunderwerbs, die zu bewegenden Erdmassen, Lage, Art und Ausführung der Bauwerke, Menge und Art des Betriebsmaterials hervorgehen. Dann werden diese Arbeiten getrennt oder im ganzen in öffentlicher oder engerer Verdingung vergeben. Unternehmer melden sich reichlich,

Kartellierungen zu begegnen wird einem erfahrenen Bauleiter in der Regel nicht allzu schwer werden. Bei vorsichtiger Veranschlagung pflegen noch einige Ersparnisse gemacht zu werden, die dazu dienen können, nachträglich lautgewordene Wünsche der Beteiligten — etwa in bezug auf Zahl und Art der Haltepunkte — zu befriedigen.

Nun sehen wir, wie es bei der Errichtung einer elektrischen Überlandzentrale hergeht: In irgendeiner Gegend taucht der Wunsch auf, elektrischen Strom zur Verfügung zu haben. Geht man den Spuren nach, so findet man regelmäßig den Akquisitionsingenieur einer Elektrizitätsfirma. Die an der Sache einseitig interessierte Persönlichkeit ist also von Anfang an vorhanden. Und das ist noch nicht einmal ein Fehler. Es ist wenigstens jemand da, der etwas von der Sache versteht, wenn man auch volle Unbefangenheit von ihm nicht erwarten darf. Sachverständige, die völlig unabhängig sind, mit keiner der großen Elektrizitätsfirmen in Verbindung stehen, sind nämlich sehr spärlich gesäet: die Professoren unserer technischen Hochschulen (einer oder zwei an jeder), von denen auch noch manche als reine Theoretiker ausscheiden werden, und die betriebsleitenden Ingenieure einiger größerer kommunaler Elektrizitätswerke. Die kann man aber erst heranziehen, wenn die Vorarbeiten bis zu einem gewissen Punkte gediehen sind, wenn vor allen Dingen Geld zur Bezahlung der Gutachten da ist. Während man bei Eisenbahn- und Wegebauten, bei Ent- und Bewässerungen und bei Eindeichungen überall Kreis-Wasser-Meliorations-Bauinspektoren findet, die bereit sein werden, ehrenamtlich einem sich bildenden Komitee mit ihrem sachverständigen Rat zur Seite zu stehen, ihm wenigstens über die erste, die geldlose Zeit hinwegzuhelfen, ist man bei Elektrizitätswerken ganz auf den oben bezeichneten Akquisitionsingenieur angewiesen und muß schon froh sein, wenn man irgendeinen technischen Beamten findet, der so viel von der Sache versteht, daß er dessen Ausführungen zu folgen vermag.

Nun werden einige hundert Mark von irgendeiner Kommunalbehörde bewilligt oder auf anderem Wege zusammengebracht. Das genügt, um einige Literatur über den Gegenstand zu beschaffen und einige Komiteemitglieder auf Reisen zu schicken, damit sie sich ähnliche Anlagen ansehen. Unter diesen Herren sind dann leicht solche, die gleich Feuer und Flamme sind, die da glauben, die ganze Wissenschaft zu beherrschen, weil sie gelernt haben, daß ein Kilowatt gleich rund vier Fünftel Pferdekraft ist; andere sind schnell zu der Überzeugung gelangt, die Sache müsse gehen, weil sie elektrisch haben dreschen, pflügen und Fabriken treiben sehen. Ein Glück, wenn die Mehrzahl kaltes Blut behält und sich ihrer Verantwortung bewußt bleibt.

Und nun kommt die größte Schwierigkeit. Wie ist das Unternehmen abzugrenzen? Wie gewinnt man einen Überblick darüber, wie groß das Anlagekapital sein muß? Ehe man das weiß, kann man an die Geldbeschaffung gar nicht herangehen. Erfahren aber kann man es nur durch Ausarbeitung eines Entwurfes. Das kostet Geld — ziemlich viel Geld — fast stets mehr, als bei

dem Zustande von Unbestimmtheit, in dem sich die ganze Angelegenheit noch befindet, zusammenzubringen ist. Also muß man das Angebot der drei oder vier großen Elektrizitätsfirmen, die es zurzeit in Deutschland gibt und die sich bei einigermaßen aussichtsreichen Plänen vollzählig zu melden pflegen, kostenlose Entwürfe vorlegen zu wollen, annehmen. Darin liegt immer schon ein Nachteil, dem Komitee werden — wenigstens moralisch — die Hände gebunden. Inwiefern hierbei ein wirklicher Wettbewerb stattfindet, mag unerörtert bleiben. Wenn man das Gebahren der Ingenieure der Firmen ansieht, so gewinnt es mitunter den Anschein, als wenn das wirklich der Fall wäre. Die Herren sind mit Rücksicht auf ihr Einkommen und Fortkommen mehr an der einzelnen Sache, für die sie oft lange Zeit gearbeitet haben, interessiert als ihre Firmen. Die leitenden Persönlichkeiten werden schon dafür sorgen, daß keine Schädigung aller durch allzu scharfen Wettbewerb eintritt, und ein etwa neu auftretender Außenseiter wird nicht allzulange ein solcher bleiben.

Die nun einlaufenden Entwürfe sind in der Regel nicht unmittelbar miteinander vergleichbar, meistens auch ziemlich unbestimmt, namentlich was die Abgrenzung des Versorgungsgebietes angeht. Gewöhnlich heißt es: Wir wollen da und da eine Zentrale von soundso viel Pferdekräften bauen, Maschinen des und des Systems verwenden. Das wird etwa soundso viel kosten. Fragt man, ob diese Ortschaft, jenes Gut einbezogen werden soll, so heißt es: Ja, wenn die Leute ihre Straßenbeleuchtung von uns nehmen wollen — oder: wenn mindestens soundso viele Anschluß suchen — oder: wenn der Herr Rittergutsbesitzer die Leitung von da bis da selbst bezahlen will. Mit „Wenn" und „Aber" ist aber schlechtes Arbeiten. Der Plan zum Leitungsnetze wird in der Regel auf Grund völlig phantastischer Annahmen aufgestellt. Es wird als wahrscheinlich betrachtet, daß in dieser Ortschaft so viel, in jener so viel Kilowatt gebraucht werden, und danach die Stärke der Leitungen bemessen. Wenn es hoch kommt, erkundigt man sich bei den voraussichtlichen größeren Abnehmern, ob sie geneigt sein würden, Anschluß zu nehmen, und schätzt bei bejahender Antwort ihren Bedarf ein. Viel Nutzen gewährt diese größere Sorgfalt, die sehr zeitraubende und kostspielige Ermittelungen nötig macht, nicht, denn eine bindende Zusage, nun fünf oder gar zehn Jahre lang jährlich soundso viel Kilowattstunden abnehmen oder bezahlen zu wollen, ist doch nicht zu erreichen. Nun wird man sagen: bei der Kleinbahn hat man auch keine Gewähr dafür, daß sie später in gewünschter Weise in Anspruch genommen wird. Ganz recht! Aber bei der Kleinbahn braucht man sich auch nicht in den Konstruktionen nach der späteren Inanspruchnahme so unbedingt zu richten. Man baut sein Gleis, läßt zwei Zugpaare täglich fahren und legt das dritte, vierte Zugpaar ein, sowie sich der Bedarf zeigt. Ein elektrisches Leitungsnetz dagegen, das nicht genau in der Weise und an den Orten, wie beim Entwurfe angenommen wurde, beansprucht wird, ist verpfuscht.

Auf Grund solcher Unterlagen muß nun das Geld beschafft und der Zuschlag erteilt werden. Die Einheitspreise werden dabei natürlich festgesetzt, im übrigen aber ist man nunmehr einer Firma, fast könnte man sagen, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Wenn man vorsichtig ist, so läßt man den Entwurf vor der Zuschlagserteilung von einem der oben bezeichneten Sachverständigen prüfen. Der wird aber auch nur über die technische Zweckmäßigkeit der Anlage und allenfalls über die Angemessenheit der Einheitspreise urteilen können; die örtlichen Verhältnisse sind ihm nicht genau genug bekann. Erhebliche Kostenüberschreitungen, namentlich im Leitungsnetz, sind daher nicht ganz selten.

Man hat es nun stets mit einer der wenigen großen Firmen zu tun, die auf ihren guten Ruf und ein vornehmes Geschäftsgebaren halten müssen. Eigentliche Übervorteilungen sind also ausgeschlossen. Aber wer will es den Firmen verübeln, wenn sie sehr anständige Preise nehmen? Zumal die Kosten für die Bearbeitung nicht nur dieses Entwurfes, sondern auch aller derjenigen Unternehmungen, aus denen nichts geworden ist oder die einer anderen Firma übertragen sind, in irgendeiner Weise hereingebracht werden müssen. Auch stehen die Interessen der Firma nicht selten in einem Gegensatze zu denen des Auftraggebers. Das zeigt sich namentlich bei der Bemessung der Größe des Kraftwerkes. Der Bedarf wird sehr leicht überschätzt, der bauleitende Ingenieur neigt naturgemäß zu einer optimistischen Auffassung und wird darin durch die Optimisten des Komitees bestärkt. Er fürchtet auch wohl die landläufige Redensart: natürlich wieder zu klein — nach einem Jahre muß schon angebaut werden. So entstehen Werke, in die der Verbrauch erst in Jahrzehnten — wenn überhaupt — hineinwächst. Die Zinsverluste in den ersten Jahren müssen dem Kapital zugeschlagen werden und lassen so das Werk nie zu einer befriedigenden Entwickelung gelangen *).

Besondere Schwierigkeiten entstehen noch, wenn die Ausnutzung einer Wasserkraft in Frage kommt. Dabei muß sehr genau gerechnet werden, wenn man nicht in Schaden kommen will. Zunächst pflegt man bei Ermittelung der Niedrig-, Mittel- und Hochwassermenge und der Zeit, während deren die Leistungsfähigkeit des Werkes durch Wassermangel oder Hochwasser beeinträchtigt sein wird, auf Schwierigkeiten zu stoßen. Wassermessungen und Pegelbeobachtungen, die auf eine Reihe von Jahren zurückreichen, stehen für unsere mittleren und kleineren Flußläufe selten zu Gebote. Man ist also genötigt, die Wassermengen

*) Sehr interessant ist die Zusammenstellung von Hoeltje über die Betriebsergebnisse von siebenundzwanzig Elektrizitätswerken („Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure" 1909 S. 784). In der Tabelle sind die jährlichen Leistungen in Kilowattstunden und die Stärke der Maschinen angegeben. Daraus ergeben sich durchschnittliche tägliche Arbeitszeiten: in einem Falle von vierzehn Stunden, in allen anderen von weniger als sechs, davon in zwölf von weniger als drei Stunden. In je einem Falle konnten die Maschinen die Arbeit in einer Zeit von durchschnittlich dreißig und vierzig Minuten leisten. Die Maschinen sind also mit einer Ausnahme durchweg viel zu groß. Das ist sehr viel schlimmer, als wenn sich schon nach kurzer Zeit eine Vergrößerung als nötig erweist.

nach dem durch den Fluß entwässerten Niederschlagsgebiet einzuschätzen, und kann eine Korrektur nur nach den meistens recht unsicheren Auskünften der Besitzer oberhalb gelegener Mühlen vornehmen. Fast stets wird sich eine Reserve in Gestalt von Wärmekraftmaschinen als notwendig erweisen. Dadurch und durch die kostspieligen Stauwerke können die Anlagekosten um einen solchen Betrag erhöht werden, daß seine Verzinsung und Tilgung mehr erfordert, als an Brennmaterial für Wärmekraftmaschinen hätte ausgegeben werden müssen. Ein großer Nachteil ist auch, daß die Veranschlagung der Wasserbauten bei aller möglichen Sorgfalt immer wenig zuverlässig ist, so daß oft sehr erhebliche Anschlagsüberschreitungen eintreten. Trotzdem kann die Wasserkraft unter Umständen solche Vorteile gewähren, daß es nicht richtig wäre, von vornherein von ihrer Benutzung abzusehen.

Ähnlich ist es bei der Benutzung von Torfmooren zur Beheizung der Kraftmaschinen. Man hat damit schon sehr üble Erfahrungen gemacht, namentlich wenn man sich auf Experimente mit noch nicht erprobten Erfindungen eingelassen hat. Aber auch hier darf die Möglichkeit der Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen nicht ganz von der Hand gewiesen werden. Bei richtiger Ausführung und an geeigneten Stellen werden sich durch die Torfverwertung Ersparnisse an Brennmaterial erzielen lassen, die genügen können, um ein Werk wirtschaftlich ergiebig zu machen.

Um den gedachten Schwierigkeiten zu begegnen, ist das Nächstliegende, daß man das Risiko ganz oder teilweise auf die den Bau ausführende Elektrizitätsfirma abschiebt, indem man sie das ganze Werk oder wenigstens die Zentrale auf eigene Kosten errichten läßt. Im letztgenannten Falle muß dann eine Kommunalverwaltung das Leitungsnetz bauen, der auch ein Übernahmerecht für die ganze Anlage gesichert wird. Die Firma liefert an die Verwaltung zu einem festen Preise für die Kilowattstunde, diese nimmt die Unterverteilung an die Kunden vor, mit einem Aufschlage, der zur Deckung der Energieverluste und zur Verzinsung und Tilgung der Kosten des Leitungsnetzes ausreicht. Die Übernahme des Werkes durch die Kommunalbehörde erfolgt zum Herstellungspreise, sowie die Rentabilität nachgewiesen ist. Der Preis muß natürlich etwas reichlich berechnet werden, denn die Firma muß für ihr Risiko entschädigt werden. Die Elektrizitätsfirmen lassen sich auf solche Geschäfte sehr ungern ein; sie sollen einen Teil ihres Betriebskapitals auf längere Zeit festlegen, müssen Personal abgeben, laden sich viel Verwaltungssorgen auf. Wenn sie aber sehen, daß sonst aus dem Geschäfte nichts wird, so verstehen sie sich doch dazu. Sie haben auch schon angefangen, Betriebsgesellschaften mit recht bedeutenden Kapitalien zu gründen, deren Aktien zum Teil in ihrer eigenen Hand bleiben und deren Aufgabe es sein soll, derartige Werke bis zur Übernahme durch die Kommunalverwaltung zu betreiben.

Mit dieser Übernahme des Betriebes durch die Elektrizitätsfirma oder eine Tochtergesellschaft von ihr ist mehr gewonnen, als man denken sollte. Das Unternehmen bleibt nunmehr in vernünftigen Grenzen, denn die — stets sehr

erfahrenen — Firmenleiter lassen sich auf Uferlosigkeiten nicht ein; und — nun gelingt plötzlich, was bisher unmöglich schien — die Akquisitionsingenieure der Firma kommen mit bindenden Erklärungen leistungsfähiger Kunden, die sich verpflichten, für soundso viel Jahre jährlich mindestens die und die Menge Energie abzunehmen und zu bezahlen. Ja! sagte mir ein solcher Ingenieur kürzlich, solange ich den Leuten sagen kann: ‚Wenn ich nicht genug Verpflichtungsscheine bringen kann, wird aus der ganzen Sache nichts,' solange rede ich mit ihnen. Wenn aber der erste Spatenstich getan ist, dann reden sie mit mir.

Eine weitere Aussicht auf Besserung der Verhältnisse erwächst aus der Tätigkeit der Provinzialverbände. Diese haben begonnen, Sachverständige der oben angegebenen Art heranzuziehen und für die Prüfung der Entwürfe zur Verfügung zu stellen, wobei sie oft sogar die Kosten übernehmen. Wenn so der Sachverständige innerhalb derselben Provinz wiederholt mit derartigen Arbeiten betraut wird, so wird er bald auch ein Auge für die Besonderheiten der Gegend bekommen, also mehr leisten können, als oben geschildert wurde.

Diese Sachverständigen werden dann sehr bald durch Sammlung eigener Erfahrungen und Austausch mit denen ihrer in anderen Gegenden arbeitenden Kollegen zu einer Art Statistik der Betriebsverhältnisse gelangen, die als Unterlage für den weiteren Ausbau des Netzes von Überlandzentralen dienen kann. Das Fehlen einer solchen Statistik empfindet jeder, dem der Einwurf entgegentritt: „Die Landwirtschaft ist einer der schlechtesten Kunden der Elektrizitätswerke. Sie braucht für gewöhnlich sehr wenig Strom, belastet dann aber für kurze Zeiten das Netz mit ganz ungeheuren Anforderungen. Ohne Anschluß industrieller Anlagen ist ein Elektrizitätswerk nicht denkbar." Will man aber bestimmte Zahlen haben, fragt man, ob die geforderte Höchstleistung nun das Dreifache, das Zehnfache oder das Zwanzigfache der Durchschnittsleistung beträgt, dann bleibt die Antwort aus. Und doch liegt hier die Frage vor, von deren Beantwortung die Rentabilitätsberechnung in erster Linie abhängt. Nach der geforderten Höchstleistung muß die Größe des Werkes berechnet werden, von ihr sind also die Anlagekosten und damit Zinsen und Tilgungsbetrag, die den größten Teil der jährlichen Unkosten ausmachen, abhängig, die Einnahme dagegen von der Durchschnittsentnahme an Energie.

Die Frage ist um so wichtiger, als man bei neuen Zentralen ganz überwiegend auf die Landwirtschaft angewiesen sein wird. Die Einbeziehung der Industrie, wo solche überhaupt vorhanden ist, stößt nämlich auf Schwierigkeiten. Schon jetzt beobachten wir in den mit elektrischer Energie versorgten Städten, daß größere Fabriken bei ihrer alten Dampfmaschine bleiben, Elektrizität wird ihnen zu teuer. Die Überlandzentralen werden die Einheitspreise etwas niedriger ansetzen können als die zurzeit bei städtischen Elektrizitätswerken üblichen (20 bis 25 Pfennig), allzuweit (unter 14 Pfennig) werden sie aber auch nur in Ausnahmefällen herabgehen können. Bei solchen Strompreisen ist der Elektromotor für kleine oder stark wechselnde Leistungen jeder anderen Kraftmaschine

überlegen; für stetige, einigermaßen gleichmäßige Inanspruchnahme wird von einer gewissen — gar nicht hohen — Mindestleistung an die Dampfmaschine immer Siegerin bleiben*). Die auf dem Lande verstreut liegenden Getreide- und Schneidemühlen werden also, namentlich wenn sie Tag- und Nachtbetrieb haben, stets bei ihrer Dampfmaschine bleiben.

Es kann nun nicht zweifelhaft sein, daß der Stromverbrauch bei landwirtschaftlichen Betrieben — augenblicklich wenigstens — sehr starken Schwankungen unterworfen ist. Das liegt hauptsächlich daran, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der landwirtschaftlichen Arbeiten zurzeit mit Maschinen erledigt wird, und daß der Lichtbedarf selbst großer Betriebe sehr gering zu sein pflegt. An Arbeiten für die Kraftmaschinen kommen in Betracht: Dreschen, Milchschleudern, Rüben- und Häckselschneiden, Wasser pumpen. Davon beansprucht nur das Dreschen größere Leistungen, bis zu 25 PS., die anderen Arbeiten sind mit höchstens 3 PS. zu bewältigen, beanspruchen meistens sogar nur Bruchteile einer Pferdestärke. Wenn also, was sehr wahrscheinlich ist, alle zu gleicher Zeit dreschen wollen, so kann eine gewaltige Inanspruchnahme der Zentrale eintreten.

Die Verhältnisse werden sich voraussichtlich mit der Zeit bessern, je mehr auch andere Arbeiten maschinell ausgeführt werden und damit auch zu anderen Zeiten die Zentrale in Anspruch nehmen. Das Nächste wird das Pflügen sein. Der elektrische Pflug, der stellenweise schon arbeitet, ist nach dem Muster der Dampfpflüge mit Ankerwagen ausgeführt. Bekanntlich haben wir zwei Systeme von Dampfpflügen: bei dem einen fahren zwei Lokomobilen ruckweise Furche um Furche vorschreitend an den entgegengesetzten Seiten des Feldes entlang und ziehen den Pflug abwechselnd hin und her, bei dem anderen System ist die eine Lokomobile durch einen Ankerwagen mit Seilscheibe ersetzt, und die andere Lokomobile zieht den Pflug in beiden Richtungen hin und her. Man hat für den elektrischen Pflug das letztgenannte System gewählt, um nur an einer Seite des Feldes eine Leitung legen zu müssen, die dann auch für das benachbarte Feld benutzt werden kann. Die Einrichtung ist immer noch etwas kostspielig und für kleine Wirtschaftsbetriebe kaum geeignet. Man wird wohl dahin kommen, daß man den Motor auf dem Ackergerät selbst montiert und dieses nicht nach dem Muster des Pfluges, der einer Zugkraft bedarf, sondern nach dem des von oben einstechenden Spatens ausführt. Ebenso können an den Mähmaschinen die Pferde sehr zweckmäßig durch Elektromotoren ersetzt werden. Unsere Mähmaschine hat, wie alle Maschinen, bei denen der Antrieb des Werkzeuges — hier der Schneiden — von den Wagenrädern aus erfolgt, den Fehler, daß auf nassem, schlüpfrigem Boden die Räder gleiten und das Werkzeug infolgedessen nicht arbeitet. Man könnte hier ebenfalls den Motor auf der Arbeitsmaschine aufstellen. An der einen Seite des Feldes würde die Stromzuführung sich befinden,

*) Das ist der Grund, weshalb die Dampfmaschine weniger durch die Elektrizität gefährdet ist als die Verbrennungskraftmaschinen. In ihre eigentliche Domäne kommt der Elektromotor sowieso nicht hinein.

von deren beiden Kabeln eine Laufkatze mit zwei Drähten den Strom abnähme. Die Drähte würden quer über das Feld zu einem allmählich vorrückenden Wagen führen und die Arbeitsmaschine zwischen diesem und der Laufkatze nach dem Trolley-System hin und her fahren. Eine allgemeine Verwendbarkeit würde die Elektrizität allerdings erst durch den leichten Akkumulator, den Edison ja schon erfunden haben soll, der aber immer noch nicht auf dem Markt erscheinen will, bekommen. Dann würde man auch frei fahrende Wagen und Maschinen elektrisch antreiben und durch Ermäßigung des Strompreises in den betriebsschwachen Tagesstunden die Besitzer veranlassen können, ihre Akkumulatoren dann zu laden, wenn die Zentrale Energie übrig hat. Die Herstellung eines Apparates, in dem eine Zeituhr so auf einen Zähler wirkt, daß er zu gewissen Zeiten schneller oder langsamer zählt, würde auf keine Schwierigkeiten stoßen. Leider sind die jetzt gebräuchlichen Akkumulatoren zu schwer, sie würden die Fahrzeuge zu sehr belasten und schwerfällig machen.

Das alles sind Möglichkeiten, über die mancher vielleicht noch lächeln wird, die aber in der einen oder anderen Form doch einmal Gestalt annehmen werden. Unserer Landwirtschaft muß geholfen werden; mit Steuer- und Zollgesetzgebung allein ist das nicht möglich. Hier bietet sich die Gelegenheit, sie zu modernisieren, sie lebenskräftiger zu machen.

Noch ein anderer Ausblick bietet sich, der manchem vielleicht ganz phantastisch erscheinen wird. Aber auf die Gefahr hin, daß er das Heft mit einem verdrießlichen: „Das ist von vornherein aussichtslos" fortlegt: wenn die Sache wirklich die Dimensionen annehmen sollte, daß ein Netz von elektrischen Überlandzentralen sich über das ganze Land verbreitet, dann würde damit eine Möglichkeit zur Erringung des lange gesuchten Reichsregals gegeben sein. Damit würde dem Reiche eine Einnahmequelle eröffnet, übereilten Gründungen vorgebeugt und die Möglichkeit geschaffen werden, allmählich das drückende Monopol der großen Elektrizitätsgesellschaften, deren Fabrikation teilweise auf Reichswerkstätte übergehen würde, zu beseitigen. Die Schwierigkeiten würden groß, aber nicht unüberwindlich sein. Zunächst müßte natürlich die Zustimmung des Reichstages eingeholt werden. Die bekommt man, wenn man darauf hinweisen kann, daß sonst Preußen die Sache allein machte und dadurch die kleinen Staaten und die Grenzbezirke der Mittelstaaten in eine ähnliche Abhängigkeit von sich bringen würde, wie es mit den Eisenbahnen der Fall ist. Bayern müßte besonders behandelt werden. Ob es nicht einmal an seinen Reservatrechten, namentlich an denen wirtschaftlicher Art, ein Haar finden wird? Vorläufig jedenfalls nicht. In der vorliegenden Frage hat es durch seine großen Wasserkräfte, zu deren Ausnutzung es durch seine hohen Steinkohlenpreise gedrängt wird, eine besonders starke Stellung. Es hat auch schon die Führung übernommen. Ist die Zustimmung des Parlaments erfolgt, dann würde man aussichtsreiche Zentralen mit billigen Darlehen unterstützen — zu dem Zinsfuße, den das Reich selbst zahlen muß —, und diesem dafür ein Vorkaufsrecht sichern. Ist die Sache

weit genug gedeihen, so legt das Reich die Hand auf diese Betriebe, kauft die übrigen auf und verhindert so, daß hier ein natürliches Privatmonopol — wie es in manchen Ländern die Eisenbahnen bilden — entstehe.

Dann beginnen allerdings erst die Schwierigkeiten. Es handelt sich zunächst darum, zu verhindern, daß die Überschüsse allmählich herabgewirtschaftet werden. Es könnte so gehen wie bei der Post: dem Publikum oder einigen Parlamentariern zuliebe muß hier und dort eine Postagentur errichtet werden oder die täglichen Briefbestellungen werden um eine vermehrt. Das kostet hier einige hundert, dort einige tausend Mark jährlich, und schließlich kommen Unsummen heraus. In ähnlicher Weise könnte es auch bei den Zentralen gehen. Die zweite Gefahr ist, daß die Zentralbehörden des Reiches allmählich die Leitung der Betriebe an sich ziehen, daß uniformiert wird, und daß dadurch das ganze Geschäftsgebaren schwerfällig wird. Das geht natürlich nicht. Wer springen soll, dem darf man nicht die Füße, wer Geschäfte machen soll, nicht die Hände zusammenbinden. Die Betriebsleiter der Zentralen müßten Verfügungsfreiheit haben. Das dritte Bedenken ist das Bewilligungsrecht des Parlamentes. Die Betriebe müßten neu auftauchenden Ansprüchen an ihre Leistungsfähigkeit sofort durch Neuanschaffungen von Maschinen, durch Erweiterungen des Leitungsnetzes, durch Umbauten begegnen können. Wenn da gewartet werden soll, bis der nächste Staatshaushalt fertig ist, so ist die günstige Geschäftslage vielleicht schon wieder vorbei.

Allen diesen Bedenken kann durch gesetzliche Dezentralisation der Verwaltung begegnet werden. Die auf Tantieme gestellten Betriebsleiter bekommen das Recht, über einen Teil der Einnahmen zum Besten des Werkes zu verfügen; die Aufsichtsbehörden werden tatsächlich auf die Aufsicht beschränkt. Allzu großer Fiskalität der Betriebsleiter zu begegnen, werden sich immer noch Wege finden.

Aber nun die Personalfrage! Das ist das Schwierigste. Über die Frage der Vorbildung wird man schon hinwegkommen. Die Kenntnisse sind nicht das Wichtigste, die Hauptsache ist der Mann — und seine Weltanschauung. Wer in der Anschauung groß geworden ist: „Geld haben ist vornehm, aber Geld verdienen ist nicht fein", wer nur die Rente und das Gehalt als anständig erworbenes Einkommen ansieht, der wird nie dazu zu bringen sein, „Verdienen groß zu schreiben", wie man zu sagen pflegt. Hier genügt nämlich nicht die Anerkennung, daß es so sei, sondern die Anschauung muß in Fleisch und Blut übergegangen sein. Der Mann muß ein geborener Kaufmann sein, einerlei ob er diese oder eine andere Ausbildung bekommen hat. Aber auch dieser Schwierigkeit wird man Herr werden können, wenn man von der Beförderung nach dem Dienstalter absieht, sorgfältig ausgewählte Leute, jung genug, ehe der Mut zur Übernahme von Verantwortlichkeiten erloschen ist, in verfügungsberechtigte Stellen bringt und jeden, der sich nicht bewährt, sofort wieder auf ruhigere Posten, deren bei einer großen Verwaltung immer genug zu sein pflegen, abschiebt.

Die Muse Deutschamerikas

Von Friedrich Hussong

Es ist keine reine Freude, amerikanisches Hochdeutsch zu hören oder zu lesen. Es herrscht eine greuliche Neigung, es mit englischer Lautverwischung zu sprechen und es mit englischen Brocken vermischt zu schreiben. Die Deutschamerikaner hören das freilich äußerst ungern sagen und verübeln einem die gelegentliche Feststellung ihrer Sprachsünden und Sprachgreuel sehr. Sie sind überhaupt gegen jede Kritik, namentlich gegen solche aus der alten Heimat, höchst empfindlich. Wahr bleibt deswegen doch, daß ihre nationalen und kulturellen Qualitäten keineswegs einen so empfindlichen Stolz rechtfertigen.

Wenn man eine Weile deutschamerikanische Zeitungen mit ihrer Fülle unerträglichen Klatsches und geschmackloser Schmockereien über die „prominentesten" Persönlichkeiten der Stadt gelesen hat, wenn man aus glaubwürdiger Quelle weiß, daß das in Deutschamerika meistgelesene und meistgekaufte Buch das „Ägyptische Traumbuch" ist, wenn man beobachtet hat, wie die deutschamerikanische Politik sich gern erschöpft in dem entrüsteten Kampf um die Freiheit des Biertrinkens, dann wird einem trotz der wackeren Bemühungen des Deutschamerikanischen Nationalbundes um die Zukunft dieses Deutschtums bange, dann wird einem selbstverständlich, daß auf einem solchen völkischen und kulturellen Boden nur eine zweifelhafte nationale Kultur gedeihen und aus dieser nur eine minderwertige Literatur sich entwickeln kann.

Nun ist man drüben gerade auf diese Literatur nicht wenig stolz, und aus völkischen Rücksichten wird für sie auch bei uns eine reichliche wohlmeinende Stimmungsmache betrieben mit Blütenlesen deutschamerikanischer Musenklänge. Aber es ist und bleibt ein recht dünnliches Plätschern aus diesem kastalischen Quell. Selbst die besten und bekanntesten Stücke unter den hochdeutschen Gedichten Deutschamerikas tummeln sich bei aller vortrefflichen Meinung und bei aller Wohllöblichkeit auf dem breiten Plan der Platitüden. Rührend redet manchmal die Heimatliebe der Entfremdeten aus diesen Liedern. Dennoch wiegen sie auch dann nach künstlerischer Wertung sehr leicht. So selbst die meistgepriesenen Verse eines Konrad Nies, der dem noch ungeeinten Deutschland einst zusang:

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland.

Das ist aus der vielleicht besten Zeit, aus dem besten Geist des Deutschamerikanertums. Jüngeren Ursprungs und noch mehr gekannt und gepriesen, in Wahrheit weit banaler ist Castelhuns „An meine Kinder":

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort,
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Großen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
In ihr Herz gesenkt.

Und dann, schon ein wenig peinlich:

Was ein Lessing dachte,
Was ein Goethe sang,
Ewig wird's behalten
Seinen guten Klang.
Und gedenk' ich Schillers,
Wird das Herz mir warm, —
Schiller zu ersetzen
Ist die Welt zu arm.

Diese Verse sind um ihres Deutschbekenntnisses willen durch den Beifall aller deutschfreudigen Kreise geheiligt; sonst könnte man sich nicht erwehren, sie literarisch anzusprechen als den Sang eines Epigonen jenes berühmten Gottlieb Biedermayer, Schullehrer in Schwaben, dessen Geist sich über den gelehrten Buchbinder Horatius Treuherz, den Oberlehrer Eberhard Treubier und den Münchener Biedermeier (mit ei!) auf uns forterbte. Auch die Gedichte des „größten deutschamerikanischen Dichters" Konrad Nies oder des berühmten Preisliedddichters Hildebrand bedeuten für eine deutsche Gesamtliteratur nichts oder sehr wenig, obgleich eine neuere deutsche Literaturgeschichte auch die deutsch-amerikanische Dichtung in ihren Kreis gezogen hat, und obgleich man jene Poeten als Zeugen deutschen Heimatsinnes nur ungern missen würde.

Neben dieser hochdeutschen Dichtung, die das Verdienst hat, für den gesamtdeutschen Gedanken nach ihren Kräften zu wirken, gibt es aber noch eine deutsch-amerikanische Dichtung, die in vielerlei Zungen redet, „letzeburgisch", hessisch, pfälzisch, schwäbisch, platt. In ihr haben wir Auswirkungen eines von unseren Auswanderern mit über das Meer genommenen und vielfach noch verstärkten Hanges zum Stammessondertum. Blättert man deutschamerikanische Zeitungen durch, so wird auch dem Unbefangensten bald halb rührend, halb peinlich auffallen, daß darin ganz erheblich mehr die Hessen, Pfälzer, Württemberger, Bayern sich umtummeln als die Deutschen. Es ist, als ob man Deutschland drüben immer noch nur für einen geographischen Begriff hielte. Nächstdem hört man ziemlich wenig von Preußen, dagegen mehr von Pommern und Westfalen. Preußen als solches ist nicht beliebt. In diesen Namen sind immer noch am stärksten all jene Tendenzen gebannt, die einst so viele Söhne deutschen Bodens über das Meer trieben. So haben die Deutschen ihren Partikularismus, ihre Vaterländlerei nicht etwa diesseits des Ozeans gelassen, sondern frönen drüben, soweit sie überhaupt deutsch geblieben sind, erst recht einem ausgesprochenen

Stammessondertum. Freilich geschieht es dann auch, daß etwa die Luxemburger, hier uns verloren, sich drüben wieder als Deutsche finden und bekennen, freilich als „Letzeburger" Deutsche, und ein Blättchen zur Pflege der Abneigung gegen Preußen und ihres „Letzeburger Deitschs" gründen, wie drüben allerwärts die Mecklenburger, Badener, Oldenburger, Sachsen ihre Blätterchen und ihre Gesang- und Turnvereine haben.

Die Sache ist nicht so unnatürlich, wie sie einem ersten flüchtigen Blick scheinen kann. Je ferner man der Heimat gerückt ist, desto fester heftet sich das Heimatgefühl auf den engsten Heimatkreis, dem ja doch, zumal für primitive Denk- und Gefühlsweise, alle wesentliche Heimaterinnerung und Heimatvorstellung verdankt wird. So entstand denn drüben eine mundartliche Dichtung, die in ihrem engeren und beschränkteren Kreis stellenweise eigenwüchsiger und bodenständiger ist als ihre hochdeutsche Schwester. Für eine Dichtung gemeindeutscher Art und schwereren Stiles ist der deutsche Boden drüben zu wankend, weichend:

. . . . . .
Nu hu mer sche Lenner (schöne Ländereien), schen Heiser a Scheiern,
Fleicht (vielleicht) Gelt op der Bank, a fleicht soft noch Popeiern (Papiere).
Mer hun iwertane (haben überstanden) fill Trubel a Let (Leid),
An danken dem Herrgott, datt heut et gutt get (daß heut es gut geht).

Bei einem dritten dieser „Letzeburger" Poeten findet sich dann dies naive Deutschbekenntnis:

Mir letzeburger Menner
Sen deitsch fu Stamm a Blutt,
Bekannt in alle Lenner
For frei, a frank, a gut.

Man sieht, der ganze Glaube an die Auserlesenheit des eigenen Stammes: Juden, Griechen, Letzeburger.

Mit besonderem Erfolg weiß sich, wie daheim, so auch überm Wasser drüben der kleine lebendige Stamm der Pfälzer hörbar zu machen; sie wechselten Land und Himmel, nicht ihren Sinn; sie blieben eben „Pälzer Krischer", ihres Wertes vor allen andern sich vollbewußt, „denn die sin dumm un mer sin g'scheid". Lorenz Rohr, Chefredakteur des „Demokrat" von Evansville, dichtet voll inniger Überzeugung sein Pfälzisch an als „die Sprooch der Sprooche".

Wer dichtig Pälzisch kann, der braucht
Nooch anner'm net viel frooge.

Geradezu an den Klassiker der pfälzischen Dialektdichter, an Karl Gottfried Nadler, der im vorderpfälzischen Dialekt zeitgeschichtliche Seelendokumente von bleibendem Wert und weit mehr als nur lokaler Bedeutung geschaffen hat, erinnert der Deutschamerikaner Georg Asmus, von der hessischen Linie des Pfälzertums, der Amerika mit der ganzen Helläugigkeit seines Stammes angeschaut und mit dessen ganzer Freude an spitzem Witz besungen hat. Wem wollte es

nicht Vergnügen machen, diese Verse zum zweideutigen Preis der Amerikanerin zu lesen:

Am schönste sin die Frauenzimmer,
Die sind doch all, als wie gemalt;
Wie Wundervögel gehn se immer,
Ich möcht nor wisse, wer's bezahlt.

Se sage, die mer da so sieht,
Daß net e jede arg viel nutzt
So for ins Haus un for's Gemiet.
Doch wunnerscheen sin se geputzt.

Se könne stricke net un koche
Un meistens fahr'n se, wann se gehn;
Nur zweimal kommen se in Woche,
Drum halte se sich auch so scheen.

Die Arbeitsteilung, kann mer sage,
Is hierzuland famos zu Hauf'.
Die Männer müsse 's Geld erjage,
Die Frauenzimmer kehrn's enaus.

Oder ein Lob auf den hohen Erfindergeist, auf den der Amerikaner so stolz ist:

Da hat noch letzt einer erfunde
E Bandwurmfett, des mer verschluckt;
Das Tier wird dann herausgewunde,
In'n Hof geschleppt un abgemuckt.

Oder das Tabakkauen:

Die meiste müsse Tabak kaue,
Drum spreche se so durch die Nas'
Uns Deutsche überkommt e Graue,
Un nie gewöhnt mer sich an das.
Will so ener e Lady küsse,
Dreht er sich uf'm Absatz bloß,
Des Priemche wird erausgeschmisse,
Dann ausgespuckt, un dann geht's los.

Auch die deutsche Note schlägt Asmus gegenüber dem Amerikanertum auf seine Weise an, grimmige Wahrheit in drastischen Worten:

Ihr seid noch lang net uf der Höhe,
Von der ihr uns begreife könnt;
Ihr werd't noch's Mittelalter sehe,
Dem ihr ja stracks entgege rennt.
Schwarzröck' un Monopolmagnate
Regier'n bigott un frech das Land;
Ihr meint, ihr hätt' kei Potentate
Un seid doch all in ihrer Hand.
Uf was habt ihr denn viel zu poche?
Mei Volk is e gelehrter Held!
Mei Volk hat Logik in de Knoche,
Ihr habt im Hosesack nor Geld.

Auch die Schwaben haben ihre Dichter drüben, die für des Schwabenlandes Glorie singen. Eine ganze schwäbische Kulturgeschichte ist in den Versen:

Und was ischt unser Ländle gar so reich
An guata Sache für dia Schwoababäuch.
Do kommt z'airschta 's Sauerkraut,
Doazua a Reutlinger Kümicherdaut.
Von de Kanarienvögel, dia so grunza,
Macht man überall de beste Blunza . . .
Von unsre Mauldäsche und Pasteta
Brauch i eigentlich gar net z'reda;
Unsere Wei braucht ma au net z'loba,
Die werdet ja in Himmel nei g'hoba;
Und was sag i vo der schwäbischa Musik,
Ist der Lautebacher net a prächtiges Stück? . .

Es ist freilich handgreiflich, daß eine solche Poesie der Realien eben nur noch durch die Mundart erträglich bleibt. Natürlich haben die Reuter und Klaus Groth drüben bei Mecklenburgern und Schleswig-Holsteinern Schule gemacht, auch mehr reichlich als glänzend, aber doch mehr als einmal herzlich und liebenswürdig. Da redet die ganze deutsche Gemütlichkeit mit ihrem guten und üblen Beigeschmack. Mit ihr treiben unsere Landsleute drüben überhaupt gern ein eifriges, oft leider in kokettierende Spießerhaftigkeit ausartendes Wesen.

Dat abends ünner de Bäuken
So ne lütje Piep to smäuken,
Is doch so recht gemütlich.

Es ist die ganz eng beschränkte Weise des um einige Nasenlängen hinter dem Zeitalter herhumpelnden Spießertums Johanns, des munteren Seifensieders aus Biedermeiertagen und des Freundes, der ist „zufrieden, geh' es, wie es will". Die ganze quietistische Ofenhockerweisheit eines stockigen Jahrzehnts. Beliebt ist da natürlich vor allem auch die versifizierte und gereimte Anekdote nach Reuterschem Muster. Über den harmlosesten Spaß hebt sich nur weniges. Es ist hoch über dem meisten seinesgleichen, wenn einem Karl Münster in seiner Geschichte vom vielgeplagten, aber schließlich stillvergnügt mit seiner Frau Fieken und seinem Jungen hausenden Holzhacker Jochen Verse so idyllischer Stimmung quillen, wie diese:

Is Fieken 's Abends noch so meud,
Dann singen die Jungs en dütsches Lied,
Dat makt dat Hart ehr werrer wiet;
Sie spölen nen Schapskopp un 'n Hund,
Nen swarten Peiter in de Rund,
Sie stöten eis an un drinken ehr tau
Un wünschen ehr dann wohlslapende Rauh.

Besonderer Beachtung wert ist ein deutschamerikanischer Dialekt, der so, wie er ist, nicht mit aus der alten Heimat gebracht wurde. Es ist das pennsylvanische Deutsch, eine Mischsprache, entstanden im wesentlichen auf der

Grundlage der pfälzischen Mundart durch reichliche Mischung mit englischen Brocken. Ein Seitenstück etwa zu dem Straßburger und Elsässer Deutsch, das mit so viel unfreiwilliger Komik sein alemannisch gemachtes Französisch und sein Elsässisch ineinanderwurstelt.

E Simmern (größeres Getreidegemäß) von de Pälzer Sprooch,
Vum Englische e Messel (kleines Gemäß)
Des mengt mer orntlich dorchenand
Un schitt's dann in e Fässel.
Un wann des Dings vergohre hat
Und endlich aus'm Tran isch,
So gibt's e Sprooch voll Saft un Kraft
Un heeßt Deutsch-Pennsylvanisch.

Bekannt und beliebt ist die deutschpennsylvanische Gedichtsammlung von dem Pastor Harbough, das meistgerühmte Stück daraus „Das alt Schulhaus an der Krick". Hier ein paar Verse davon als Dialektprobe:

Heut is's exäctly zwanzig Johr,
Daß ich bin owwe naus;
Nau bin ich widder lewig z'rück
Und steh am Schulhaus an d'r Krick,
Juscht nebe Dadys Haus . . .

Gut bei (good-by), alt Schulhaus! — Echo kreischt
Gut bei! Gut bei! zurück.
O Schulhaus, Schulhaus, muß ich geh',
Und du stehst noch do all allee,
Du Schulhaus an d'r Krick . . .

Es sind hier mit Fleiß nur wenige von den vielen Namen genannt, die den deutschamerikanischen Parnassus zieren. Es tut nicht not, sie alle zu kennen, sich das Gedächtnis mit ihnen zu belasten. Es genügt, zu wissen, daß hier ein emsiges Singen und Sagen deutscher Zungen, im einzelnen fast ohne Belang, sich doch zu einem Ganzen webt, das schön und dankenswert ist, zu einem vielstimmigen Lied des Heimatgedankens. Es ist etwas Tragisches darin. Auf Zuversicht und Fröhlichkeit ist dies Lied so oft gestimmt und ist doch, muß man trotz allem fürchten, das Lied eines sterbenden Stückes von unserem Volkstum. Der Dialekt noch weniger als das nicht mehr vom lebendigen Strom der deutschen Kulturentwicklung genährte Hochdeutsche wird auf die Dauer dem Englischen widerstehen können. Sehen wir doch sogar an unserer heimischen Sprachgrenze das Deutsche vor der es bedrängenden Kultursprache zurückweichen, wo die Deutschen, so wie die Deutschschweizer in hartnäckigem Kantönligeist befangen, durch übermäßiges Betonen örtlich beschränkter Mundart den Zusammenhang mit der deutschen Gesamtkultur gefährden, die doch nun einmal hochdeutsch spricht.

Im Flecken

Erzählung aus der ruſſiſchen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Sechſtes Kapitel: Der Überfall.

„Endlich, Boris!“ ſagte vorwurfsvoll Frau Okolitſch, indem ſie dem Sohne und dem Hunde die Tür öffnete. „Ich war ſchon unruhig. Die Dunkelheit, und der Regen!“

„Verzeihe, Mamchen,“ verſetzte er, indem er ihre Hand an die Lippen führte. „Die Dunkelheit tritt in dieſem Jahre ganz eigentümlich raſch ein. Es ſind doch nur die erſten Tage des Auguſt, aber es iſt wie ſonſt im September. Nun ja, es iſt dick bewölkt. Zu morgen wird ſich wohl ein tüchtiger Regen einſtellen.“

„Du warſt ſehr weit?“

„Ach, nein. Boi ſtöberte ein Volk ſchon ausgewachſener Feldhühner auf. Ich glaubte genau zu bemerken, wohin ſie flogen, aber ich ſuchte, ſuchte — ſie waren wie in die Erde verſunken. Ich fand ſie erſt wieder, als es ſchon zu dunkeln begann. Kannſt du dir denken, wo ſie ſaßen? An dem Platze, wo ſie zuerſt geweſen waren. Statt geradeaus zu fliegen, hatten ſie zwiſchen den Hügeln einen richtigen Kreis beſchrieben. Solche ſchlaue Kanaillen! Bei Feldhühnern iſt mir ſo etwas noch nie vorgekommen.“

„So daß deine Jagd unglücklich war?“

„N—nein, nicht ganz. Ein halbes Dutzend konnte ich doch noch zuſammenſchießen. Sieh, Mamchen, was für runde Dinger. Wie gemäſtet!“

Er zog die Hühner aus der Jagdtaſche und legte ſie in einer Reihe auf den Küchentiſch.

„Ah!“ freute ſich die Frau. „Die ſind wirklich ſchön. Dazu die erſten in dieſem Jahre. Ich muß dir geſtehen, Boris, daß ich mich ſchon nach Feldhühnern geſehnt habe. Die Enten und Bekaſſinen und jungen Birkhühner waren mir bereits etwas zum Überdruß.“

„Ich wußte das, Mamchen. Darum war ich auch ſo erpicht darauf, ſie wiederzufinden.“

„Mein guter Junge!“ ſagte ſie zärtlich und ſtreichelte ihm liebkoſend die Wange. „Wenn es nur immer glücklich abgeht! Ich bin ſo unruhig, wenn du im Dunkeln allein draußen biſt.“

„Was sollte mir geschehen, Mama! Und ich bin nicht allein. Zählst du Boi gar nicht?"

„Ach, Kind, nur nicht zu viel Selbstvertrauen!"

Die Mutter ging in ihrer Stube zur Ruhe. Boris saß bei der Lampe und korrigierte. Die Lider senkten sich ihm bei der langweiligen, geisttötenden Arbeit. Er ärgerte sich mehrmals, wenn er sich darauf ertappte, einen Fehler übersehen zu haben. Er schalt sich in solchen Fällen durch ein geflüstertes Wort, und jedesmal öffnete dann Boi, der in der Mitte des Zimmers lang ausgestreckt auf der Seite lag, die schlaftrunkenen Augen, blickte den Herrn eine Weile an, seufzte und war gleich von neuem eingeschlummert.

„Dumm—kopf!" sagte eben wieder Okolitsch, indem er mit Nachdruck zwei dicke Striche unter ein falsches Wort zog. Da hielt er ein und horchte. Boi hob den Kopf.

Ein lauter Schlag, ein kurzes Krachen, als ob etwas mit großer Gewalt durchgebrochen würde. Eigentümlich. Irrte Okolitsch, oder erinnerte er sich recht? Es war ihm, als ob er unmittelbar vorher das Rollen eines Gefährts gehört hätte. Sollte einem Vorüberfahrenden die Achse gebrochen sein? Nein, das hätte nicht so stark getönt. Übrigens, was hatte er da zu grübeln und sich aufzuhalten! Es konnte vielerlei brechen oder fallen oder einstürzen. Er schüttelte den Kopf. Das schlagartige Krachen stimmte zu allen diesen Sachen nicht. Doch er tauchte die Feder ein und beugte sich über das Heft. Boi ließ den Kopf auf die Dinge zurücksinken, behielt aber die Augen offen.

Okolitsch hatte die Zeile noch nicht zu Ende gelesen, als er wieder aufmerksam wurde. Es kam ihm vor, als hätten zwei Menschenstimmen Frage und Antwort ausgetauscht.

„Boris Stepanytsch," brummte er, „jetzt wirst du ein richtiges altes Weib, das sich um Dinge kümmert, mit denen es nichts zu . . .

„Hilfe!" klang es jammernd herüber.

„Gott, das ist bei Schejins!" rief er, warf die Feder auf das Heft und flog zur Tür hinaus, ehe es Boi gelungen war, aufzuspringen. Draußen konnte er nichts sehen. Die Nacht war dunkel. Feiner Sprühregen fiel nieder. Für ihn, der eben von der Lampe kam, war die Finsternis vollständig. Nebenan, wo Schejins wohnten, war es still. Aber an der anderen Seite der Chaussee, Schejins schräg gegenüber, hörte er sprechen und erkannte auch die Stimme. Es war die des alten Soldaten, der dort sein Häuschen hatte und sich mit Lohnfuhrmannsdiensten beschäftigte. Gleich darauf gab es dort auch Lichtschimmer. In demselben Augenblick erschien an Schejins Tür für einen Moment ebenfalls heller Schein, bei dem Okolitsch bemerken konnte, daß die Tür offen stand und mehrere Gestalten sich dort zu schaffen machten. Der junge Mann sprang auf die Chaussee hinaus und lief dorthin. Es war wieder dunkel, aber schwere Tritte stampften auf dem Brückchen.

„Halt!" rief er. „Was geht hier vor? Was für Leute seid ihr?"

Dabei griff er zu und erfaßte jemand. Der wollte sich losreißen, doch Okolitsch hielt fest und drückte ihn zur Erde nieder. Da wurde über ihm ein grober Fluch ausgesprochen, und er erhielt einen Stoß von oben herab, der halb die Schulter und halb den Kopf traf, einen Stoß mit solcher Macht, daß er

mehrere Schritte zurücktaumelte. Ihm schwindelte. Er sank fast zu Boden. Aber schnell ermannte er sich. Das Jägerblut wallte auf. Die geballten Fäuste zum Schutze vor sich, stürzte er blindlings in die Dunkelheit gegen den, der ihn gestoßen hatte.

„Nachbarn, helft!" schrie er dabei. „Räuber! Hilfe!"

Er griff umher. Er fand niemand.

„Wir kommen, wir kommen," schallte rechts die Stimme des Soldaten.

Nicht weit von ihm setzte sich in der Mitte der Chaussee ein Fuhrwerk in Bewegung. In der größten Hast rollte es fort in den Flecken hinein.

„Halt auf, halt auf!" schrie Okolitsch. „Räuber! Halt auf!"

„Halt auf! Halt den Wagen auf!" wiederholte der Soldat und noch einer, in dem Okolitsch an der Stimme den Sohn des Soldaten erkannte.

„Boris! Boris!" rief angsterfüllt die Mutter an ihrer Tür, und zu gleicher Zeit kam mit Wutgebrüll Boi in langen Sätzen an und stellte sich kampfbereit einige Schritte vor seinem Herrn auf.

„Mama, schnell, unsere Laterne!" bat Okolitsch.

Da war auch schon der alte Soldat mit seinem Sohne, der eine Laterne trug. Beide hatten je einen großen Knüttel in der Hand.

„Wir arbeiteten in der Scheune an einem Wagen," erzählte der Soldat. „Wir hörten, wie sie hier vorfuhren und die Tür einbrachen, und wie dann der Herr schrie. Da sagte ich zum Sohne: Iwan, sagte ich, der Hauptmann schreit; wir müssen helfen; nimm schnell die Laterne vom Nagel, Iwan, und nimm . . ."

„Hinein, Nachbar!" unterbrach Okolitsch. „Wenn sie nur nicht ermordet sind!"

„Gott schütze, Herr!"

Im Hause wurde es hell. Wie sie durch die offene Tür eintraten, erblickten sie links im Kabinett des Hauptmanns durch die ebenfalls offene Tür Schejin selbst im Hemde und Olga im Nachtkostüm. Das Mädchen setzte eben ein Licht auf die Diele nieder, umfing und stützte den wankenden Vater.

„Gott sei Dank!" rief Okolitsch aus, indem er zusprang und ebenfalls den Hauptmann faßte. „Ich fürchtete, Sie nicht mehr am Leben anzutreffen. Erlauben Sie, Olga Andrejewna, ich werde Ihren Vater ins Bett tragen und dann gleich den Arzt holen."

„Ich werde leuchten," sprach sie und hob eilig das Licht auf.

„Laßt, laßt," wehrte der Hauptmann mit schwacher Stimme. „Mir fehlt nichts. Nur gewürgt haben sie mich."

Er atmete einige Male tief auf.

„Aber gestohlen, gestohlen!" rief er dann. „Weg! Die Schatulle weg!"

Er deutete mit der Hand zu der an der Seitenwand befindlichen Kommode.

„All mein Geld weg!" klagte er. „Alles, alles weg, was ich hatte! Olenka, armes, unglückliches Kind! Alles, alles weg!"

Er stöhnte schwer und knickte zusammen. Okolitsch ließ ihn sacht auf einen Stuhl nieder.

„Papa, wir wollen Gott dankbar sein, daß wir leben," tröstete Olga und umschlang wieder den Vater. „Was beunruhigst du dich um das Geld!"

Aber er konnte sich nicht so schnell fassen. Sein Gesicht war leichenbleich, und er jammerte immer von neuem:

„Weg, alles weg! Armes Kind! Bettler sind wir. Nichts kann ich dir hinterlassen."

„Haben sie das Geld aus der Kommode gestohlen?" fragte an der Tür der Sohn des Soldaten den Vater, und dieser erwiderte:

„Nein, auf der Kommode stand die Schatulle auf dem Wachstuch. Siehst du, das haben sie mit heruntergezogen."

„War die Schatulle ein großes Stück?"

„Ein flaches poliertes Kästchen. Es nahm noch nicht die Hälfte der Kommode ein."

Frau Okolitsch kam mit ihrer Laterne. Sie bekreuzte sich.

„Gott ist barmherzig," sagte sie, „daß er Sie hat leben lassen, aber Ihre Magd — sie liegt im Vorhause —"

„Tot!" schrie Olga auf und wollte hinaus.

Okolitsch vertrat ihr den Weg und hielt sie sanft am Arme auf.

„Olga Andrejewna, wir wollen hoffen, daß sie lebt. Aber ersparen Sie sich fürs erste den Anblick. Gehen Sie, kleiden Sie sich an, und helfen Sie dann Ihrem Vater in die Kleider. Nach der Magd werde ich sehen. Was geschehen kann, soll geschehen. Verlassen Sie sich darauf."

Sie blickte ihn an, neigte zustimmend den Kopf und ging errötend in ihre Kammer. Okolitsch winkte der Mutter, bei dem Hauptmann zu bleiben, und begab sich mit den Nachbarn und Boi hinaus.

Im Vorhause lag die Magd ausgestreckt quer vor der Küchentür. Eine Seite ihres Gesichts war mit Blut bedeckt. Okolitsch beugte sich zu ihr nieder.

„Junger Herr, wir dürfen sie nicht anrühren, bis die Polizei kommt," sagte der Soldat.

„Und unterdessen stirbt sie vielleicht, wenn noch Leben in ihr ist!" rief Okolitsch unmutig. „Dummes Zeug! Faßt an."

Der Hund hatte sie beschnuppert und begann ihr das blutige Gesicht zu lecken. Da schlug sie die Augen auf.

Sie wurde in ihr Kämmerchen neben der Küche getragen. Okolitsch fand ein Handtuch und wusch ihr das Blut ab. Sie kam zur Besinnung. Sie hatte einen schweren Schlag vor die Stirn bekommen. Die eine Schläfe war stark angeschwollen, und aus der gesprungenen Haut sickerte etwas Blut. Sonst war sie unbeschädigt. Sie konnte sich aufsetzen und selbst das in kaltes Wasser getauchte Handtuch an die kranke Stelle halten.

Als Okolitsch in das Kabinett zurückkehrte und diese beruhigende Nachricht mitteilte, waren der Vater und die Tochter bereits in Ordnung, und der erstere hatte seine Ruhe einigermaßen wiedergewonnen. Er war tief traurig, wollte aber doch die Magd sehen. Als die ganze Gesellschaft ins Vorhaus trat, lenkte Boi die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er schnüffelte auf der Diele und Hausschwelle umher und wedelte.

„Boi, was hast du, mein Hund?"

Das Tier sprang zu Okolitsch, sah zu ihm auf, wedelte und knurrte.

„Was will er nur sagen?" fragte die Mutter.

„Vor, Boi, suche!" sprach Okolitsch ermunternd.

Der Hund senkte wieder die Nase, nahm eine Spur auf und verfolgte dieselbe wedelnd hinaus über das Brückchen auf die Chaussee. Der Soldat leuchtete.

„Suche, suche, Boi!"

Bis zur Mitte des Weges verfolgte Boi die Spur. Dort drehte er sich im Kreise, lief zur Haustür zurück und kam nochmals auf der Spur an, immer mit dem Schwanze wedelnd. Zuletzt setzte er sich vor Okolitsch nieder, fuhr fort zu wedeln und knurrte.

„Es war jemand dabei, den der Hund kennt," sagte Okolitsch.

„Hat er nicht auf Ihrer Spur gewedelt?" meinte der Soldat.

„Nein," sprach der junge Mann entschieden, „das tut er nicht. Er kennt jemand von den Einbrechern. Du hast gehört, wie böse er knurrte."

„Wenn er doch sprechen könnte!" rief Olga.

„Andrej Fomitsch," wandte Okolitsch sich an Schejin, „der Polizei wird so schnell wie möglich die Anzeige gemacht werden müssen, damit die Nachforschungen auf frischer Tat beginnen können. Wenn Sie sich nicht zu angegriffen fühlen, erlauben Sie vielleicht, daß ich gleich den Aufseher hole?"

„Was soll ich Sie und den Aufseher in der Nacht beschweren!" erwiderte Schejin, der bereits so weit mit sich in Ordnung gekommen war, daß sein gewöhnlicher rücksichtsvoller Charakter zutage trat. „Ich danke. Am Morgen . . ."

„Andrej Fomitsch, lassen Sie meine Bequemlichkeit aus dem Spiel. Was gilt Bequemlichkeit, wo es sich um ein schweres Verbrechen handelt! Ich bitte nur um Ihre Erlaubnis."

„Gewiß, Andrej Fomitsch," bat auch die Mutter, „es ist um so besser, je früher die Polizei benachrichtigt wird. Ich und Boris, wir werden doch den Rest der Nacht so wenig schlafen können wie Sie."

„Papachen, wenn Boris" — begann Olga und blieb stecken, denn sie hatte sich bis jetzt nicht einmal den vollen Namen des Mieters gemerkt, — „wenn Herr Okolitsch so gut sein will —"

„Wenn Boris Stepanowitsch uns seine Ruhe opfern will," gab Schejin zu, „so kann ich es nur mit Dank annehmen, aber" — er sprach zögernd weiter —, „ich fürchte, es wird aus dem Polizeiprotokoll wenig Nutzen entstehen. Herr Wolski — ich weiß nicht — aber — ich meine —"

„Ihre Wohlgeboren," mischte der alte Soldat sich in das Gespräch, „von unserm jungen Polizeimeister ist wenig Nutzen, wie Sie zu denken belieben, aber ich habe heute abend den Bezirksaufseher gesehen. Er ist also zu Hause."

„Das wäre vielleicht etwas."

„Herrn Wolski müssen wir benachrichtigen," sprach Okolitsch. „Er hat im Flecken die Aufsicht. Aber ich werde den Bezirksaufseher auch herausklopfen und zur Stelle schaffen."

„Ich spanne gleich meinen kleinen Wagen an," sagte der Soldat. „Da geht es schneller."

„Ich muß es dir aber schuldig bleiben, Kamerad," versetzte der Hauptmann dumpf. „Ich habe keine Kopeke Geld."

„Papa, ich . . ." begann Olga, aber der Soldat schnitt ihr die Rede ab und rief beleidigt:

„Fürchten Sie Gott, Ihre Wohlgeboren. Meine Hand soll mir verdorren, wenn ich mich bei einer solchen Gelegenheit bezahlen lasse. Bin ich ein Nichtchrist, ein Heide oder ein geschorener Türke! Laufe voran, Iwan. Hurtig! Den Schimmel vor den kleinen Wagen!"

„Schuldig bleiben!" brummte er, während er dem Sohne folgte. „Hat man so etwas gehört! Habe ich nicht manches Geld von ihm verdient, wenn ich ihn jedes Jahr mehrmals zum Gouvernement fahren mußte, wo er seine Pension empfing oder seine Zinsen hob, oder wenn das Fräulein abgeholt wurde! Und jetzt spricht er so, wo er bestohlen ist! Ich müßte ja verflucht sein in dieser Welt und in jener, wenn ich Bezahlung nehmen wollte!" (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 20. November 1910.

Das Merkmal der Zeit — Die Kaiserrede in Beuron — Herr von Bethmann? — Die Polennot — Das Enteignungsgesetz — Notwendigkeit innerer Kolonisation — Kleine Garnisonen — Ein deutsches Oberhaus.

Der Geschichtsschreiber der gegenwärtigen Zeit wird als ihr wesentlichstes Merkmal „Mißtrauen und Mißverstehen" bezeichnen. Dem Chronisten, der sich allwöchentlich im abgeschlossenen Kämmerlein ernsthafte Rechenschaft über die Ereignisse während der abgelaufenen sieben Tage gibt, steht bei dem Gedanken an die möglichen Konsequenzen eben dieser Ereignisse manchmal das Herz still. Es scheint, als verstünde man sich im deutschen Volke nicht mehr, als redeten die Menschen in fremden Sprachen zueinander. Auch zwischen Regierung und Regierten, zwischen Rechtsprechung und Volksempfinden (Prozeß Bruhn) scheinen dicke Mauern aufgerichtet, die eine Verständigung ausschließen. Blättern wir in der Geschichte unserer Nation zurück, dann entdecken wir ähnliche Zustände erst wieder in der Epoche des Vormärz. Damals herrschte dieselbe Unklarheit im politischen Denken des Volkes, dasselbe Mißverstehen und Mißdeuten gesunder Volksregungen durch die staatlichen Organe, wie heute. Der Unterschied mag wohl nur darin bestehen, daß wir gegenwärtig am Ende einer Epoche von sieben fetten Dezennien stehen, während unsere Ureltern sich am Ende von sieben mageren befanden. Aber wie damals, werden heute die Könige mit der internationalen Demokratie geschreckt und die Bangemacher haben kaum ein rechtes Bild davon, wie weit sie ihre Volksgenossen unter die Demokraten rechnen sollen. Damals galten die Großdeutschen als eine gefährliche Gesellschaft. Heute wird man nach den Auslegungen der „Deutschen Tageszeitung" unter Demokraten etwa alle die Kreise zu verstehen haben, die nicht dem Bunde der Landwirte angehören, während vom Standtpunkte der „Germania" alle Gegner der Jesuiten als Demokraten zu betrachten sein dürften.

Das Bedauerliche dieser Tatsachen ist nun, daß allem Anschein nach ähnliche Auffassungen an den höchsten Stellen unserer Staatsorganisation geteilt werden oder richtiger, daß die Kundgebungen, die von Zeit zu Zeit von höchster und aller-

höchster Stelle in die Öffentlichkeit bringen, den Anschein solcher Auffassungen im Volk erwecken müssen. Zu solchen Kundgebungen gehört auch die jüngste Ansprache des Kaisers, anläßlich seines Besuches im Benediktinerkloster zu Beuron, an den Erzabt Ildefons Schober. Diese Rede, die unter anderen Zeitumständen gehalten ihres Wortlauts wegen kaum Beachtung gefunden hätte, lautet:

„Verehrter Herr Erzabt! Ich spreche Ihnen Meinen herzlichsten Dank aus für die freundlichen Worte, mit denen Sie Mich empfangen haben, und freue Mich über die Gelegenheit, der Kongregation einmal einen Besuch machen und Ihnen Mein aufrichtigstes Wohlwollen aussprechen zu können. Von Anfang Meiner Regierung an war es Mir eine besondere Freude, die Benediktiner in ihren Bestrebungen zu unterstützen, da Ich beobachtet habe, daß sie überall, wo sie gewirkt, nicht nur die Religion aufrecht zu erhalten und zu stärken bestrebt waren, sondern auch als Kulturträger auf dem Gebiete des Kirchengesanges, von Kunst und Wissenschaft und in anderem sich hervorgetan haben, eine nicht zu unterschätzende Arbeit. Was Ich von Ihnen erwarte, ist, daß Sie in den Bahnen Ihrer Vorfahren weiterarbeiten und Mich unterstützen in Meinen Bestrebungen, dem Volke die Religion zu erhalten. Dies ist um so wichtiger, als das zwanzigste Jahrhundert Gedanken ausgelöst hat, deren Bekämpfung nur mit Hilfe der Religion und mit Unterstützung des Himmels siegreich durchgeführt werden kann. Das ist Meine feste Überzeugung. Die Krone, die Ich trage, kann hier nur dann einen Erfolg verbürgen, wenn sie sich gründet auf das Wort und die Persönlichkeit des Herrn. Als Symbol dafür habe Ich das Kreuz in diese Kirche gestiftet, um damit, wie Ich es in Meinem Handschreiben gesagt habe, zu beweisen, daß die Regierungen der christlichen Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können, und daß sie helfen sollen, den religiösen Sinn, der den Germanen angeboren ist, zu stärken und die Ehrfurcht vor Altar und Thron zu vermehren. Beide gehören zusammen und dürfen nicht getrennt werden. Darum fördere Ich von ganzem Herzen die Bestrebungen, die Sie verfolgen. Wie bisher werde Ich Ihnen auch in Zukunft Meine Huld und meinen Schutz bewahren."

Der vorurteilslose Leser wird mit uns finden, daß die Ansprache keinerlei Andeutungen enthält, die die Lebensanschauungen des Monarchen in ein neues Licht setzen könnten. Haarspalter könnten — wohlverstanden in ruhigen Zeiten — daran Anstoß nehmen, daß der „religiöse Sinn der Germanen" in Zusammenhang mit einem römischen Ordenskloster gebracht wird; religiösen Sinn betätigen kann man im Rahmen jeder Religionsgemeinschaft, auch in einer nicht christlichen. — In einer Zeit aber, in der sich selbst streng katholische Kreise gegen die päpstliche Gewaltherrschaft erheben, in einer Zeit, in der der ultramontane Internationalismus wieder dräuend seine Schatten wirft, in der eine Partei mächtig ist, gegen die das deutsche Volk fast ein halbes Jahrhundert hindurch ankämpft, da müssen die zu Beuron gesprochenen Kaiserworte Befremden und Beunruhigung erregen. Und sie haben beunruhigt! Das beweist, wenn wir von den Blättern der Linken, der Mittelparteien und des Evangelischen Bundes absehen, vor allen Dingen die Stellungnahme des „Reichsboten" und der „Kreuzzeitung"; diese Blätter beklagen die „unbefugte Veröffentlichung der Rede" durch die Zentrumspresse und bekämpfen deren Nutzanwendung zugunsten der Aufhebung des Jesuitengesetzes. Wir können es nur bedauern, daß die Rede überhaupt gehalten werden konnte, denn sie zeigt uns, daß der Träger der deutschen Kaiserkrone auf der einen Seite seine Augen vor den Lehren der Geschichte der deutschen Kaiser verschließt, und auf der anderen über die in seinem Lande herrschende Stimmung nicht genügend unterrichtet ist. Sollten wir nämlich glauben müssen, daß der Kaiser weiß, wie die starke Mehrheit seines Volks denkt, ohne dem Rechnung zu tragen, dann wären wir auch gezwungen, zu glauben, daß die festesten Stützen des deutschen Kaiserthrones nach Auffassung des Kaisers selbst nicht in den Tiefen der Nation wurzeln, sondern irgendwo in Klosterzellen und Magnatenschlössern, und daß er aus dieser Auf-

fassung heraus die Stimmung der Nation mißachtet. Es liegt uns wirklich ferne, dem Monarchen verwehren zu wollen, seinen Eingebungen Ausdruck zu verleihen, seine Empfindungen an historischer und weihevoller Stätte gegen seine Umgebung zu offenbaren. Aber diese Umgebung muß auch die Gewähr dafür bieten, daß privat gemeinte Äußerungen des Kaisers nicht als Parole für eine Parteiagitation in die Lande getragen werden. Diese Rücksicht hat der Monarch zu üben, — in erster Linie gegen sich selbst, aber auch gegen seine verantwortlichen Minister und letzten Endes gegen die nationalen Volkskreise im Lande draußen, die jederzeit bereit sind, mit Gut und Blut für die Monarchie einzutreten.

Die Worte des Kaisers haben nicht dazu beigetragen, die Beruhigungspolitik des Reichskanzlers zu fördern. Sie werden auf der einen Seite die Nervösen und Ungeduldigen noch weiter zum Radikalismus treiben und auf der anderen die beginnende Spaltung im Zentrum aufhalten. Und der Herr Reichskanzler? — —

Am 13. d. Mts. hat der Vorstand des Ostmarkenvereins seine Jahresversammlung abgehalten, — wie immer so auch diesmal eine Zusammenkunft bester deutscher Männer, die unter schweren Sorgen das Heil des Vaterlandes erstreben. Die Beratungen drehten sich um alle die Fragen, die Wilhelm von Massow seinerzeit so treffend in dem Worte „die Polennot" zusammenfaßte. Daß eine Polennot besteht, d. h., daß die Gefahr vorhanden ist, weite Strecken deutschen Bodens an die aufstrebenden Polen zu verlieren, darüber besteht wohl nirgends im Lande Uneinigkeit. Anders liegt es mit den Mitteln zur Beseitigung der Not. Die entsprechenden Vorschläge gehen je nach der Auffassung auseinander, welche Verhältnisse in erster Linie für das Erstarken des Polentums maßgebend sind. Die einen wollen in der ganzen Frage lediglich eine nationale Angelegenheit erkennen, andere eine rein wirtschaftliche und wieder andere beides. In diesen drei Gruppen gibt es wiederum solche, die glauben, die Polen hätten bereits frühzeitig angefangen, nationalpolnische Bodenpolitik bewußt zu treiben, und dadurch staatliche Maßregeln provoziert, während die anderen die Ansicht vertreten, die Polen hätten lediglich gedankenlos eine wirtschaftliche Konjunktur ausgenutzt und seien erst durch das Ansiedlungsgesetz von 1886 zur Feindschaft gegen das Deutschtum gereizt worden. Diesen zuletzt genannten Standpunkt vertritt z. B. Professor Hans Delbrück, während der erste durch den Ostmarkenverein hochgehalten wird. Tatsächlich liegt in beiden Auffassungen etwas Richtiges, je nachdem, welchen Zeitpunkt man als Ausgangspunkt für die Frage nimmt. Schon seit der ersten Teilung Polens wird von polnischen Patrioten die Notwendigkeit gepredigt, die Großgrundbesitze zugunsten der Bauernbesitze zu verkleinern, wenn der Polenstaat am Leben bleiben sollte. Nach der Agrarreform im Jahre 1864 durch Alexander den Zweiten wurde diese Forderung Gemeingut aller Gebildeten, und die Schlachta folgte ihr in Russisch-Polen um so schneller, als sie sich außerstande erwies, ihre großen Güter zu bewirtschaften. Daß in den 1870er Jahren die preußischen Polen bewußt bei Deutschen Land gekauft hätten, um nach nationalpolnischen Gesichtspunkten zu kolonisieren, läßt sich nirgends nachweisen. Wenn wir die damals bei den Theoretikern maßgebenden wirtschaftlichen Anschauungen des polnischen Philosophen Libelt in Betracht ziehen und uns erinnern, daß bis 1882 der klerikal-konservative Adel, das „Stanczykentum", in allen Teilen des früheren Polenreiches herrschte, dann hat auch die Auffassung Delbrücks gewisse Berechtigung. Wir glauben aber, daß es für die Tatsache der Vermehrung von Landbesitz in polnischen Händen selbst gleichgültig ist, wer angefangen hat, den andern politisch zu reizen. Wichtiger scheint es uns, die wirt-

schaftliche Ursache für den gesteigerten polnischen Landerwerb in den Vordergrund zu rücken. Landerwerb ist eine Äußerung des Wirtschaftslebens, — es müssen also auch wirtschaftliche Vorbedingungen sein, die sie erzeugen. Diese Vorbedingungen sind in den „Grenzboten" von 1908 (Heft 33, 35, 37) und in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" von 1909 untersucht worden. Sie lassen sich in die Beobachtung zusammenfassen, daß weder der deutsche noch der polnische Großgrundbesitz imstande war, die Wirkungen auszuhalten, die das Aufblühen der Industrie hervorbrachte. Bismarck, der wirtschaftliche Fragen eigentlich ganz ausschließlich nur unter politischen Gesichtspunkten behandelte, mag die Unzulänglichkeit des Großbetriebes in der Landwirtschaft nicht zum Bewußtsein gekommen sein, während ihm das Vorhandensein polnischer Ambitionen zweifellos einleuchtete. Infolgedessen konnte auch das Ansiedlungsgesetz als ein nationales, antipolnisches Notgesetz zustande kommen, ohne besonderen Hinweis auf die wirtschaftlichen Gründe. Natürlich mußte das Gesetz auf die Polen wie ein Kampfruf wirken und wurde seitens der Nationalisten entsprechend ausgebeutet. (In Rußland wurde es sogar als eine Herausforderung der Slawen überhaupt hingestellt!) Die Polen waren nun fast zwei Jahrzehnte hindurch in dem Kampf um den Boden im Vorteil. Aber nicht allein wegen eines besonderen nationalen Bewußtseins, sondern aus ganz realen wirtschaftlichen Gründen. Sie hatten Geld, weil viele tausend von ihnen in der Industrie arbeiteten und sparten, und sie hatten Land, weil sie sich nicht scheuten, neben deutschem Besitz auch polnischen aufzukaufen und darauf zu kolonisieren. Da liegt das Geheimnis ihres Erfolges! Wir Deutsche gingen unter Führung des Ostmarkenvereins vor allen Dingen mit nationalen Gesichtspunkten an die Frage und trachteten infolgedessen danach, dem deutschen Grundbesitz bessere Lebensbedingungen zu schaffen; die Ostmarkenfrage war lange Zeit hindurch ausschließlich eine Arbeiterfrage. Trotz Ludwig Bernhard und M. Sering*) ist man von diesem Standpunkt noch nicht ganz frei geworden und zersplittert die Kräfte der Ansiedlungskommission, hier durch Anlage von Arbeiterkolonien, dort durch Schaffung kreistagsfähiger Restgüter, dort durch Weiterverkauf ganzer Komplexe an Großbetriebe. Unter allen diesen Verhältnissen, die genauer in den obenerwähnten „Grenzboten"-Aufsätzen behandelt sind, gingen von 1896 bis 1907 im ganzen 81000 Hektar mehr aus deutschen in polnische Hände über als umgekehrt. (Sering a. a. O. S. 24.) Statt nun die wirtschaftliche Entwicklung durch wirtschaftlich wirksame Maßregeln zu beeinflussen, hat der Ostmarkenverein die Schaffung des Enteignungsgesetzes als ein nationales Ausnahmegesetz erwirkt. Das Gesetz ist bisher nicht in Anwendung gebracht worden; wir wünschten, es wäre nie zustande gekommen, und die Regierung hätte lieber durch Einführung der Wertzuwachssteuer in den Kreisen ein Regulativ für die Preissteigerung geschaffen. Nun fordert der Ostmarkenverein, die Regierung solle das Gesetz endlich zur Anwendung bringen, weil die Ansiedlungskommission kein Land mehr zur Aufteilung habe. Diese Behauptung entspricht nicht ganz den Tatsachen. Wollte die Ansiedlungskommission überhaupt kaufen, dann hätte sie Land genug zur Verfügung. Aber sie kauft nicht, weil sie nicht die hohen Preise bezahlen und den deutschen Großgrundbesitz schonen will.

Billigen wir den ersten Grund, so müssen wir den zweiten auf das entschiedenste bekämpfen. Die Tatsache, daß das größte Hemmnis für kulturellen, wirtschaftlichen und nationalen Fortschritt in dem Vorwiegen der landwirtschaft-

*) „Die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande." Rede, gehalten im Königl. Preuß. Landes-Ökonomie-Kollegium am 11. Februar 1910 von Prof. Dr. Max Sering, bei Paul Parey, Berlin 1910 (mit statistischen Tabellen und drei Karten).

lichen Großbetriebe zu suchen ist, ist nun auch wissenschaftlich einwandfrei bewiesen worden Sering sagt:

„Die ziffernmäßigen Ergebnisse unserer Untersuchung für den Osten unseres Landes haben etwas Erschreckendes.

Während wir in Posen und Westpreußen den deutschen Besitzstand an Land und Bevölkerung trotz des Aufwands enormer finanzieller Mittel nur mühsam bewahren, sehen wir diesen Besitzstand schon außerhalb des polnischen Sprachgebietes im deutschen Osten schwer gefährdet. Die polnischen Landankäufe greifen bereits auf die Güter und in die Dorfschaften von Schlesien und Pommern über, und in sehr weiten Bezirken ist ziffermäßig die deutsche Bevölkerung im Zurückweichen, während die polnische vordringt. Scheidet man die Städte aus, so bleiben nur ganz wenige Kreise übrig, deren Volkszahl heute größer wäre als im Jahre 1871. Es sind hauptsächlich solche, die ebenfalls mit nichtdeutschen Elementen stark durchsetzt sind, aber mit solchen, die sich den Deutschen assimiliert haben: Litauern in Ostpreußen, Wenden in der Lausitz.

Die Abwanderung ist, wie nachgewiesen wurde, am stärksten in den Herrschaftsgebieten des Großgrundbesitzes. Sie trifft in erster Linie die großen Güter. Die deutschen Gutstagelöhner und ihre Nachkommen räumen das Land. An ihre Stelle treten fremdsprachige Wanderarbeiter, ohne freilich die Lücken ganz ausfüllen zu können, weder quantitativ noch qualitativ, und der Zuzug der Fremden ist oft ein neuer Grund für den Weggang der Einheimischen. Leider gestattet die Statistik nicht, diese Bewegung im einzelnen zu verfolgen. Einen gewissen Ersatz dafür gibt die Ermittlung der Konfession bei den Volkszählungen. Wo in überwiegend protestantischen Gegenden die Gutsbezirke einen rasch anwachsenden Bestand von katholischen Einwohnern zeigen, sind dies unzweifelhaft polnische Wanderarbeiter.

Ihre Anzahl wuchs von 1871 bis 1905 in den Gutsbezirken:

Reg.-Bez.	Liegnitz	von	6380	auf	14024,	oder von	10,4	auf	21,0	Prozent
„	Frankfurt a. O.	„	1501	„	9325,	„ „	1,5	„	8,9	„
„	Stettin	„	380	„	6691,	„ „	0,3	„	5,7	„
„	Stralsund	„	81	„	5043,	„ „	0,1	„	7,7	„
„	Potsdam	„	981	„	15735,	„ „	0,9	„	11,9	„
„	Magdeburg	„	867	„	8855,	„ „	3,2	„	20,2	„
„	Merseburg	„	336	„	5720,	„ „	1,1	„	14,9	„
„	Erfurt	„	481	„	1063,	„ „	19,9	„	24,4	„
„	Kassel	„	215	„	1385,	„ „	8,0	„	14,3	„

Im Jahre 1909 hat die Feldarbeiterzentrale nicht weniger als 335824 Legitimationskarten an ausländische Landarbeiter ausgegeben. Geht die Entwicklung so weiter — und sie wird so weitergehen, wenn man nicht gründlich eingreift —, so werden wir, soweit die Vorherrschaft des landwirtschaftlichen Großbetriebes reicht, national einfach expropriiert."

Wollte der Ostmarkenverein dieser Erkenntnis einen größeren Spielraum in seinen Erwägungen gewähren, dann wären wir wahrscheinlich mit unserer Kolonisation schon weiter. Aber leider überwiegen immer noch rein politische Auffassungen und dadurch wird aus nationalem Selbstbewußtsein leicht ein nationaler Chauvinismus, der mit seinen Nebenerscheinungen der guten Sache mehr schadet als nutzt. Der Chauvinist hört auf sachlich zu rechnen; er vermag den ruhigen, Zeit fordernden Gang der Entwicklung nicht abzuwarten und will da schon ernten, wo kaum erst gesät ist.

Ein solcher Eindruck wird auch erweckt durch alle die Maßregeln, die darauf ausgehen, das Deutschtum in den Städten der Ostmark zu heben. Die Städte sind seinerzeit polonisiert worden, weil sie als Landstädte ausschließlich auf das platte Land angewiesen waren, das polnisch war. Wird das platte Land deutsch, d. h. verschwinden die großen Güter und mit ihnen die Tausende von polnischen Wanderarbeitern, dann dauert es nur ein Menschen-

alter und die Städte sind deutsch. Alle Maßnahmen, die gegenwärtig zur Belebung des Deutschtums in den Städten unternommen werden, erschweren deren Germanisierung, weil sie den polnischen Handel beleben. Aus diesem praktischen Grunde wird hoffentlich auch die Schaffung weiterer kleiner Garnisonen in der Ostmark unterbleiben. Von rein militärischen Gesichtspunkten aus sind sie schädlich, die wirtschaftlichen Verhältnisse befinden sich noch nicht in dem Stadium, daß kleine Garnisonen aus höheren nationalen Gesichtspunkten befürwortet werden dürften. — — —

Über die innere Politik ist einstweilen sonst nichts zu vermelden. Wir registrieren lediglich den Vorschlag des „Reichsboten", dem Reichstag ein deutsches Oberhaus überzuordnen. Der Vorschlag ist nicht neu. Schon im Jahre 1867 hat ihn Windthorst dem Norddeutschen Bunde vorgetragen; doch fand er bei Bismarck keine Gegenliebe. Der „Reichsbote" scheint auch heute noch keine Stimmung für diesen zu finden, obwohl manche vor vierzig Jahren nicht vorhandene Argumente den Gedanken an ein Oberhaus nicht mehr so absurd erscheinen lassen wie damals.

Dem in der kommenden Woche zu seiner Schlußsession zusammentretenden Reichstage sieht man im allgemeinen kühl entgegen. Abgesehen von der Reichszuwachssteuer hat er eine größere gesetzgeberische Aufgabe nicht mehr zu erfüllen und wir würden uns freuen, wenn der Gesetzentwurf möglichst bald verabschiedet würde.

Das Interesse an auswärtigen Fragen ist wohl gegenwärtig auf Großbritannien konzentriert. Wir verweisen auf den dritten Artikel (S. 354) unseres Londoner Mitarbeiters, der die jüngsten Ereignisse berücksichtigt.

Die Neuordnung des Referendarexamens. Durch die Zeitungen ging vor kurzem die Nachricht, der preußische Justizminister plane die Einführung einer neuen Klausurarbeit beim Referendarexamen, und zwar werde sie die Exegese einer Pandektenstelle sein. Man hat sich über diesen Plan unnötig ereifert, indem man anführte, die Realgymnasialabiturienten würden auf diese Weise außerordentlich benachteiligt. In Wirklichkeit gehört zum Pandektenlatein, genau wie zum mittelalterlichen Latein, sehr wenig Kenntnis der lateinischen Sprache. Die Konstruktionen sind in der Regel von einer kindlichen Einfachheit. Die Voraussetzung zum Lesen der Pandekten liegt durchaus auf juristischem Boden; wer die Rechtsinstitute in der Vorlesung für Römisches Recht erfaßt hat, der vermag ohne große Mühe Pandektenlektüre zu treiben. Nur etwa ein paar Vokabeln, deren Bedeutung in den Pandekten eine andere ist als im klassischen Latein, muß er sonst noch wissen, z. B. daß insula nicht die Insel, sondern das Mietshaus bedeutet. So mag denn also ruhig die Pandektenexegese kommen. Kein Fauchen gegen „Pandektologie" wird denjenigen, der einen Blick in die Tiefen der Rechtswissenschaft getan hat, von dem Glauben abbringen, daß es sich bei den ausgebildeten Begriffen des Römischen Rechts um herrlichste juristische Gymnastik handelt.

An dem Wort „juristische Gymnastik" wollen wir festhalten. Nicht in mehr und nicht in weniger besteht der heutige Wert des Römischen Rechts. Es ist ein Training des juristischen Verstandes und steht als solches jenseits von Gut und Böse. Gerade die absolute Zwecklosigkeit des Römischen Rechts in rein materiellem Sinne weist ihm seinen bedeutenden Platz an. Es nimmt in der Rechtswissenschaft die Stelle ein, welche die Freiübungen im Turnen inne haben, und gerade weil sein Wert rein formaler Natur ist, deshalb steht es der höchsten menschlichen Tätigkeit, der künstlerischen, so nahe.

Es ist darum auch ganz unsinnig, wenn man, um das Römische Recht für das juristische Studium zu retten, immer wieder auf seine Wichtigkeit für das Verständnis des Bürgerlichen Gesetzbuchs hinweist. Zum Verständnis des heutigen deutschen Rechts nötig ist höchstens das deutsche Recht römischer Herkunft, das sogenannte „gemeine Recht" — gerade dies aber wird auf der Universität wie im Examen durchaus vernachlässigt. Den Schöpfern des Bürgerlichen Gesetzbuchs erschien es ja auch als schönstes Ziel, ihr Gesetzbuch aus sich heraus verständlich zu machen, und es wäre ihnen dies auch gelungen, hätte ihnen nicht das Juristendeutsch einen Streich gespielt. Die römischen Korreal- und Solidarobligationen, mit denen wir auf der Universität so traktiert worden sind, helfen uns jedenfalls gar nichts für das Bürgerliche Gesetzbuch, wohl aber lassen sie uns in Ehrfurcht erstaunen vor einem wunderbar feinen logischen Gefüge, falls der Lehrer nur einigermaßen pädagogisches Talent besitzt; wir haben leider jedoch in der Rechtswissenschaft mehr Einpauker oder Einschläferer als wirkliche Pädagogen.

Gerade aber wer das Römische Recht als Grundlage der juristischen Ausbildung schätzt, wird als Gipfel der juristischen Ausbildung ganz etwas anderes verlangen müssen: eine wesentlich vertiefte Kenntnis der Staatswissenschaften. Auf das öffentliche Recht wird ja heute schon etwas größeres Gewicht gelegt, es sind sogar schon Kandidaten im Referendarexamen gefallen, einfach weil sie die Bestimmungen der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 nicht kannten. Trotzdem bleibt auch hier noch viel zu tun. Es müßte vor allen Dingen verlangt werden, daß der Student ein staatsrechtliches Praktikum absolviert und hier eine Reihe staatsrechtlicher und verwaltungsrechtlicher Arbeiten anfertigt. Heute, wo das Verwaltungsrecht sich immer feiner ausbildet — die Entscheidungen des preußischen Oberverwaltungsgerichts gehören oftmals zu den feinsten juristischen Leistungen —, darf der Richter und Rechtsanwalt nicht mehr die Kenntnis dieser Gebiete gänzlich dem Verwaltungsjuristen überlassen. Weit schlimmer aber noch ist die Vernachlässigung der Wirtschaftswissenschaften beim juristischen Studium.

Heute wird aus dem Studium der Wirtschaftswissenschaften beim Juristen geradezu eine Farce. Verlangt wird, daß theoretische und praktische Nationalökonomie, ja auch, daß Finanzwissenschaft belegt worden sind. In den Prüfungskommissionen jedoch sitzt kein einziger Vertreter dieser Wissenschaften. Wenn ab und zu einmal im Referendarexamen eine Frage aus der Nationalökonomie gestellt wird, so sind es fast stets dieselben: Wer war Adam Smith? Was hat er für ein Buch geschrieben? Können die Kandidaten diese Fragen nicht beantworten, so schadet es auch weiter nichts.

In der Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 31. Mai 1910 hat Adolph Wagner beweglich darüber geklagt. Er erzählte, er habe bei seiner Berufung nach Berlin vor vierzig Jahren im Kultusministerium auch die Frage zur Sprache gebracht, ob nicht der Nationalökonom beim juristischen Examen mit als Examinator berücksichtigt werden könnte. Daraus wurde ihm erwidert, dem stehe nichts entgegen, das könne geschehen. In den vierzig Jahren, die seitdem vergangen sind, hat sich die Frage noch nicht vom Flecke gerührt.

Adolph Wagner erzählte in dieser Herrenhausrede einen bezeichnenden Fall: Im Sprechzimmer der Universität habe ein berühmter juristischer Kollege sich an ihn mit der mokanten Frage gewandt, ob man bei ihm denn nicht einmal den Unterschied von Schutz- und Finanzzöllen lernen könne. Er habe die Frage natürlich bejaht, habe aber hinzugefügt, das Wissen um diesen Unterschied gehöre ja nicht einmal zur Fachbildung, sondern zur Allgemeinbildung; jeder Arbeiter kenne ihn heute und wenn wirklich ein Student eine solche Frage nicht habe

beantworten können, so sei das ganz unerhört. Zu seiner größten Verwunderung habe ihm darauf der juristische Kollege erklärt, die Frage sei tatsächlich im Referendarexamen unbeantwortet geblieben und zu seiner noch größeren Verwunderung: der Kandidat sei trotzdem durchgekommen.

Der preußische Justizminister hat Adolph Wagner auf seine dringende Forderung, es möchten doch nun endlich die Wirtschaftswissenschaften als vollberechtigter Prüfungsgegenstand in das Referendarexamen aufgenommen werden, ausweichend geantwortet. Er erklärte: „In welcher Weise es möglich sein wird, den Wünschen zu entsprechen, das kann auch ich heute nicht sagen, aber daß sich die Wünsche des Herrn Vorredners mit den meinigen in vieler Hinsicht begegnen, das kann ich bestätigen."

Das ist ebenso verbindlich wie unverbindlich. Nunmehr aber muß sich die vielleicht doch vorhandene „öffentliche Meinung" rühren, damit der Forderung Wagners Genüge geschehe. Unsere Rechtsprechung ist so häufig volksfremd, nicht weil unsere Juristen im Römischen Recht befangen sind — ach Gott, davon wissen sie leider so wenig —, sondern weil sie mit dem Wirtschaftsleben des Volkes nicht vertraut sind. Wie soll ein Richter die einfachste Wechselsache durchschauen, der allein die Paragraphen der Wechselordnung kennt, nicht aber die ökonomische Kraft und Bedeutung des Wechsels? Rückwirkend wird auch die Nationalökonomie davon Vorteil haben, wenn Tausende von Juristen sie mit Ernst studieren. Sie wird dann, da sie bestimmt ist, dem vibrierenden Rechtsleben des Volkes dienstbar zu werden, weniger theoretisierend, mehr praktisch gerichtet sein. Wir wollen die theoretische Nationalökonomie nicht herabsetzen, sie bedeutet für die Wirtschaftswissenschaft dasselbe wie das Römische Recht für die Jurisprudenz, aber Gipfel bleibt doch hier wie dort die Verbindung der Lehre mit den ewig neuen Forderungen des Tages.

Dr. Adolf Grabowsky

L. Tolstoi. Da nun Leo Tolstoi in hohem Alter die Augen geschlossen hat, wird man wohl allmählich die Akten über den berühmten Toten schließen können, nachdem so sehr viel über ihn geschrieben und in den letzten Jahren auch telegraphiert worden ist. Turgenjeff nannte ihn einst Rußlands größten Schriftsteller, und es möchte schwer sein, einen andern zu nennen, der mit größerer Bestimmtheit diese ehrende Bezeichnung verdient, obgleich sie nicht mit der Sicherheit und Bequemlichkeit eines mathematischen Maßstabes kontrolliert werden kann. Kraft der Komposition, Konsequenz der Handlung und der Charaktere, Mannigfaltigkeit des Inhalts, ja womöglich eine eigene Art, die Welt zu sehen, wird man von einem großen Schriftsteller erwarten oder fordern und in der Tat bei Tolstoi finden, wenn auch nicht zu verlangen ist, daß all das überall und immer geleistet ist. Das eine der großen Hauptwerke „Krieg und Frieden" ist noch etwas unförmlich in der Komposition und einem gleichmäßigen Interesse durch die Fülle der Personen und Ereignisse beschwerlich. „Anna Karenina" dagegen muß man wohl zur Weltliteratur rechnen, nicht am wenigsten wegen der Straffheit und Konsequenz der Handlung, obgleich es an stark realistischer Breite mitunter nicht fehlt, wie z. B. bei der Geburt von Lewins erstem Kinde. Muß man an diesem Kunstwerk die Reichhaltigkeit und natürliche Lebendigkeit bewundern, insofern es offenbar ein genaues und nicht eben geschmeicheltes Bild der russischen Gesellschaft gibt, so macht sich außerdem jene merkwürdige Ansicht der Bergpredigt besonders in der Person Karenins bemerklich, daß man dem Leiden und dem Übel nicht widerstehen soll. Auf der einen Seite eine meisterhaft realistische Darstellung von Vorgängen (z. B. das Pferderennen, das später anscheinend von Zola in „Nanna"

nachgeahmt wurde), auf der anderen eine pessimistisch-idealistische Verneinung der Welt und der sie weitaus am meisten bewegenden Gedanken und Strebungen. In der „Auferstehung" tritt der Kontrast zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, noch aufdringlicher hervor, insofern, als den reichen und regierenden Klassen der Gesellschaft die armen und regierten gegenübergestellt werden. Das Geheimnis von Tolstois schriftstellerischer Wirksamkeit liegt zunächst in seiner ungewöhnlichen Wahrheit (die auch in den kleineren Erzählungen so oft hervortritt), sodann darin, daß er die Höhen und die Tiefen der Gesellschaft darstellt und uns genau in ihre Seele blicken läßt. Diese Gesellschaft ist nicht die einer längst entschwundenen Zeit, wie man sie in kulturhistorischen Romanen anzutreffen pflegt, sondern die gegenwärtige russische. Wir fühlen den Pulsschlag des Mütterchens Rußland in der Vermittlung durch diesen so eigentümlich charakteristischen Sohn. Aber, was man dort denkt und fühlt, ist zum großen Teil nicht bloß ein zeitliches Wellenspiel, sondern gehört zu den unbequemen Rätseln, die sich immer wieder dem grübelnden Weltbeobachter aufdrängen. Als solcher glitt Tolstoi allmählich in die Rolle des Sozialreformers hinüber, der in der Regel paradox und unbequem ist. Diese Umbildung scheint nicht plötzlich eingetreten zu sein, wie man von Buddha erzählt, der nach der Geburt seines Söhnchens dem Glanz der Welt den Rücken kehrte. Tolstoi hatte zwölf Kinder, ehe er buddhistische oder johanneische Anwandlungen bekam. Will man jedem das Recht seiner Meinung gönnen, so muß man natürlich auch den Widerspruch gegen eine Meinung gelten lassen. Leben wir in einer Zeit, welche den Staat mit allem, was zu ihm gehört, bejaht oder verneint? Oder soll aus der Verneinung der Gegenwart sich erst ein ungeahnt herrlicher, der neue Staat entwickeln? Die radikalen Reformer (auch die leer aufgeblasenen, kleinlich-kindischen) tragen in der Regel eine Vergrößerungsbrille, durch die sie die Schäden der Gegenwart und die Herrlichkeiten der Zukunft in angenehm lockender Vergrößerung erblicken. Anders organisierte Augen betrachten die beiden Gemälde, das graue und das rosige, anders. Diese Neigung zur Sozialreform ist das zweite, wodurch Tolstoi wahrscheinlich noch mehr als großer Prophet und Heiliger erschien. Aber auch dies ist ein Bestandteil seiner Wahrheit und Lebendigkeit und erklärt das ungeheure Echo, das seine Worte gefunden haben, das wohl dauernder sein wird als unsere faden oder realistisch anrüchigen Liebesgeschichten. Tolstoi verkörpert in sich die so mannigfaltigen Strömungen der zweiten Hälfte des neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Während ein Teil der Gesellschaft ihn als den großen Schriftsteller schätzt, scheint der größere Teil ihm als Reformer und Propheten einen Kultus zu widmen, bei dem es ja auf eine nüchterne Beobachtung der Tatsachen und kühle Konstatierung von Widersprüchen und Unmöglichkeiten nicht so sehr anzukommen pflegt als auf allgemeine Sympathie mit der Schilderung düsterer Wahrheiten oder schöner Verheißungen.

(Wir behalten uns vor, in einiger Zeit ausführlich über die politische Seite der Wirksamkeit Tolstois zu sprechen. Die Schriftleitung.)

Die „Goldene Klassiker-Bibliothek". Die Vorzüge der Hempelschen Klassiker-Ausgaben sind so allgemein anerkannt, daß ihre neue Bearbeitung, die uns jetzt das „Deutsche Verlagshaus Bong" bietet, weitester Beachtung sicher ist. Die Namen der Mitarbeiter für die Neubearbeitung beweisen, mit welchem Ernst und Glück der Verlag die Aufgabe angefaßt hat, alle neuen Ergebnisse der Wissenschaft zu verwerten und die Ausgabe mustergültig zu gestalten. Die wesentlichen

Prinzipien der Ausgabe scheinen mir zu sein: möglichste Vollständigkeit der Werke, wissenschaftliche Zuverlässigkeit der Einleitungen und Anmerkungen und möglichste Billigkeit. So sehr uns die heutige Hast und Gier, alle Kultur und Kunst zu verbreitern und zu verbilligen, abstößt, so notwendig sind für uns heute — wie nun einmal die Bedingungen der geistigen Erziehung liegen — Ausgaben von unseren Klassikern, die die Prinzipien der Goldenen Klassiker-Bibliothek vereinigen, und ich glaube, daß ihr auf diesem Wege in unseren Schulen der Vorrang vor allen andern Ausgaben gebührt. Denn die Grundbedingung ist, daß man dem Schüler das Gesamtwerk der großen Dichter — oder wenigstens eines großen Dichters — in die Hand gibt, und er sich so nach seiner Eigenart mit der Persönlichkeit des Dichters in Beziehung setzen kann: dann werden alle diese Surrogate, die verblasenen Gestalten der populären Literaturgeschichten ihr schattenhaftes Dasein aufgeben. Für einen beträchtlichen Gewinn halte ich auch, daß man schon dem Schüler die Ausgabe geben kann, die in den allermeisten Fällen ihm für sein ganzes Leben genügen wird. Sinnlos und verderblich ist alle Verbilligung, wo es sich um den Kunstgenuß eines verfeinerten Lebens handelt, aber unsere Klassiker dürfen als erste Grundlage einer lebendig-geistigen Erziehung nicht an den Geldbesitz gebunden sein. Daher wird man mich nicht mehr mißverstehen, wenn ich die Ausstattung der Goldenen Klassiker-Bibliothek tadle. Nicht die Billigkeit, sondern der billige Prunk ist unangenehm. (Schon die Abänderung des Titels bedeutet eine Minderung des Geschmackes.) Als erste Regel des Geschmackes kann heute wohl gelten, daß man sehr gute Ornamente macht oder gar keine. Ein überflüssiges Ornament ist widrig, eine glatte Fläche ist nicht störend und eine durch bloße angemessene Verteilung der Druckworte geschmückte Fläche kann sogar einen hohen Reiz haben. Für solche Wirkungen haben wir heute genug Musterbeispiele, und für die Möglichkeit, mit glattem schmucklosen Pappeinband eine gute Wirkung zu erreichen, dient z. B. die Volksausgabe von Goethes Werken im Inselverlage zum Beweis. Wie man aber — die erstaunliche geistige Machtfülle Goethes in einige Bände konzentrierend — den Mut haben kann, aus dem Eigenen und mit billigsten Mitteln einige dürftige und doch prätentiöse Goldlinienverschlingungen hinzuzutun, ist mir unbegreiflich. Ich betone diese Entgleisung um so energischer, weil bezüglich der Einbanddecken für die Zukunft wohl leicht Abhilfe zu schaffen wäre.

Im einzelnen liegen mir die Werke Schillers und Hölderlins vor. Schillers Werke sind von Kutscher neu herausgegeben. Sehr verständig ist die Einteilung, die die Hauptwerke in die ersten zehn Teile verweist, die abgetrennt also eine umfangreiche Auswahlausgabe bedeuten; dann fünf weitere Teile mit den kleineren Prosaschriften, Entwürfen und den Anmerkungen. (Teil 1 bis 10 geb. 6 Mark. Gesamtausgabe 14 Mark.) Die Einleitungen und Anmerkungen zeugen von gründlicher Arbeit und sind im allgemeinen sachlich gehalten. (Einzelne Ausstellungen wären zu machen. Ich halte z. B. persönliche Anspielungen auf die Gegenwart für deplaciert, ebenso Deutungen ins Konventionell-Moralische. Woher weiß etwa Kutscher, daß Goethe im Epilog zur Glocke mit dem Gemeinen das Sinnliche gemeint hat. Er könnte ja mit dem Gemeinen das Banale, Undichterische, den „Widerstand der stumpfen Welt" gemeint haben. Aber dem Herausgeber stehen solche subjektiven Deutungen nicht an. Er soll die Sache, die Person so rein als möglich geben und nicht seine eigene Person zwischen Dichter und Publikum schieben.)

Die Hölderlin-Ausgabe hat für uns eine besondere Bedeutung: sie ist heute die vollständigste Ausgabe. Herausgeberin ist die durch ihre Arbeiten über die Romantik bekannte Marie Joachimi-Dege, die ein Lebensbild des Dichters und Einleitungen zu den einzelnen Werken beigegeben hat.

Die Gedichte sind nicht rein chronologisch geordnet, sondern innerhalb der größeren Perioden nach andern Gesichtspunkten, es ist aber ein Verzeichnis der chronologischen Folge, auch eines der ersten Drucke angehängt. Gegenüber der ziemlich reichhaltigen Ausgabe von Litzmann sind einige Gedichte mehr (weniger ist nur „Der Tod"). Sonst steht die Litzmannsche Ausgabe besonders durch den Mangel der Sophokles-Übersetzungen zurück. In der neuen Ausgabe fehlen die bisher nur in den Blättern für die Kunst veröffentlichten Pindar-Übersetzungen. Dem Hyperion sind vier Fragmente, dem Empedokles eine Nachlese von Szenen, den Übersetzungen Anmerkungen des Dichters beigegeben. Wenn wir die neue Ausgabe noch mit der von Böhm (bei Diederichs) vergleichen, so ist diese viel feiner ausgestaltet, und es sei auch lobend darauf hingewiesen, daß sie die Sophokles-Übersetzungen enthält; aber gegenüber der Ausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek ist sie doch so eingeschränkt, daß an dem Bedürfnis zu dieser neuen Ausgabe kein Zweifel bestehen kann.

Böhm hat übrigens zu seiner Ausgabe gleichsam als IV. Band jetzt **Hölderlins „Ausgewählte Briefe"** hinzugefügt. (Diederichs' Verlag. 4 Mark.) Der Herausgeber tat recht, sich nicht streng an den Titel zu halten, sondern auch einige andere Briefe, so die Antworten Schillers, aufzunehmen. Die Briefe sind für einen Deutschen gewiß tief schmerzlich zu lesen, aber in der Erscheinung Hölderlins ist Dichtung und Leben so verwoben, daß es mehr als biographische Neugierde ist, wenn man sein Bild aus den Briefen ergänzt. Die Briefe sind ewige Dokumente des ringenden Genius, der nicht stark genug ist, die Welt nach seinem Geist umzuformen. — Die Sammlung ist auch nach der andern Seite hin eine willkommene Ergänzung zu Gundelfingers „Romantiker-Briefen". (Ebenfalls bei Diederichs.)

Mephistos Wiederkehr. Unter diesem Titel hat Eduard Maydolf (Pseudonym) ein hübsches Weihnachtsspiel herausgegeben, das darstellt, wie Mephisto die heutigen sozialen Zustände für seine Zwecke benutzt. In der Hexenküche einer Drogenhandlung bearbeitet er die Hexe — die Eigentümerin des Ladens, die zugleich Kurpfuscherin ist —, deren Stifte und einen Fabrikanten, der Wundwasser kaufen kommt, dann im entgegengesetzten Sinne in der Wohnung eines Werkmeisters die Fabrikarbeiter. Dem Meister Martin wird von seinen verständigen Frauensleuten der durch sozialdemokratische Redensarten verdrehte Kopf wieder zurechtgesetzt, und als Mephisto am heiligen Abend wiederkommt, sieht er schon am Christbaum, daß er das Spiel verloren hat. „Verdammt! Vernichtet ist mein schöner Plan, und wieder hat's das ewig Weibliche getan... Wenn's mir geläng', daß Weiber Männer werden? Dann wär' gelöscht Leid' und Geduld auf Erden! Wär's nicht ein guter Plan, ein neuer Hort? Wie lockend klingt's: die Frau emanzipieren." Im gereimten Vorwort schreibt der Dichter:

Der Epigon, wie darf er's wagen?
Und doch mag man vielleicht ein Endlein weiter sehn,
Da wir auf seinen Riesenschultern stehn.
Vielleicht darf man ein Stücklein weiter schreiten,
Wenn seine guten Geister uns begleiten.

Werden einige allzu mephistopheliſche Verse gestrichen, so wird sich das kleine satirisch-erbauliche Drama sehr gut zur Aufführung in nichtsozialdemokratischen Arbeitervereinen eignen; erschienen ist es bei Otto Petters in Heidelberg. C. J.

Conſtantin Brunner

öret und ſtaunet! Habemus papam. Stimmen klingen an unſer Ohr, daß die Deutſchen wieder einen großen Philoſophen beſitzen, der zugleich ein großer Schriftſteller iſt, ein Fechter mit haarſcharfer Klinge, ein Dialektiker von unvergleichlicher Art, ein Revolutionär im edelſten Sinne, dem die freieren Geiſter zujubeln und über den alle Obſkuranten in maßloſen Zorn geraten. Der neue große Philoſoph nennt ſich Conſtantin Brunner und ſchrieb ein „Die Lehre von den Geiſtigen und vom Volke" betiteltes weitſchweifiges Werk von — 1142 Seiten, das mit einer „Ankündigung" beginnt, in der der Verfaſſer das Neue ſeiner philoſophiſchen Erkenntnis darlegt. Dieſe Ankündigung wird in überſchwenglicher Weiſe mit Spinozas wundervoller Einleitung zu der Abhandlung über die Vervollkommnung des Verſtandes verglichen. Ein Auszug des ſo voluminöſen Werkes, das nach des Verfaſſers eigenen Worten „die allerwichtigſten Intereſſen der Menſchheit in erneuter Betrachtung zu umgreifen hat", iſt die gleichfalls im Verlag Karl Schnabel in Berlin (1910) erſchienene eckige, verzopfte Schrift „Spinoza gegen Kant und die Sache der geiſtigen Wahrheit". Sie iſt ein Denkmal für Spinoza, kein wuchtigeres und erhabeneres Denkmal wird man ihm ſetzen können. Sie iſt aber auch ein unqualifizierbares, bodenloſes Pamphlet auf Kant.

Um Spinoza und Kant dreht ſich Brunners ganzes Denken und Sinnen, ſie ſtehen im Mittelpunkte ſeines ganzen Philoſophierens. Der leidenſchaftliche, beiſpielloſe, unerhört ſchroffe Kampf gegen den Weiſen von Königsberg und die maßloſe Glorifizierung des vom amor Dei intellectualis erfüllten holländiſchen Denkers ſind die Leitmotive ſeines Hauptwerkes. Brunner ſtellt Spinoza und Kant einander gegenüber und erhebt das Feldgeſchrei: Spinoza oder Kant! Sein Gedankengang gipfelt darin, daß dem Denken von Spinoza das Vorteilhafteſte und von Kant das Nachteiligſte widerfährt. „Immanuel Kant," ſo apoſtrophiert er ihn, „der große Scholaſtiker — größer als Duns Scotus, Doctor subtilis — größer als Thomas Aquinas, Doctor angelicus — größer als Albertus, der den Beinamen ‚der Große' führte — Immanuel der Größte, Scholaſtiziſſimus, Doctor inexplicabilis!" Ein Scholaſtiker der Mann, der weit entfernt davon, ein abſtruſer, auf dialektiſchen Nadelſpitzen ſich mühſam hinſchleppender Philoſoph zu ſein, vielmehr ganz Anſchauung, ganz Beobachtung, ganz Naturforſcher iſt, nur daß ſein Schauen vornehmlich auf das Ich, ſeine Beobachtung auf die Zerlegung des

Seelenlebens, sein Forschen auf das innere Wesen des Menschen gerichtet ist! Sein Ziel ist von Anfang an, um ein häufig von ihm gebrauchtes Wort anzuwenden, die Befreiung von dem „Vernünfteln und Übervernünfteln". Über die Dialektiker urteilt er: „Die Athletik der Gelehrten ist eine Kunst, die sonsten wohl sehr nützlich sein mag, nicht viel aber zum Vorteil der Sache beiträgt." Und als jemand das Wort „Dialektik" lobend auf seine „Kritik der reinen Vernunft" angewendet hatte, erwidert er entrüstet: „Meine kritischen Untersuchungen sind doch darauf angelegt, die unvermeidliche Dialektik, womit die allerwärts dogmatisch geführte reine Vernunft sich selbst verfängt und verwickelt, aufzulösen und auf immer zu vertilgen." Ein Scholastiker der Mann, der von denen, die Philosophie studieren wollen, nicht logische und dialektische Studien als Grundlage fordert, sondern eine „Übung in Erfahrungsurteilen" und „Achtsamkeit auf die verglichenen Empfindungen der Sinne", mit anderen Worten eine Schulung des inneren und äußeren Schauens! Er warnt ausdrücklich vor den „Lehren der Philosophen" und den „Definitionen, die so oft trügen", wogegen „die echte Methode der Metaphysik mit derjenigen im Grunde einerlei ist, die Newton in die Naturwissenschaft einführte", der Methode nämlich der „sicheren Erfahrungen", hier allerdings der inneren, aber nicht minder „unmittelbar augenscheinlichen" Erfahrungen. Kant erblickt die Aufgabe der Philosophie nicht in der Aufstellung mehr oder weniger glänzender, logisch untadelhafter Weltdeutungen, sondern in der Befolgung einer „dem Naturforscher nachgeahmten Methode", d. h. in der Entdeckung und Erschaffung einer natürlichen Systematik der Vernunft. Kann man schärfer und klarer mit der Scholastik aufräumen?

Brunner unterscheidet zwischen den Geistigen und den Vielzuvielen, dem Volke. Alle „nicht geistig Denkenden" rechnet er zum Volke, unbeschadet der noch so gewaltigen wissenschaftlichen Ausbildung und der noch so bewunderungswürdigen Klugheit; denn Klugheit des Verstandes und Geistigkeit sind zweierlei, „so daß der Kluge ebensowohl ungeistig sein kann wie das dümmste Grützgehirn, und man der Klügste an Verstand sein kann und dennoch ungeistig". Der Führer der Geistigen ist ihm Spinoza, der Führer der Volksköpfe Kant; er hat in allem genau so gedacht wie der gewöhnliche ungeistige Mensch, „nur also, weil er tatsächlich der Klügste aller und ein gelehrter Scholastikus gewesen, diesen ganzen Inhalt des gemeinen Denkens, der gemeinen Resultate, der gemeinen Vorurteile, des gemeinen Aberglaubens in der subtilsten Form, in der allerklügsten Weise; doch wir wissen, daß Klugheit nicht Geistigkeit ist — o seiner erstaunlichen seelenlosen Klugheit!" Spinoza stand in einem ganz anderen Verhältnisse zur Philosophie als Kant, der, „um es in aller Roheit herauszusagen, in gar keinem Verhältnisse zur Philosophie stand. Denn weder sein Kritisches noch seine Postulate, die doch zusammen bei ihm die Philosophie ausmachen sollen, haben in Wahrheit etwas mit der Philosophie zu schaffen. Der ganze Inhalt seiner Originalphilosophie ist der des Volksaberglaubens, der Gedanken aus den untersten Tiefen des Denkens. . . . Nichts anderes hatte der große Aufklärungsscholastiker in seiner so mühsam erschwitzten Originalphilosophie gemacht, als was von jeher die Scholastiker gemacht hatten: erst Kritik geübt am Inhalte des Aberglaubens und dann hinterher den Glauben daran beteuert. . . . Alles, alles dreht sich bei Kant um Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, und zwar sind diese drei Wörter nicht etwa Termini, die ihm

einen höheren Sinn einschließen, nein, er gebraucht sie im Sinne des allerordinärsten Glaubens der Religion mit jenem persönlichen Gotte, der die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat — ‚desto schlimmer für den lieben Gott, wenn ich ihm gleiche' hätte Immanuel Kant sehr wohl passend mit unserem großen Friedrich sagen können, wenn er es nur gekonnt hätte usw." Brunner war also die Entdeckung vorbehalten, daß Kants „Kritisches" in Wirklichkeit nichts mit der Philosophie zu schaffen hat, im Grunde nichts als verkehrtes, abergläubisches Volksdenken ist. Merkwürdig, man wird doch nie zu alt zum Lernen. Ich hatte bisher geglaubt, daß der naive Realismus der Standpunkt des gewöhnlichen, gemeinen, „ungeistigen" Denkens ist und daß Kant durch seine revolutionäre Vernunftkritik, die den gewaltigen Dom der dogmatischen Philosophie zerstörte, der Brunner selbst den Stempel des Aberglaubens aufdrückt, der Philosophie neue Wege weist. Auch Goethe, der Kronzeuge Brunners, war dieser Ansicht. Er war Kant — bei aller Verehrung und Bewunderung Spinozas, bei dem er letzten Endes stehen blieb, obwohl er sein starres System durch den fruchtbaren Begriff der Entwicklung, der Brunner allerdings das Brandmal des „idiotischen" Denkens anheftet, umbildete — dafür dankbar, daß er uns aufmerksam machte, es gebe eine Kritik der Vernunft. Er schätzte den Altmeister der Philosophie ungemein hoch, weil er die seichte Aufklärung vernichtet habe, die ihm stets „widerlich" gewesen, und er rühmte ihm nach, er sei der vorzüglichste Philosoph er sei auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat und in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist. Goethes ganze Reife, die letzten vierzig Jahre seines Lebens, steht unter Kants Einfluß, oder besser gesagt, Goethes Weltanschauung steht von nun an in lebendiger Wechselwirkung mit der Kants. Im März 1791 sehen wir ihn vertieft in Kants Schriften; denn das Goethearchiv besitzt ein Heft aus dieser Zeit mit Auszügen von Goethes eigener Hand. Bald darauf kam der entscheidende Einfluß des Verkehrs mit Kants genialstem Jünger, Schiller. Goethe selbst bekennt: „Aber- und abermals kehrte ich zu der Kantschen Lehre zurück ... und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch." Er hatte die „Kritik der reinen Vernunft" wieder zur Hand genommen und es war ihm gelungen, „tiefer einzudringen", zumal er sich zur Erkenntnis emporgerungen hatte, daß man Kants Weltanschauung nicht aus dem einen Bruchstück der Vernunftkritik richtig erkennen könne, sondern daß seine verschiedenen Werke „aus Einem Geiste entsprungen, immer eins aufs andere deuten". Da ist es kein Wunder, daß der Greis, der so ängstlich gemessen in der Wahl seiner Prädikate geworden war, von Kant doch gern in Superlativen spricht. So schreibt er 1825 von „unserem herrlichen Kant" und 1830 von dem „grenzenlosen Verdienst", das „der alte Kant um die Welt und ich darf auch sagen um mich" sich erworben hat. Und sechs Monate vor seinem Tode spricht er in Bezug auf Kants Weltanschauung das entscheidende Wort aus: „Sie hat mich auf mich selbst aufmerksam gemacht; das ist ein ungeheurer Gewinn."

Wollen wir Kants Erkenntnistheorie wirklich verstehen, und nicht nur verstehen, sondern als Unterbau für weitere Forschung benützen, so müssen wir uns kurzweg entschließen und schonungslos sagen: Fort mit dem logisch-dialektischen Oberbau Kants, fort mit der Kategorientafel und fort auch mit der Apriorität von Raum und Zeit! Diese letztere Lehre, die vielfach als die bestgegründete von Kants

Aufstellungen betrachtet wird, kann nach Jerusalem („Kants Bedeutung für die Gegenwart", Wien 1904) gegenüber den Resultaten der modernen Sinnesphysiologie nicht mehr aufrecht erhalten werden. Diese ist emsig an der Arbeit, die Elemente und die Entwicklung der Raumanschauung erfahrungsmäßig aufzuzeigen. Wir haben übrigens auch mit lebhaftem Interesse Brunners vortreffliche Untersuchung von Raum und Zeit verfolgt, welche zu dem Ergebnis kommt, daß es nur bewegte Dinge gibt und Raum und Zeit lediglich Hilfswörter sind, denen nur praktischer Belang zukommt.

Unumstößlich wahr aber bleibt die noch lange nicht hinreichend verwertete Entdeckung Kants, daß die „synthetische Einheit der Apperzeption" oder, anders ausgedrückt, die zentrale Natur unserer Organisation und ihr psychisches Spiegelbild, unser Ichbewußtsein, die uns von außen gegebenen Anschauungen formt, gliedert, ordnet und erst dadurch Erfahrung möglich macht.

Spinoza ist der Weltweise nach dem Sinne Brunners. Bei aller Verehrung für Spinoza, dem die Unabhängigkeit seines Geistes, die Gediegenheit seines wissenschaftlichen Charakters, die unbestechliche Strenge seines Denkens, die selbstloseste Hingebung an die Notwendigkeit der Sache und ihre Erkenntnis unter den Philosophen eine so hohe Stellung anweist, müssen wir energisch dagegen protestieren, daß sein System „das einzige sei, wogegen kein Einwand und keine Schwierigkeit sich aufbringen läßt, nicht gegen das Ganze, noch gegen Einzelnes". Es ist ein krasses Vorurteil, zu sagen: „Wer anders reden zu müssen glaubt, der redet gar vom Spinozismus nicht, und seine Kritik ist vergebens und zu nichts, es sei denn zur Verwirrung der Schwachen und ohnedem Verwirrten — sowie sie selber nicht anderswoher denn aus verwirrtem Gemüte kommen kann. Der Spinozismus ist die ausgesprochene eine Wahrheit des Denkens — dagegen gibt es keinen Widerspruch, auch keine Kritik davon usw." In Spinoza hat der Monismus zweifellos seinen später nie übertroffenen Ausdruck gefunden. Aus der Existenz der von Spinoza behaupteten einen und einzigen Substanz, die sich in allen Weltwesen als deren bleibendes Sein bekunden soll, würde jedoch notwendig folgen, daß alle diese Weltwesen, die modi der einen göttlichen Substanz, ein und dasselbe Selbstbewußtsein haben. Dies ist wirklich auch die ureigenste Lehre Spinozas. Er schreckt keineswegs davor zurück, auch diese Konsequenz seines streng monistischen Denkens zu ziehen, sondern behauptet, unser Selbstbewußtsein und Freiheitsgefühl sei nichts anderes als das Wissen um unsere Wesenseinheit mit der göttlichen Substanz, sei die intellektuelle Liebe des Menschen zu Gott und im tiefsten Grunde nur die Liebe Gottes zu sich selbst. Dieser Behauptung aber widersprechen laut und mit unwiderstehlicher Gewalt eben die Tatsachen unseres empirischen Selbstbewußtseins. Die Denk- und Willensakte sind in den verschiedenen selbstbewußten Wesen verschieden, oft diametral entgegengesetzt, und weisen auf alles andere eher hin als auf ein allen Weltwesen gemeinsames und in allen gleichmäßig wirkendes Selbst.

Spinoza sieht in seiner begrifflichen Deduktion nur das ewig Beharrende, sich Gleichbleibende und merkt nicht, daß im Weltgeschehen eine stete Veränderung und Entwicklung vor sich geht. Als einen weiteren Fehler seiner Weltbetrachtung muß man, um mit Jerusalem zu sprechen, die in der damaligen Zeit allgemeine, rein intellektualistische Auffassung des Seelenlebens bezeichnen. Für ihn wie für

Descartes ist das ganze Seelenleben ein Denken. Nun lehrt aber die moderne Psychologie, daß Fühlen und Wollen die ursprünglichen Betätigungsweisen des Bewußtseins sind und daß erst aus diesen die Denktätigkeit sich entwickelt.

Brunner wird nicht leugnen können, daß es zum mindesten einige wenige Geistige unter denen gibt, die aus erkenntnistheoretischen Gründen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Ruf ausbrachen: „Zurück zu Kant!" Schon Goethe erkannte wie die gigantische Größe Kants, so auch die Wucht des kategorischen Imperativs unumwunden an, so sehr auch die persönliche Neigung sich dagegen aufbäumen mag. „Die Moral war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts", heißt es in den Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller, „schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Kalkül einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte. Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben."

Der kategorische Imperativ führte Kant zu dem Gottesglauben. „Die Wirklichkeit der Freiheit beweist die Möglichkeit Gottes." Zwar ist diese Möglichkeit theoretisch nicht einzusehen, doch praktisch wächst sie zu einem Glaubensgebot heran, weil wir nämlich ohne eine derartige Annahme nicht imstande sind, das anzustreben, was uns das Wesen der praktischen Vernunft anzustreben zwingt. Der Glaube an Gott ist also eine „moralische Notwendigkeit", d. h. ein unabweisbares „subjektives Bedürfnis". „Wir werden, soweit praktische Vernunft uns zu führen das Recht hat, Handlungen nicht darum für verbindlich halten, weil sie Gebote Gottes sind, sondern sie darum als göttliche Gebote ansehen, weil wir dazu innerlich verbunden sind." Es ist also nicht richtig, daß es wahrhafte Tugend ohne Religion nicht geben kann. Kant behauptet vielmehr das gerade Gegenteil: Wahrhafte Religion kann nur aus Tugend geboren werden. Kant stimmt mit den Theologen darin überein, daß Sittlichkeit und Religion Hand in Hand miteinander gehen; es ist ihm eine so zwingende „moralische Notwendigkeit", an das Dasein Gottes zu glauben, daß er den Menschen, der es nicht tut, für sittlich minderwertig hält. Der Unterschied besteht aber darin, daß alle unsere Kirchen die Religion für den Ursprung der Sittlichkeit halten, während Kant zeigt, daß das Verhältnis ein umgekehrtes ist. Aus dieser scheinbar nur formalen Divergenz entstehen zwei diametral entgegengesetzte Weltanschauungen; Kant mahnt immer wieder eindringlich, daß wir schon in unseren Kindern den sittlichen Charakter verderben, wenn wir ihnen erst Religionsunterricht erteilen und daraus die Sittlichkeit hervorgehen lassen, anstatt umgekehrt zu verfahren. „Von der größten Wichtigkeit in der Erziehung," sagt er einmal, „ist es, den moralischen Katechismus nicht mit dem Religionskatechismus vermischt vorzutragen, noch weniger ihn auf den letzteren folgen zu lassen; sondern jederzeit den ersteren und zwar mit dem größten Fleiß und Ausführlichkeit zur klarsten Einsicht zu bringen. Denn ohne dieses wird nachher aus der Religion nichts als Heuchelei, sich aus Furcht zu Pflichten zu bekennen und eine Teilnahme an derselben, die nicht im Herzen ist, zu lügen." Die Religion ist eben nicht Selbstzweck, sondern Mittel, die Leistungsfähigkeit der praktischen Vernunft zu erhöhen, dem kategorischen Imperativ der Pflicht zum Durchbruch zu verhelfen.

Brunner ist natürlich auch leicht bei der Hand, unserem Philosophen alle Phantasie abzusprechen. Demgegenüber verweise ich auf J. Frohschammers Schrift „Über die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kants und Spinozas", in der gezeigt wird, daß die Weltauffassungen beider Denker dem Wesen nach sich nicht so vollständig fremd und so grundverschieden sind, wie man gewöhnlich meint, daß sie vielmehr gerade durch die Bedeutung, welche sie der Einbildungskraft der Imagination beilegen, in merkwürdigem Grade übereinstimmen, insofern dem einen die Welt (Natur) für das menschliche Erkennen nur ein phänomenales Dasein hat, für den andern in ihren Gestaltungen und Änderungen nur durch Imagination existiert. Allerdings besteht auch eine grundlegende Verschiedenheit zwischen beiden, da der eine die theoretische Aufgabe der menschlichen Wissenschaft darin findet, sich auf diese Erscheinungswelt zu beschränken und diese in ihrem notwendigen, gesetzmäßigen Wesen und Zusammenhang zu erkennen, der andere aber darin, dieses Imaginationsgebiet aufzulösen, zu überschreiten und sich in den Gesichtspunkt des Absoluten versetzend, nur das „An sich" davon zu beachten und geltend zu machen.

Alle Philosophen sind darin einig, daß es nach Kant nicht mehr möglich ist, beim Dogmatismus stehen zu bleiben. Man braucht ihm durchaus nicht überall zuzustimmen, aber man muß unbedingt Stellung zu ihm nehmen. Und so wird er noch in ferner Zukunft der wahrheitsuchenden Menschheit eine Leuchte sein. Es geht nicht an, die Entwicklung der Philosophie gewaltsam zurückzuschrauben, und darum wird und muß es ein verfehlter Versuch bleiben, den Mann, der das unsterbliche Verdienst hat, diese aus ihrem dogmatischen Schlummer wachgeküßt zu haben, an den Pranger zu stellen, zu den Toten zu werfen und den heiligen Spinoza als den alleinseligmachenden Philosophen zu verkünden.

Bernhard Münz-Wien

Bücherliste

Franz Grillparzers sämtliche Werke. Im Auftrage der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien herausgegeben von August Sauer. Zirka 25 Bände. Preis jedes Bandes M. 7.20. Verlag von Gerlach & Wiedling in Wien. Die Stadt Wien hat sich selbst ein höchst ehrendes Denkmal gesetzt, als sie den Beschluß faßte, eine abschließende historisch-kritische Ausgabe der sämtlichen Werke des größten österreichischen Dramatikers zu veranstalten. Sie beauftragte den ausgezeichneten Kenner Grillparzers, Professor Dr. August Sauer in Prag, mit der Herausgabe dieses monumentalen Werkes und stellte ihm den in der Wiener Stadtbibliothek verwahrten und in letzter Zeit durch glückliche Ankäufe beträchtlich vermehrten Nachlaß des Dichters zur Verfügung. Alle übrigen erreichbaren handschriftlichen und gedruckten Quellen werden natürlich ebenfalls herangezogen. So wird denn die neue Ausgabe, die auf etwa 25 Bände berechnet ist und im Oktober 1915 fertiggestellt sein soll, außer den abgeschlossenen poetischen und prosaischen Werken auch die Tagebücher und die literarischen Skizzenbücher, die Briefe von und an Grillparzer und alle früheren Fassungen, alle Fragmente, Pläne und Entwürfe umfassen. Die einzelnen Bände sollen Einleitungen, sachliche und sprachliche Anmerkungen und ein Register enthalten. Soeben ist der erste sehr gut ausgestattete Band erschienen, der die „Ahnfrau" und „Sappho" enthält. Wir kommen auf die bedeutsame Ausgabe ausführlich zurück, sobald mehrere Bände vorliegen werden. A.

Storck, Dr. Karl: Musik und Musiker in Karikatur und Satire. Gerhard Stalling, Verlag, Oldenburg i. Gr.

Sanders, Daniel: Zitatenlexikon. 3. Auflage. J. J. Weber, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. M. 5.—.

Biermer, Dr. jur. et phil. Magnus: Der Kurszettel unserer Staatspapiere. Verlag Emil Roth in Gießen. M. 1.—.

Hoeniger, Dr. Franz: Der Einfluß des Krieges auf den Grundbesitz. Puttkammer & Mühlbrecht, Verlag, Berlin. M. 1.50.

Morris, Max: Der junge Goethe. 4. Band. Insel-Verlag, Leipzig. M. 4.50.

von Godin, Marie Amalie, Freiin: Alte Paläste. J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 3.40.

van Endeers, L.: Am Ende der Welt. Roman. J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 4.—.

Schulze-Brück, Louise: Das Moselhaus. J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 4.—.

von Krane, Anna, Freiin: Das Licht und die Finsternis. J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 5.—.

Herbert, M.: Lieder und Balladen „Heimfahrten". J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 3.—.

Rothes, Dr. Walter: Christus. J. P. Bachem, Köln a. Rh.

Schlösser, Prof. Rudolf: August Graf von Platen. 1. Band. R. Pieper & Co., Verlag, München. M. 14.—.

Wagener, Adolf J.: Das Recht auf ein Heim. Xenien-Verlag, Leipzig.

Urban, Henry F.: Die drei Dollarjäger aus Berlin. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. M. 3.—.
Vaicher, Kurt: Trust. Xenien-Verlag, Leipzig.
Philippi, Sabine: Vom frühen Leben. Xenien-Verlag, Leipzig.
Sperl, August: Dr. Friedrich Mergner. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. M. 3.—.
Walther, Hans: Orlog. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin. M. 2.—.
Gaulke, Johannes: Der gefesselte Faust. Freier Literarischer Verlag, Berlin-Tempelhof. M. 4.—.
Guerich und **Dr. Hugo Bach**: Luther — Goethe — Bismarck. Verlag Max Kielmann, Stuttgart.
Geeger, Ludwig: Aristophanes' Werke. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. 3 Bände à M. 1.—.
Temming, Theodor: Aus der Klinik. Butzon & Bercker, Verlag, Kevelaer. M. 1.50.
Das Reichs-Versicherungsamt und die Deutsche Arbeiterversicherung. Behrend & Co. Verlag, Berlin. M. 9.—.
de Marolles, Victor: Kardinal Manning. Kirchheim & Co. Verlag, Mainz. M. 1.80.
Hermann, Georg: Kubinke. Egon Fleischel & Co. Verlag, Berlin.
Kosch, Wilhelm: Tagebücher des Freiherrn Joseph von Eichendorff. J. Habbel, Verlag, Regensburg. M. 4.50.
Kosch, Wilhelm: Briefe von Freiherrn Joseph von Eichendorff. J. Habbel, Verlag, Regensburg. M. 4.50.
Eine Reise durch die Deutschen Kolonien. 3. Bd.: Togo. Verlag Kolonialpolitischer Zeitschriften, G. m. b. H., Berlin. M. 4.—.
Hugelmann, Dr. Karl: Ein Stammbuch aus dem Kreise Karl Leonhard Reinholds. Verlag der Buchhandlung Ambrosius Opitz Nachf., Wien.
Richard Wagner: Auswahl seiner Schriften. C. F. W. Siegel, Verlag, Leipzig. M. 2.—.
Rheinische Hausbücherei, Band 35: Ausgewählte Erzählungen von Adolf Widmann. Emil Behrend, Verlagsbuchhandlung, Wiesbaden.
Rheinische Hausbücherei, Bd. 34: Der Lenz und ich und Du. Herzensinstinkte von Freiin Ferdinande v. Brackel. Emil Behrend, Verlagsbuchhandlung, Wiesbaden. M. 0.60.
Seemann, August: Hänn'n, Plattdeutsche Gedichte, 5. Band. W. Röwer, Verlag, Berlin.
Oberländer: Der Lehrprinz. 2. Aufl. J. Neumann, Verlag, Neudamm. M. 10.—.
Liebig, C.: Die vor den Toren, Roman. Egon Fleischel & Co., Verlag, Berlin.
Vom Studium und vom Studenten. Ein Almanach. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.
Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen. Aus Napoleons Tagen von M. von Schulze, Band 50. Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 1.—.
Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen. Ausgewählte Märchen deutscher Dichter. Band 48. Verlag von J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 1.—.
Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen. Ausgewählte Märchen deutscher Dichter. Band 49. Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 1.—.
Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen. Rosen und Dornen von Freiin von Loe. Band 51. Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 1.—.
Pfeilschifter, Georg: Weltgeschichte in Charakterbildern. Theoderich der Große. Verlag Kirchheim & Co., Mainz. M. 4.—.
Endres, Joh. Ant.: Weltgeschichte in Charakterbildern. Thomas von Aquin. Verlag Kirchheim & Co., Mainz. M. 4.—.
Viereck, George Sylvester: Bekenntnisse eines Barbaren. Maritima, Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin W. 9. M. 4.—.
Wolters, Wilhelm: Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Georg Bondi, Verlag, Berlin. M. 3.—.
Klippel, Ernst: Haschisch. Ägyptische Skizzen. Verlag Otto Dreyer, Berlin. M. 2.—.
Dürckheim, Graf Ferdinand Eckbrecht: Erinnerungen alter und neuerer Zeiten. J. B. Metzler'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 4.50.
Goldene Klassiker-Bibliothek: Jean Pauls Werke. Band 1—8 von Carl Freye. Deutsches Verlagshaus, Bong & Co., Berlin. M. 10.—.
Kothe, Wilhelm: Herzog Wittekind. Enßlin & Laiblin, Verlag, Reutlingen. M. 3.—.
Cüppers, Ad. Jos.: Der Letzte der Longobardenkönige. J. P. Bachem, Cöln a. Rh.
Kronberg, Elvie. Mädchenerzählungen deutscher Dichter. Band 29. J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 2.—.
Schott, Anton. Der letzte Richter. J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 2.50.
Kaup, Dr. med. J.: Ernährung und Lebenskraft der ländlichen Bevölkerung. Carl Heymanns Verlag, Berlin. M. 12.—.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

212. **Hauslehrer**, f. 2 Knaben, 1. 1. 11, Bez. Halle.
22[illegible]. **Pfarrer**, per bald (2400 M.), Brandenburg.
226. **I. Bürgermeister**, bald (13 000 M.), Schleswig-Holstein.
229. **Bürgermeister**, bald (2000 M.), Sachsen.
230. **I. Bürgermeister**, bald (13 000 M.), Schlesw.-Holst.
231. **II. Bürgermeister**, 1. 4. 11 (8000 M.), Westfalen.
232. **Bürgermeister**, bald (1800 M.), Posen.
233. **Hauslehrer** z. 1. 1. 11, ält. ev., f. Sekundaner, Ostpr.
245. **Oberlehrer** f. städt höh. Schul. (Deutsch, Geschichte, Engl., Frz.), April 1911.
246. **Bürgermeister**, bald (8500 M.), Rheinland.
247. **Bürgermeister**, 1. 1. 11 (2400 M.), Hessen-Nassau.
248. **Bürgermeister**, bald (2090 M.), Sachsen.
249. **Oberlehrerstelle**, kath., 1. 4. 11, Schlesien.

B. Für Damen.

194. **Oberlehrerin** (staatl. anerk.), zu Ostern 1911. (1500 M.) (Mathematik oder Sprachen.)
195. **Erzieherin**, ev., musik., gepr., sof. od. spät., Posen.
217. **Erzieherin**, 2. 1. 11.
219. **Erzieherin**, gepr., ev., 1. 4. 11, angenehm. Stellg. in Berlin.
225. **Lehrerin**, f. 14jähr. Mädch., Ostern 1911—1912, Sachsen.
235. **Lehrerin**, ev., gepr. (Engl. gew.), f. 3 Kinder, Oberfranken.
236. **Lehrerin**, ev., gepr., erfahren, mit Lateinkenntnissen, z. 1. 1. 11, Schlesien.
237. **Lateinlehrerin**, erfahr., f. sof., Thüringen.
238. **Oberlehrerin**, 1. 4. 11 (Englisch) (3600 M.), Posen.
239. **Erzieherin**, gepr., f. Ostern f. 3 Knab., Schleswig-Holstein.
240. **Lehrerin**, gepr., ev., musik., sprachenk., 1. 1. 11.
241. **Lehrerin**, ev., f. Privat-Mädchenich. (ca. 12 Mädch.), Sachsen.
242. **Erzieherin**, kath. (Lehrerin-Examen), Westfalen.
243. **Erzieherin**, gepr., musik., 2. 1. 11, Brandenburg.
244. **Erzieherin**, jung, gepr., musik., 1. 1. 11, Pommern.

Hennes, Gerhard: Der Sieger. J. P. Bachem, Köln a. Rh.

Hollnut, Friedr.: Robert von Saverny. J. P. Bachem, Köln a. Rh.

Huckepack, Lustige Kindergedichte von Frieda Schütte. Stephan Geibel, Verlag, Altenburg.

de Grais, Graf Hue, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat: Grundriß der Verfassung und Verwaltung. 10. Auflage. Verlag Julius Springer, Berlin. M. 1.—.

Hardt, Hans: Aus dem Paradiese. Sonnen-Verlag, Leipzig. M. 4.50.

Seeliger, Ewald Gerhard: Top. Georg Müller, Verlag, München. M. 4.—.

Tantscher, Georg: Im innersten Großrußland. Verlag Ernst Reinhardt, München. M. 2.—.

Albert, Georg: Hundert Sonette 1891/1910. Franz Dentickе, Verlagsb., Wien. M. 2.—.

Hildebrand, Hergard: Die Erschütterung der Industrieherrschaft. Gustav Fischer, Verlag, Jena. M. 6.—.

Hans, Dr. Wilhelm: Ibsens Selbstporträt in seinen Dramen. C. H. Beck'sche Verlagsbuchh., München. M. 3.50.

v. Sydow, Clara: Einsamkeiten. Roman. C. H. Beck'sche Verlagsbüchh., München. M. 5.50.

v. Yelin: In Rußland 1812. Verlag Otto Gmelin, München. M. 2.—.

Savits, Jozza: Von der Absicht des Dramas. Verlag Ezold & Co., München. M. 5.—.

Herde, Theodor: Ohne Religion. Roman. Stephan Geibel, Verlag, Altenburg. M. 2.—.

Deutsche Bürger-Bibliothek, Bd. III: Im überseeischen Deutschland. Von Dr. Chr. G. Barth. Stephan Geibel, Verlag, Altenburg. M. 1.50.

Deutsche Bürger-Bibliothek, Bd. IV: Ferien im Posthause. Von Walther Heß, Kreis-Oberpostinspektor. Stephan Geibel, Verlag, Altenburg. M. 1.50.

Deutsche Seebücherei: Die Forschungsreise Sr. Maj. Korvette „Gazelle". Von Prof. Dr. W. Otto Richter. Stephan Geibel, Verlag, Altenburg. M. 1.50.

Deutsche Seebücherei: Wie unsere Kolonien Südwestafrika, Kamerun und Togo erworben wurden. Von Prof. Dr. W. O. Richter. Stephan Geibel, Verlag, Altenburg. M. 1.50.

Heichen, Walter: Helden, Bd. I. Stephan Geibel, Verlag, Altenburg. M. 2.25.

v. Festenburg, Hermann: Aus König Heinrichs Jugendtagen. Bruno Volger, Verlagsbuchh., Leipzig-Gohlis.

Weinel, Prof. Dr. Heinrich: Die Gleichnisse Jesu. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.25.

Cohn-Wiener, Dr. Ernst: Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. 1. Teil. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.25.

Cohn-Wiener, Dr. Ernst: Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. 2. Teil. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.25.

Butler, E. M.: Die Amerikaner. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.25.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Juriſten und Laien in der preußiſchen Verwaltung

Bevor ich weitergehe*), muß ich ein Verſäumnis nachholen. Ich habe noch zu zeigen, weshalb Juriſten und Laien nach meiner Anſicht für eine Tätigkeit in der Verwaltung im allgemeinen nicht geeignet ſind.

Die Herren von der Juſtiz ſind allerdings, wie namentlich bei den Verhandlungen über die Verwaltungsausbildung in den letzten Jahren deutlich hervortrat, der entgegengeſetzten Anſicht. Im Einklang hiermit hat der Oberlandesgerichtspräſident Vierhaus in breiter wiſſenſchaftlicher Darſtellung nachzuweiſen geſucht, daß zwiſchen der Tätigkeit des Verwaltungs- und des Juſtizbeamten kein weſentlicher Unterſchied ſei, ſo daß nichts im Wege ſtehe, den Juſtizbeamten Verwaltungsgeſchäfte anzuvertrauen. Aber auch die Verwaltungsbeamten Cuno (Preuß. Verw.-Blatt 1903 S. 354) und Regenborn (Grenzboten 1904 Heft 50 u. 51 S. 603, 671) haben den Juriſten bezeugt, daß ſie für die Verwaltung durchaus brauchbar ſeien, wobei ſie ſich beſonders auf die tüchtigen Leiſtungen mancher höherer Gemeindebeamten mit rein juriſtiſcher Vorbildung berufen. Klonau iſt ſogar der Anſicht, daß der Juriſt dem Verwaltungsbeamten in der Verwaltung ſelbſt überlegen ſei, und zwar durch ſeine einheitliche Ausbildung. Ähnlich hat bei den Verhandlungen von 1903 über die Verwaltungsausbildung Herr Staatsminiſter Freiherr von Rheinbaben von der „geſchloſſenen" juriſtiſchen Ausbildung geſprochen, die dem Verwaltungsbeamten fehle. Dagegen hat anerkennenswerterweiſe der frühere Oberlandesgerichtspräſident Hamm wiederholt die Unzulänglichkeit der Juriſten für die Verwaltung offen zugeſtanden.

Nun wäre es einfach töricht, zu behaupten, daß ſich ein Juriſt nur deshalb, weil er Juriſt ſei, für die Verwaltung nicht eigne. Namentlich mag ſich grade

*) Vgl. Die Not der preußiſchen Verwaltung, Grenzboten 1910 Heft 3 und die Fortſetzungen Heft 4, 5, 7, 15, 16, 18, 45, 46.

auch in der Gemeindeverwaltung mancher tüchtige Beamte mit juristischer Vorbildung finden. Aber ihre Gesamtzahl ist zweifellos klein. Und diese wenigen verdanken ihre Leistungsfähigkeit sicherlich nicht der Einheitlichkeit oder Geschlossenheit ihrer juristischen Vorbildung, wie Klonau und Exzellenz von Rheinbaben meinen. Daß die juristische Ausbildung einheitlich oder geschlossen ist, soll nicht geleugnet werden. Aber was bedeutet das hier? Einheitlichkeit oder Einheit ist ein philosophischer Begriff. Eine Vielheit hat Einheit, wenn alle ihre einzelnen Teile von demselben Grundgedanken beherrscht werden, in einem notwendigen innern Zusammenhang miteinander stehen, also z. B. gleichmäßig demselben Zweck dienen. Die Ausbildung für einen besondern Beruf wird daher Einheit haben, wenn sie diesem Beruf genau angepaßt ist. Eine juristische Ausbildung, die mit Recht einheitlich genannt werden kann, gibt demnach das, was der Justizdienst braucht. Das reicht aber noch lange nicht für die Verwaltung aus. Diese beiden Zweige des Staatsdiensts sind in ihrer Eigenart grundverschieden und stellen an ihre Jünger ganz verschiedene Anforderungen. Deshalb ist die einheitliche, geschlossene juristische Ausbildung vom Verwaltungsstandpunkt ungenügend und mangelhaft.

Nein — ein Jurist, der in der Verwaltung wirklich etwas Brauchbares leistet, verdankt dies neben einer besonders guten persönlichen Begabung zweifellos nicht seiner juristischen Ausbildung als solcher, sondern der mit ihr verbundenen unübertrefflichen formal-logischen Schulung.

Diesen durch nichts zu ersetzenden Nutzen und Wert der juristischen Ausbildung haben genug berufene Urteiler hervorgehoben. Ich will hier nur auf die auch sonst lehrreichen Erörterungen über die Berufsbildung der volkswirtschaftlichen Beamten auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik vom Jahre 1907 hinweisen. Von den vierzehn Rednern, die zur Sache sprachen, verlangten neun für diese Beamten unbedingt eine gründliche juristische Vorbildung, nicht so sehr, weil sie Rechtskenntnisse in ihrem Beruf nicht entbehren könnten, sondern wegen der geistigen Schulung, die mit dem Studium und der Ausübung der Rechtswissenschaft verbunden sei. Zu den Vertretern dieser Anschauung gehörten Sachkenner allerersten Rangs, wie der eine Berichterstatter, Handelskammersyndikus Dr. Behrend aus Magdeburg, der dabei ausdrücklich hervorhob, daß er selbst keine juristische Bildung besitze, also der Frage unbefangen gegenüberstand, ferner Theoretiker wie Gierke, Knapp und Adolf Wagner, und Praktiker wie der Syndikus der Berliner Handelskammer Dr. Dove und der Generalsekretär des Deutschen Handelstags Dr. Soetbeer. Einer dieser Redner nannte auch den Professor Conrad in Halle, einen weitren Nichtjuristen, als Vertreter dieser Ansicht. Entgegengesetzter Auffassung waren bestimmt nur drei, zu denen der zweite Berichterstatter, Professor Bücher in Leipzig, gehörte; die beiden letzten waren zweifelhaft. Alle Befürworter der juristischen Vorbildung hoben übereinstimmend nachdrücklichst den außerordentlichen Nutzen hervor, den die juristische Geistesschulung für die

Ausbildung der wissenschaftlichen Denkfähigkeit habe, ohne die niemand ein größeres Wissensgebiet beherrschen oder eine Frage folgerichtig durchdenken könne. Sehr hübsch zeigte namentlich Professor Knapp diesen Nutzen der Beschäftigung mit der Jurisprudenz. Er schilderte unter anderm den großen Vorsprung, den nach seinen Erfahrungen ein so geschulter deutscher Vertreter der Volkswirtschaftslehre vor einem englischen Fachgenossen voraus habe, und der sich namentlich darin zeige, daß ein Engländer, wenn er frei und unvorbereitet sprechen solle, vollkommen hilflos sei, weil ihm die formal-logische Bildung des Deutschen fehle. Professor Knapp wies ausdrücklich die Behauptung Büchers zurück, daß die Beschäftigung mit der Volkswirtschaftslehre das wissenschaftliche Denkvermögen entsprechend ausbilden und schulen könne. Er wollte vielmehr neben der juristischen Schulung nur die rein logische oder die mathematische gelten lassen. Mir ist jedoch zweifelhaft, ob die mathematische Schulung wirklich in dieser Hinsicht mit der juristischen auf eine Stufe gestellt werden kann.

Wie diese Wirkung der theoretischen und praktischen juristischen Tätigkeit zu erklären ist, zeigt gut ein andrer Nichtjurist, Professor Geyer in Brieg. Er schildert in seinem Buch über den deutschen Aufsatz (München 1906) Seite 11 ff. einleuchtend die Vorteile, die eine formal-logische Schulung des Geists grade auch für das praktische Leben gewährt, und fährt dann fort: „Diese formal-logische Schulung ist es, die dem Juristen die herrschende Stellung verliehen hat, die er unstreitig in unserem öffentlichen Leben, in den Volksvertretungen und sonst, einnimmt. Er besitzt die Fähigkeit, sich in allen Fragen, gleichviel, welche Sachkenntnis sie im einzelnen voraussetzen, vermöge dieser logischen Schulung zurechtzufinden und die Gesichtspunkte festzustellen, nach denen sie zu beurteilen sind. Er erhebt sich über das Vielerlei des Tatsächlichen des Stoffs, das den naiven Verstand so leicht verwirrt. Was ist denn die Rechtswissenschaft, soweit sie nicht bloß Wissen, nämlich der Rechtsvorschriften an und für sich, sondern daneben auch ein Können: Rechtsanwendung, Einreihung der einzelnen Fälle unter die zutreffenden Paragraphen des Gesetzes bedeutet, andres als praktische Logik? Das gilt ja im allgemeinen von jeder Wissenschaft, ja von jeder Denktätigkeit überhaupt, aber doch nirgends in solchem Umfang wie bei der Rechtswissenschaft, die fortwährend und zwar mit vollem Bewußtsein von ihrem Tun Definitionen, Distinktionen, Determinationen, Subsumptionen usw. herstellt." Das ist alles so klar und treffend, daß ich mir nicht versagen konnte, es wörtlich wiederzugeben. Aber, wie ich glaube, ist darin etwas Wichtiges, vielleicht das Wichtigste, nicht scharf genug hervorgehoben. Das ist, daß kein geistiger Arbeiter so wie der praktische Jurist tagtäglich auf Schritt und Tritt Gelegenheit hat, sich darin zu üben, das Wesentliche zu erkennen und praktisch damit zu arbeiten, was, wie mir scheint, der Anfang jeder eindringenden Erkenntnis sein muß. Der Richter, der den Vortrag einer Partei, die Verantwortung eines Angeklagten entgegennimmt oder das Ergebnis einer Beweiserhebung geistig verarbeitet, — der Staatsanwalt, der eine Untersuchung leitet oder den Inhalt eines dicken

Aktenstücks in einer Anklageschrift oder eine tagelange mündliche Verhandlung in einem Schlußvortrag zusammenfaßt, — der Anwalt, der eine Partei ausfragt — sie alle müssen dabei fortgesetzt, bewußt oder unbewußt, das Wesentliche von dem Unwesentlichen trennen. Ich glaube, daß grade hierin der unersetzliche Wert des praktischen juristischen Denkens für die geistige Ausbildung und Schulung besteht, das in Verbindung mit dem, was Professor Geyer erwähnt, eine Geistesübung darstellt, die weit vielseitiger ist als jede andre, namentlich auch vielseitiger und für die Praxis des Lebens nutzbringender als die mathematische und die von ihr ausgehende technische Denktätigkeit, die in einfachen Schlußfolgerungen fortschreitet.

Dazu kommen zwei andre wertvolle Vorteile der juristischen Tätigkeit für das praktische Leben. Zunächst der, daß sich der Jurist bald daran gewöhnt, nur das zu glauben, was er selbst sicher weiß oder was ihm nachgewiesen ist. Er wird so darauf hingeführt, die Dinge, die an ihn herantreten, mit prüfendem Blick zu betrachten und sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Das ist etwas, das nur wenigen angeboren ist, und gelernt werden muß. Sodann lernt der Jurist durch seine Tätigkeit das Für und Wider abzuwägen, also die Berechtigung des entgegengesetzten Standpunkts zu würdigen und in der Praxis den Interessen unabhängig gegenüber zu treten.

Alle diese geistigen Errungenschaften aus der juristischen Tätigkeit sind grade auch für die Verwaltung außerordentlich wertvoll. Sie bedeuten vor allem geistige Klarheit, also die geistige Eigenschaft, die für den Verwaltungsbeamten am wichtigsten ist. Er soll führen und befehlen, oder, wie es Minister v. Delbrück gelegentlich ausgedrückt hat, feste Entschlüsse fassen und die endgültig gefaßten folgerichtig durchführen, und das kann nach einem Wort Goethes nur, wer klare Begriffe hat. Insofern würde also der Jurist für die Verwaltung wohl geeignet sein. Aber er bringt aus der Justiz vom Standpunkt der Verwaltung nicht nur Vorzüge, sondern auch Mängel mit, die diese Vorzüge reichlich aufwiegen. Die Begründung des Gesetzentwurfs über die Befähigung für den höhern Verwaltungsdienst von 1903 hat sie zutreffend angegeben. Es sind neben unzureichenden Kenntnissen auf dem weiten Gebiet des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften Neigung zur unfruchtbaren Kritik, zum Formalismus und zum doktrinären Festhalten am Buchstaben des Gesetzes, dann ungenügende Anschauung vom praktischen Leben, dessen Forderungen man gleichgültig oder ablehnend gegenübersteht, und endlich der Mangel an Initiative, an schöpferischem Unternehmungsgeist. Auch der Oberlandesgerichtspräsident Hamm hat diese Mängel seiner frühern Berufsgenossen immer offen anerkannt und wiederholt beklagt, daß nicht bloß die Richter der Kollegialgerichte, die der neue Zivilprozeß vom persönlichen Verkehr mit den Parteien selbst abschließe, sondern auch die Amtsrichter, denen ein solcher Verkehr mit der Bevölkerung in weitem Umfang und die Möglichkeit einer wohltätigen Einwirkung auf die Parteien als Prozeßrichter und in der freiwilligen Gerichtsbarkeit verblieben seien,

dieser Fühlung mit dem praktischen Leben und der persönlichen Berührung mit den Parteien so wenig Reiz abgewinnen könnten, vielmehr bemüht seien, von der Tätigkeit des Amtsrichters wegzukommen und zur rein abstrakten Entscheidung von Rechtsfragen im Kollegium zu gelangen.

Ich habe diese Schilderung eines hervorragenden Sachverständigen hier wiedergegeben, weil sie deutlich zeigt, daß die erwähnten Mängel des Juristentums nicht zufällig sein können, sondern mit der ganzen richterlichen und überhaupt juristischen Schulung und Tätigkeit notwendig innerlich verbunden sind. Das ergibt auch eine genauere Betrachtung. Vom Standpunkt der Verwaltung ist am bedenklichsten jener Mangel an Unternehmungsgeist. Er hängt offenbar damit zusammen, daß der Jurist niemals aus eignem Antrieb tätig wird; er muß warten, bis ihm eine Klage, eine Anzeige, ein Antrag vorgelegt wird. Er lernt also nicht, ganz aus eigner Entschließung vorzugehn. Außerdem sind es immer nur einzelne Fälle, die der Jurist zu behandeln hat. Er hat keine Gelegenheit, einmal ein größeres Gebiet des menschlichen Daseins zu überschauen und planmäßig zu ordnen. Auch scheint mir nicht unwichtig zu sein, daß sich das Vorgehn des Juristen immer in festen Formen bewegt, die durch die allgemeinen Bestimmungen über das Gerichtsverfahren gegeben sind; so entsteht die Gefahr einer gewissen Hilflosigkeit, sobald eine solche Anleitung fehlt.

Ähnlich sind auch die andern Mängel des Juristen in den Verhältnissen begründet. Seine Unwissenheit auf den Gebieten des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften beruht vornehmlich darin, daß es schlechterdings nicht möglich ist, dem Juristen Gelegenheit zu geben, diese Wissensgebiete durch planmäßige praktische Tätigkeit gründlich kennen zu lernen. Ja selbst für das theoretische Studium, das übrigens allein nicht genügen würde, bietet sich ihm keine Zeit. Deshalb hat auch schon Stein den Vorschlag des juristisch gebildeten Kabinettsrats Beyme, die Ausbildung und die Prüfungen der Juristen und Verwaltungsbeamten zu vereinigen, zurückgewiesen, da so nur Halbheiten entständen. Die Neigung des Juristen zur Kritik erklärt sich einfach dadurch, daß seine Tätigkeit immer darin besteht, Kritik zu üben. Er kritisiert die Ausführungen der Parteien oder die Entscheidungen andrer Gerichte, er zerpflückt immer und baut niemals auf. So wird in ihm die Neigung zur Kritik gradezu großgezogen. Und was der Jurist schließlich zustande bringt, ist ein mehr oder weniger großer Aktenhaufen. Präsident Bierhaus hat zwar darin recht, daß die Justiz überaus wertvolle immaterielle Güter schafft, aber das geschieht doch immer nur in der Form von Papier mit Tinte drauf. Ist die Verfügung, das Urteil abgesetzt, dann ist die Sache erledigt; höchstens erkundigt man sich bei einer interessanten Rechtsfrage später einmal danach, wie die höhern Gerichte entschieden haben. Wie seine Tätigkeit auf das Leben selbst einwirkt, erfährt der Jurist kaum. Da ist es denn kein Wunder, daß er schließlich nur zu leicht die Herstellung von Akten als das einzige Ziel seiner Tätigkeit ansieht

und zum Doktrinarismus neigt, zumal da seine ganze Arbeit überhaupt einen lehrhaften Anstrich hat. Er soll theoretisch entscheiden, welcher von zwei einander entgegengesetzten Ansprüchen begründet ist oder ob irgendeine Rechtsvorschrift verletzt ist oder mit andern Worten, unter welchen Rechtssatz ein bestimmter Fall zu bringen ist. Endlich spielt das Formelle im Rechsleben notwendig eine große Rolle. Man denke nur an die zahlreichen Formvorschriften des gerichtlichen Verfahrens, die unentbehrlich sind, damit die Rechte der Parteien gegen Willkür geschützt sind. Ein großer Teil der juristischen Tätigkeit bezieht sich demgemäß ausschließlich auf solche Formfragen. Der Jurist ist also sehr stark der Gefahr ausgesetzt, Formfragen zu überschätzen. Und daß er dieser Gefahr unterliegt, ist nur menschlich und entschuldbar. Aber für die Verwaltung ist eine Neigung zum Formalismus keine Empfehlung; der Verwaltungsbeamte muß über den Formen stehn.

Die Tätigkeit des Juristen unterscheidet sich also wesentlich von der des Verwaltungsbeamten. Dessen Aufgabe ist vor allem Arbeit aus dem Vollen. Selbst wenn er einen einzelnen Fall zu entscheiden hat, muß er immer auf die möglichen ähnlichen Fälle Rücksicht nehmen, damit er keine Entscheidung trifft, die später einmal Schwierigkeiten machen könnte. Auch haben seine Entscheidungen kein lehrhaftes Gepräge, sondern regeln immer unmittelbar bestimmte Lebensverhältnisse. Weil dies so ist, darf der Verwaltungsbeamte nicht warten, bis Anregungen von außen an ihn herantreten. Er muß vielmehr selbständig fortgesetzt mit offenem Blick die Dinge um sich beobachten, um sofort eingreifen zu können, wo ein Bedürfnis dafür entsteht. Der Ausgangspunkt aller seiner Tätigkeit ist also das vielgestaltete praktische Leben, für die Tätigkeit des Juristen ist er das Gesetz. Aus diesem grundlegenden Unterschied zwischen der Tätigkeit der Verwaltung und der der Justiz, den Präsident Bierhaus durch noch so geistreiche und scharfsinnige Erörterungen nicht beseitigen wird, ergibt sich namentlich auch eine abweichende Stellung dieser beiden Zweige des Staatsdiensts zum Gesetz. Während die Erfüllung des Gesetzes für die Justiz Selbstzweck ist, bildet das Gesetz für die Verwaltung nur ein Hilfsmittel zur Erreichung ihrer jeweils bereits feststehenden praktischen Ziele und anderseits eine Schranke. Es ist demnach nicht so ganz unbegründet, zu sagen, daß die Justiz nach Rechts-, die Verwaltung nach Zweckmäßigkeitserwägungen arbeite, wenn man dies auch nicht so wörtlich verstehen darf, wie es manchmal grade Juristen tun.

So tritt der Jurist, der in die Verwaltung kommt, mit Anschauungen und Angewöhnungen in sie, die ihrem innern Wesen gradezu widersprechen. Und diese Anschauungen sind erworben in den Jahren, wo der Mann die bleibenden Eindrücke fürs Leben gewinnt, sie sitzen also besonders fest und würden nur durch eine gründliche Umbildung für den neuen Beruf geändert werden können. Aber abgesehen davon, daß auch hier das Wort gilt: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr, bietet sich dem nunmehrigen Verwaltungsjuristen

keine Gelegenheit dafür. Er lernt nur einzelne wenige Gebiete und niemals, wie der Verwaltungsbeamte mindestens einmal als Referendar, den ganzen Umkreis der Verwaltung kennen, und außerdem gleich als selbständiger Dezernent, der nicht, wie ein Referendar auf Schritt und Tritt geleitet werden kann. So ist es denn nicht verwunderlich, daß sich so viele, ja die meisten Juristen in der Verwaltung nicht bewähren und auch bei guter Beanlagung und trotz einer oft jahrelangen Tätigkeit in Verwaltungsstellungen das Wesen der Verwaltung nicht erfassen und niemals wirklich brauchbare Verwaltungsbeamte werden, sondern immer Dilettanten bleiben. Ich habe hohe, in der Verwaltung ergraute Beamte juristischer Herkunft kennen gelernt, denen der Dilettant noch aus jeder Rockfalte heraussah. —

Während man, wie wir gesehen haben, wenigstens dann und wann und selbst an amtlicher Stelle die Unzulänglichkeit der Juristen für die Verwaltung anerkennt, wird merkwürdigerweise kaum ein Bedenken laut, wenn Laien in die Verwaltung, namentlich auch in deren leitende Stellen gelangen. Viele sehen darin sogar einen Vorteil für die Allgemeinheit. Sie glauben, daß dadurch ein frischer, freier Zug in die verknöcherte Bureaukratie gebracht werde. Wie Senatspräsident Strutz in seiner Besprechung eines Werks des verstorbenen badischen Finanzministers Buchenberger (Preuß. Verwaltungsarchiv Bd. 11 S. 336) aber richtig bemerkt, ist eine solche Erwartung in neuerer Zeit nur in recht seltenen Fällen wirklich erfüllt worden. Ich wüßte in diesem Augenblick keinen Fall zu nennen. Jedenfalls kann es sich dabei immer nur um Männer gehandelt haben, die weit über das gewöhnliche Maß hinaus befähigt waren. In der Regel haben sich Laien nicht bewährt. Präsident Strutz weist dafür auf die Zeit des Grafen Caprivi hin, deren unheilvolle Nachwirkungen für jeden, der nicht ganz blind ist, schon seit Jahren offen zutage liegen, ferner auf die Erfahrungen mit dem Zedlitzschen Schulgesetzentwurf, endlich auf die Finanzverwaltung in Sachsen unter dem drittletzten Finanzminister, der aus dem Hofdienst hervorgegangen war, und dessen Verwaltung mit ihrer Schuldenwirtschaft in einem scharfen Gegensatz stand zur Verwaltung des Ministers Buchenberger, eines theoretisch und praktisch gleich hervorragenden geschulten und bewährten Fachmanns. Diese Beispiele ließen sich namentlich aus den letzten Jahren leicht vermehren. Ich erinnere nur an den wieder einmal ausgeträumten Traum von der alles beherrschenden Geistesmacht des Kaufmanns. Und was in den Reichslanden seit dem Ende der Oberpräsidentenzeit, besonders unter dem Feldmarschall von Manteuffel, aber auch noch später vorgegangen ist und jetzt wieder vorgeht, trägt für jeden Kenner die unverkennbaren Züge des ausgesprochenen Stümpertums.

Auch die Unzulänglichkeit der Laien hat ihre bestimmten Ursachen. Über die Kunst des Regierens geistreich zu plaudern, ist nicht schwer, wenn man überhaupt Geist hat. Wer aber in der praktischen Verwaltung etwas Gedeihliches leisten will, braucht noch ganz andre Dinge: vor allem Fachkenntnisse

beispielsweise ein voll gerütteltes Maß juristischer Kenntnisse, die grade heutzutage in unserm Rechtsstaat für jeden Verwaltungsbeamten unentbehrlich sind, und dann die früher geschilderte, nur in der juristischen Tätigkeit zu erwerbende Fähigkeit des praktischen Denkens. Sie kann weder durch sogenannten gesunden Menschenverstand, noch, wie Minister von Delbrück am Beispiel des Grafen Arnim-Boizenburg, des bekannten Staatsmanns, gezeigt hat, durch gründliche allgemeine Bildung, weiten Gesichtskreis, große Lebhaftigkeit des Geists oder Vielseitigkeit der Interessen, also die hervorragendsten Eigenschaften auf geistigem Gebiet, die ein Mann haben kann, ersetzt oder auch nur entbehrlich gemacht werden. —

Wie sich das Stümpertum der Juristen und Laien in der Verwaltung betätigt, läßt sich nur schwer mit Worten erschöpfend klar machen. Juristen zeigen beispielsweise infolge der früher erwähnten Mängel oft große Bedenklichkeit. Aber es gibt auch nicht wenige, die sich dadurch als Stümper erweisen, daß sie umgekehrt kühn über wirklich begründete rechtliche und sachliche Bedenken hinweggehn und mit der Sicherheit des Halbkenners die schwierigsten Fragen im Handumdrehen entscheiden. Nach einem bekannten Wort Goethes ist es eben ein wesentlicher Zug des Dilettanten, daß er die Schwierigkeiten nicht zu erkennen pflegt, die in einer Sache liegen. Ich muß gestehn, daß mir tüftelnde Kleinigkeitskrämer immer noch lieber sind, als solche genialen Leute. Laien zeigen häufig Abhängigkeit von andern, namentlich von ihren Gehilfen. Auch fehlt ihnen häufig das Staatsbewußtsein, da dieses nicht angeboren ist, sondern erst durch planmäßige Erziehung im Staatsdienst mühsam erworben werden muß. Ferner ist fürs Stümpertum bezeichnend ein vertrauensseliger Optimismus, der ins Gelag hinein hofft, ohne zu wissen, warum, und daher nichts gemein hat mit dem echten Optimismus, ohne den keine schöpferische Tat gedacht werden kann, weil dieser nur der Ausdruck der begründeten Überzeugung ist, daß alles geschehen ist, was nach menschlichem Ermessen zum Gedeihen eines Unternehmens nötig schien. Endlich möchte ich darauf hinweisen, daß Stümpertum und Bureaukratismus und Formalismus innerlich nahe verwandt sind. Der Beweis im Großen hierfür ist England. Lothar Bucher nennt einmal England das gelobte Land des Dilettantismus. Nun, es ist auch das gelobte Land des Bureaukratismus und eines selbst für den schlimmsten preußisch-deutschen Bureaukraten unerhörten Formelkrams. Wer mir nicht glaubt, der lese nur einmal den Artikel von Plate über Munizipalsozialismus und städtisches Anleihewesen (Schmollers Jahrbücher 1906 Heft 3 S. 287), er wird mir dann recht geben. Die Erklärung hierfür liegt nahe. Wer sein Tätigkeitsgebiet nicht gründlich und von einer höhern Warte aus kennen gelernt hat und zudem nicht das nötige Fachwissen besitzt, wird sich an Nebensächliches und Unwesentliches klammern. —

Es würde sehr wertvoll für die Erkenntnis der preußischen Verwaltungsgeschichte sein, das Eindringen der Juristen und Laien in unsre Verwaltung

vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an bis auf unsre Zeit einmal zahlenmäßig zu erfassen. In meinen frühern Artikeln habe ich dies wenigstens für die letzten Jahre für einige Dienststellen versucht. Nach meinen Ermittlungen waren 1904 in den Ministerialabteilungen der allgemeinen Verwaltung 56,4 v. H. der 94 nicht technischen höhern Beamten Juristen und nur 43,6 v. H. Verwaltungsbeamte. Von diesen Juristen waren 2 als Gerichtsassessoren, 5 weitere aus andern Stellungen in der Justizverwaltung unmittelbar in die Zentralbehörden übergetreten, hatten das praktische Leben also niemals vom Verwaltungsstandpunkt aus kennen gelernt. Unter den 15 Unterstaatssekretären und Ministerialdirektoren waren 11 (73,3 v. H.) Juristen. Von den 50 Mitgliedern des Oberverwaltungsgerichts waren 1903 3 (6 v. H.) Verwaltungsbeamte, während nach der Absicht des Gesetzgebers die Hälfte aus den eigentlichen Verwaltungsbeamten hervorgehn müßte. Jetzt sind, soweit ich sehe, 5 Verwaltungsbeamte in diesem Gerichtshof, das Verhältnis hat sich also kaum gebessert. Über die Mitglieder der Oberpräsidien und der Regierungen und die Landräte sind jetzt amtliche Zahlen bekannt geworden, die von meinen frühern Angaben etwas abweichen. Nach den amtlichen Mitteilungen waren am 1. Juli 1907 von den 1670 Oberregierungsräten, Verwaltungsgerichtsdirektoren, Regierungsräten, Regierungsassessoren und Landräten mit der zweiten Staatsprüfung 1331 (79,7 v. H.) Verwaltungsbeamte, 302 (21,34 v. H.) Juristen. Von den 1190 Beamten der Regierungen waren 936 (78,6 v. H.) Verwaltungsbeamte, 254 (21,4 v. H.) Juristen. Unter den 132 Oberregierungsräten waren 73 (55,3 v. H.) Verwaltungsbeamte, 59 (44,6 v. H.) Juristen, während sich unter den 36 Verwaltungsgerichtsdirektoren nur 9 (25 v. H.) Verwaltungsbeamte befanden. Faßt man die Oberregierungsräte und Verwaltungsgerichtsdirektoren zusammen (168), dann ergibt sich ein Anteil der Verwaltungsbeamten an diesen leitenden Stellungen von 48,8 v. H., also noch nicht einmal in der Höhe der Hälfte der Gesamtstellen. Günstiger war das Verhältnis der Verwaltungsbeamten zu den Juristen bei den Landräten, nämlich 395 zu 48 oder 82,2 zu 17,8 v. H.

Die Zahl der Laien in den höhern Verwaltungsämtern ist in den letzten Jahrzehnten gegen früher zurückgegangen, weil man die Landratsstellen, in denen sie überwogen, immer mehr mit Assessoren besetzt. Am 1. Juli 1907 gab es nur noch 37 Landräte ohne große Staatsprüfung, oder 7,7 v. H. der Gesamtzahl. Aber die Laien sind immer noch wichtig, da sie nicht selten grade in die höhern leitenden Stellen mit einem großen Einflußkreis gelangen.

Wer diese Entwicklung überblickt, wird nicht leugnen können, daß sich die Verwaltungslaufbahn heute von den Anfängen unter den großen Königen des achtzehnten Jahrhunderts weit entfernt hat, aber nicht in der Richtung zum Bessern. Besonders bemerkenswert ist, daß noch jetzt, nachdem seit dem Gesetz von 1879, das wiederum eine besondre höhere Verwaltungslaufbahn eröffnen wollte, ein Menschenalter verflossen ist, die Juristen im höhern Verwaltungsdienst bis in die

höchsten leitenden Stellen hinein ganz unverhältnismäßig zahlreich vertreten sind, wie selbst Klonau zugeben muß. Wer meine frühern und jetzigen Ausführungen verfolgt hat, wird mir Geringschätzung des juristischen Wissens und Könnens nicht vorwerfen oder auch nur zutrauen. Ich habe im Gegenteil persönlich die größte Hochachtung vor ihnen und würde unbedingt für alle Verwaltungsbeamte eine vollständig abgeschlossene juristische Ausbildung verlangen, wenn es möglich wäre, ihnen daneben noch eine vollständige Verwaltungsausbildung zu gewähren, wie sie unsre Regierungsreferendare erhalten oder vielmehr erhalten müßten. Aber mit scharfsinnigem, klarem juristischen Blick allein kann man in der Verwaltung nicht wirklich Ausreichendes leisten. Unter Umständen schadet übertriebener juristischer Scharfsinn sogar. Es ist also keineswegs eine unbestimmte „Angst vor den Juristen", wie es Klonau nennt, was mir und vielen andern Verwaltungsbeamten den lebhaften Wunsch einflößt, daß die Juristen von der Verwaltung möglichst ferngehalten würden, sondern die wohlbegründete Überzeugung, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit denen man nicht rechnen kann, die Tätigkeit dieser Herren der Verwaltung nicht zum Segen gereicht, sondern, wie ein Verwaltungsbeamter vor einiger Zeit in der Kölnischen Zeitung gesagt hat, ihr Schuldkonto schwer belastet.

Wilhelm Raabe und Berlin

Von Prof. Theodor Hänlein-Wertheim

Ein lieber Vater ist uns dahingenommen — vergebens suchen die Augen das teure Haupt, zu dem sie noch einmal aufschauen möchten in lauterem, tief aus der Seele quellendem Danken, und die Hände, die sich ausstrecken nach einer lange, lange vertrauten Nähe, greifen ins Leere. Wilhelm Raabe ist in die letzte Stille hinübergeschlummert, und wir spüren das Weh dieses Scheidens, als sei unserem Volk ein kostbarer Teil seines eigensten Wesens aus Zeit und Leben entschwunden. Und besinnen wir uns zurück — wann hat, seit Bismarcks gewaltiges Haupt dahinsank, das deutsche Volk so viel seiner besten Herzenskraft mit einem Manne dahingehen sehen als mit dieser Dichterseele sanftem Verhauchen? Hat uns der Riese aus dem alten Sachsenland unser Erdenhaus fest gegründet und stark gefügt: das Leben, dem es bereitet war, die Geister, die es durchwalten und durchwirken sollten, unserer innersten Seele Sein hat kaum einer mit dem tiefdringenden Lebensblick lauterer Liebe so in all seiner heiter vielgestaltigen Fülle geschaut, selten jemand uns selber so treu und wahrhaftig nach unseres Wesens

Bilde wiedererschaffen wie sein Bruder Dichter aus des gleichen Stammes Mark und Blut.

So will es über alles Ahnen uns heute doch mehr bedeuten als nur einer festlichen Stunde freudig dankbaren Gruß, daß noch vor wenig Tagen des Deutschen Reiches stolzeste Hochschule sich ihres alten Schülers erinnert und einen ihrer Kränze ihm ums Haupt gewunden hat. Der Heilkunst weise Meister fanden schließlich den Weg zu ihm und geleiteten in ihres Ordens Ehrenkleid den Preis zu der Stätte zurück, da er einst, um des entschwundenen Jahrhunderts Mitte, einzudringen begann in der Welt Weisheit und der schönen Künste wahrheitsernsten Schein.

Wilhelm Raabe, Doctor medicinae et chirurgiae honoris causa, wie mag es ihm noch heiter um die Augen gewetterleuchtet haben und ein Lächeln behaglich um den schmalen Mund geschlichen sein! Drüben über dem weiten öden Platz, auf den Raabe von seinem Arbeitszimmer hinausschauen konnte, birgt die Erde unter dunklen Bäumen, unter wucherndem Efeu, was von Lessing sterblich war. Wie manches Mal mögen sich Gedanken da hinübergesponnen haben, und vielleicht haben die lieben, klaren Augen auch jüngst noch einmal munter hinübergeblinkt wie zu einem halb verschämten Eingeständnis: Großer Gotthold Ephraim, nun haben sie gar noch einen Physikus aus mir gemacht!

Der Dichter mag auch seinen stillen Spaß daran gehabt haben, daß nicht etwa die Juristen seinem Haupt ihre Weihen verliehen haben. Verdient hätte er's um sie, denn er hat sie je und je geliebt — aber freilich, sie haben sich in gar seltsamen Humoren von ihm widergespiegelt sehen müssen, und manches herzliche Lachen über des deutschen Amtsstuben- und Aktenmannes menschliche Bedürftigkeit fällt ihm aufs Gewissen. Auch die philosophische Fakultät, sollte man meinen, hätte er sich zum mindesten durch die biographische Verherrlichung der letzten Hegelianerin verpflichtet — aber das will sie offenbar doch nicht als zünftige Leistung gelten lassen.

Doch woher der Doktorhut auch kommen mochte, es hatte seinen guten Sinn, wenn gerade die Berliner Universität an ihrem Gedenkfeste sich dankbar der Tage erinnerte, da Wilhelm Raabe von ihren Wassern schöpfte, aber mit lebendigen Sinnen und liebestarkem Ernst hinaushorchte weit über ihre Hörsäle, hinab in die Tiefen des Lebens, das rings um die Stätte der Wissenschaft strömte und rauschte. Ihm war Berlin die große Welt, und er hat es der Stadt sein Leben lang in Treuen gedankt, was sie ihn schauen und erleben ließ. Er hat in seinem Schaffen in die Wirklichkeit ihres Lebens wieder und wieder hineingegriffen und es zu bleibender Gegenwart gestaltet.

Fast immer freilich sind es Menschen von draußen, aus irgendeiner freundlichen Stille abseits im deutschen Land, denen Raabe durch das Großstadtgetriebe nachgeht. Sie ringen mit den großen Wogen des Menschenlebens, oder sie überschauen es von einem sicheren Fleckchen aus in nachdenksamer Ruhe, sie spinnen sich auch wohl mitten in Getös und seelenloser Hast in ein heim-

liches Zauberreich ein — aber daheim ist kaum je einer von ihnen in dem großen Steingefängnis. Und mit ihren Augen sieht auch der Dichter selbst in die bunte lärmende Welt, mit Augen, die immer wieder an fernen Himmelsrändern nach einer friedlichen Herzensheimat suchen.

So ist gleich Raabes erstes Buch aus der Stille sinnenden Betrachtens und tief innerlichen Verarbeitens hervorgewachsen: er eilt seinen Jahren weit voraus bis an die Schwelle des Alters und schaut mit stillen, klugen, gütigen Augen aus seiner Studierzelle in der alten Spreegasse, der Sperlingsgasse, weitum in das vielgestaltige Leben der Menschen neben und unter ihm, lebt ihre Schicksale treu nachbarlich mit. Eine kleine trauliche Gassenwinkelwelt baut sich da inmitten der Großstadt eng zusammen, und wo sonst sich jeder an dem anderen rasch und fremd vorübertreibt, da ist auf einmal einer dem anderen in alle Lebens- und Herzensnähe gerückt.

Die Chronik war ein Scheidegruß Raabes an seine Studienzeit. Seine Wege führten ihn nun für lange Jahre immer weiter von ihr weg: im deutschen Süden hat er sich ja zuerst seinen Herd gegründet. Und wandeln in der nächsten Zeit wenigstens die Gestalten seiner großen Romane hin und wieder einmal über den Boden Berlins, so könnten sie doch immer, was ihnen dort begegnet, auch anderswo gerade so gut erleben.

Erst in den achtziger Jahren — Raabe ist indessen um die Zeit des großen Krieges in die nordische Heimat zurückgekehrt — haust wieder ein Chronist eines Raabeschen Buches in der großen Stadt lebenslänglich zur Miete. Er ist ein naher Verwandter des Johannes Wachholder aus der Sperlingsgasse. Zwischen den Folianten der Königlichen Bibliothek tut er im Durchspüren mittelalterlicher Historie bedachtsame, unscheinbare Arbeit, anderen zunutze, die sie im Lärm des politischen Treibens geräuschvoll verwerten. In nachdenklichen Stunden sitzt er am Fenster seiner „Stube in der großen Stadt Berlin".

„Über meine Gasse hinweg habe ich die Aussicht in eine andere. Hunderten, ja Tausenden von Menschen kann ich ins Gesicht sehen, wenn ihr Weg so führt, und wenn es mir Vergnügen macht. Ein Vergnügen macht es mir jedoch selten. Aber eine gewisse Regelmäßigkeit des Verkehrs macht sich auch hier geltend. Es kommt immer zur gegebenen Stunde alles wieder, wie es von seinem Geschick geleitet wird ... Aber nur ein einziges immer heiteres, lachendes, glückliches Gesicht kenne ich darunter, und das ist das eines blinden Knaben ... Das einzige glückliche Gesicht unter den Hunderttausenden!"

Die Heimat aber, in der des stillen Betrachters innerstes Sinnen lebt, liegt weit, weit hinter den Bergen, in den Zauberwäldern eines traumhaft hellen Lebensmorgens. Für jeden der Jugendgenossen hat der volle Mittag ein dauerndes Glück heraufgeführt — für ihn allein war keines übrig, und doch kommt seinem einsamen Hinaltern alles Licht und alle Wärme aus dem hingebenden Nacherleben der „süßen und sonnigen, wälderrauschenden, ewige Frühlings- und Erntefeste feiernden Zeit". Seine Jugendwelt liegt in ewigem

Sonnenschein, und so wächst ihm aus seinem Erinnern eine Dichtung verklärenden Heimwehs.

Ist in den „Alten Nestern" für den Privatdozenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität, Doktor Friedrich Langreuter-Berlin, nur die Zuflucht vereinsamter Jahre, so tritt auf einmal in einem der nächsten Bücher Raabes ein leibhaftiger, vollbärtiger Berliner auf den Plan, in Gestalt des Königlich-kaiserlichen Hofschieferdeckermeisters Wilhelm Schoenow. Auch hier spielt sich ja das Hauptgeschehen in der Provinz ab, und die beiden jungen Menschenkinder, die die heimlichen Helden der Geschichte sind, leben ihr erstes zart knospenhaftes Glück auch wieder in der grün umhegten Stille einer deutschen Kleinstadt; aber diesmal geht Raabe — und gar nicht nur so beiläufig — dem Berliner als solchem zu Leibe und bildet ihn als ein Meisterstück der Schöpfung mit innerstem Behagen und lächelnder Liebe nach. Gewann sich Cäsar durch die Rettung eines römischen Landsmannes die Bürgerkrone, so hätte, wer den Kameraden Schoenow erschaffen hat, schon allein um dessentwillen den Ehrenbürgerbrief der Haupt- und Residenzstadt verdient. Raabe selbst macht kein Hehl daraus, daß er hier die Züge eines vollgewichtigen Vertreters einer aussterbenden Gattung für die Unsterblichkeit retten will. Es ist ihm selber bange vor „all dem abgefeimten, tagtäglich aus allen nichtsnutzigen, doppeltgenähten Windgegenden zuziehende Volk, das uns eingeborenen oder am Orte selbst gefundenen kindlichen Urberlinern die Charaktere verdirbt und zur Weltstadt macht". Für die Gestalt, die er darum noch einmal in der unverfälschten Reinheit des Typus aus der Taufe heben will, bittet er dann mit lustigem Augenzwinkern Goethe zu Gevatter.

„Das Dämonische wirft sich gern an bedeutende Figuren, auch wählt es sich gern etwas dunkle Zeiten. In einer klaren prosaischen Stadt wie Berlin fände es kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren." — „Es lebt dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten." (Aus den Gesprächen mit Eckermann.) Und wie Goethe von Zelter, der „bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derbe, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen kann", zugesteht, daß er kaum jemand kenne, „der zugleich so zart wäre", so hebt nun Raabe an seinem Berliner gerade die Züge kernhafter Güte gar liebenswürdig ans Licht.

Raabe steht dem Berliner natürlich anders gegenüber als Fontane, der ein Leben lang selber durch die Großstadt spazieren ging und den Eingeborenen doch fast wie seinesgleichen täglich vor Augen sah: er betrachtet sich ihn mehr wie ein Sonntagsbesuch vom Land als eine einzige, auf ihre wundervoll besondere Art gewinnende zoologische Merkwürdigkeit. Die Farben sind anders gemischt, und die Lichter blitzen nicht in den sprühenden Blinkfeuern auf wie bei Fontane, aber gerade die Sattheit der Pinselführung schafft im Verein mit ihrer verblüffenden Sicherheit ein Wohlgefühl der gediegensten, fröhlichsten Art.

Trefficherer Mutterwitz und schlagfertige Zungengewandtheit, die breitspurige Wunderlichkeit einer unverdrossenen Herzensgüte, die Belebung auch des platt Alltäglichen durch das immer bewegliche Hin- und Herwenden im eigenen Wort und die frohgemute Überlegenheit einer allezeit ihrer selbst behaglich-sicheren Laune: aus alledem erwächst ein Menschenwesen, das mit Liebe umfaßt und mit Humor geadelt ist, wahrlich würdig der tapferen Lebensgemeinschaft mit der gelehrtesten Berlinerin, der „Tochter des weiland verstaubtesten Hegelianers der Friedrich-Wilhelms-Universität".

Die Einwohner der Haupt- und Residenzstadt gehen heute in die dritte Million. Wie viele darunter kennen diese liebenswürdigste Glorifikation ihres Fleisches und Blutes? Auf dem Titelbild der Villa Schoenow steht jedenfalls noch immer: Zweite Auflage, Berlin 1903. Und Wilhelm Raabe hat es nie nötig gehabt, auf das Andrängen seines Publikums die Familie Schoenow etwa noch nach Italien zu geleiten. „Det is nu Berlin — Jott bessere es und uns!"

Merkwürdig, Raabe findet sich in seinen späteren Büchern wieder und wieder nach Berlin zurück. Freilich, das heitere Behagen am sonderlichen Wuchs des Eingeborenen hat er sich nun ein für allemal von der Seele geschrieben, und er geht nun an der gleichen Stätte nur noch schwer-ernste Wege, mit einem festen, entschlossenen Schritt, ohne viel Verweilen und ohne alles gemächliche Abschweifen. So wächst ihm denn aus dem Leben der großen Stadt die Geschichte „Im alten Eisen" entgegen, und er erzählt, wie sich inmitten der Millionen ein seltsames Geschick von Verlassenheit erfüllt und wie ein kleines Häuflein gestrandeter, verirrter, heimatloser Lebenspilger sich auf vielverschlungenen Wegen zusammenfindet, daß sie doch um ein kahles Armengrab eine feste Kette schließen und einander zu Trost und Hilfe die Hände reichen können. Das alles begibt sich vor dem Hintergrunde der ungeheuren Stadt, und er ist durch alles hin beständig zu fühlen. „Dieser rote Streifen am Westhimmel, und unter ihm und in ihn hineinragend die schwarzen Schattenrisse von bewohnten und im Bau begriffenen Häusern, Baugerüsten, Fabrikschornsteinen und hohen Pappelbäumen! Kein heiterer blauer, kein Regenhimmel übt solche geheimnisvolle, bald bängliche, bald beruhigende Wirkung, solche Magie auf das Menschengemüt aus, wie dieser blutfarbene Strich, wenn es Abend werden will, nach einem unruhvollen, stürmischen, oder auch — in stumpfer Langeweile vergangenen Tage." Sparsam sind die Züge angedeutet und fügen sich doch zusammen zu einem geheimnisvoll eindringlichen Bilde der Weltstadt, der Zufluchtsstätte für tausendfach Entwurzelte, Gescheiterte, Obdachlose. Auch der Gestalten, die hier Erinnerung und Schicksal eint, sind es nur wenige, aber gerade dadurch gewinnt ihr Erleben an gedrängter Schwere, an bewegendem Ernst. Und so wunderlich sie sich zueinander fügen, der verwitterte und vom Leben gezeichnete Schmied von Jüterbog und die Allerwelts-Theatermutter aus dem Alteisenkeller, die beiden hilflos verwaisten Kinder an der Mutter armseligem Totenlager und das zerzauste, gescheuchte Nachtfalterchen — ihres Lebens besondere Klänge

weben sich doch zusammen zu einer wundersamen, tiefen Harmonie von Ringen, Leiden, Entsagen, Überwinden und treulichem Beistehen. Unsagbar zart sind die Umrisse des armen Dirnchens in das Bild gezeichnet, mit tiefgütiger Liebe des unstet irrenden Flattergeschöpfes geheimstes Seelenatmen erhorcht: die Hand, die den Augenblick zu gestalten vermocht hat, wie in der grauen Herbstfrühe dies Wesen die einzige Schwester aus dem Lande der Lebenden ist, die die Mutter der beiden Kinder zur Erde betten hilft, war geleitet von der reifsten Dichterkraft und von lauterster Menschenliebe.

Und noch einmal ist Berlin die Stätte, an der sich in dem spätesten der größeren Werke Raabes ein letztes Schicksal erfüllt. Die „Akten des Vogelsangs", die der Dichter im siebenten Jahrzehnt seines Lebens geschaffen, sind unter all seinen Gegenwartsbüchern das gedrängteste, reifste, größte. Gestalten und Begebenheiten begegnen darin, wie sie Raabe auch früher schon hingestellt hat, aber nun schafft er sie noch einmal neu, mit einer Einschränkung auf die zwingend notwendigen Züge und eben darum mit einer Steigerung, die ihrem Eindruck eine unvergleichbare Macht gibt. Da grüßt wieder aus glanzumwobener Ferne her eine enge, liebe, trauliche Jugendheimat — aber so wundersam lichtverklärt hat sie der Dichter selbst noch nie zuvor gesehen. Da läßt er noch einmal herzhafte Bubenfreundschaft und tiefe frühe Liebe fort und fort durchs Leben wirken: aber noch nie sind ihm aus den Menschen, deren Schicksale er je und je durcheinander flocht, so ewig gültige Individuen erwachsen. Und kaum jemals hat er ein Menschengeschick mit so verhaltener, gesammelter Wucht gestaltet wie seines Veltens Andres Lebensringen um das eine trotzige Frauenwesen, nach dem alle Kräfte seiner Seele trachten, und zuletzt um ein fühlloses Herz, um die Kraft zum schwersten, alles dahingebenden Entsagen.

Dem Werdenden hat einst Berlin geholfen, im Denken wie im Leben seine eigene Prägung vollends an sich herauszuarbeiten. Weitab von den Allerweltswegen des übrigen Studiervolks hatte er sich da mit ein paar seltsam zusammenstimmenden Menschen ein eigenes weltverlorenes Reich erschlossen — aber sein klar gesunder Geist blies doch all der phantasiefrohen Romantik einen gar kräftigen Odem ein. Und all der Genossen still wachsende Jugend nährte sich von der Überfülle drängenden Lebens, die von dem einen herströmte, und wärmte sich froh an der starken, lauteren Glut seiner Seele.

Dem Verarmten, Gebrochenen, der von kühnen, abenteuerlichen Fahrten durch die Welt wie von verzweifeltem Irrgang wiederkehrt, sind die Sterne der Heimat längst erloschen — so hackt er unbarmherzig selbst in Stücke, was ihn dort noch an die Scholle heften will, begräbt, vernichtet, verschenkt, was ihm zuinnerst ans Herz gewachsen war, und geht dahin in seine letzte Einsamkeit — in die große Stadt. Und noch einmal umfängt ihn die traumhafte Stille, die ihm mitten im Herzen von Berlin bereitet ist, in dem wundersamen Hofbereich der Dorotheenstraße. Da blicken noch einmal die stillen, klagloſen Augen der zarten Mädchenseele aus dem Stamm und Blut der provençalischen Sänger in

sein zerstörtes Leben, und die greise Frau Universitätsfechtmeisterin aus Jena hält ihre treuen Mutterhände über seine letzte, nie mehr heilende Müdigkeit. Bis dann die eine Hand, um die allein er mit dem Leben in tausend Gestalten bis zum letzten Verbluten rang, ihm doch noch im Hinübergehen den lösenden Trost ihrer Nähe um die Stirne schmiegt.

Wohl ist es eine zeitlose Tragödie, was sich da zu Ende kämpft, aber doch gibt's gerade dem letzten Geschehen die feste Zeichnung des Schauplatzes und die warme Abtönung des Hintergrundes eine tiefeindringliche Bestimmtheit: es entwächst alles einem vertrauten Grunde. Und die letzte dunkle Schicksalswoge verflutet schließlich in dem rastlosen Drängen der Tausende und Abertausende. —

Noch im späten Werke hat Wilhelm Raabe die Welt im nahen Umkreis um die Studienstätte seiner Jugend neu lebendig werden lassen, und der letzte Lebenskämpfer, den seine Hand gestaltet hat, geht in ihren Bezirken seinen Weg zu Ende. Darum hat es sich eigen sinnvoll gefügt, daß die letzte Ehre, die dem Dichter im Leben ward, ausging von der Berliner Universität. Sie hat es ihn in der Abenddämmerung seines reichen Tagewerkes noch einmal spüren lassen, daß auch sie ihm Dank weiß für die Fülle wahrhaftigen, tiefen Lebens, das seine Hand zur Gestalt schuf, und daß sie stolz darauf ist, wenn sie als Hüterin der Wissenschaft ihm an ihrem Teile helfen durfte, den Blick zu schärfen und zu vertiefen, der über ihrer Herrschaft begrenzten Bereich hinausdrang in die Weite der Welt und in die Tiefen des vollen Menschendaseins.

Die Organisation des Reichsversicherungswesens

Von Dr. Raimund Köhler-Leipzig

Vor wenigen Tagen hat die Sommerkommission des Reichstags zur Vorberatung des Entwurfs einer Reichsversicherungsordnung ihre erste Lesung beendet. Dies bietet einen Anlaß, sich mit den vorläufigen Ergebnissen der Kommissionsberatung etwas näher zu beschäftigen. Bemerkenswert unter den vielfach einschneidenden Beschlüssen war gleich im Anfang die ablehnende Stellungnahme gegenüber den von der Reichsregierung geplanten neuen (selbständigen) Versicherungsämtern. Damit hat die Kommission der Neuorganisation der Arbeiterversicherung in der Hauptsache ihre Zustimmung versagt.

Für den Fall, daß der Reichstag dieses Votum seiner Kommission gutheißt, die neue Reichsversicherungsordnung im übrigen aber annimmt, verweigert das

Parlament, sich an der Schaffung von Behörden zu beteiligen, die der Regierung zur Lösung von Aufgaben nötig erscheinen, und zwar von Aufgaben, welche die Volksvertretung selbst mit gestellt hat. Ein solcher Fall bedeutet immer einen gewissen Eingriff in die Exekutive. Staatsrechtlich betrachtet ist der Aufbau der Behörden ein Teil der freien Verwaltungstätigkeit, und nur, wo, wie hier, die Organisation im Zusammenhange mit der Regelung von Materien erfolgt, die der Gesetzgebung unterliegen, hat sich die Volksvertretung unmittelbar damit zu befassen. Außerdem bietet ihr auch noch das Budgetrecht die Handhabe, um der Regierung die erforderlichen Mittel vorzuenthalten. Wenn somit der Reichstag zweifellos das Recht hat, die Einrichtung von Versicherungsämtern zu verhindern, so wäre der Schritt nach dem Gesagten doch nicht ganz unbedenklich. Zudem ist es fraglich, ob er von dauernder Wirkung bleiben würde. Denn die Erfahrung lehrt, daß vom Reichstag zunächst verweigerte Behörden und Stellen, wenn sie von der Regierung einmal als notwendig erkannt sind, mit der Zeit doch bewilligt werden (vgl. zuletzt das selbständige Reichskolonialamt).

Vorläufig hat sich die Reichsregierung daher auch nicht entmutigen lassen. Zeitungsnachrichten zufolge ist sie vielmehr eifrig bemüht, über die Kosten der von ihr geplanten Neuorganisation, welche zum Teil den Streitpunkt bilden, Klarheit zu schaffen. Das letzte Wort ist jedenfalls noch nicht gesprochen.

Der Zweck der Versicherungsämter ist nach dem Entwurfe kurz der, daß für die verschiedenen Zweige der Arbeiterversicherung eine einheitliche unterste Instanz geschaffen wird. Oberste (dritte) Instanz, wenigstens für die Angelegenheiten der Unfall- und der Invalidenversicherung, ist schon jetzt einheitlich das Reichsversicherungsamt (das aber — nebenbei bemerkt — nicht die Eigenschaft einer obersten Reichsbehörde hat, sondern dem Reichsamt des Innern untersteht), bezw. das Landesversicherungsamt. Denselben beiden Versicherungszweigen ist als zweitinstanzliche Spruchbehörde gemeinsam das Schiedsgericht für Arbeiterversicherung. In der untersten Instanz, in derjenigen also, die unmittelbar mit den Versicherungsnehmern, d. h. den Arbeitern und Arbeiterinnen, zu verkehren hat, sind Verfahren und Zuständigkeiten bei den drei Versicherungszweigen ganz verschieden. Wer mit Rentenempfängern usw. in der dienstlichen Praxis zu tun gehabt hat, weiß, daß diese von der eben nur oberflächlich angedeuteten Neben- und Überordnung von Behörden meist keine Ahnung haben. Wenn schon der Gebildete Mühe hat, den komplizierten Versicherungsorganismus zu begreifen, so steht ihm der einfache Mann völlig ratlos gegenüber. Eine Vereinfachung wäre hier also sehr wohl am Platze. Eine solche würde aber in dem einheitlichen Unterbau, den der sachkundige Graf Posadowsky wiederholt als ein sehr erstrebenswertes Ziel hingestellt hat, zweifellos liegen.

Was sind nun wohl die Gründe, die in dem sonst nicht gerade behördenfeindlichen Deutschland nicht nur gewisse Interessentenkreise, sondern fast die ganze öffentliche Meinung gegen den Plan der Versicherungsämter mobil gemacht haben? — Zunächst sieht man mit Unbehagen, wie ohnehin die Zahl der

Beamten in unserem Vaterlande steigt, verhältnismäßig schneller als die Bevölkerung. Man fragt sich, wohin das noch führen soll. Man beklagt, daß durch die Vermehrung der abhängigen Existenzen gewisse nur im freien Mann voll zur Entwickelung kommende gute Eigenschaften, wie Selbständigkeit der Entschließung, des Urteils, im Volke mehr und mehr ertötet werden. Darum will man die Zahl der Beamten lieber vermindern, als sie vermehren. Auch dem Steuerzahler, aus dessen Säckel alle Beamten doch schließlich leben, soll dadurch geholfen werden. In erster Linie zieht man zu Felde gegen die teuren höheren Beamten. Einen Teil ihrer Arbeit will man den mittleren Beamten übertragen, die wieder einen Teil ihrer bisherigen Aufgaben den Unterbeamten überlassen sollen. Die Unterbeamten sollen wo möglich durch Maschinen und Arbeiter ersetzt werden. Unter solchen Umständen kann man mit der Schaffung einer großen Zahl neuer Beamtenstellen sich natürlich nicht einverstanden erklären.

Neben diesen nüchternen sozialen und wirtschaftlichen Erwägungen sind es aber offenbar — und zwar vielleicht noch in höherem Maße als jene — gewisse Imponderabilien, welche eine so starke Stimmung gegen die neuen Versicherungsämter erzeugt haben. Das deutsche Volk hat genug Bureaukraten, sagt man, d. h. Beamte, die sich dem Publikum gegenüber als Herrschende fühlen und dabei dem praktischen Leben fremd gegenüberstehen. Nicht eigentlich gegen das dem modernen Staat unbedingt notwendige Beamtentum an sich richtet sich die Mißstimmung, sondern gegen diesen Bureaukratismus oder Assessorismus, worunter man alle schlechten Eigenschaften des meist einseitig formalistisch vorgebildeten Verwaltungsjuristen zusammenzufassen pflegt. Der moderne Staatsbürger verlangt Beamte, die sich fühlen nicht nur als Diener des Monarchen, sondern als Diener des ganzen Volkes. Da von solchem Geist bei den Staatsverwaltungsjuristen noch am wenigsten zu spüren ist, will man in weiten Kreisen ihnen weder Einfluß noch Stellen vermehren; daher die Abneigung gegen die neuen Versicherungsämter, die ganz oder zum überwiegenden Teil den Juristen anheimfallen würden.

Diesen unzweifelhaft vorhandenen Strömungen, welche ihren prägnantesten Ausdruck finden in dem Schlagwort „Keine neue Bureaukratie", das in den Beschlüssen von Vereinen und Korporationen zur neuen Reichsversicherungsordnung häufig wiederkehrt, wird man Rechnung tragen müssen. Es fragt sich, ob die mit der Neuorganisation verfolgten Zwecke sich nicht auch noch auf andere Weise und in mancher Beziehung besser erreichen lassen.

Das Deutsche Reich nimmt seine Verwaltungsgeschäfte jetzt nur zum kleineren Teil selbst wahr, d. h. durch eigene Beamten und Behörden; zum großen Teil hat es die ihm zugewiesenen Angelegenheiten, insbesondere die Verrichtungen der unteren Instanzen, den Landesbehörden belassen, z. B. die Erhebung der Zölle und indirekten Reichssteuern (vgl. Hue de Grais' bekanntes Handbuch § 18). Über das ganze Reichsgebiet (allerdings mit Ausnahme von Bayern und Württem-

berg) hat das Reich nur ein und zwar sehr engmaschiges Netz von Reichsbehörden ausgebreitet, das sind die Dienststellen der Reichsverkehrsverwaltung (Post und Telegraphie). Nach dem Plane der Regierung sollte auch die neue Versicherungsverwaltung neuen Landesbehörden übertragen werden, die nur ebenso wie die Zollverwaltung Reichsgeschäfte zu verrichten hätten. Demgegenüber liegt es nahe, den neuen Verwaltungszweig den bereits bestehenden Reichsbehörden zu übertragen. Dieser Gedanke scheint um so einleuchtender, als die Postverwaltung schon jetzt an der Ausführung der Reichsversicherungsgesetze in mehrfacher Hinsicht beteiligt ist. Allerdings sind ihr nur die mechanischen Geschäfte übertragen: der Vertrieb der Versicherungsmarken und die Auszahlung der Renten. Demgemäß haben bis in die höheren Behörden hinein (in den Rentenrechnungsstellen bei den Oberpostdirektionen) bisher eigentlich nur die mittleren Beamten dieser Verwaltung mit den Geschäften Befassung. Der eine höhere Vorbildung erfordernde Teil der Geschäfte liegt ja bei anderen Behörden. Jedermann weiß, welche Unsumme von Schriftwechsel, Abrechnungen, Abnahmen und daher auch Kosten für die beteiligten Verwaltungen auf der einen Seite und wieviel Unbequemlichkeiten, besonders bei Auskünften, Irrtümern, Reklamationen usw. für die Versicherungsnehmer auf der anderen Seite diese Trennung bedeutet. Wenn man sich an diesen Zustand in fünfundzwanzig Jahren auch allmählich gewöhnt hat, so wäre es heute, wo man allerorten nach Verwaltungsreformen ruft, wohl an der Zeit, diesen Organisationsfehler zu beseitigen. Wir schlagen daher vor: die den Versicherungsämtern zugedachten Geschäfte einer unteren Spruch-, Beschluß- und Aufsichtsbehörde in allen Versicherungszweigen den mit einem höheren Beamten als Vorsteher besetzten Lokalbehörden der Postverwaltung, es sind dies die Postämter erster Klasse, zuzuweisen.

Welche Vorteile würde dies bieten und welche Bedenken erheben sich dagegen? — Der Hauptvorzug würde liegen in der Einheitlichkeit der Verwaltung des gesamten Arbeiterversicherungswesens, die größer wäre, als wenn der Plan der Regierung verwirklicht würde. Daß dies in jeder Beziehung eine große Verbesserung bedeuten würde, ist zu offenbar, als daß man es noch näher zu erläutern brauchte. Beiläufig bemerkt kosteten nach Finster, „Die deutsche Reichspost im Dienste der Arbeiterversicherung“ (Berlin 1905) S. 48 allein die Rentenrechnungsstellen schon damals jährlich 340116 Mark. Bei dem rapiden Steigen der Zahl der Renten wird eine halbe Million Mark bald erreicht sein. Diese Rentenrechnungsstellen sind weiter nichts als Vermittelungsstellen zwischen den Versicherungsorganen und den Postämtern: sie nehmen die Zahlungsanweisungen entgegen und geben sie nach einer formellen Prüfung an die zahlenden Postämter weiter; von diesen erhalten sie nach der Zahlung die Quittungen über die Rentenbeträge, um sie, ebenfalls nach Prüfung, den Versicherungsorganen wieder in Rechnung zu stellen. Hier müssen aber Zahlungsanweisungen und Quittungen natürlich ebenso sorgfältig geprüft werden. Die Geschäfte der Rentenrechnungsstellen sind daher im wesentlichen nur notwendig

infolge der Zwiespältigkeit der Verwaltung. Innerhalb eines Behördenorganismus könnte ein unmittelbarer Verkehr zwischen der anweisenden und der zahlenden Stelle eingerichtet werden. Außer durch Wegfall dieser Zwischenstellen würden sich auch noch durch Vereinfachung des Schriftwechsels mancherlei Ersparnisse erzielen lassen.

Um dies zu erreichen, braucht man das deutsche Volk nicht mit einem neuen komplizierten Behördenapparat zu belasten, wie es nach dem Regierungsentwurf der Fall sein würde. — Die höheren Beamten der Post sind keine Juristen. Die großen staatlichen Verkehrsverwaltungen üben weniger Hoheitsrechte des Staates aus; vielmehr stellen sie sich dar als Unternehmungen, die nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten — zwar nicht nach privatwirtschaftlichen oder kaufmännischen, wie man jetzt vielfach zu Unrecht von ihnen verlangt, sondern nach gemeinwirtschaftlichen — geleitet werden, und nicht unter dem Gesichtspunkt der Wahrung der Staatsautorität um jeden Preis. Daher ist auch unter den Verkehrsbeamten von allen Beamten am wenigsten von dem Geist zu spüren, der auf jeden gewöhnlichen und nicht beamteten Staatsbürger herabsieht. — Die Vorbildung der höheren Postbeamten umfaßt u. a. die Grundzüge des privaten und öffentlichen Rechts. Zudem wird neuerdings ihrer theoretischen Vorbildung noch mehr Raum gegeben als früher. Man wird der Ansicht sein dürfen, daß ein vollständiges juristisches Studium nicht nötig ist für den neuen Verwaltungszweig. Das große Gesetzeswerk selbst von mehr als siebzehnhundert Paragraphen werden die Beamten, wer sie auch sein mögen, auf alle Fälle erst neu begreifen und handhaben lernen müssen. Selbst die Juristen, welche den Entwurf der Reichsversicherungsordnung verfaßt haben, lassen neben den Assessoren der Justiz und inneren Verwaltung ausnahmsweise auch noch andere Anwärter für die Versicherungsamtmannstellen zu. Das gibt schon zu denken.

Man könnte befürchten, daß die Postverwaltung durch die neue und große Aufgabe ihren eigentlichen Pflichten als Verkehrsverwaltung entzogen werden könnte. Dann hätte man ihr aber auch nicht die bankmäßigen Geschäfte (Postanweisungs- und Postscheck- und Überweisungsverkehr), auch nicht die Aufnahme von Wechselprotesten übertragen dürfen. Diese Dienstzweige hat die Post im ganzen glatt übernommen, ohne daß auch nur eine Stimme behauptet hätte, die Verkehrsaufgaben hätten darunter zu leiden gehabt. Wenn etwas den Postverkehr zu stören geeignet ist, so ist es das mechanische Geschäft der Rentenzahlung, durch das die Schalter zu Anfang des Monats vielfach übermäßig belastet werden. Hat man dieses unbedenklich der Post übertragen, so braucht man den störenden Einfluß der mit der Rentenfestsetzung usw. verbundenen bureaumäßigen Geschäfte erst recht nicht zu fürchten. Die neue Aufgabe liegt sehr wohl im Rahmen einer großen volkswirtschaftlichen Verwaltung, zu der sich die Post bei uns und anderswo mit Notwendigkeit immer mehr ausgestaltet. In den meisten Ländern liegt der Post der Sparkassendienst ob; Deutschland ist das einzige größere Land Europas ohne Postsparkasse. Belgien und England

haben der Post das Lebensversicherungs- und Leibrentengeschäft anvertraut. Und in dem hochkultivierten Neu-Seeland ist vor zwei Jahren mit sehr großem finanziellen Erfolge gerade die Verwaltung der staatlichen Altersversicherung auf die Postverwaltung übergegangen.

Dazu kommt, daß bekanntlich infolge früherer Fehler in der Stephanschen Personalpolitik gerade in der Postverwaltung ein Überfluß an höheren Beamten in unkündbaren Stellungen vorhanden ist, über das wirkliche Bedürfnis hinaus. Kaum ein höherer Beamter brauchte daher bei Ausführung unseres Vorschlags mehr eingestellt werden. Es würde vielmehr genügen, die einem Teil der höheren Postbeamten jetzt noch obliegenden subalternen Geschäfte auf minderbezahlte Kräfte zu übertragen. Dadurch könnten ohne weiteres, wie hier nicht näher ausgeführt werden kann — im Reichstage ist dieser Überfluß genugsam bekannt —, aus dem vorhandenen Personal die für die Verwaltung des Versicherungswesens nötigen höheren Beamten herausgezogen werden.

Die Regierung wird sich wohl freilich mit allen Mitteln sträuben gegen die hier vorgeschlagene Durchlöcherung des Juristenmonopols auf dem Gebiete der Verwaltung. Sache der Volksvertretung müßte es sein, demgegenüber ohne Rücksicht auf Vorurteile und Interessen einer herrschenden Klasse der Sparsamkeit zum Siege zu verhelfen. Der Freiherr von Gamp hat am 17. März 1910 im Reichstag erklärt, ausdrücklich nicht nur im Auftrage seiner Partei, sondern als Vorsitzender der Budgetkommission, d. h. also im Namen der darin vertretenen Parteien, d. s. alle Parteien des Hauses, man erwarte von der Regierung eine Verminderung der Beamten, insbesondere der höheren durch Überweisung von minder wichtigen Geschäften an geringer besoldete Kräfte, nötigenfalls unter Verwendung der in einem Ressort überflüssigen Beamten in einem anderen Verwaltungszweig. Hier ist der Fall gegeben, wo diese Forderung in die Praxis übersetzt werden kann. Hier muß es sich zeigen, ob die Regierung mit der Erfüllung dieses Wunsches der Volksvertretung Ernst macht oder ob dieser Wunsch nur auf dem Papier stehen bleibt.

Auf die Einzelheiten des Vorschlags näher einzugehen, ist hier nicht der Platz. In großen Städten würde der neue Betriebszweig natürlich nicht allen Postämtern erster Klasse, sondern einem bestimmten übertragen werden, in den größten würde unter Umständen ein besonderes Amt hierfür frei zu machen sein. Zu erwägen wäre ferner, ob auch die geplanten Oberversicherungsämter bestehenden Reichsbehörden angegliedert werden sollen, oder ob man sie in der Fassung der Regierungsvorlage gutheißen kann. Eventuell würde in der zweiten Instanz eine Trennung zwischen Verwaltung und Rechtsprechung in der Weise beibehalten werden, daß die Verwaltung auf die Postbehörde überginge, die Rechtsprechung aber den vorhandenen Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung verbliebe. In Bayern und Württemberg würden an die Stelle der Reichspost die Landespostverwaltungen treten. Wenn dort kein ausgebreitetes Netz von

Reichsbehörden besteht, so kann dies kein Grund dagegen sein, die Existenz eines solchen Netzes im übrigen Reiche zu benutzen.

Einheitlicher Unterbau für die Arbeiterversicherung, Vereinfachung des Geschäftsverkehrs mit denkbar geringen Kosten und ohne Schaffung einer neuen Bureaukratie, das sind die Vorteile unseres Vorschlages. Wenn durch die Übernahme des gesamten Arbeiterversicherungswesens durch das Reich, das bisher in der Hauptsache nur zahlender Faktor ist, in eigene Verwaltung eine Stärkung des Reichsgedankens erzielt wird, so tritt zu dem wirtschaftlichen Gewinn der politische hinzu. Und das wäre in unserer manchmal recht reichsverdrossenen Zeit sehr zu begrüßen.

Was der japanischen Menschheit zugrunde liegt

Von Richard Barry

Diplomatie ist die Sache des grauen Kopfes, der die Angelegenheiten der Nationen hemmt und sie in Bewegung setzt. Betrachten wir das japanische Problem. Da gibt es ungelöste Fragen über Finanz, Strategie, Hilfsquellen und Unternehmungen; laßt uns nach dem Orient gehen und uns mit dem Volke mischen.

Als der Portsmouth-Vertrag unterzeichnet war, befand sich eine Million Japaner in der Mandschurei und in Korea. Der vierte Teil davon waren neue Männer, die nach der Schlacht von Mukden hereingeströmt kamen, meistens Jünglinge zwischen sechzehn und neunzehn und Männer zwischen einundvierzig und fünfundvierzig Jahren. Sie waren, angespornt von den Geschichten des kürzlichen Ruhmes, mit Ungestüm zu einem Feldzug in Chosan gekommen. Infolge der Jugend hatten sie im ersten Jahre noch nicht den Pfad der Größe beschreiten können, sondern mußten in ohnmächtiger Stille den Erzählungen von der Tapferkeit ihrer Verwandten und Nachbarn lauschen. Endlich aber kam ihre Zeit, und sie marschierten fröhlich vorwärts, um sich den mutigen Reihen anzuschließen.

Die dreiviertel Million, zu der diese Rekruten sich gesellten, waren erprobte Veteranen, die es ohne weiteres mit irgendeiner Truppe der Welt hätten aufnehmen können. Kurokis Mannen waren in achtzehn Monaten triumphierend von Chemulpo durch Korea zum Yalu, und vom Yalu durch die Mandschurei bis in Sicht des Sungari marschiert. Mit klopfendem Herzen und unterdrücktem Frohlocken riefen sie sich fünf große Schlachten und zweiundzwanzig kleinere Gefechte — jedes ein Sieg, bitter erkauft und verzweifelt gehalten —

ins Gedächtnis zurück. Nogis Heer hatte in fünfzehn Monaten einen Rekord geschlagen, durch den es über die Jahrhunderte hinauswuchs, und der es berechtigte, Cäsars zehnter Legion den Gruß der Kameradschaft zu entbieten. Sieben Monate hatten sie Port Arthur bei der Kehle gehalten, Tag und Nacht unter Feuer. Sie hatten sechs große Angriffe überlebt, jeder an sich eine gewaltige Schlacht. Aber sie hatten ihren unschätzbaren Preis auch erreicht, als sie in forcierten Märschen, in der Totenstille des Winters, dreihundert Meilen durch gefrorene Ebenen wandernd, nun fünfundzwanzig Tage hindurch in der Schlacht bei Mukden kämpften, — nämlich den Sieg. Oku's Soldaten konnten auf das rühmliche Nanschan zurücksehen, den ebenbürtigen Bruder des Balaklava und Missionary Ridge, und dann auf das Schlimmste der Arbeit im Zentrum der Aceldamas von Liaoyang, dem Sha und Mukden. Die Heere von Nodzu und Kamamura trugen Wunden, ebenso würdig, wenn auch nicht so berühmt.

Diese Million also — die Rekruten und die Veteranen — hatte dann vier Monate der Erholung in einem balsamischen Klima. Sie warteten im lächelnden Schein des Manchu-Sommers auf die letzte Anstrengung und auf noch größere Vorbereitungen zu einem erfolgreichen Kampfe. Die Heeresfront erstreckte sich von Ende zu Ende auf hundertachtzig Meilen. Von Kamamuras Yalu-Männern, die in den Bergen des Ostens verborgen lagen, bis zu Nogis Kavallerie, die um die Ecke der Gobiwüste patrouillierte, lagen in tüchtiger Anordnung sechshundertfünfzigtausend fechtende Männer, im täglichen Drill geübte Athleten, die gespannt auf das Kommando warteten, um die größte Anstrengung ihres Lebens zu machen. Hinter ihnen, dreihundert Meilen von Dalny, dem Hauptgeschütz, waren dreihundertfünfzigtausend Nichtkämpfer und ölten die Räder des Fortschritts.

Plötzlich, fast ohne vorhergehende Nachricht, kam Frieden. Erst in der Woche vor der Unterzeichnung des Vertrages wußte der größere Teil der Armee, daß Unterhandlungen gepflogen wurden. Sie glaubten, der lange Aufenthalt erfolge aus einem strategischen Grunde, daß die Rekrutenanzahl vergrößert werden und daß man die Regenzeit abwarten müsse. Sie wurden ohne Erklärung zurückgehalten, kehrten heim, und erst als sie Japan erreichten, erfuhren sie, daß der Boden, den sie um so schrecklichen Preis erworben hatten, nicht ihr eigener werden sollte.

Diese Million Menschen, die fest auf beständigen Sieg vertrauten — der noch nicht entschieden war —, brauchten Krieg. Wenn sie die ganze Lage betrachteten, fanden sie, daß sie einen glänzenden und kühnen Kampf durchfochten hatten, wie die moderne Geschichte nicht seinesgleichen kennt, und daß sie sich zur Belohnung eine halbe felsige Insel gesichert, die sie nicht brauchten. Port Arthur, das sie zweimal mit übermenschlicher Anstrengung genommen, blieb immer noch außerhalb ihres Besitzes. Von ihrer Arbeit abgerufen, wurden sie unbefriedigt auf den Pfad des Friedens geschickt.

Zur Zeit, als der Vertrag gezeichnet wurde, war der Schreiber dieses unter einer kleinen Gruppe von Fremden in General Nogis Hauptquartier an der mongolischen Grenze. Diese Gruppe bestand aus einem britischen Generalleutnant, einem türkischen Generalmajor, einem englischen Obersten, zwei englischen Majors, einem französischen Oberst, einem amerikanischen Major und drei Kriegskorrespondenten. Die Diskussionen zwischen diesen zehn waren von außerordentlichem Interesse. Jeder mögliche Gegenstand, der zum Kriege gehört, wurde von ihnen durch und durch beleuchtet, und mit allen bis auf eine Sache waren alle zufrieden. Jedoch was den Friedensvertrag anbelangt, so war auch nicht ein einziger von ihnen anderer Ansicht, als daß er im besten Falle nichts mehr als ein Waffenstillstand sein könnte.

Bei dem allmählichen Fortschritt des Menschengeschlechtes tut man gut, sowohl im Druck als in Privatunterhaltungen bei den Tendenzen zu verweilen, die auf den Weltfrieden hinarbeiten; aber ist es klug, jene darunter liegende Menschheit zu übersehen, die unaufhaltsam dem Kriege zusteuert?

Zu jener Zeit ignorierten wir sie nicht. Beruhigt durch die freudvolle Proklamierung des Friedens und persönlich froh, die Eintönigkeit des Feldzuges mit dem Entzücken zu reisen vertauschen zu können, ritten wir alle in Ruhe und froh vom Heere fort.

Aber wir konnten nicht vergessen, daß die Japaner ebenso wie die Bantamen eine besonders kämpfende Rasse sind. Auch konnten wir nicht vergessen, daß sie im letzten Jahrhundert jedes Jahrzehnt einen erschöpfenden Krieg gewagt hatten, der für den Augenblick jede materielle Hilfsquelle und alle moralischen Fäden in Anspruch genommen hatte, und ferner, daß im Verlauf von zwölf Jahren sie zum größten Erstaunen des Menschengeschlechtes zwei der größten und mächtigsten Nationen der Erde geschlagen hatten, und daß sie als Lohn für sich keinen spezifisch territorialen Vorteil sich gesichert, sondern nur teils Freude und teils Schrecken in der Welt hervorgerufen hatten.

Diejenigen, die Geschichte schreiben, sind gewöhnt, Kriege der Eifersucht von Herrschern, der Nebenbuhlerschaft der Staaten und nationaler Liebe zur Vergrößerung zuzuschreiben. Sie vergessen gewöhnlich die tiefere Ursache zu suchen — jene ursprüngliche Liebe zum Kampf, die alle männlich starken Nationen beseelt, welche sogar das für friedliebend gehaltene Amerika zum begeisterten Verehrer des Fußballspielens und Preisfechtens macht. Von diesen Nationen ist keine der jetzt regierenden männlicher als Japan. Autoritäten können aus der Sprache, Geschichte und Archäologie beweisen, daß die Nipponesen nicht eine rein mongolische Rasse sind, sondern eine zusammengesetzte, in der das arische Element stark vertreten ist. Weder geistig noch körperlich sind die Japaner nur Mongolen. Man kann einen Chinesen nach Herzenslust züchtigen, und er wird nicht zurückschlagen, ausgenommen mit einem Messer im Dunkeln; man kann einen Filippinen mißbrauchen und ihn mit Zunge und Stiefel kurz und klein schlagen, und er wird in Demut ersterben; der Ostindier ist ein zer-

brechliches Wesen, das sich vor jedem möglichen Abenteurer verbeugt: aber erhebe man nur einen Finger gegen einen Japaner, und wenn er nicht auf der Stelle Harakiri macht, wird es ein Gefecht geben, das so lange dauern wird, bis einer von beiden ungeheuerlich durchgebläut ist.

Da wir all dies fühlten, so nahmen wir mit scharfer Aufmerksamkeit, als wir die Mandschurei nach glücklichem achtzehnmonatigen Dienst in der Armee verließen, Zeichen einer veränderten Haltung unter den Truppen wahr.

Wir kamen nun zu der Etappestation Tieling und speisten am darauffolgenden Tage zusammen mit Generalleutnant Oshima, dem berühmtesten der Divisionskommandeure, einem fechtenden Samurai, entzündet an den schönsten Traditionen alter Tage, einem, der wundervoll den Weg von Bogen und Pfeil zu elf Zoll Haubitzen überbrückt hatte. Aus einer langen und intimen Unterhaltung, die ich mit dem alten Manne dort am Ende des Krieges hatte, ist mir noch folgendes erinnerlich: „Wir kämpfen nicht um Eroberung. Als ich ein Knabe war, lernte ich verteidigen. Den ersten Tag meiner Lektionen brachte der Lehrer nicht mit dem Schwert zu, sondern er schärfte mir ein, daß ich gelehrt würde, die Waffen zu gebrauchen, nicht um zu töten, sondern um meine Ehre zu verteidigen."

Kurz nachher fanden wir Kodama, den Obersten des Stabes, welcher in Tokio starb, nachdem er dem Namen nach das geworden, was er während des ganzen Krieges in Wirklichkeit gewesen war, der oberste Befehlshaber. Es war in Mukden, und der flinke, kleine General lebte in der einzigen sauberen Baracke dieser faulen alten Stadt. Zum ersten und zum letzten Male während unserer Bekanntschaft war Kodama ohne diese Straffheit, die ihn sonst auszeichnete. Zum ersten Male seit vielen Jahren, sagte er uns, wäre er erschlafft. Der Krieg war vorüber. Es gab keine Unruhe mehr; wenigstens für den Augenblick. Was er sagte, kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Es war der Ausdruck des Glaubens an die Zukunft, des Wunsches der Japaner, Frieden zu haben. Jedoch von besonderer Bedeutung war, was er verschwieg, was gleichsam hinter seinen Worten lauerte. Er hatte nicht gesagt, daß er mit den Bedingungen des Friedens zufrieden war. Aber am nächsten Tage, als wir nach Newchwang kamen, wo wir endlich die japanische Linie verlassen und in dem Privatzuge abfahren sollten, welchen Kodama zu unserer Verfügung gestellt hatte, passierten wir acht Züge, beladen mit Soldaten und deren Zubehör, die in die Front geeilt waren. Der Frieden war vor einer Woche erklärt worden, aber die Kriegsmaschine war so kräftig im Gange, daß sie jetzt noch nicht gehalten hatte. Und hier, an der Weichenstation, während einer jener rekrutenbeladenen Züge vorwärts kam und wir uns die frischen Burschen aus den Reisfeldern anschauten, welche dachten, daß es weiter, in eine noch größere Schlacht als Mukden ginge, gewahrten wir die erste unverkennbare Uneinigkeit. Die Nachrichten waren schon die Linie heruntergekommen — die Meldungen, daß der Krieg vorüber sei, und daß Japan keine Entschädigung bekommen habe.

Zum ersten Male nach unserer Erfahrung mit dem Heere hörten wir Meuterei. Die Modellsoldaten, die geduldigen, lächelnden, das Kanonenfutter, geradeso wie diese, die in den Tod und noch Schlimmeres als den Tod mit pflichtbewußter Kaltblütigkeit gegangen, hatten sich in einer Vertiefung bei der Bahn zusammengedrängt, einige fünfzig von ihnen waren da, gestikulierend, stoßend, sich zusammenscharend, laut schreiend. Es war beinahe ein Pöbelaufstand, etwas, was wir in unserem japanischen Dienst zum ersten Male sahen.

„Was ist los?" fragten wir.

„Sie wollen nicht ohne Gefecht heimkehren," erwiderte unser Dolmetscher.

Aber dies war kein isoliertes Beispiel. So sehr sie es versuchten, konnten die japanischen Autoritäten doch nicht verbergen, daß ein großes Gefühl der Unzufriedenheit die japanische Armee ergriffen hatte.

Dem Kaiser äußerst treu und dem geringsten Pronunziamento des geliebten Oyama-San gehorchend, wurde aller Gewalt Einhalt getan — in der Armee. Aber in Tokio und Kobe konnte sie nicht gehemmt werden, und diejenigen, die die täglichen Nachrichten aus jener Periode verfolgten, werden sich der sporadischen Aufstände erinnern, die sechs Wochen lang, nach der Erklärung des Friedens, wie das fortgesetzte Knallen aus einer Feuerrakete losbrachen. Man wird sich auch der langen Debatten erinnern, die bezüglich der Ratsamkeit, dem Baron Komura zu gestatten, direkt heimzukehren, gepflogen wurden. Man fürchtete, sein Leben würde gefährdet sein, nachdem man unter solchen Bedingungen Frieden geschlossen. Eine Art Chauvinismus, oder wie man es nennen will, diese Bewegung des japanischen Geistes kann nicht ignoriert werden. Sporadische Aufstände sind nur der Schaum auf dem Kamm der Welle. Das Höhnen der gelben Presse ist nur das Pfeifen der Gischt auf der Oberfläche der See des Gefühls, das tief, aber unterhalb wütet. Obwohl jetzt jedes japanische Dorf seine Zeitung, jedes Kind im Reiche seine Volksschulerziehung hat, besteht durch diese, und trotz dieser, jenes alte Sehnen nach Kampf, das nur Blut befriedigen kann. Gerade jene Zeitungen und jene Schulen, die sich dem Frieden verpflichtet haben, lösen die wirksamste Schranke internationaler Schwierigkeit — die unbedenkliche Hingabe an den Kaiser. Solange der altersalte Glaube existiert, daß Mutsuhito von göttlicher Abstammung ist und kein Unrecht tun kann, könnte er mit seinen Beratern selbst einen sehr populären Krieg auf unbegrenzte Zeit zurückschieben. Aber bei dem gegenwärtigen Stand der Erleuchtung des Volkes und der daraus sich ergebenden demokratischen Unabhängigkeit könnte kein Minister in Tokio sein Ministerium einen Monat lang halten, wenn er es wagen würde, einen Vertrag zu unterzeichnen, der die Japaner als eine minderwertige Rasse unterscheidet. Sie werden unbedingt die gleichen Rechte wie die stolzeste der Nationen beanspruchen.

Von all den verschiedenen Definitionen, die ich über die Möglichkeit eines Krieges zwischen Japan und einer der weißen Nationen gehört habe, war die klarste die eines japanischen Staatsmannes, einem früheren Mitglied des Kabinetts

und einem Manne von bekannter diplomatischer Zurückhaltuug. Er sprach zu einem Amerikaner, als er sagte: „Japan hat eine Geschichte, die ebenso alt und angefüllt mit vielen glorreichen Taten ist wie die Ihre, und es muß jene völlige Gleichheit in bezug auf Gebräuche wie in bezug auf das internationale Gesetz verlangen, zu dem es seine Geschichte berechtigt. Solange es in dieselbe Klasse gesetzt und behandelt wird mit jener Verachtung, die die Weißen den Chinesen, Indianern, Negern, Filippinen oder Cubaren zeigen, solange ist ihm der Fehdehandschuh zu einem ununterdrückbaren Kampf hingeworfen."

Inzwischen sollte man nicht vergessen, daß im Jahre 1907 eine Million Soldaten nach Japan gegangen sind, die zwei Jahre früher in der Mandschurei warteten und begierig waren, den bedeutungsvollsten Kampf der Geschichte wieder zu beginnen. Und wir mögen uns selbst fragen: Welche Wirkung wird jenes Überbleibsel von kriegerischem Sehnen bei einer Nation von vierzig Millionen Menschen haben, wenn ein Zehntel der männlichen Bevölkerung von dem Verlangen nach Kampf beherrscht ist?

(Übersetzt von Helene Hamerling-Halensee.)

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

(Fortsetzung.)

Es ist an einem kleinen, abgelegenen Orte, wo das Leben tagaus, tagein in unabänderlichem Gerinne hinfließt, mitten in der Nacht nicht leicht, jemand aus seiner Ruhe zu klopfen, und die Herren von der Polizei schlafen nicht leichter als andere Sterbliche, vielleicht noch etwas schwerer. Mit gutem Winde und Anwendung von etwas Rücksichtslosigkeit geht es endlich doch, namentlich wenn man sich, von der Notwendigkeit überzeugt, aus einigen abweisenden Redensarten und groben Ausdrücken nichts macht. So gelang es denn auch Okolitsch, erst Wolski und dann den Bezirksaufseher aus den Federn und auf die Beine zu bringen. Als Wolski sich ermuntert hatte und begriff, daß Schejins überfallen und bestohlen waren, geriet er in fieberhafte Hast, und als Okolitsch ihm mitteilte, daß er auch den Bezirksaufseher holen wolle, fragte er anfangs unzufrieden, wozu das nötig sei, überlegte sich aber die Sache und drang selbst darauf, es so schnell wie möglich zu tun. Er lief zu Fuß und stellte den Wagen dem Vorgesetzten zur Verfügung.

Er stürzte atemlos zu Schejins ins Haus, wo alles erleuchtet und zum Empfang vorbereitet war. Die Bewohner waren allein. Frau Okolitsch hatte sich mit dem Hunde in die eigene Wohnung begeben.

„Andrej Fomitsch! Olga Andrejewna!" rief er. „Was muß ich hören! Sie, Olga Andrejewna, erschreckt, bestohlen! Ich hoffe, der Verlust ist nicht groß. Aber

Ihre werte Gesundheit, Olga Andrejewna? Fühlen Sie kein Fieber, keine Schwäche? Ich sehe den Arzt nicht. Soll ich ihn herschaffen, Olga Andrejewna?"

„Wozu!" sagte das Mädchen, unangenehm berührt von seinem lärmenden, übertriebenen Wesen. „Mir ist ja nichts geschehen. Papa wäre es beinah schlimm gegangen. Die Räuber haben ihn gewürgt."

„Also wirklich Räuber! Ich wollte es nicht glauben, hielt es nicht für möglich. Warum war ich nicht hier oder wenigstens in der Nähe! Seien Sie ohne Furcht, Andrej Fomitsch, denn von jetzt ab werde ich dafür sorgen, daß ihre Nachtruhe nie mehr gestört werde. Wirkliche Räuber! Unerhört!"

„So unerhört ist es nicht," widersprach Olga — das Schwatzen des Aufsehers, der doch gekommen war, um zur Untersuchung zu schreiten, reizte sie, namentlich, da ihr noch gegenwärtig war, wie kurz und sachgemäß und zugleich wie zart Okolitsch sich gehalten hatte —, „gar nicht unerhört. Im Gegenteil. Schon oft ist von Raubanfällen in der Umgegend die Rede gewesen."

„Liebe Olga Andrejewna, Sie haben recht, in der Umgegend. Jedoch hier im Flecken, wo ich für die Sicherheit sorge, und noch gar bei Ihnen, wo ich wünschte, daß ich lieber einen Finger verloren hätte, als daß Sie geängstigt würden! Aber seien Sie versichert, die Bösewichte sollen ihrer Strafe nicht entgehen. Ich will weder bei Tage noch bei Nacht ruhen, bis sie entdeckt sind, bis alles, was gestohlen ist, sich wiederfindet. Ich hoffe, Andrej Fomitsch, es ist Ihnen nicht viel weggekommen?"

Der Bezirksaufseher betrat das Zimmer, gefolgt von Okolitsch und einem Zehntner (Djessjatnik) der Landpolizei. Der letztere blieb an der Tür stehen.

„Sie haben den Tatbestand noch nicht aufgenommen!" wandte der Bezirksaufseher sich nach flüchtiger Begrüßung an Wolski. „Worauf warten Sie? Vertrödeln Sie die Zeit nicht."

„Ich dachte," entschuldigte sich Wolski, „da ich hörte, daß Sie gleich erscheinen würden, es sei besser, wenn . . ."

„Sie sind der Aufseher des Fleckens, Wladimir Iwanowitsch," unterbrach der Vorgesetzte. „Sie haben das Protokoll zu machen und mir zuzustellen. Setzen Sie sich an den Tisch. Schreiben Sie. Die Zeit eilt. Lassen Sie Raum für die Einleitung. Die können sie später hinzufügen. Herr Hauptmann — Andrej Fomitsch, glaube ich — seien Sie so freundlich. Sie als Geschädigter haben zuerst Ihre Aussage zu machen. Erzählen Sie den Vorfall. Wladimir Iwanowitsch, lassen Sie Raum frei. Namen, Stand und so weiter können Sie später einfügen. Also bitte, Andrej Fomitsch, wie war es?"

Schejin hatte wenig zu berichten. Er war von einem Krach erwacht, hatte flüsternde Stimmen und Tritte gehört. Es war ihm unheimlich geworden. Als er aus dem Bett sprang und aus dem Schlafzimmer ins Kabinett wollte, waren seine Augen von einem plötzlichen Lichtschein geblendet worden. Jemand hatte ihn gepackt, mit Riesenkraft auf das Bett zurückgeschleudert und am Halse gewürgt. Er glaube, sagte er, er habe einen lauten Hilferuf ausgestoßen, bestimmt könne er es aber nicht behaupten. Er habe das Bewußtsein verloren, allein wohl nur für einen Augenblick, denn er habe sich plötzlich frei gefühlt und sich wieder erhoben, aber er habe es gar nicht zustande bringen können, auf den Füßen zu stehen, und sei in dem finsteren Raume hin und her getaumelt. Es sei ihm vorgekommen,

als ob draußen geschrien würde. Plötzlich habe er die Tochter mit einem Licht gesehen. Auch sein Mieter Okolitsch sei dagewesen. Er habe bemerkt, daß er sich im Kabinett befinde, und zugleich, daß die Schatulle fehle, in der er sein Geld hielt.

„Können Sie die Summe angeben, die sich in der Schatulle befand?"

„Dreiundvierzigtausend Rubel in zinstragenden Obligationen, ein Hundertrubelschein und etwas über hundert Rubel in kleinen Banknoten und Silbermünze," sagte Schejin ruhig und seufzte nachträglich.

Wolski zuckte zusammen und sah ihn starr an.

„So viel!" rief der Bezirksaufseher aus.

„Es war mein ganzes Vermögen," versetzte Schejin mit bitterem Lächeln, „alles, was ich hatte."

„Aber, verehrter Andrej Fomitsch," sprach erregt der Bezirksaufseher, „erlauben Sie mir zu bemerken, daß es großer Leichtsinn war, solche Summen so — verzeihen Sie — so unverantwortlich liederlich aufzubewahren."

Der Hauptmann lächelte wieder schmerzlich.

„Jetzt sehe ich es selbst ein," erwiderte er. „Was wollen Sie! Als meine Frau starb — meine Tochter war eben geboren — beschloß ich ganz für meine Tochter zu leben, trat aus dem Dienst und verkaufte mein Gut. Den Kaufpreis legte ich in Obligationen an und tat diese in die Schatulle. Ich erstand das Häuschen, und als ich einzog, stellte ich die Schatulle, da sie in meinem Schranke zu viel Raum eingenommen hätte und ein hübsches Stück Möbel war, im Kabinett auf die Kommode. Anfangs nahm ich sie zur Nacht mit in mein Schlafzimmer, doch seit vielen Jahren habe ich es leider nicht mehr getan."

Er holte tief Atem.

„Ich muß hinzusetzen," fuhr er fort, „ich habe es nie für möglich gehalten, daß jemand mir, einem alten Kriegsmanne, in meiner Anwesenheit etwas rauben könne. Freilich bin ich nun vom Gegenteil überzeugt. Die Schatulle ist fort, ist geraubt. Ich besitze nicht eine Kopeke und kann auch vorerst kein Geld erhalten, da mein Pensionsbüchlein ebenfalls darin war. Ich müßte hungern oder, was mir noch schrecklicher wäre, leihen, wenn meine Tochter nicht etwas Geld besäße. Ich habe ihr, während sie das Gymnasium besuchte, von Zeit zu Zeit kleine Summen geschenkt, zu ihrem Gebrauch. Sie hat fast nichts davon ausgegeben. Als sie in diesem Jahre zurückkehrte, wollte sie es auch in die Schatulle tun. Gott sei Dank, daß ich es nicht zuließ, sondern darauf bestand, daß das Geld in ihren Händen bleibe."

„Die Schatulle wollen wir Ihnen zurückschaffen," sagte Wolski.

Olga gefiel diese wiederholte Versicherung gar nicht. Sie hörte an der Ausdrucksweise, daß er nicht mit Überzeugung sprach, sondern nichts denkend leeren Trost spendete.

„Die Schatulle — vielleicht," meinte der Bezirksaufseher nachdenklich. „Gott gebe nur, daß von dem Gelde noch was darin wäre. Wir wollen es hoffen. Fräulein, ich bitte, jetzt Ihre Aussage!"

Olga glaubte auch das Krachen vernommen zu haben. Wirklich erwacht war sie erst von dem lautem Hilferuf des Vaters. Doch hatte sie nicht gewußt, daß es der Vater war, der ihn ausstieß. Sie hatte sich im Bett aufgesetzt. Angst hatte sie ergriffen. Da war auf der Straße geschrien worden: Helft! Haltet auf!

Räuber! In Besorgnis um den Vater hatte sie Licht gemacht und war trotz ihrer Furcht in sein Schlafzimmer und von dort in das Kabinett gelaufen, wo sie ihn taumelnd fand.

Die Magd wurde nun gerufen. Sie kam mit verbundenem Kopfe, und während sie erzählte, mußte der Zehntner (Djessjatnik) den Soldaten und dessen Sohn hereinholen.

Sie konnte nicht viel erzählen. Sie hatte nicht geschlafen, hatte gehört, daß ein Wagen anhielt und Schritte über das Brückchen sich der Tür näherten, wo leises Geräusch entstand, als ob Hände nach der Klingel suchten. Sie war aufgestanden und zur Tür gegangen, und in demselben Augenblick war fürchterliches Krachen erfolgt. Die Tür war aufgeflogen. Sie hatte im Licht einer Laterne mehrere Köpfe gesehen.

„Wie viele?" fragte der Bezirksaufseher.

Sie wußte die Zahl nicht anzugeben.

„Aber doch ungefähr. Waren es fünf, sechs, vielleicht sieben?"

„Vielleicht dürften es so viele gewesen sein," meinte sie.

„Oder waren es nur zwei oder drei?"

Sie zögerte mit der Antwort.

Sie könne auch das nicht genau bestimmen, sagte sie zuletzt.

Der Bezirksaufseher lächelte und nickte mit dem Kopfe. Er hatte sich schon Hunderte von Malen überzeugt, daß man sich bei Zeugenverhören auf die Zahlangabe unentwickelter Menschen gar nicht verlassen kann.

Die Magd wurde aufgefordert, weiter zu erzählen.

Als sie das Licht und die Leute erblickte, hatte sie gerufen:

„Was wollt ihr?"

„Was wir nötig haben," hatte ein langer Kerl mit grober Stimme geantwortet und mit einem Knüttel oder einem ähnlichen Gegenstande einen Hieb gegen sie geführt.

Sie wußte weiter nichts. Sie glaubte, sie hätte nicht einmal die Zeit gehabt zu schreien. Dann hatte sie auf ihrem Bett gesessen, wo der junge Herr Okolitsch, dem Gott Gesundheit schenken möchte, ihr ein Handtuch mit kaltem Wasser an die Schläfe hielt.

„Es war noch gut," fügte sie hinzu, „daß ich am Abend ein reines Handtuch hingehängt hatte. Sonst hätte der junge Herr denken können, ich sei ein Schwein."

Okolitsch gab zu Protokoll, was er wußte. Beiden Polizeibeamten schien seine bestimmte, entschiedene Ausdrucksweise nicht recht zu gefallen.

„Woher wissen Sie, daß es ein kleiner und ziemlich alter Mann war, den Sie gepackt hatten?" fragte der Bezirksaufseher in trockenem Ton.

„Weil ich fühlte, daß seine Schultern niedriger standen als meine, und ich bin doch auch kein Riese, und weil er sich niederdrücken ließ, ohne unnütze Bewegungen zu machen, ohne sich zu drehen, zu winden, wie es jungen Leuten eigen ist."

„Sie scheinen mit der Art der Leute beim Raufen genau bekannt zu sein?" schaltete Wolski ein.

„Ich habe hier im Flecken, wo das Raufen und Balgen nicht allein unter Knaben, sondern auch unter Erwachsenen leider oft genug vorkommt, zum Beispiel,

wenn Nachtschwärmer im Morgengrauen nach Hause gehen, Gelegenheit gehabt, Studien zu machen", versetzte Okolitsch mit einer leichten Verbeugung.

Olga hatte bei der bissigen Bemerkung Wolskis starkes Mißbehagen empfunden. Sie war entzückt von der schlagfertigen Antwort. Sie merkte, daß Okolitsch als gerechte Strafe für die unpassenden Worte des Polizeiaufsehers in seiner Entgegnung einen Hieb gegen ihn geführt hatte. Ihr war nicht klar, worauf der Hieb eigentlich zielte, aber daß er saß, sah sie an dem boshaften Gesicht, mit dem Wolski auf den Jäger blickte.

„Und woher glauben Sie, daß der Mann, der Ihnen den Stoß versetzte, von hohem Wuchse und ungewöhnlich stark war?" fragte der Bezirksaufseher.

„Er fluchte. Ich hatte mich freilich etwas niedergebeugt, aber die Stimme hätte nicht so hoch über meinem Kopfe geklungen, wenn er nicht größer von Wuchs wäre als ich. Und seine Stärke? Nun, ich fühle den Stoß nachträglich so sehr, daß ich den Arm fast nicht brauchen kann. Ich glaubte, während ich zu Ihnen fuhr, meine Schulter sei ernst beschädigt. Ich kann mehr sagen. Es war ein Stoß nicht mit der Hand, sondern mit einem schweren, wahrscheinlich eisernen Gegenstande in den Händen. Der Gegenstand fuhr in der Dunkelheit vorbei und mich trafen nur die Hände, welche ihn hielten. Sonst wäre es ohne Knochenzersplitterung nicht abgegangen."

„Das haben Sie sich so ausgerechnet?"

„Das habe ich gleich begriffen, als ich den Stoß erhielt, und ich versichere Ihnen, es ist richtig."

Wolski öffnete rasch die Lippen. Er hatte jedenfalls die Absicht, noch eine Anmerkung zu machen. Er unterließ es jedoch und beugte sich mit unzufriedener Miene über das Protokoll.

Vom Bezirksaufseher aufgefordert, begann der alte Soldat sein Zeugnis.

„Wir arbeiteten in der Scheune an einem Wagen. Wir hörten, wie sie hier vorfuhren und die Tür einbrachen, und dann schrie der Herr. Da sagte ich zum Sohne: Iwan, sagte ich, der Hauptmann schreit; wir müssen ihm . . ."

„Ihre Wohlgeboren," fiel der Sohn ein, „das sagte ich: Der Hauptmann schreit."

„Du lügst", stritt der Alte. „Ich sagte: Der Hauptmann schreit; wir müssen . . ."

„Eh, Vater, du verwechselst es. Bei Gott, Ihre Wohlgeboren, ich sagte zuerst: Der Hauptmann schreit."

„Willst du mich belehren, junger Hund!" rief der Vater zornig. „Ich . . ."

„Laßt das", unterbrach der Bezirksaufseher. „Es ist einerlei. Erzähle weiter."

„Aber, Ihre Wohlgeboren . . ."

„Gut, gut. Wir nehmen an, du habest es gesagt. Was weiter?"

„Ich sagte zum Sohne: Iwan, sagte ich, der Hauptmann schreit; wir müssen ihm helfen."

Der Sohn brummte unzufrieden.

„Schweigen!" fuhr der Alte ihn an, und dann fuhr er fort:

„Iwan," sagte ich, „nimm schnell die Laterne vom Nagel, und nimm einen Knüttel. Und da hörten wir den jungen Herrn Okolitsch rufen: Helft, Nachbarn! Und da sagte ich: Wir kommen."

„Ich antwortete auch", sprach der Sohn dazwischen.

„Schweigen!" gebot der Vater und stampfte mit dem Fuße.

„Und dann," setzte er seine Aussage fort, „schrie der junge Herr Okolitsch: Haltet den Wagen auf! Wir schrien auch: Haltet den Wagen auf! Sehen Sie, Ihre Wohlgeboren, der Wagen rollte eben fort, und die Räuber mit der Schatulle Seiner Wohlgeboren saßen in dem Wagen."

„Weißt du bestimmt, daß sie in dem Wagen saßen?"

„Ja, das weiß ich bestimmt."

„Woher weißt du das?"

Der Soldat breitete die Arme aus und sah mit der größten Verwunderung alle der Reihe nach an.

„Ja, wo sollten sie sonst geblieben sein?" fragte er kleinlaut.

Der Sohn wußte natürlich auch nicht mehr als der Vater, und der Bezirksaufseher schritt zur Besichtigung.

Zuerst wurde die Kommode in Augenschein genommen und der Platz auf ihr, wo die Schatulle gestanden hatte.

„Ich bitte Sie nachzudenken," sprach der Bezirksaufseher zu Schejin, „ob jemand, der nicht zum Hause gehört, davon wußte, daß Sie Ihr Geld in der Schatulle hielten."

Noch ehe der Hauptmann antwortete, räusperte sich Wolski und wandte sich in inquisitorischem Ton an Okolitsch.

„Zum Beispiel Sie. War Ihnen bekannt, daß Andrej Fomitsch sein Vermögen in der Schatulle aufbewahrte?"

„Daß sein ganzes Vermögen in der Schatulle hatte, war mir unbekannt," erwiderte Okolitsch, „aber daß Andrej Fomitsch dort Geld hielt, wußte ich.

„Woher hatten Sie die Kenntnis? Hatte Andrej Fomitsch es Ihnen erzählt, anvertraut?"

„Jeden Monat, wenn ich die Miete brachte, tat Andrew Fomitsch in meiner Gegenwart das Geld in die Schatulle, und aus ihr nahm er, wenn es nötig war, auch die Ausgabe."

„Sagen Sie doch, setzten Sie voraus, daß Andrej Fomitsch viel Geld in der Schatulle aufbewahre?"

Okolitsch öffnete die Augen weiter und blickte den Aufseher scharf an.

„Ich habe mir keine Gedanken darüber gemacht", sagte er dann. „Ich habe nicht die Gewohnheit, über Sachen nachzudenken oder gar nach Sachen zu forschen, die mich nicht angehen," setzte er ungeduldig hinzu. „Ich habe Beschäftigung, und unnütze Neugier legen nur die an den Tag, die nichts Nützliches zu tun haben."

„Daß ich Geld in der Schatulle hielt," beantwortete Schejin jetzt die Frage des Bezirksaufsehers, „war vielen bekannt, allen, denen ich Geld zahlte, denn ich tat das immer im Kabinett. Du, Kamerad," wandte er sich an den Soldaten, „mußt es auch gewußt haben."

„Jawohl, jawohl, Ihre Wohlgeboren," bestätigte der Alte. „Wenn wir mit Ihnen aus dem Gouvernement kamen, beliebten Sie mich immer hereinzurufen. Sie zählten das Geld für mich auf der Kommode auf, und den Rest legten Sie zurück in die Schatulle."

Der Bezirksaufseher schüttelte den Kopf. So kindlich vertrauensvolles Bloßstellen des Ortes, an dem ein für bescheidene Verhältnisse bedeutendes Kapital aufbewahrt wurde, war ihm noch nicht vorgekommen. Er selbst hatte die Gewohnheit, wenn er etwas zahlen mußte, zum Beispiel in einem Magazin oder einem Fuhrmann, sich abzuwenden, damit niemand sehe, wieviel er im Beutel mit sich führe.

Andrej Fomitsch senkte den Kopf und seufzte. Er bereute bitter seine Unvorsichtigkeit.

Die Haustür kam an die Reihe. Das Schloß war zerbrochen. An dem Ständer des Türrahmens fand sich die deutliche Spur des Hiebes, der mit einem kantigen Gegenstande gegen die Fuge gerade an der Stelle geführt war, wo die Zunge des Schlosses einschnappte.

„Da haben wir den Gegenstand," sagte Okolitsch, „mit dem die Magd niedergeschlagen wurde, und der an meinem Kopfe vorbeifuhr. Es war ein Brecheisen."

„Woran sehen Sie das?"

„Blicken Sie her. Hier am Ständer, sehen Sie? Das war das breite, flache Ende eines Brecheisens."

„Es könnte doch wohl auch ein Hieb mit einem Beil sein."

„Unmöglich. Betrachten Sie es genau. Ein Beil hätte geschnitten. Es ist aber nur eine Quetschung. Achten Sie auf die Breite der beschädigten Stelle und auf den vorragenden Querstreifen in der Mitte. Der rührt von der Kerbe her, die sich gewöhnlich an dem flachen Ende der Brecheisen findet."

„Sie könnten wohl recht haben," gab der Bezirksaufseher zu.

„Es ist genau so," sprach entschieden der Soldat.

„Sie können sich zugleich überzeugen, wie stark der Mann war, der die Hiebe gegen uns und gegen die Tür führte. Sehen Sie, die Feder im Schlosse ist rein durchgebrochen, die Bekleidung des Schlosses ist geplatzt, sogar die Klammer, in die die Zunge schnappte, ist verbogen. Es ist ein bärenhaft starker und zugleich ungeschickter, plumper Mensch gewesen. Hier bei dem ruhigen Licht der Laterne, mit der ein Kamerad ihm leuchtete, hatte er Zeit genug zum Zielen, und sein Hieb ist genau abgepaßt. Nach der Magd Kopf aber galt es einen schnellen Schlag ohne Vorbereitung, und da hat er nicht ordentlich getroffen, sondern nur leicht gestreift. Hätte er nicht fehlgeschlagen, so wäre ihr Kopf zerschmettert."

„Sie nehmen an, daß es derselbe Mann war, der die Tür sprengte, die Magd niederschlug und Sie stieß?"

„Ich glaube das mit Sicherheit annehmen zu dürfen, denn als die Tür aufsprang, war er es, der sich zunächst der Magd gegenüber befand. Er wird es wohl auch gewesen sein, der Andrej Fomitsch würgte und nach mir schlug oder stieß, als er hinter den anderen zuletzt aus dem Hause lief."

„Wie viele Männer dürften es Ihrer Ansicht nach gewesen sein?"

„Wenigstens vier, vielleicht fünf: der lange, starke Kerl mit dem Brecheisen, ein zweiter, der die Laterne handhabte, ein dritter, der die Schatulle forttrug, ein vierter bei den Pferden."

„Nun, die Schatulle konnte der ergreifen, der die Laterne hatte."

„Nein, die Schatulle trug ein Besonderer. Der Lange, der mich stieß, hatte die Schatulle nicht, denn er führte das Eisen mit beiden Händen. Außerdem ..."

„Das gebe ich zu, wenn Ihre Voraussetzung des Vorganges richtig ist. Er war ja mit Andrej Fomitsch beschäftigt, während die Schatulle geraubt wurde."

„Ganz recht. Der Kleine, den ich zu halten versuchte, hatte auch beide Arme frei. Es könnte etwa die Möglichkeit vorliegen, daß er es war, der geleuchtet hatte. Dann muß er die Laterne haben fallen lassen, als ich ihn faßte, und dann muß sie draußen liegen, wo wir uns balgten. In diesem Falle sind es vier Mann gewesen."

„Suchen wir!"

„Suchen wir!"

„Hier," sagte Okolitsch, „an dieser Stelle muß es gewesen sein, dicht neben dem Brückchen."

Die Männer bückten sich und musterten bei dem Scheine der Laterne des Soldaten den Boden.

„Da," rief Okolitsch und deutete unter das Brückchen, „da scheint etwas zu liegen."

Der Sohn des Soldaten sprang in den Graben. Richtig, unter dem Rande des Brückchens hob er das Ding auf, das offenbar dort hinuntergerollt war.

„Haben Sie Augen, junger Herr!" sprach der Soldat bewundernd.

„Jägeraugen, Nachbar."

Es war ein winziges Blendlaternchen aus Blech, hinten mit einem Griffe für die Hand, vorn mit einer Scheibe, die durch ein Blechtürchen geschlossen wurde. Solche Laternchen waren überall im Flecken gebräuchlich.

„Also vier Mann?" fragte der Bezirksaufseher.

„Vier," entgegnete Okolitsch bestimmt, „drei im Hause und ein Mann bei den Pferden."

„Pferden! Das höre ich schon zum zweitenmal von Ihnen. Es war nicht ein Pferd?"

„Zwei."

„Ja, warum?"

„Ich hörte es, als Sie abfuhren, hörte die Tritte zweier Pferde."

„Entschuldigen Sie, ich kann nicht zugeben, daß Sie bei der Aufregung, in der Sie sich befinden mußten, das wirklich beobachtet und unterschieden haben."

„Es ist doch geschehen," erwiderte Okolitsch mit Achselzucken.

„Habt ihr es auch unterschieden?" fragte der Bezirksaufseher den Soldaten und dessen Sohn.

„Wo konnten wir darauf achten, Ihre Wohlgeboren!"

„Sie stellen gewagte Behauptungen auf," ließ Wolski sich spöttisch vernehmen. „Es dürften wohl auch drei Pferde gewesen sein. Wer schnell vorwärtskommen will, spannt vor, wie viele er kann. Und ebenso bin ich nicht mit der Zahl der Räuber einverstanden. Ich gebe zu, daß es nicht weniger als vier waren, aber ebensogut können sieben oder acht sich beteiligt haben." (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 27. November 1910.

Der Reichstag — Das Regierungsprogramm — Die Christlich-sozialen — Vom Hansabund — Brasilien — Mexiko — Rußlands Eisenbahnpläne — Rußlands Wirtschaft.

Am Dienstag, den 22., ist der Reichstag nach halbjähriger Pause zur letzten Session in dieser Legislaturperiode zusammengetreten. Angesichts der im kommenden Jahre bevorstehenden Neuwahlen war vorauszusehen, daß die Verhandlungen im Wallotbau von vornherein einen agitatorischen Charakter annehmen würden. Nicht vorauszusehen war indessen, daß die Reichsregierung schon in der ersten Woche so offen Farbe bekennen würde, wie es geschehen. In der Fleischnotdebatte hat der Herr Staatssekretär des Innern, Dr. Delbrück, seine Rede geschlossen: „Es wäre grundfalsch, wenn wir aus einem vorübergehenden Anlaß, wie dem in diesen Tagen besprochenen, oder aus allgemein theoretischen Erwägungen rütteln wollten an der Zoll- und Wirtschaftspolitik, die uns auf die Höhe gebracht hat, die ich eben geschildert habe ... Ich kann nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß das deutsche Volk die Einsicht besitzen wird, uns auch später einen Reichstag hierher zu schicken, der uns die Möglichkeit gibt, unsere bisherige Wirtschaftspolitik fortzuführen." Das amtliche Stenogramm verzeichnet an dieser Stelle „Lebhafter Beifall rechts!" — In der Debatte über die Rede des Kaisers zu Königsberg, die in Nummer 47 der „Grenzboten" S. 383 nach dem autentischen Text wiedergegeben ist, kennzeichnete der Herr Reichskanzler seine Stellung dahin, daß er sich mit seiner „Auffassung der Stellung des Kaisers und Königs auf verfassungsmäßigem Boden befinde". Vorher hatte er unterstrichen, daß er die gegensätzliche Stellung des Kaisers zu Tagesfragen billige.

Das Regierungsprogramm ist somit dasselbe wie das der deutschkonservativen Partei und des Zentrums. Wir können nicht behaupten, daß uns die sich hieraus ergebenden Perspektiven sonderlich heiter stimmen. Man braucht kein Freihändler zu sein, um einzusehen, daß unsere Wirtschaftspolitik einiger wichtiger Korrekturen bedarf, vor allen Dingen solcher, die die Ausbreitung des bäuerlichen Grundbesitzes und damit der Vieherzeugung unterstützen. Der theoretischen Frage, ob die Regierung sich nunmehr als eine parlamentarische Parteiregierung festgelegt habe, scheint uns zunächst keinerlei Bedeutung innezuwohnen. Herr von Bethmann nimmt für sich, wenn wir seine Tätigkeit recht beurteilen, lediglich die Stellung eines Geschäftsministers in Anspruch, der unter Benutzung der gerade vorhandenen Mittel und Parteikonstellationen verfassungsmäßig regieren will. Erst wenn er sein und seiner Minister Verbleiben im Amt vom Ausfall der nächsten Wahlen abhängig machte, dann könnte von der Einführung des parlamentarischen Systems in Deutschland gesprochen werden. Auch als Gegner der ganzen Regierungsmethode des fünften Kanzlers

müssen wir zugeben, daß die Art, wie er die Parteien des sterbenden Reichstags noch vor seinen Wagen spannt, recht geschickt ist. Das gilt besonders von der Verquickung der höchst populären Wertzuwachssteuer mit den Bedürfnissen des Heeres, nach vorheriger Zusicherung der Annahme durch die konservativ-klerikale Mehrheit. Die Verquickung ist verfassungsmäßig unzulässig; denn die Regierung darf nicht über Einnahmen aus einer Steuer verfügen, ehe diese durch Reichstag und Bundesrat bewilligt ist. Wenn sich aber heute die liberalen Parteien zu Hütern der Verfassung aufwerfen wollten, würde ihre Handlungsweise im Lande nicht verstanden werden. Konservative und Sozialdemokraten könnten mit Leichtigkeit die Agitation der Hausbesitzer gegen die Steuer auf den Wertzuwachs für die Haltung der Liberalen verantwortlich machen und die an sich schwierige Stellung der Liberalen bei den nächsten Wahlen noch mehr erschweren. Die Behauptungen, daß alle bürgerlichen Parteien für die Steuer stimmen würden, haben somit alle Wahrscheinlichkeit für sich.

Neben den Vorgängen im Reichstag beanspruchten in der abgelaufenen Woche die Verschiebungen innerhalb der sich zu den Wahlen rüstenden Parteien einige Beachtung. Wir berichteten schon im Sommer von gewissen Versuchen innerhalb der konservativen Gruppen, sich zu vereinigen. In der letzten Woche haben die öffentlichen Verhandlungen zwischen Christlich-sozialen und Deutschkonservativen begonnen, die zur Verschmelzung der beiden Parteien führen können. Einstweilen scheint eine Verschmelzung indessen noch nicht zu erwarten zu sein, weil der Schwiegersohn Stöckers, Herr Pfarrer Mumm, davon nichts wissen will. Vorläufig scheint die ganze Angelegenheit lediglich auf eine Verständigung der beiden Parteien wegen Vergebung des Wahlkreises Wetzlar hinauszulaufen.

Für gewisse Gärungszustände im Hansabund spricht das Ausscheiden des Freiherrn von Pechmann-München aus dieser Organisation. Herr von Pechmann hat schon seit geraumer Zeit mehr kritischen Sinn als Tatkraft und Überzeugungstreue bewiesen. Als die Wogen der Erregung im Sommer 1909 hochgingen, hat er sich von ihnen in den Vorstand des Hansabundes tragen lassen; als dann aber die dira necessitas politische Arbeit forderte, vermochte er über seine nächste Umgebung nicht hinauszugucken und er war für die innere Organisation des Bundes ein unnötiger Hemmschuh. Schon im Frühjahr d. Js. schien sein Ausscheiden aus dem Hansabunde gewiß. Rießers menschenfreundliches Bestreben, einen Skandal zu vermeiden, verhinderte damals den Austritt. Nun hat Herr von Pechmann sich einen möglichst dramatischen Abgang eingerichtet. Zuerst hat er in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" einen offenen Brief an Herrn Rießer veröffentlicht, in dem er die Gründe seines Austritts erörtert; dann hat er den Münchner Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau" noch einmal von seinen Gefühlen gegen den Hansabund in Kenntnis gesetzt. So bedauerlich solche Vorkommnisse an sich sein mögen, so erscheinen sie gerade deshalb notwendig, weil der Hansabund in einer erregten Stunde geboren wurde. Da hat sich mancher mitreißen lassen, dem das Wohl des deutschen Bürgertums im Grunde seiner Seele recht gleichgültig sein mag. Zu diesen gehörte auch Freiherr von Pechmann.

In der auswärtigen Politik hat Brasilien plötzlich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen durch eine Meuterei in seiner Marine. Politischen Charakter scheint die Meuterei nicht zu haben, aber sie zeugt von der Unzuverlässigkeit der Verhältnisse in der brasilianischen Marine. Diese ist von Engländern organisiert worden. Ernster liegen die Dinge in Mexiko. Dort ist am 21. d. M. eine ernste Revolution gegen den Präsidenten Porfirio Diaz ausgebrochen. Diaz, der im September d. J. in das einundachtzigste Lebensjahr eingetreten ist, steht

mit einer Unterbrechung von vier Jahren seit 1876 an der Spitze der Regierung. Er hat sein Amt mit diktatorischer Gewalt ausgeübt und sollte schon bei der letzten Wahl des Vizepräsidenten im Jahre 1908 gestürzt werden. Seine Gegner sind insbesondere der im Norden des Landes populäre Madero und der frühere Gouverneur, General Reyes. Madero wollte Präsident, Reyes Vizepräsident werden. Diaz vertrieb Madero außer Landes, während er Reyes in ehrenvoller Mission nach Paris entsandte. Jetzt sind beide wieder in Mexiko erschienen und haben anscheinend Anhänger bei den Truppen gefunden. Der Verlauf der Revolution dürfte nicht ohne Einfluß auf die Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sein, die bekanntlich ganz Mexiko an sich bringen möchten.

Auf dem europäischen Kontinent machen sich noch immer die Nachwehen der Potsdamer Zusammenkunft geltend. In Frankreich ist das Unbehagen über die russisch-deutsche Verständigung noch nicht gewichen und macht sich in Preßtreibereien des „Matin", denen sich nunmehr auch die „Nowoje Wremja" zugesellt, Luft. In Rußland hat die von uns schon früher als verdächtig bezeichnete Freundschaft für Deutschland bereits einige Abkühlung erfahren, nachdem es feststeht, daß Deutschland sich an dem Bau einer Eisenbahn von Moskau zur indischen Grenze nicht beteiligen will. Herr Timirjasew, dessen Bestrebungen schon seit seiner Tätigkeit als Handelsagent zu Berlin nicht im Interesse des deutschen Handels im Osten lagen, hatte den Plan ausgeheckt. Wenn Deutschland den Bahnbau unterstützte, sollten seine Waren zollfrei durch Rußland geführt werden können, aber nur nach Indien, — nicht nach Persien! Mit Deutschlands Weigerung hat auch das Interesse der Moskauer Industriellen an dem Plan erheblich gelitten. Man erinnert sich, daß dem Innern Rußlands Eisenbahnen weit notwendiger sind als neue Exportwege und daß Kapitalanlagen im Innern dem russischen Handel größere Gewinne verheißen als im exotischen Ausland.

Die russische Wirtschaft benötigt gegenwärtig überhaupt stark bares Geld. Das bestätigt auch die jüngst seitens des Direktors der Kreditkanzlei vorgenommene Enquete über den Kurssturz der Eisenbahnwerte. In einer Mitteilung an die „Nowoje Wremja" schildert der Direktor die wirtschaftliche Lage Rußlands in den glänzendsten Farben.

Zwei gute Getreideernten, sagt Herr Dawydow, sowie auch eine vorzügliche Zuckerrüben- und Baumwollenernte haben in Verbindung mit der energischen Realisierung des Programms der Wirtschaftspolitik der letzten Zeit den Wohlstand der Bevölkerung gehoben. Das kommt in der Tätigkeit der Kreditanstalten, der Eisenbahnen und der industriellen Unternehmungen zum Ausdruck. Die Banken hatten in der ersten Hälfte dieses Jahres einen erheblichen Gewinn bei vergrößertem Umsatz in Fonds und Dividendenpapieren zu verzeichnen und arbeiten in der zweiten Hälfte dieses Jahres besonders eifrig. Der allgemeine Verdienst der Mehrzahl von ihnen wird nach der Meinung der Banken selbst wahrscheinlich größer sein als im vorigen Jahre.

Die Tätigkeit der Versicherungsgesellschaften vollzog sich, in Anbetracht der allgemeinen Hebung des Wohlstandes des Landes und mangels besonders großer Brände, unter recht günstigen Bedingungen. Die Eisenbahnen arbeiteten erfolgreicher als im vorigen Jahre. Die Süd-Ost-Bahnen hatten im Vergleich mit dem vorigen Jahre bis zum 1. Oktober nach allen Abzügen einen Mehrertrag von mehr als 5 Millionen Rubel, die Moskau—Kasansche Bahn hatte einen Mehrertrag von rund $3^1/_2$ Millionen Rubel, die Moskau—Windau—Rybinsker-Bahn verzeichnete einen Mehrertrag bis zu 2 Millionen Rubel, die Bahn von Wladikawkas einen Mehrertrag von mehr als 3 Millionen Rubel. Die Befürchtungen, die

Mehrerträge würden durch Ausfälle in den letzten drei Monaten des Jahres wieder verloren gehen, erweisen sich als unbegründet. Man kann mit Gewißheit sagen, daß, wenn der Getreidehandel weiter einen normalen Verlauf nimmt, die Eisenbahnen im November und Dezember jene Rückstände, die ihnen durch das Getreidegeschäft im Oktober verursacht wurden, wett machen werden. Auch mit den industriellen Unternehmungen geht es zur Zufriedenheit: es laufen Aufträge ein, die Geschäfte werden lebhafter, viele Unternehmungen, die noch unlängst unter Administration standen, leben wieder auf. Im Auslande hat man für die russischen Angelegenheiten, sowohl für die Goldindustrie als auch für anderes, großes Interesse. Im Frühjahr wird man sich mit viel Wärme den sibirischen Goldangelegenheiten zuwenden, das Interesse für sie wächst besonders in England ohne Unterlaß.

Die Verlegenheit in den Geldangelegenheiten ist überwunden: z. B. betrug das Maximum der Schulden der Petersburger Privatbanken bei der Reichsbank 68 Millionen Rubel, gegenwärtig erreichen die Schulden nicht 50 Millionen In der Reichsbank wird ein Zurückfließen der zu Operationen verwendeten Kapitalien beobachtet — vor einem halben Monat sind nicht weniger als 40 Millionen Rubel zurückgekehrt und in einer nicht fernen Zukunft, wahrscheinlich von Januar an, wird die gewöhnliche Verbrennung der Kreditscheine, die sich in den Kassen der Bank angehäuft haben, beginnen können.

In finanzieller Beziehung ist die Lage ausnahmslos günstig. Die ständige Zunahme der Einnahmen gegen das vorige Jahr und gegenüber den Annahmen der Budgets geben die Überzeugung, daß das Jahr mit einem disponiblen Aktivvermögen von 330 Millionen Rubel abschließen wird. Die Goldvorräte (der Reichsbank und des Fiskus) übersteigen 1800 Millionen Rubel und das Emissionsrecht der Reichsbank erreicht eine halbe Milliarde Rubel. Diese Ziffer bedeutet: wenn der Reichsbank gute Wechsel oder Geschäfte vorgelegt werden, so kann sie sofort bis zum Betrage einer halben Milliarde Rubel Kreditbillette, die mit Gold gedeckt sind, auszahlen.

Nach dieser Apotheose auf den guten Stand der russischen Wirtschaft dürfen wir uns wohl im Frühjahr auf eine größere russische Anleihe gefaßt machen, wenn auch Herr Dawydow ausdrücklich darauf hinweist, von irgendeiner äußeren Anleihe könne nicht die Rede sein.

Sammlung deutscher Zeitungen. Der Bibliotheksdirektor Herr Dr. W. Erman, Bonn, sendet uns folgende Zuschrift:

Herr Dr. St. Kekule von Stradonitz hat in einem Aufsatz über die Frage der Sammlung der deutschen Zeitungen (in dieser Zeitschrift, Jahrg. 69 1910 Nr. 23 S. 457) auch meine auf diese Frage bezüglichen Vorschläge erwähnt, sie aber in so wenig zutreffender Weise wiedergegeben, daß eine Berichtigung unerläßlich ist. Nach Herrn K. v. St. soll ich die Lokalblätter „nach Berlin in die Reichs-Zeitungszentrale" bringen wollen. Ich stelle demgegenüber fest, daß ich vielmehr vorgeschlagen habe, die den preußischen Staatsbibliotheken als Pflichtexemplare zugehenden Lokalblätter (nur von diesen preußischen Pflichtexemplaren ist in meinen Ausführungen im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" 1908 S. 433 und 1909 S. 114 die Rede) in einer neu zu begründenden Zeitungssammlung zu vereinigen. Dieses Zentralinstitut wollte ich keineswegs nach Berlin verlegen, sondern vielmehr an „einen Ort, wo Grund und Boden für das erforderliche große Magazin billig zu haben ist".

Außerdem bemerke ich auch noch, daß mein Vorschlag einer preußischen Zeitungssammlung ganz unabhängig ist von dem Vortrage, den Herr Professor

M. Spahn auf dem Internationalen Kongreß für Historische Wissenschaften in Berlin im August 1908 gehalten hat. Ich habe meinen Vorschlag bereits am 22. Juni 1908 dem Beirat für Bibliotheksangelegenheiten vorgelegt (vgl. „Zentralblatt für Bibliothekswesen" 1908 S. 429 Anm.). W. Erman

Hierzu schreibt uns Herr Kammerherr Dr. Stephan Kekule von Stradonitz: Wenn Herr Direktor Dr. W. Erman das Gefühl hat, ich habe seine Vorschläge in wenig zutreffender Weise wiedergegeben, so kann ich darüber nur mein lebhaftes Bedauern aussprechen. Eine Absicht dazu lag jedenfalls nicht vor. Ich habe seine Ausführungen allerdings dahin verstanden, mit dem „Ort, wo Grund und Boden für das erforderliche große Magazin billig zu haben ist", sei ein Ort von dieser Beschaffenheit an der Peripherie Berlins gemeint. Würde nämlich das „Zentralinstitut" in die Provinz verlegt, so würde ich mir davon nur geringen Nutzen für diejenigen versprechen, die es benutzen wollen. Im übrigen ist die wichtige Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn Direktor Dr. W. Erman und mir die, daß ich es für die richtige Lösung des Problems halte, die Lokalblätter am Orte des Erscheinens aufzubewahren, während Herr Erman die preußischen Pflichtexemplare dieser Lokalblätter, und nur diese, in einem Zentralinstitut vereinigen will. Auch mit dieser Einschränkung halte ich den Plan der Zentralisierung der Lokalblätter für undurchführbar.

Sören Kierkegaard. Gesammelte Werke in deutscher Übersetzung. Eugen Diederichs, Jena. O. P. Monrad: Sören Kierkegaard. Eugen Diederichs, Jena 1909. Die geistige Annäherung, die sich unter den germanischen Völkern seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zu entwickeln begann, schließt innerlich an die verwandtschaftlichen Stimmungen und Geistestaten, die Deutschlands klassische Periode mit dem Norden verbanden. Sie bildet gleichsam eine Antwort auf jene mächtige Anregung, die von Klopstock angefangen mit Schiller und Goethe ihren Höhepunkt fand, und gab mit Ibsen, Björnson, um nur die größten Namen zu nennen, einst Empfangenes in anderer Durcharbeitung zurück. Alles Wollen und Wissen steht dem Nordländer im Dienst der Ethik, es ist ihm — seinen Geistesanlagen seit Urzeiten entsprechend — immer nur Markstein, aber niemals Ziel. Der schwedische Professor Söderblom in Upsala behauptet in dieser Richtung: „Gerade im Norden ist die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Persönlichkeit älter und tiefer eingewurzelt als anderswo."

Der tiefe Persönlichkeitskultus, in dem Sören Kierkegaards Philosophie wurzelt und ausklingt, trat zuerst an den Tag in einer Auflehnung gegen die Hegelsche Übermacht. Christlich streng von einem etwas sonderbaren Vater erzogen, erhielt Sören die Richtschnur seines ganzen Lebens und Schriftstellertums, die immer auf die eine Frage hinausgeht: „Wie wird man ein Christ?" Der junge Student (er bezog die Universität im Jahr 1830) bekümmerte sich wenig um das frischerwachende Interesse für nordisches Altertum, das einem neuen Nationalbewußtsein gleich in studentischen Kreisen aufloderte. Er suchte Glauben und fand Nationalismus, „eine lange Reihe von Handlangern, die von Hegel aus philosophische Backsteine von Hand zu Hand werfen". Zunächst schien eine Gestalt des klassischen Altertums sich beispielkräftig für ihn aus der Gestaltenmenge zu lösen: Sokrates. Selbst stark ironisch veranlagt, sucht er in einer Schrift „Über den Begriff der Ironie" festen Boden zu gewinnen. Er sah, daß der griechische Weise von „seiner lebendig existierenden Persönlichkeit aus" den Zeitgenossen etwas Unendliches bot, etwas, „das wie eine Feuerlohe all den endlichen Kram verzehrte" Wie Sokrates trieb sich der junge Däne gern scherzend und unterredend auf der

Straße herum; die moderne romantische Ironie bekämpfte er mit der klassischen und versuchte dem modern-romantischen Gepräge seiner Zeit als die einzig vollkommene Lebensanschauung ein sokratisch gewürztes Christentum entgegenzustellen. In dem an Umfang wie an Inhalt mächtigen Werk „Entweder—oder", das unter dem Pseudonym Victor Eremita erschien, setzt sich Kierkegaard mit den Zweifeln des „ästhetischen Lebensstadiums" auseinander. Monrad meint in seiner klar durchgeführten und sehr lesenswerten Einzeldarstellung des Philosophen: „Wie dem kleinen Sören des Vaters Bild ein ihm selbst noch unbewußtes Symbolum der Persönlichkeit gewesen war, wie er später voller Ehrerbietung Sokrates betrachtet hatte . . ., so finden wir hier in „Entweder—oder" unsere Behauptung bestätigt: das Persönlichkeitsprinzip zu beleuchten ist die positive Geistestat Kierkegaards." Ein Wort sei ausgewählt aus dem reichen Inhalt des Werks, das den Stempel der ganzen Geistesrichtung trägt und das für uns Moderne das Wesen des Denkers enthält: „Die Persönlichkeit will sich ihrer ewigen Gültigkeit bewußt werden."

Gleichzeitig gab Kierkegaard unter seinem Namen „Wiederholung" heraus, eine romantische Liebesgeschichte, und im Herbst 1843 erschien „Furcht und Zittern" von „Johannes Desilentio". Beide vereinigt, mustergültig von Ketels übersetzt, der Verlag Eugen Diederichs nun in einem Bande*). Eine Welt eigenartiger Konflikte tut sich auf. Die hier vereinigten Schriften zeigen ganz verschiedenen Charakter. „Furcht und Zittern" ist sehr ernst gehalten, „Wiederholung" schlägt manchmal einen leichten, übermütigen Ton an, einiges erinnert an Platos Art, den Dialog zu führen, anderes ergreift durch eine fast biblische, mit lyrischer Schönheit durchtränkte Sprache. Abraham steht als ethisch-religiöse Natur im Mittelpunkt. Er soll seinen Sohn auf Gottes Befehl töten. Der Konflikt zwischen Ethik und Religion tut sich auf. Abraham wählte das Religiöse und bekam zum Lohn alles zurück, „zwar unverändert, aber doch in der höheren Sphäre des Glaubens neu und verklärt".

In den „Philosophischen Brocken", die im Jahr 1844 folgten, rückte Kierkegaard seiner Lebensfrage noch näher. Mit scharfer Polemik gegen alles Dozieren und Deklamieren wie gegen jede objektive Spekulation spricht er von der Menschwerdung Gottes und untersucht den Gegensatz zwischen griechischer Weltanschauung, nach der man die Wahrheit in sich selbst trage, und christlicher, nach der sie von außen, das heißt nur durch Gott kommen könne. Gleichzeitig mit der Person Gottes zu leben sei also die Hauptsache, es handle sich nur um die Frage, wie man dies fertig bringe. Philosophisch-experimentell ist in den „Brocken" gesagt, was Glaube sei. In diesen Schriften verleugnet sich nirgends eine scharfe Polemik gegen Hegel, den es mit sokratischer Ironie abzuführen gilt.

Denken und Sein sind nach Hegel identisch, wodurch der einzelne nur Werkzeug des Weltgedankens wird. „Es wird ihm also verboten zu existieren," meint Kierkegaard, „was doch für ihn eine hochwichtige Sache ist. Man existiert ja nicht so im allgemeinen, denn man ist ein Ich."

Die fromme Stimmung hielt an, förderte manches im Sinne der Zeit erbauliche Buch zutage und fand Höhe- wie Wendepunkt in der Schrift „Einübung zum Christentum". Der im Elend lebende Christus und nicht die siegreiche Kirche sprach das Wort: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Hier setzt die Polemik ein mit dem Kampf des Philosophen als Christ gegen die herrschende Kirche und ihr System. Von den

*) 2. Auflage 1909.

Dogmatikern Dänemarks angefeindet und in das kleinliche Gezänk der herrschenden Geistlichkeit verwickelt, ging Sören Kierkegaard daran, in kräftigsten Tiraden „die Kirche selbst, diese gekünstelte Gesellschaft der Millionen von Scheinchristen" zu vernichten. Er schreibt: „Vor allem muß all dieser offiziellen Unwahrheit ein Ende gemacht werden, dieser gutgemeinten Unwahrheit, die den Schein vorgaukelt, das, was man verkündigt, sei das Christentum des Neuen Testaments."

Immer schärfer werden die Worte gegen das „Christentum mit königlicher Vollmacht" und immer deutlicher hebt sich aus den Schriften der Unterschied zwischen Kirche und Religion. Kierkegaards Werke bekommen trotz aller Ironie etwas ergreifend Pathetisches, weil man den heißen Kampf im Innenleben des Mannes spürt, der im Glauben erzogen ist und in der Ehrfurcht, aber nun sich moralisch gezwungen sieht, gegen die einst verehrten Männer und Dinge zu kämpfen. Diese Stimmung zeitigte das Buch „Der Augenblick". Mir scheint es die interessanteste der hier in Übersetzung vorliegenden Schriften, denn es führt in das Herz jener Streitigkeiten, die auch heute religiös Gesinnte auszufechten haben. Man muß absehen von dem, was dänisch und aktuell für die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darin ist; man wird Gedanken und Anspielungen zur Genüge finden, die heutige Verhältnisse mit scharfer Spitze treffen.

Sein dänischer Biograph nennt Kierkegaard einen christlichen Sokrates, der mit Hilfe des Neuen Testamentes gegen die Staatskirche zu Felde zog. Lebendig ist meines Erachtens in den vorliegenden Büchern nicht das theologische Gezänke, sondern das intensiv Lebendige, das wirklich Leidenschaftliche in der Persönlichkeit des Autors. Was der Verlag von E. Diederichs in Jena bringt, ist keine leichte Lektüre, aber jeder, der sich in die Werke des Dänen hineinliest und vertieft, wird es Verlag und Übersetzer zu Dank wissen, dem deutschen Publikum den nordischen Philosophen vorgestellt zu haben. Bitterer heiliger Ernst weht aus den Blättern herüber, etwas wie frischer, nordischer Wind. Kierkegaard wird keine große Gemeinde um sich versammeln, aber er wird vielleicht ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode Freunde gewinnen, wie sie das Leben dem Einsamen versagte.

Alexander von Gleichen-Rußwurm

In memoriam Walter Leistikow. Zwei Freunde haben sich zusammengetan, um Walter Leistikow ein literarisches Denkmal zu setzen: der Maler Lovis Corinth hat den Text geschrieben, und der Verleger Paul Cassirer hat das Buch glänzend ausgestattet und mit 50 Autotypien nach Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen und Photographien, sowie mit zwei stimmungsvollen Original-Radierungen geschmückt. Wir haben in dem Buch natürlich noch nicht die endgültige Wertung des Menschen und des Künstlers Leistikow erhalten; eine solche wird sich ja auch erst nach Jahren schreiben lassen.

Corinth war mit dem am 25. Oktober 1865 als Sohn eines Kaufmanns zu Bromberg geborenen Leistikow seit 1890 befreundet und hat seit 1900 mit ihm in Berlin als nächster und bester Freund gelebt. Die Entwicklung und die Kämpfe des Gründers der Sezession hat er also aus nächster Nähe und als Mitstreiter beobachtet und miterlebt; es war daher zu erwarten, daß eine Biographie Leistikows aus Corinths Feder manche dem Publikum unbekannt gebliebenen Ereignisse beleuchten würde. Dadurch hat das Buch seinen Wert erhöht als Beitrag zu der Berliner Kulturgeschichte der letzten 20 Jahre, die ja gerade für die Entwicklung Berlins als Kunststadt besonders wichtig, ja entscheidend sind. Und das Hauptverdienst an dieser unerwartet schnellen Entwicklung hat zweifellos Leistikow.

Eingehend bespricht Corinth den „großen Krach“ vom 12. November 1892 im Verein Berliner Künstler, als die Mehrheit sich für die sofortige Schließung der Ausstellung aussprach, die der Norweger Eduard Munch auf Einladung der Ausstellungskommission des Vereins veranstaltet hatte. Den damals von Leistikow über diese Angelegenheit in der „Freien Bühne“ veröffentlichten Aufsatz lesen wir auch heute noch mit Interesse, ebenso seinen Artikel über die Gründung und Organisation des Deutschen Künstlerbundes. Anschaulich erzählt Corinth von Leistikows energischer und erfolgreicher Tätigkeit um die Gründung der Berliner Sezession, zu deren Präsident Max Liebermann gewählt wurde. Aber der eigentliche spiritus rector blieb bis zu seinem Tode Leistikow. Er brachte in den Ausstellungen bis dahin unverstandene junge deutsche Künstler zur Geltung: Slevogt, Brandenburg, Corinth u. a.; er führte dem Publikum auch moderne Künstler des Auslandes vor: Manet und Monet, die bereits berühmten Pariser, den plötzlich entdeckten Cézanne und den Holländer van Gogh, dessen Bilder „ganz Berlin zuerst in solcher Weise verblüfften, daß überall ironisches Gelächter und Achselzucken war“. Aber dadurch ließ sich Leistikow nicht beirren, er verfolgte ruhig seinen Weg und erreichte sein Ziel, die Sezession zu einem wichtigen Kulturfaktor Berlins zu machen.

In der am 29. Juli 1908 von der Berliner Sezession dem so früh dahingeschiedenen Führer bereiteten ergreifenden Totenfeier sprach Max Liebermann über den Charakter des Freundes folgende Worte: „Klugheit und Gemüt paarten sich in ihm und bewirkten das seltene Phänomen, daß er nur Freunde hatte: was um so wundersamer, als er nicht etwa ein Mann der geschmeidigen Höflichkeit war, sondern ein Mann, der rücksichtslos sagte, was er dachte, der auch nicht um Haaresbreite von seiner Ueberzeugung abwich, keinem zuliebe, aber auch keinem zuleide. Aber die Güte und die Wärme seines Herzens nahmen seinem oft scharf und rücksichtslos ausgesprochenen Worte den Stachel der Beleidigung. Und auch der Gegner beugte sich seiner ehrlichen Ueberzeugung . . . Lauter und vernehmlicher als alles, was ich für die Vornehmheit seiner Gesinnung, für seinen uneigennützigen Charakter sagen könnte, spricht für Leistikows Wesenheit die Gründung der Berliner Sezession, die ohne seinen jugendlichen Idealismus undenkbar ist. Dieser immer seltener werdende Idealismus war der Grundzug seines Charakters, und er blieb ihm treu und fest bis zu seinem letzten Atemzuge . . . Seiner Künstlerschaft verdankt er die Autorität, die er unter seinen Kollegen genoß, aber seinem heldenhaften Charakter, seiner wahren Güte verdankte er die Liebe und Verehrung, mit der wir ihm anhingen.“

Aber nicht nur im Kreise seiner Kollegen und Freunde genoß Leistikow diese verehrende Liebe und Achtung — wer je mit diesem prächtigen Menschen zusammentraf, fühlte sich zu ihm hingezogen und von seinem Wesen entzückt.

Heinz Amelung.

Publikum und Presse. Ketzerische Betrachtungen. Wir stehen vor etwas Furchtbarem, das oft schon in grauen Umrissen angedroht, kaum aber (eben weil man nicht gerne sein Todesurteil bestätigt) mit sogenannten dürren Worten hingeschrieben worden ist: der Idiotisierung des modernen Menschen durch die Druckerschwärze. Die Erfindung jenes Gutenberg, diese reichbelobigte Lichtbringerin, als Kulturgefahr — dahin sind wir nun glücklich gekommen.

Es hat sich eine Verschiebung vollzogen, deren Vorgeschichte hier nicht entwickelt werden kann. Die Presse nämlich — dies Wort soll hier im allerweitesten Sinne gebraucht werden — ist aus einer Führerin und Lehrerin zur Dienerin geworden. Die weise, milde Gouvernante ward im Handumdrehen zum armen

geknechteten Kinderfräulein, das sich vor den Fratzen noch mehr als vor der Herrschaft fürchtet — am meisten aber vor der Köchin. Es hat sich eine verderbliche Irrlehre eingeschlichen, die da predigt: Die Presse ist für das Publikum da.

Man steinige mich, aber ich will die Ketzermeinung nicht unterdrücken, daß die Umkehrung des Satzes noch immer viel gesünder und natürlicher wäre. Doch solche Kleinigkeiten zu erörtern, dazu fehlt hier die Gelegenheit. Summa: Ich behaupte dreist, daß jene unbestimmte, nachrichtenhungrige und launisch-gebieterische Masse, die den kapitalistischen Verlegern, den abhängigen Schriftstellern und Schreibern wie eine erbarmungslose Notwendigkeit vor Augen schwebt, eine bloße Illusion ist ... ein Nebel ... ein Nichts.

Nämlich diese Masse, dieser Nebel, diese gefürchtete Vielheit ist weiter nichts als ein Stoff — „Material", wie man heute so schön und gefühlvoll zu sagen pflegt. Alle guten Instinkte dieser Vielheit zu fördern, in ihrem schwer aufzuklärenden Gewimmel die Köpfe zu grüßen, die Menschen aus den trübe gründelnden Schwärmen herauszufischen und ihr Menschentum dann zu erhöhen — ja, wahrhaftig zu erhöhen (solch ein Idealist bin ich!), das ist Aufgabe der Presse!

Entrüstet werft ihr ein: Aber das Geschäft! O Neunmalkluge, hier ankert ja die Wurzel all der Jämmerlichkeit. Ihr denkt, es lasse sich nur Geld verdienen, wenn man vor dem Publikum (jener erst zu formenden Masse, die ein Nebel, ein Nichts ist, solange sie der Zauberstab des Geistes nicht berührte) auf dem Bauche herumrutscht, seine gemeinsten Triebe füttert, kurzum, als ein recht ängstlicher Fabrikant „in Lebenslügen macht". Bequemer mag's freilich sein. Aber welche Angst, welche Erniedrigung aller Intellektmenschen! Die Verleger verbeugen sich vor jenem schattenhaften Götzen, die Schreiber und Schriftsteller — ach diese auch! — haben natürlich vor den Verlegern Angst. Denn ganz gewiß ist es nötig zu leben....

Jedoch das Wesentliche übersieht ihr:

Niemand wird sich auf die Dauer dagegen wehren wollen, wenn man ihm etwas Gutes vorsetzt. Wohl wahr: das Beste auf geistigem Gebiet fassen nur wenige Schädelweiten. Aber zwischen dem Kaviar der Auserwählten und der Sudelkost, mit der man den gebieterischen, in Wahrheit so duldsamen Moloch zu erfreuen meint, gibt es doch noch der Abstufungen mancherlei. Gebt Gutes, gewöhnt das „Publikum" an Vorzügliches, meinetwegen an eine mittlere Vorzüglichkeit, aber reinlich und tüchtig und ehrlich soll sie sein. Vertraut dem Gesundsinn der schweigenden Besseren! Wähnt nicht länger, die Masse, euere Herrin, wolle die Sudelkost; sie verehre Feigheit, Klatscherei und die Romane schlechter Autoren. Nein, sie läßt sich das eben gefallen, weil sie geduldig und — gestaltlos ist. Formt, gestaltet, ihr Herren, und ihr werdet dabei nicht schlechter fahren. Vielleicht sogar besser als in gegenwärtiger Trübsal. Also bildet, formt die ungestalte Masse! Ihr könnt dabei sogar noch — verdienen. F. S.

Das Heimatsgefühl der Brüder Grimm

Ein Weihnachtsblättchen

Vor faſt fünf Jahren ſtarb in Wien ein Mann, den in der Kaiſerſtadt an der Donau jedes Kind kannte, deſſen Name in Deutſchland aber ſo gut wie unbekannt geblieben war: Ludwig Speidel. Er ſchrieb in der „Neuen Freien Preſſe“ über neue Werke der Dichtung, der bildenden Kunſt; er galt als der erſte Theater- und Muſikkritiker Wiens; durch vier Jahrzehnte gehörte ſein Feuilleton zum vollen Behagen eines Sonntags, und ſeine Kritik wurde tatſächlich mit nicht geringerer Spannung erwartet als die Aufführung der Premiere ſelbſt. Zu ſeinen Lebzeiten hat Speidel ſich ſtets geweigert, eine Sammlung ſeiner beſten Aufſätze zu veranſtalten, obwohl man ihn oft darum bat. Er nannte einmal das Feuilleton „die Berühmtheit eines Tages“; aber vieles von dem, was er geſchrieben hat, iſt wert, den Tag zu überdauern. Wir begrüßen es daher, daß der Verlag von Meyer u. Jeſſen in Berlin nunmehr die Herausgabe ausgewählter Eſſays Speidels unternommen hat. Bislang ſind zwei Bände veröffentlicht: „Perſönlichkeiten“ und „Wiener Frauen und anderes Wieneriſche“. Dem in dieſen Tagen erſcheinenden dritten Bande „Heilige Zeiten. Weihnachtsfeuilletons“ iſt der hier folgende Aufſatz entnommen. (Die Schriftltg.)

Die Brüder Grimm, Jakob und Wilhelm, kennt die ganze deutſche Welt, von den oberſten Höhen geiſtiger Bildung durch das Frauengemach hindurch bis hinab in die Kinder- und Schulſtube. Sie haben die Kinder- und Hausmärchen geſammelt aus dem Munde des Volkes, ja nicht nur geſammelt, ſondern, indem ſie mit dichteriſchem Sinne die epiſchen Geſetze dieſer Gattung durchfühlten und erkannten, haben ſie uns die Märchen weich, warm und zutraulich an das Herz gelegt. Wer dieſe Märchen in ſich aufgenommen, kann Deutſch, und auch das tiefe Gefühl, woraus ſämtliche Werke der Brüder Grimm hervorgegangen: das Heimatsgefühl, wird er aus ihnen kennen gelernt haben. Die prächtigen Worte Vaterlandsliebe und Patriotismus möchten wir, wenn wir von den Brüdern Grimm ſprechen, nicht in Anwendung bringen, weil bei ihnen das Gefühl für ihr Volk im Engen und Engſten wurzelt, in dem kleinen Lande, dem ſie angehören, in dem heimatlichen Winkel, wo ſie geboren, in der Stadt und Stube, da ſie gelebt haben. Selbſt wenn ſie ſich zur höchſten Vaterlandsliebe aufgeſchwungen, kehren ſie gern in ihre Furche zurück und vollenden da, der Lerche gleich, den Lobgeſang eines Liedes, das ſie in die Höhe geſchmettert haben. Zumal an Jakob, dem ſtärkeren, mutigeren, vordringenderen der beiden Brüder, fällt dieſe Sitte auf, und Wilhelm läßt ſich nur durch den älteren, aber feurigeren Bruder zu kräftigeren Kundgebungen der Geſinnung mit fortreißen. In Leben und Wiſſenſchaft iſt Jakob die trotzigere und bahnbrechende Natur. Wo er den Pflug anſetzt, drückt Jakob ihn tiefer ein, ſo daß der Brodem der Erde hervorbricht und ſich die Schollen ſchwer und langſam, als wollten ſie ſich eine Weile beſinnen, zu beiden Seiten niederlegen. Ein Bahnbrecher, ſchaltet Jakob mit Art und Pflugſchar, während Wilhelm mehr Gärtnernatur iſt, der auf dem ſchon gerodeten Erdreiche ihre zierlichen Beete anlegt, ſie ſorgſam wartet und ſtill begießt. Jakob wühlt neue Schöpfungen aus dem Boden hervor, eine Grammatik, die Mythologie,

die Rechtsaltertümer; Wilhelm läßt gewissen alten Lieblingsautoren seine peinliche Pflege angedeihen und schreibt, bedächtig suchend und das Gefundene geduldig zusammenfügend, die Geschichte der Heldensage, die ihren Gegenstand durch Zeugnisse und eigene Entwicklung von außen und innen beleuchtet. Alle diese Arbeiten und Werke gehen aber aus dem tiefen Grunde des Heimatsgefühls, aus der starken Empfindung hervor, daß es für den Menschen nichts Anziehenderes und Wertvolleres gebe, als was schon die Heimat an lebendigem Besitz und nachklingender Überlieferung entgegenbringe. Rührend neben so eindringlichen wissenschaftlichen Taten ist bei den Brüdern Grimm der kindliche Ausdruck ihrer Anhänglichkeit an die Heimat. So wenn Wilhelm, im Hinblick auf den Aufenthalt seines Sohnes in Italien, in die Worte ausbricht: „Ich könnte auf die Länge nicht an einem anderen Orte leben, so hänge ich an meinem Vaterlande!" oder wenn Jakob sich statt aller Herrlichkeit des Südens den blühenden Apfelbaum lobt und den Finken darauf.

Das Kleine groß empfinden ist eine Kunst Jakob Grimms. Er und sein Bruder haben die Gabe des Dichterauges, das sämtliche Dinge, sie mögen noch so gewohnt und vergriffen sein, stets zum ersten Male sieht und einen Strahl der Verwunderung und des Wiedererkennens darauf fallen läßt. Jakob Grimm sagte einmal: „Alles, was der Mensch betrachtet, ist wunderbar, Sprache, Wort und Laut." Diese Anschauung zieht sich in einem breiten Bande durch seine deutsche Grammatik, die so vorteilhaft abweicht von allem, was man bis dahin Grammatik genannt hat, daß sie uns alle zu Grammatikern macht. Sie lehrt nicht, sie schulmeistert nicht, sie zeigt bloß, wie die Dinge sind. Oft geht Grimm von unwillkürlichen Jugendeindrücken aus, die nun wissenschaftlich reif geworden sind, wie die sinnlichen Freuden an dem Lautdreiklang a, i, u, der mit seinem Vokalgesang die ganze deutsche Sprache durchwaltet. Wenn wir sagen: binde, band, gebunden, so ist das ein einzelner Fall, dem man in der deutschen Sprache auf Schritt und Tritt begegnet. Jeder Knabe, jedes Mädchen, das eine Volksschule besucht, weiß heute, daß ein Zeitwort, welches mit diesem Klangschmuck und Wohllaut abgewandelt wird, ein starkes Zeitwort heißt, während das schwache Zeitwort dieser Zierden entbehrt. Vor Grimm hieß ganz verkehrt das schwache Zeitwort regelmäßig, das starke aber, das doch äußere Anhängsel verschmäht und die verschiedenen Zeiten durch einen mächtigen inneren Trieb aus sich selbst erzeugt, unregelmäßig. Jakob Grimm hat hier den Schulmeistern ein Licht aufgezündet, bei dem sie das sahen und erkannten, woran sie sich bisher nur gestoßen hatten. Manches andere noch hat Grimm in diesem bisher so trockenen Buchstabenwesen entdeckt. Immer mächtiger drang er in seiner Grammatik vor, stets, wie bei allen seinen Untersuchungen, von einem starken Heimatsgefühl geleitet. Sein Volk wollte er erkennen in seiner Sprache. Er zeigte, wie die deutsche Sprache den großen Gegensatz der Geschlechter, der die Menschen scheidet und bindet, auch auf die übrige Schöpfung durch ein eigentümliches Einbildungsvermögen ausdehnt; er schüttete die ganze deutsche Sprache auf, um die Vorstellungen und sittlichen Richtungen des deutschen Geistes darzustellen, gleichsam Vorelemente zu einer deutschen Psychologie und nationalen Ethik herbeizufördern. Er brachte dadurch auch Klarheit in die deutschen Personennamen, in welchen sich das deutsche Wesen, als man die Bedeutung des Wortes noch verstand oder durchfühlte, so mannigfaltig und deutlich aussprach. Ein

Name, den man einem Kinde beilegt, ist ein Wunsch oder gar die Fülle des Wunsches: ein Ideal. Grimm ist in diese Untersuchungen ohne vorgefaßte Gedanken oder heimliche Tendenz hineingegangen. Wilhelm Scherer ist gescheitert, und in einem schmerzlichen Bekenntnisse hat er selbst eingestanden, gescheitert zu sein, als er gewissen geschichtlichen Erscheinungen der deutschen Sprache ethische Beweggründe unterschob, Lautverschiebung und Lautänderung, anstatt sie mechanisch aus dem Spiele der Sprechwerkzeuge zu erklären, vielmehr aus Charaktereigenschaft des deutschen Geistes ableitete.

Jakob Grimm hing so fest an der Scholle, daß er Kassel und sein geliebtes Hessen nur ungern verließ, und so weit schien ihm die Entfernung, daß er zum Antritt seiner Professur an der Göttinger Hochschule das Heimweh zum Redethema wählte. Nach altem Brauche mußte er die Rede lateinisch halten. Selsam genug nimmt sich ein so grunddeutsches Wort und eine so grunddeutsche Sache in der fremden Kleidung aus. Wie umständlich und nüchtern ist die lateinische Umschreibung des Wortes (De desiderio patriae), wie sonderbar, wenn Grimm bei gehobenen Stellen sich der Redeweise römischer Dichter bedient. Nostalgia gäbe ganz den Sinn des deutschen „Heimweh", allein es ist ein spätes Wort, das wie eine Uebersetzung klingt. Zwar die Sache haben die Griechen gekannt — Zeugnis dafür die Odyssee, das ewige Lied des Heimwehs, Zeugnis dafür aus geschichtlicher Zeit die rückkehrenden, das Meer erblickenden Landsknechte des Xenophon, denen Laute entfahren, die man als deutsch ansprechen könnte, wenn sie für deutsche Eichenherzen nicht zu sehr ins Weiche gingen. Grimms lateinische Rede über das Heimweh kann uns an das Walthari-Lied erinnern, das trotz der Abfassung in römischen Versen rechte Funken deutschen Heidentums wirft. In römischer Zunge eifert Grimm gegen den Mißbrauch der lateinischen Sprache, und einmal, als er das lateinische „wert, teuer sein", das an Gewicht und Geld erinnert, von der Heimat gebraucht, glaubt man schon, ihm würde das herzliche Wort „lieb haben" von den Lippen springen. Ihm übrigens Heimweh zu erwecken, trugen die unerquicklichen politischen Zustände in Hannover bei. Der König hatte die Verfassung aufgehoben, Grimm hatte auf die Verfassung geschworen. Er hielt seinen Schwur, wurde entlassen, und als er mit seinem Bruder nach Kassel zurückkehrte, paßte jeden Tag ein Polizeimann vor ihrer Wohnung, als ob sie gemeine Spitzbuben wären. In der Schrift über seine Entlassung fragte er mit dem Siegfried im Nibelungenliede: Wohin sind die Eide gekommen? Von da an ist den Gebrüdern Grimm die Politik, obgleich sie keine Politiker waren, nachgegangen. Jakob ist im Frankfurter Parlament gesessen, er hat tapfer teilgenommen an der schleswig-holsteinischen Frage. Das Heimatsgefühl steigert sich zur vaterländischen Gesinnung. Jakob schreibt an einen dänischen Gelehrten: „Ich träume von einem großen Verein zwischen Deutschen und Skandinavien . . . Ich schätze zwar keines der übrigen mitlebenden Völker gering, möchte aber doch nicht die Eigentümlichkeit meines Volkes und der uns urverwandten preisgeben gegenüber einem unserer ganzen Art fremden und von uns abweichenden. Der gemeine Russe ist kräftig und praktisch, voll Verstand und Begabung, allein höheren Zielen der menschlichen Entwicklung strebt er nicht eben zu; alle Beamten sind in hohem Grade verderbt und bestechlich, die vornehmen Stände durch frühreife Treibhauskultur im voraus fast zugrunde gerichtet. Wer möchte wünschen, daß diesem mit breiter plumper

Gewalt in der Weltgeschichte wie fast kein anderes auftretenden Volke noch ein größerer Spielraum zuteil werde . . . Diese Russen sind natürliche Feinde alles dessen, was Deutschland da oder anderwärts stark machen würde. Aber ich begreife dein bänisches Gefühl, das Russen den Deutschen vorzöge. . . ." Jakob Grimm, der in einem geeinigten und freien Deutschland die Gewähr für den Frieden und die Wohlfahrt Europas erblickt, hat das neue Deutschland, nach dem er sich so sehr gesehnt, nicht mehr erlebt. Aber einen merkwürdigen Blick in die Zukunft hat er getan, als er im Jahre 1844 in Italien reiste. Er schreibt in seinen Reiseerinnerungen: „Das heutige Italien fühlt sich in Schmach und Erniedrigung liegen; ich las es auf dem Antlitz blühender, schuldloser Jünglinge. Was auch kommender Zeiten Schoß in sich berge, die Macht, deren Flamme wir noch aufflackern sehen, wird nicht ewig über ihm lasten, und wenn Friede und Heil des ganzen Weltteiles auf Deutschlands Stärke und Freiheit beruhen, so muß sogar diese durch eine in dem Knoten der Politik noch nicht abzusehende, aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt erscheinen."

Wie weit und scharf Jakob Grimm über den lebendigen Zaun seiner Heimatsliebe späht, ist aus den angeführten Worten zu ersehen. In diesen Stücken bleibt Wilhelm hinter dem Bruder zurück; aber Jakob zieht ihn nach, und Wilhelm geht geistweise mit. Sind sie doch im Leben und in der Wissenimmer miteinander gegangen und haben sich nie verlassen. Sie waren einander treu, wie sie ihrem Volke treu waren — treu wie Gras. Man möchte fast vermuten, daß sich einmal, wenn ihre Bücher verschollen sind, die Volksphantasie dieser beiden rührenden und großen Gestalten bemächtigen werde. Wir können uns denken, daß man auf der Bank vor dem Hause sich einmal erzählt:

Die Brüder Grimm.
Ein deutsches Kinder- und Hausmärchen.

Es wird etwa beginnen: „Es waren einmal zwei Brüder, der eine hieß Jakob, der jüngere Wilhelm." Was aber wird das Märchen von ihnen erzählen? Die Geschichte vom Dornröschen, nur daß die schlafende Königstochter das deutsche Volk mit der versunkenen Heimlichkeit seiner Sprache und Sitte sein wird, und die beiden Knaben, Jakob voran, Wilhelm hinterdrein, brechen durch die Dornenhecke und erlösen durch ihren Kuß das schlafende schöne Kind. Dann werden in den Zuhörern alle guten Geister des Heimatsgefühls aufwachen, und sie werden die beiden Knaben, die das Wunder vollbracht haben, preisen und segnen.

Bücherliste

Müller-Eberhard, Waldemar: Bühnen-Not. Berliner Theater-Verlag, Berlin. M. 1.—.
Gerdes, H.: Geschichte des deutschen Bauernstandes. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig.
Pollitz, P.: Strafe und Verbrechen. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.25.
Bie, O.: Klavier — Orgel — Harmonium. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.25.
Damm-Etienne, P.: Das Hotelwesen. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.25.
Lohan, Dr. Max: Die sozialdemokratische Gefahr. Berlin, Otto Elsner. M. 1.25.
Kosch, Wilhelm: Eichendorff-Kalender für 1911. J. Habbel, Regensburg.
Kellermann, Bernhard: Das Meer. S. Fischers Verlag, Berlin. M. 4.—.
Wahl, Adalbert: Robespierre. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 1.40.
Sinai-Briefe an meinen Neffen Fritz. J. Meinckes Verlag, Neuwied. M. 1.80.
Lynkeus: Das Individuum und die Bewertung menschlicher Existenzen. Dresden, Carl Reißner.
Meyer, Rich. M.: Goethe und seine Freunde im Briefwechsel. Georg Bondi, Berlin. 1. und 2. Bd. à M. 6.—.
Bastier, Paul: L'ésoterisme de Hebbel. Emile Larose, Paris. Frcs. 2.—.
Kautzsch, Prof. E.: Die heilige Schrift des Alten Testaments. 24.—25. Lfg. J. C. B. Mohr, Verlag, Tübingen. Jede Lfg. M. 0.80.
Bachem, Dr. Julius: Lose Blätter aus meinem Leben. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg. M. 1.20.
Roscher, Dr. jur. Carl: Führer durch die Kgl. Gemälde-Galerie zu Dresden. Gerhard Kühtmann, Verlag, Dresden.
Weigle, Dr. Joh.: Emanuel Geibels Jugendlyrik. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg. M. 2.—.
Mez, Dr. John: Der internationale Postscheckverkehr. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.20.
Klemperer, Victor: Deutsche Zeitdichtung von den Freiheitskriegen bis zur Reichsgründung. Hermann Hilger Verlag, Berlin-Leipzig. 1. und 2. Teil à M. 0.50.
Reich, Dr. Eduard: Religion und Seelsorge. 2 Bände. Wittenberg, A. Ziemsen. M. 25.—.
Acta Borussica: Die Getreidehandelspolitik und Kriegsmagazinverwaltung Preußens 1740/1756. Paul Parey, Verlag, Berlin. M. 18.—.
Busch, Wilh.: Unser Welt. München, Lothar Joachim.
Die Straße. Verlag Borngräber, Berlin. M. 8.—.
Stengel, E.: Briefe der Brüder Grimm an Paul Wigand. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg. M. 6.—.
Ewald, Oscar: Lebensfragen. S. Hirzel, Verlag Leipzig. M. 4.—.
Raschers Jahrbuch II. Rascher & Co., Verlag, Zürich. M. 4.50.
Eitner, Martha: Am deutschen Herd. Verlag des christlichen Vereins im nördl. Deutschland, Eisleben. M. 1.20.
v. Panitza, M.: Mutter Völschorgriff. Verlag des christlichen Vereins im nördl. Deutschland, Eisleben. M. 1.—.
Eberhard, Otto: Palästina. Verlag des christlichen Vereins im nördl. Deutschland, Eisleben. M. 1.50.
Kretzschmar, Herm.: Gesammelte Aufsätze über Musik. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow. M. 7.50.
Lehmann-Haupt, C. F.: Die historische Semiramis und ihre Zeit. J. C. B. Mohr, Verlag, Tübingen. M. 2.—.
Kraft, Robert: Die neue Erde. Oswald Mutze, Verlag, Leipzig. M. 4.—.
Riedel-Elbing, E.: Die Schulsparkasse. Verlag von Reinhold Kühn, Elbing. M. 1.—.
Klein, Prof. Dr. Gottlieb: Ist Jesus eine historische Persönlichkeit? Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 1.—.
v. Eynatten, C.: Pereat Austria! Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

220. **Pfarrer**, bald (2400 M.), Brandenburg.
229. **Bürgermeister**, bald (2000 M.), Sachsen.
233. **Hauslehrer** z. 1. 1. 11, ält. ev., f. Sekundaner, Ostpr.
245. **Oberlehrer** f. städt. höh. Schul. (Deutsch, Geschichte, Engl., Frz.), April 1911.
246. **Bürgermeister**, bald (8500 M.), Rheinland.
247. **Bürgermeister**, 1. 1. 11 (2400 M.), Hessen-Nassau.
248. **Bürgermeister**, bald (2090 M.), Sachsen.
249. **Oberlehrerstelle**, kath., 1. 4. 11, Schlesien.
250. **II. Bürgermeister**, bald (7000 M.), Schlesw.-Holst.
252. **Bürgermeister**, bald (6500 M.), Rheinland.

B. Für Damen.

194. **Oberlehrerin** (staatl. anerk.), zu Ostern 1911. (1500 M.) (Mathematik oder Sprachen.)
217. **Erzieherin**, 2. 1. 11.
219. **Erzieherin**, gepr., ev., 1. 4. 11, angenehm. Stellg. in Berlin.
225. **Lehrerin**, f. 14jähr. Mädch., Ostern 1911—1912, Sachsen.
235. **Lehrerin**, ev., gepr. (Engl. gew.), f. 3 Kinder, Oberfranken.
236. **Lehrerin**, ev., gepr., erfahren, mit Lateinkenntnissen, z. 1. 1. 11, Schlesien.
238. **Oberlehrerin**, 1. 4. 11 (Englisch) (3600 M.), Posen.
239. **Erzieherin**, gepr., f. Ostern f. 3 Knab., Schleswig-Holstein.
240. **Lehrerin**, gepr., ev., mus., sprachenk., 1. 1. 11.
241. **Lehrerin**, ev., f. Privat-Mädchensch. (ca. 12 Mädch.), Sachsen.
242. **Erzieherin**, kath. (Lehrerin-Examen), Westfalen.
243. **Erzieherin**, gepr., mus., 2. 1. 11, Brandenburg.
244. **Erzieherin**, jung, gepr., mus., 1. 1. 11, Pommern.
254. **Evang. Erzieherin**, f. 3 Mädch., 1. 1. 11, Schlesien.
255. **Geprüfte Erzieherin**, f. 2 Kinder, 1. 1. 11, Hessen.
256. **Feingebildete gepr. Lehrerin**, mus., f. 2 Mädch., Schlesien.
257. **Ev. erf. Erzieherin**, mus. (Sprachen), sofort od. 2. 1. 11, Pommern.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Kolonialpolitik und Kolonialwirtſchaft

Von Rudolf Wagner-Berlin

Wir ſind ein Volk von ſechzig Millionen Menſchen auf einer Bodenfläche von zunächſt 540658 Geviertkilometern, jeder Geviertkilometer hat alſo durchſchnittlich rund hundert Menſchen zu ernähren. Rein mechaniſch betrachtet vermag er das nicht, d. h. unſre Landwirtſchaft iſt trotz intenſivſten Betriebes nicht imſtande, den Bedarf dieſer ſechzig Millionen Menſchen an Nahrungsmitteln zu erzeugen. Verſchärft wird die Situation noch durch das ſtarke und ſtetige Wachstum des deutſchen Volkes um jährlich 900000 Köpfe. Einen gewiſſen Ausgleich ſchafft jetzt unſre Arbeitskraft. Wir arbeiten für andre Völker, indem wir eigene und fremde Rohſtoffe in induſtrielle Erzeugniſſe umwandeln und dieſe ausführen. Und da noch auf abſehbare Zeit unſre Arbeitskraft vom Ausland in Anſpruch genommen werden muß, ſo iſt im Augenblick zu Beſorgniſſen kein Anlaß. Aber der Politiker ſieht weiter. Fremde Völker, die wir jetzt mit unſern Induſtrieerzeugniſſen verſorgen, entwickeln ſich weiter und werden ſchließlich mehr oder weniger von uns in dieſer Hinſicht unabhängig werden. Manche von ihnen ſtreben ſichtbarlich dahin, mit der Zeit einen geſchloſſenen Wirtſchaftskreis für ſich zu bilden, und einige davon, z. B. die Amerikaner, die Engländer und die Ruſſen, werden dies vielleicht — von einigen Imponderabilien abgeſehen — vermöge der ungeheuren Bodenfläche, die ihnen zur Bewirtſchaftung zur Verfügung ſteht, eines Tages zuwege bringen. Man wird unſrer Arbeit in der Hauptſache dann nicht mehr in dem Maße wie jetzt bedürfen, und wir müſſen ſehen, daß wir in der Lage ſind, unſern Bevölkerungsüberſchuß anderweitig zu

ernähren. Für jede Nation, der eine ausreichende Bodenfläche zu ihrer Ausdehnung zur Verfügung steht, wäre unsre gewaltige Bevölkerungszunahme ein Reichtum, uns kann sie zur Gefahr werden. Natürlich ist die hier angedeutete Entwickelungsmöglichkeit der Weltwirtschaft nicht buchstäblich, sondern nur als schematische Darstellung zu betrachten. Selbstverständlich wird immer ein Austausch von Industrieerzeugnissen stattfinden, denn schließlich sind die Völker in dieser Hinsicht verschieden veranlagt, aber immerhin wird dasjenige Volk im Vorteil sein, das alle für eine moderne Volkswirtschaft notwendigen Rohstoffe selbst erzeugen kann. Die Intelligenz zu ihrer Verwertung kann man schließlich kaufen, die Rohstoffe selbst unter Umständen nicht oder nur unter Schwierigkeiten und Opfern. Jedem gesunden und tatkräftigen Volk gebietet also der Selbsterhaltungstrieb, sich beizeiten die notwendigen Ausdehnungsmöglichkeiten zu schaffen.

Dies ist der Sinn der Kolonialpolitik. Instinktiv hat noch jedes große Volk, das nicht schließlich ein unselbständiges Anhängsel andrer Nationen werden will, sich beizeiten Raum zur Ausdehnung geschaffen. Das deutsche Volk ist spät eine geschlossene Nation geworden und konnte sich erst ausdehnen, als andre Völker in dieser Richtung schon versorgt oder im Begriff waren, sich zu versorgen. Es ist dadurch zu kurz gekommen.

Unser Kolonialbesitz umfaßt 2600000 Geviertkilometer; einschließlich des Mutterlandes steht uns also eine Bodenfläche von rund 3100000 Geviertkilometern zur Verfügung. Im Vergleich zu dem Besitz andrer Großmächte ist dies herzlich wenig. England hat fast 33 Millionen Geviertkilometer, Rußland 20, Frankreich 11, die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben $9^1/_2$ Millionen. Dieses Mißverhältnis tritt noch stärker hervor, wenn man in Betracht zieht, daß z. B. Frankreich nur 36 Millionen Menschen im Mutterlande beherbergt, Deutschland dagegen 60, und daß die Bevölkerung Frankreichs zurückgeht oder bestenfalls stabil ist, während die unsrige stetig wächst. Vorläufig müssen wir uns mit diesen Tatsachen abfinden. Wir brauchen aber nicht die Hoffnung aufzugeben, daß über kurz oder lang, vielleicht auch erst in ferner Zeit die eine oder andre Macht sich gezwungen sieht, Teile ihres Kolonialbesitzes fahren zu lassen, weil sie numerisch zu schwach ist, so gewaltige Bodenflächen zu halten und zu bewirtschaften. So wird es vielleicht bald Portugal ergehen und später möglicherweise Frankreich. Bis auf Weiteres genügt uns wohl auf lange Zeit hinaus unser jetziger Kolonialbesitz, alles andre können wir getrost der natürlichen Entwickelung überlassen.

Die wichtigste Aufgabe, die sich aus dieser Betrachtung ergibt, ist für uns zunächst die Ausgestaltung und planmäßige Nutzbarmachung unsres Kolonialbesitzes, dann wird sich im Verlauf von einigen Jahrzehnten schon herausstellen, ob dieser für alle Eventualitäten bei der Entwickelung der Nation genügt.

Der Erschließung unsrer Kolonien hat sich in der richtigen Erkenntnis von deren Wichtigkeit in neuerer Zeit eine Summe von Volkskraft und Intelligenz

zugewandt. Die frühere Planlosigkeit ist einer gewissen Planmäßigkeit gewichen. Und um dieser Planmäßigkeit Wege zu weisen, um von Zeit zu Zeit eine Übersicht über unsre Leistungen und Pläne auf kolonialem Gebiet zu ermöglichen, ist der Deutsche Kolonialkongreß ins Leben gerufen worden. Wenigstens vom jüngsten dritten Kolonialkongreß kann man dies sagen. Die ersten beiden Kongresse, die in die Zeit des tiefsten Tiefstands der Kolonialbewegung fielen, sind wohl nur aus dem dumpfen Gefühl heraus veranstaltet worden, „daß etwas geschehen müsse". Zum Teil verdankten sie ihre Entstehung vielleicht auch dem Nachahmungstrieb: die Engländer haben ihren Kolonialkongreß, also müssen wir auch einen haben. Der britische Kolonialkongreß ist au fond etwas ganz andres, etwas, was wir erst in einer Reihe von Jahren erreichen werden: ein Kongreß der Kolonien, nicht lediglich der Kolonialfreunde und Kolonialinteressenten. Aber unbewußt haben sich diejenigen, die 1902 den ersten Deutschen Kolonialkongreß ins Leben riefen, doch ein Verdienst erworben, indem sie eine Grundlage schufen, aus der ein wichtiges Organ für die lebendige koloniale Praxis herauswachsen wird. Schon der verflossene dritte Kongreß ließ dieses Geistes einen Hauch verspüren. Die beiden ersten Kongresse freilich kamen, was die Hauptsache anbelangt, über ein unfruchtbares Theoretisieren nicht hinaus. Nichtsdestoweniger muß gerechterweise anerkannt werden, daß auch sie manches Gute geschaffen haben auf dem Gebiete der kolonialen Landes- und Volkskunde. Sie haben wertvolles Material zur Beurteilung von Natur und Wirtschaft der Kolonien beigebracht und wenigstens der Arbeit und Forschung in dieser politisch unverfänglichen Richtung einen gewissen Kredit verschafft. Aber wie die Dinge damals lagen, war das schöne Material wohl sehr interessant für den Gelehrten, praktisch nutzbar gemacht werden konnte es nicht. Auch 1902 und 1905 wurden treffliche Worte über Eingeborenenpolitik, Besiedlung der Kolonien, Eisenbahnbau usw. gesprochen. Was jedoch fehlte, war der organische Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis. Man ging mit dem Gefühl nach Hause: das war ja alles ganz schön und interessant, aber im Grunde genommen bleibt es ja doch nutz- und zusammenhangloser Rederei. Dieser Eindruck wurde durch hochtönende Worte offizieller Festredner nur noch verschärft. Denn natürlich waren die hohen Behörden gebührend vertreten. Um die heutigen Fortschritte ins rechte Licht zu rücken, dürfen wir hier all diese Dinge nicht unerwähnt lassen, auch wenn sie vielleicht da und dort unangenehm berühren. Die Sucht unsrer Zeit, bei offiziellen Gelegenheiten alles rosig zu malen, ja nicht die Dinge beim richtigen Namen zu nennen, hat 1905 dem damaligen Kolonialdirektor Dr. Stübel, als er den zweiten Kolonialkongreß begrüßte, Worte in den Mund gelegt, die einer starken Komik nicht entbehrten. „Der Kongreß 1902" — sagte Dr. Stübel — „ist ein schöner Erfolg gewesen! Er hat den Nachweis erbracht, welche Summe ideeller Volkskräfte hinter der Kolonialbewegung steht und wie sie getragen ist von einer starken geistigen Macht in unserm Volke, wie alle Berufe, wie Kirche, Schule und Mission, wie

Wissenschaft, Handel und Industrie gleichmäßig warm dafür eintreten." Im Jahre 1905, der Zeit des tiefsten Tiefstands der Kolonialbewegung, in der die stumpfe Hoffnungslosigkeit nur noch durch das Bewußtsein ertragen wurde, daß der Aufstand in Südwest den Beweis von der Kriegstüchtigkeit der jungen Generation erbracht hatte! Wenn jene optimistischen Worte von der Summe ideeller Volkskräfte, die hinter der Kolonialbewegung stehen sollten, wahr gewesen wären, so hätten wir nicht kurz nachher das beschämende Schauspiel erlebt, daß wichtige Kolonialvorlagen im Reichstag unter den Tisch fielen. Zur Zeit des zweiten Kolonialkongresses war noch kein Gedanke an eine nationale Bewegung, wie sie ein Jahr später die öde Kolonialopposition im Reichstag hinwegfegte, im Gegenteil, zunächst sind ihr der optimistische Dr. Stübel und sein Nachfolger zum Opfer gefallen. Der Reichstag hat sich nicht im geringsten an die Anregungen des Kongresses gekehrt, und die Kolonialverwaltung wußte erst recht nichts damit anzufangen. Hätte man ihr zugemutet, sich mit ihrer praktischen Politik auf die Verhandlungen des Kongresses zu stützen, so wäre man ausgelacht worden. Opportunitätspolitik mit einem ängstlichen Blick nach dem gestrengen Reichstag war damals die ganze Kunst der noch unselbständigen Kolonialverwaltung. Das soll kein Vorwurf sein, es hat sich eben in jener Zeit kein starker Mann gefunden, der seine Haut für die Kolonien zu Markte getragen hätte.

Um so mehr ist es zu verwundern — das muß bei dieser Gelegenheit gesagt werden —, daß auf dem dritten Kolonialkongreß der Name Dernburg kaum genannt worden ist. Ich bin wohl wie wenige gegen den Verdacht geschützt, ein einseitiger Dernburg-Verehrer zu sein. Aber ich konnte mich doch — bei aller Genugtuung darüber, daß es mit einer gewissen kolonialen Richtung zu Ende ist — eines fatalen Gefühls nicht erwehren ob der Art und Weise, wie der Mann totgeschwiegen wurde, der den kolonialen Karren aus dem Sumpf gezogen und ihn in ein modernes Verkehrsmittel mit Dampfbetrieb umgewandelt hat. Gewiß, Dernburg hatte eine günstige Konjunktur erwischt, aber er hat sie meisterhaft zu nutzen verstanden, und das ist auch eine Kunst. Es mag auch zugegeben werden, daß er als gutsituierter Außenseiter leichter eine Kraftprobe riskieren konnte, als ein aus der Bureaukratie hervorgegangener Minister, obwohl der Männerstolz, der Dernburg populär gemacht hat, auch bei reichen Leuten, die ihn sich leisten können, nicht immer zu finden ist. Auch Dernburg hat nur zeitweise von ihm Gebrauch gemacht, wie denn die Psychologie Dernburgs, wenn man ihr tiefer auf den Grund geht, dem deutschen Ideal vom starken Mann nur teilweise entsprechen dürfte. Aber was recht ist, muß recht bleiben: Dernburg war der starke Mann, auf den die Kolonien solange hatten warten müssen. Das hätte, unbeschadet energischer Kritik im einzelnen, beim dritten Kolonialkongreß vor aller Welt ausgesprochen werden müssen. Wenn man den Mann nun einmal politisch begraben will, so hätte man ihm wenigstens eine ehrenvolle Leichenrede gönnen müssen.

Die beiden ersten Kolonialkongresse waren Kongresse von Gelehrten und „Kolonialschwärmern", weil sie des praktischen Hintergrundes einer im Gang befindlichen Kolonialwirtschaft entbehrten. Dernburg erst hat dem Schlagwort „Wirtschaftliche Kolonialpolitik" Inhalt gegeben. Die Verhandlungen des dritten Kolonialkongresses unterschieden sich infolgedessen von denjenigen seiner Vorgänger wesentlich dadurch, daß nicht nur über Dinge geredet wurde, die erst werden sollten, ohne daß man wußte wie, sondern es konnte vor unserm geistigen Auge das Bild eines wohlfundierten, in guter Entwickelung begriffenen Kolonialbesitzes aufgerollt werden. Man brauchte der öffentlichen Meinung nicht mehr den Segen kolonialer Bestrebungen überhaupt und den Wert unsrer Kolonien im besonderen anzupreisen, es galt vielmehr nur noch, zu erörtern, wie am vorteilhaftesten auf der vorhandenen Grundlage weitergebaut werden kann. Bemerkenswert war namentlich, daß diesmal der traditionelle „Kolonialfreund", der früher überall mitzureden sich berufen fühlte, in den Hintergrund gedrängt war, das Hauptwort hatte der Kolonialpraktiker, nnd es war schon einigermaßen zu merken, daß man sich dem Ideal eines Kolonialkongresses, des britischen, nähert, bei dem die einzelnen Kolonien verantwortlich vertreten sind.

Der Kongreß hat eine Fülle von Belehrung und Anregung gebracht, und wenn nur ein Teil der Saat aufgeht, die da gestreut worden ist, so erhält die Entwickelung unsrer Kolonien einen starken Antrieb. Während noch beim zweiten Kongreß außer dem Zentralverband und dem Bund der Industriellen nur gelehrte und Agitationsgesellschaften als Veranstalter auftraten, hat sich diesmal eine Reihe von Korporationen und wirtschaftlichen Interessenverbänden aus Handel, Industrie und Landwirtschaft beteiligt. Infolgedessen waren auch alle Vorträge und Erörterungen sachlich ernsthaft, und der Dilettantismus hielt sich in der Hauptsache zurück. Und wagte er sich einmal hervor, so sah man schon an der schlecht verhehlten Ungeduld des Auditoriums sofort deutlich, wenn die Ausführungen des Redners von keinerlei Sachkenntnis getrübt waren. Verschiedene Gouverneure und höhere Kolonialbeamte beteiligten sich diesmal lebhaft an den Verhandlungen, und einige Reichstagsabgeordnete, die noch zur Zeit des zweiten Kongresses zu den schlimmsten Kolonialgegnern gehört hatten, waren jetzt Feuer und Flamme. Namentlich Herr Matthias Erzberger lief herum, als ob er an dem Aufschwung schuld wäre. (Schluß folgt.)

Zum hundertſten Geburtstag Alfred de Muſſets

11. Dezember 1910

Von Wilhelm Haape-Baden-Baden

rankreich ſchickt ſich an, die hundertſte Wiederkehr des Tages, an dem Alfred de Muſſet ihm geſchenkt wurde, feſtlich zu begehen und ſeinem Andenken Huldigungen darzubringen, die, wie die Blätter melden, in der Errichtung eines zweiten Denkmals in Paris gipfeln werden. In Deutſchland findet dieſe Feier ſympathiſchen Widerhall, zählt doch der Dichter in unſerem Vaterlande einen großen, ſich ſtets mehrenden Kreis von Verehrern.

Es iſt eine eigene Sache um den Dichterruhm; auch er iſt einigermaßen der Mode unterworfen. Im Leben Alfred de Muſſets gab es Zeiten, wo er berühmt, und andere, wo er vergeſſen war. Heinrich Heine hat ſich einmal tadelnd darüber ausgeſprochen, daß den Franzoſen ihr größter Lyriker ſo wenig bekannt ſei wie irgendein chineſiſcher Dichter. Das war im Jahre 1835, als Muſſet ſchon mehrere ſeiner ſchönſten Dichtungen veröffentlicht hatte. Und heute baut man ihm Altäre! Er, der ſich ſelbſt „un enfant du siècle“ — d. h. des vorigen Jahrhunderts — nannte, lebt auch dem zwanzigſten Jahrhundert, ja er ſteht der heutigen Generation näher als die anderen großen Lyriker, die in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am Himmel Frankreichs glänzten. Lamartine, für den man ſchwärmte, iſt einem großen Teil der heutigen unruhevollen Menſchheit zu zart, zu redſelig, vielleicht zu fromm; Victor Hugo, der vergötterte, iſt mit ſeinen Deklamationen, ſeinem Pathos, ſeinen Antitheſen langweilig geworden, ſelbſt Béranger, einſt der Liebling der Nation, gilt vielen für abgedroſchen und banal. Muſſet aber iſt eine Natur, die unſerer Zeit entſpricht; da iſt Leben und Bewegung, da ſind innere Gegenſätze, da iſt ein Menſch, der kämpft und liebt und leidet, da iſt rückhaltloſe Wahrheit: das ſind Züge, die ſich im Bilde unſerer Zeit widerſpiegeln.

Als Jüngling, kaum der Schule entwachſen, wurde Muſſet ſchon in das Cénacle eingeführt, jenen Kreis von Dichtern und Künſtlern, der ſich damals in den Salons von Nodier, Emile Deſchamps und A. Dévézia um die Häupter der neuen romantiſchen Schule, Victor Hugo, Alfred de Vigny uſw. verſammelte.

Damals ſchrieb Sainte-Beuve: „Il y a parmi nous un enfant plein de génie.“ Als er in dieſem erlauchten Kreis mit ſeinen Erſtlingsgedichten hervortrat, erkannte man, daß in dem eleganten ſchlanken jungen Mann mit dem feingeſchnittenen Geſicht, dem gelockten, kühn nach einer Seite geworfenen blonden Haar, der ſelbſtbewußten Haltung ein echter Dichter erſtanden war. Zu Anfang des Jahres 1830 gab Muſſet ſeine „Contes d'Espagne et d'Italie“ heraus, zu welchen die größeren Dichtungen „Don Paëz“, „Portia“, „Les marrons du feu“ (dieſes in dramatiſcher Form), „Mardoche“, ferner mehrere kleine lyriſche Gedichte, vor allem die „Chansons à mettre en musique“, gehörten. Es war ein Ereignis für die literariſche Welt. Selten hat das erſte Auftreten eines Dichters ſo viel Aufſehen gemacht und einen ſolchen Sturm des Beifalls und des Unwillens hervorgerufen. Die Klaſſiziſten ärgerten ſich über die Freiheit und Nachläſſigkeit der Verſe, die Kühnheit der Enjambements, des Übergreifens von einer Zeile auf die andere; da las man ja Verſe wie dieſe:

Il n'avait ou ni Kean ni Bonaparte ni
Monsieur de Metternich; quand il avait fini
De souper etc.

Die Moraliſten entrüſteten ſich über die Leichtfertigkeit der Gedichte. Aber die junge Welt jauchzte dem Dichter zu, der ſo neue kraftvolle Töne gefunden, der ſo lebendige Schilderungen bot, und die flotten Rhythmen der chansons à mettre en musique riſſen die Herzen hin, namentlich nachdem der kongeniale Komponiſt Monpon ſie in Muſik geſetzt hatte.

Glänzende Bilder eines heiteren ſinnenfrohen Lebens ziehen in dieſen Liedern an uns vorüber, durch die Kunſt des Dichters in das reine Licht der Poeſie erhoben.

Schon jetzt zeigt ſich die Doppelſeitigkeit der Natur Alfred de Muſſets. Neben das helle Licht treten in den größeren Gedichten düſtere Schatten. Seelenkämpfe, Gewalttat, Verbrechen begleiten die Liebe, die hier wie überall den Mittelpunkt von Muſſets Dichtung bildet.

In den bald darauf (1831) veröffentlichten Gedichten, die als poésies diverses in den Ausgaben erſcheinen, tritt der Peſſimismus, der Weltſchmerz, vom Dichter als Mal du siècle gekennzeichnet, noch mehr hervor. Wenn er in „Mardoche“ geſagt hat: Science des hommes, n'est-elle pas mépris?, ſo wendet er ſich nun gegen ſeine eigene Perſon in „Les vœux stériles“:

Il n'existe qu'un être
Que je puisse en entier et constamment connaitre,
Sur qui mon jugement puisse au moins faire foi.
Un seul! . . Je le méprise. — Et cet être c'est moi.

Zwiſchen dieſe tiefernſten Ergüſſe und einige Erzählungen mit einer ſtellenweiſe unerfreulichen Erotik hat er reizende Gedichtchen voll liebenswürdiger ſchelmiſcher Laune eingeſtreut. Ich führe eines derſelben in der Übertragung von Geibel und Leuthold an, um zugleich eine Probe deutſcher Muſſet-Überſetzungen zu geben:

An Pepa.

Spät abends, Pepa, wenn ihr Zimmer
Geſucht die Mutter müden Blicks,
Und du, entſchnürt, beim Lampenſchimmer
Gekniet vor deinem Kruzifix;

Wenn du dein Häubchen abgenommen
Und zögernd dich der Nacht vertraut,
Nachdem du furchtſam und beklommen
Noch leuchtend unters Bett geſchaut;

Wenn alle Träume freigegeben,
Entfeſſelt alle Wünſche ſind —
Woran gedenkſt du dann, mein Leben,
Pepita, du mein reizend Kind?

Vielleicht an Helden aus Romanen,
Wie man ſie dichtet Tag für Tag?
An alles, was die Sehnſucht ahnen,
Die Wirklichkeit verweigern mag?

An einen Berg, der tief im Grunde
Ein winzig Mäuschen in ſich faßt?
An Naſchwerk, an die Trennungsſtunde?
An einen Schatz, den du nicht haſt?

An ein Geheimnis deiner Schweſtern,
Vertraut zur Zeit des Dämmerlichts?
An Kleider, Schmuck, den Ball von geſtern?
Vielleicht an mich? Vielleicht an nichts?

Ein größeres Gedicht „Le Saule“ (Die Weide), das als Fragment bezeichnet wird, enthält die ſchöne Ode an den Abendſtern, die Oſſianſcher Poeſie entſtammt, aber wahrſcheinlich durch Goethes Nachdichtung im „Werther“ angeregt wurde:

Pâle étoile du soir, messagère lointaine,
Dont le front sort brillant des voiles du couchant etc.
(bei Goethe: Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du im Weſten uſw.)

Im Jahr 1830 war ein einaktiges Luſtſpiel von Muſſet „La nuit vénitienne“ im Odeon-Theater unverdientermaßen durchgefallen; und der junge Dichter hatte deshalb der Bühne für längere Zeit Lebewohl geſagt. Da er aber für die dramatiſche Form eine große Vorliebe hatte, ſchrieb er Komödien, die zum Leſen beſtimmt waren, zunächſt unter dem Titel „Un spectacle dans un fauteuil“, zwei dramatiſche Gedichte: „La coupe et les lèvres“ und „A quoi rêvent les jeunes filles“. In dem erſteren dürfen wir einen Niederſchlag ſeiner Lektüre von Goethes „Fauſt“ und Byronſchen Dichtungen erblicken. Fauſtiſche Gedanken treten uns entgegen, die uns im Mund des Helden, des jungen Tiroler Jägers Frank, ſeltſam berühren. Gleich Fauſt und beinahe mit ſeinen Worten flucht er den idealen Gütern des Lebens und zieht fort, einem unbekannten Glück entgegen. Enttäuſcht von den Genüſſen der Welt ſehnt er ſich nach der reinen Liebe ſeiner Jugend, aber im Begriff, die Geliebte in die Arme

zu schließen, wird er „zwischen Lipp' und Kelchesrand" von der Tücke des Geschicks ereilt. Der Kern und die Lehre des Ganzen ist Franks Ausspruch gegen die Débauche:

Malheur à celui qui laisse la débauche
Planter le premier clou sous sa mamelle gauche.

Ein heiteres Gegenbild zu dem düsteren Gemälde ist das zweiaktige romantische Lustspiel „A quoi rêvent les jeunes filles", „Wovon die jungen Mädchen träumen". Es mutet uns an wie ein Märchen- oder Schäferspiel. Die Handlung hat nie und nirgends sich begeben. Aber die Verse sind voll Wohllaut und duftiger Poesie, und das Erwachen der Liebe in den jungfräulichen Herzen ist außerordentlich zart geschildert. Das Stückchen steht unter dem freundlichen Zeichen Jean Pauls, auf den Musset sehr viel hielt und dem er zwei Aufsätze gewidmet hat.

Diesen beiden Stücken hat der Dichter eine poetische Erzählung „Namouna, conte oriental", zugesellt. Sie zeigt im Stil Byronschen Einfluß. Berühmt ist die glänzende Apotheose des Don Juan im zweiten Gesang. Die Don Juan-Gestalt hat für Musset immer einen großen Reiz gehabt, ganz besonders in ihrer Verherrlichung durch Mozart. Er schildert sie hier in einer idealen Verklärung. Don Juan ist ein herrlicher Jüngling.

Pensif comme l'amour, beau comme le génie . . .
Aimant, aimé de tous, ouvert comme une fleur,
Si candide et si frais que l'ange d'innocence
Baiserait sur son front la beauté de son cœur.

Musset hat wesentliche Züge seines Don Juan bei unserem deutschen Dichter E. Th. A. Hoffmann in den Phantasiestücken 1, Nr. IV, gefunden. Auch Mussets Schilderung ist ein „Phantasiestück". Ist es nicht eine kühne Phantasie, wenn er Don Juan mit Christus vergleicht?

Rameau tremblant encor de l'arbre de la vie,
Tombé comme le Christ pour aimer et souffrir.

Don Juan sucht das Ideal der Liebe in Tausenden von Frauen:

Trois mille noms charmants! trois mille noms de femme!
Pas un qu'avec des pleurs tu n'aies balbutié.

Diese Sentimentalität Don Juans ist ein Mussetscher Zug. Musset hat sich im Don Juan selbst gezeichnet. Auch ihm hat ja in einer seiner Chansons sein „schwaches Herz" eingestanden, daß der Reiz der Liebe im ewigen Wechsel liege, ein Bekenntnis, das wir in der Tat nur als Schwäche erkennen können, solange das Wort von der deutschen Treue noch etwas bei uns gilt.

Auch in der genialen epischen Dichtung „Rolla" wird die Liebe als die leuchtende Göttin der Erde geschildert, die selbst in die dunkle Höhle des Lasters ihre Strahlen sendet. Diese Vergötterung der Liebe ist echt romantisch, und Musset erscheint in der Tat seinem Wesen nach als Romantiker, wenn er auch nicht zur Fahne der Romantik schwört. So folgte er denn auch dem romantischen Brauch, die Romantik ins eigene Leben zu übertragen.

Den größten und verhängnisvollſten Einfluß übte auf ihn das romantiſche Liebesverhältnis mit George Sand, das mit den froheſten Hoffnungen begann, in ſeinem Verlaufe aber zu trüben Verſtimmungen, zu Kämpfen und Krankheit und ſchließlich zur völligen Trennung führte. Beide Naturen waren einander zu verwandt — Muſſet ſelbſt hat ihre Verbindung nachher als Inzeſt bezeichnet — anderſeits zu verſchieden; beide genial veranlagt, ſchwärmeriſch, überſchwenglich in ihren Anſprüchen an Glück und Liebe, beide ſtolze, zu Unterordnung und Anpaſſung wenig befähigte Charaktere; anderſeits iſt Muſſet Ariſtokrat, dem Lebensgenuß ergeben, George Sand Bourgeoiſe, an geregelte Arbeit gewöhnt. Er ſchrieb, wenn ihn die Laune dazu anwandelte; ſie ſchrieb eigentlich immer, wenn ſie nicht mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt war oder Studien von Land und Leuten machte, über die ſie wieder ſchreiben konnte. Die Haupturſache der Trennung war allerdings Muſſets reizbarer, unbeſtändiger Charakter.

Muſſet hat dieſer unglücklichen Liebe viele Tränen nachgeweint. Aber dieſe Tränen haben ſeine Poeſie befruchtet. Er ſelbſt hat es ausgeſprochen:

Les moissons pour mûrir ont besoin de rosée,
Pour vivre et pour sentir l'homme a besoin de pleurs.

Die ſeeliſchen Erſchütterungen haben ſein Genie zur Reife gebracht und ihn in den „Nachtgeſängen" (Nuits), der „Lettre à Lamartine", dem Nachruf auf die Sängerin Malibran, dem „Souvenir" den Höhepunkt ſeiner Lyrik erreichen laſſen. Ein Gott gab ihm, zu ſagen, was er gelitten. In abgeklärter klaſſiſcher Form ſpricht er ſeine Gefühle aus, und nur ſelten zuckt der Schmerz noch in ihm auf. Seine Wehmut trägt nicht ſelten eine gewiſſe religiöſe Färbung.

Muſſet hat ſich in ſeinem Leben viel mit religiöſen und philoſophiſchen Fragen beſchäftigt. Er war, wie George Sand, „tourmenté des choses divines". Es war für ſein weiches, im Grunde kindliches Gemüt ein Bedürfnis, an einen gütigen Gott und eine Vorſehung zu glauben, aber ſein grübelnder Verſtand ſtellte ſich dem Glauben entgegen. Auch hierin offenbart ſich der Zwieſpalt ſeines Weſens. George Sand läßt ihn in ihrem Roman „Elle et Lui", der ihr Verhältnis mit Muſſet ſchildert, ſeine Stellung zum Gottesglauben treffend mit den Worten kennzeichnen: J'aime Dieu, mais je ne crois pas en lui.

In ſeiner Jugend hat er geſagt:

Le soleil le sait bien qu'il n'est sous sa lumière
Qu'une immortalité, celle de la matière.

Ganz anders ſpricht er in ſeinen ſpäteren Werken:

Ton âme est immortelle et tes pleurs vont tarir.
(Deine Seele iſt unſterblich, und deine Tränen werden trocknen.)
A qui perd tout Dieu reste encore,
Dieu là-haut, l'espoir ici-bas.

Zwiſchen ſeine größeren Dichtungen hat er wieder eine Anzahl kleinerer eingeflochten, unter denen ſich wahre Perlen befinden. Ich erwähne „Une

bonne fortune", ein kleines Abenteuer, das in Baden-Baden ſpielt. Ebenſo keuſch und zart, wie hier die aufkeimende Liebe zu der ſchönen Engländerin gezeichnet iſt, erſcheint ſie in einer Reihe anderer Gedichte, unter denen ich die Elegie „Lucie" hervorhebe, weil ſie die Verſe enthält, die auf das von einer Trauerweide überſchattete Grabmal des Dichters auf dem Père-Lachaise geſchrieben wurden:

Mes chers amis, quand je mourrai,
Plantez un saule au cimetière!
J'aime son feuillage éploré;
La pâleur m'en est douce et chère,
Et son ombre sera légère
A la terre où je dormirai.

Immer tritt der muſikaliſch-melodiſche Charakter ſeiner Poeſie hervor; man glaubt, die Weiſen eines Troubadours zu hören in Fortunios Lied, in der Romanze, die Baberine ihrem ſcheidenden Ritter nachſingt:

Beau chevalier, qui partez pour la guerre,
Qu'allez-vous faire
Si loin d'ici?
Voyez-vous pas que la nuit est profonde,
Et que le monde
N'est que souci?

Wie oben erwähnt, war Muſſet auch dramatiſcher Dichter. Zwei ſeiner Theaterſtücke ſind als eigentliche Dramen bezeichnet: „André del Sarto" und „Lorenzaccio". In der Wahl der Stoffe dieſer Stücke zeigte Muſſet einen ſicheren Blick für das Dramatiſche, wie ſchon der Umſtand beweiſt, daß beide Stücke von deutſchen und italieniſchen Dramatikern nachgedichtet wurden. Namentlich „Lorenzaccio" iſt hochdramatiſch. Lorenzo, der Vetter des Tyrannen Alexander von Medici, ein idealiſtiſcher Schwärmer, beſchließt, jenen zu ermorden und ſein Vaterland zu befreien. Um ihn zu täuſchen und ſein Vertauen zu gewinnen, nimmt er an ſeinen Ausſchweifungen und Gewalttaten teil und beſtärkt ihn noch in ſeinem Treiben; aber dabei verſinkt er ſelbſt im Sumpfe des Laſters und kann ſich nicht mehr daraus retten. Er vollbringt den Mord, aber er hat nicht mehr den Mut und die Kraft, ſein Werk zu vollenden; er geht zugrunde. Es weht Shakeſpeareſcher Geiſt in dieſem Stück. Wenn es auf dem Theater keinen Boden faſſen konnte, liegt die Schuld lediglich an der nicht bühnenmäßigen Kompoſition.

Die Comédies ſind verſchiedener Art; einige ſchildern ſeeliſche Konflikte, andere ſind mehr Phantaſieſpiele, romantiſche Märchen, wie „Barberine", „Carmosine", „Fantasio". Shakeſpeare hat auf dieſe eingewirkt. In „Fantasio" begegnen wir auch wieder den Spuren Jean Pauls. Das Stück ſpielt in einem irgendwo im Mond gelegenen München am Hof des guten Königs von Bayern, der mit dem Fürſten von Mantua in Fehde liegt. — In den Proverbes, dieſer echt franzöſiſchen dramatiſchen Form, die auf Carmontelle zurückgeht, verſteht der Dichter, mit ebenſo viel Geiſt als Anmut zu plaudern.

Ein Zufall fügte es, daß Musſets Theaterſtücke, die in der „Revue des deux Mondes“ ſchlummerten, den Weg auf die Bühne fanden. Die ausgezeichnete Pariſer Schauſpielerin Frau Allan Despréaux, die im Jahre 1847 von Petersburg kam, hatte dort den großen Erfolg des Luſtſpiels „Le Caprice“ von Muſſet miterlebt, und ſie ſetzte es durch, daß das Stück am „Théâtre français“ gegeben wurde. Es fand lebhaften Beifall. Nun gingen der Reihe nach faſt ſämtliche Stücke Musſets über die Bretter, und ſie gehören auch heute noch zum Spielplan der großen franzöſiſchen Theater.

Musſets poetiſche Begabung tritt auch in den erzählenden Dichtungen hervor, die er in ſeiner zweiten Schaffensperiode veröffentlichte. Er ſchrieb einen Roman „La confession d'un enfant du siècle“, eine Lebensbeichte, in der er insbeſondere die Geſchichte ſeiner Liebe zu G. Sand erzählt. Er gibt in dieſem Buche Wahrheit unter dem Schleier der Dichtung und hat ſich ſelbſt keineswegs geſchont. Der Wert des Romans wird durch gewiſſe Mängel der Kompoſition, die man ihm zum Vorwurf macht, kaum beeinträchtigt. Die Kompoſition iſt überhaupt nicht Musſets ſtarke Seite. Er überließ ſich lieber dem Fluge ſeiner Gedanken, als daß er ſich mit der Ausarbeitung von Plänen und Entwürfen geplagt hätte. Es zog ihn deshalb auch mehr zum Luſtſpiel und zur Novelle als zum großen Drama und Roman. Seine „Nouvelles“ und „Contes“ ſind zum Teil allerliebſt; unter jenen möchte ich „Le Fils du Titien“ hervorheben, von den Contes iſt „L'histoire d'un merle blanc“, die Geſchichte einer weißen Amſel, eine literariſche Satire im Gewand einer Tierfabel, am bekannteſten geworden.

In Muſſet ſteckte wie in Heinrich Heine außer dem Poeten auch ein Satiriker und ein Kritiker. Seine ſatiriſche Begabung hat er in mehreren ſeiner Gedichte und in den Briefen von Dupuis und Cotonet glänzend dargetan. Als Kritiker von feinem Kunſturteil erwies er ſich in ſeinen Aufſätzen über Literatur, Theater, Konzerte, Gemäldeausſtellungen. Muſſet hatte namentlich ſehr viel Sinn und Verſtändnis für Muſik; ſie war ihm nicht nur Ohrenſchmaus, ſondern Herzensſache; ſie ſprach zu ſeinem innerſten Gemüte. Bezeichnend für ihn iſt es, daß er gerade die ernſte, klaſſiſche Muſik, auch die alte Kirchenmuſik, hochſchätzte.

Wie oben erwähnt, hat die deutſche Literatur vielfach anregend auf Alfred de Muſſet gewirkt. Die franzöſiſchen Romantiker begeiſterten ſich für die großen deutſchen und engliſchen Dichter, bei denen ſie ihre poetiſchen Ideale verwirklicht fanden. So ſchreibt der ſiebzehnjährige Muſſet an einen Freund: „Je ne voudrais pas écrire ou je voudrais être Shakespeare ou Schiller“. Von ſeiner eifrigen Beſchäftigung mit den großen Geiſtern unſerer Literatur geben ſeine Werke an vielen Stellen Zeugnis. Goethe iſt für ihn le grand, le noble Goethe; Fauſts Gretchen iſt eine Lieblingsgeſtalt für ihn geworden; eine Nachbildung des Gretchenbildes von Ary Scheffer hing in ſeinem Schlafzimmer, und oft ruhten ſeine Blicke auf dem rührenden Mädchenantlitz. Aus Verehrung für

Goethe hat er ein Goetheſches Gedicht „Selbſtbetrug" nachgedichtet. Vielleicht hat ihn der Anfang des Gedichtes (Der Vorhang ſchwebet hin und her) an einen Vers ſeines Jugendgedichtes „L'Andalouse" erinnert: Quand son rideau tremblait au vent.

Deutſche Muſik liebte er über alles. Er verſtand den deutſchen Genius, wie er ſich in den Werken unſerer Tonheroen ausſpricht *).

Trotz ſeines Wohlwollens für Deutſchland hat ſeine Muſe einmal einen feindlichen Ton gegen unſer Vaterland angeſchlagen. Es war im Jahre 1841, in einer Zeit großer nationaler Erregung. Die Wendung, welche die orientaliſche Frage genommen, hatte die kriegeriſchen Leidenſchaften der Franzoſen entflammt und den alten Ruf nach der Rheingrenze wieder ertönen laſſen. Aus Deutſchland ſchallten ebenſo kriegeriſche Klänge zurück. Der alte Arndt ſang damals ſein Sturmlied („Und brauſet der Sturmwind des Krieges heran"). Am mächtigſten aber zündete das Rheinlied von Nikolaus Becker: „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein". Das Lied wurde (nach Petzet) etwa hundertundfünfzigmal komponiert. In Frankreich entrüſtete man ſich gewaltig über die ziemlich harmloſen Verſe, in denen man eine Verhöhnung und Herausforderung erblickte. Fortgeriſſen von der allgemeinen patriotiſchen Woge ſchrieb Muſſet als Antwort ſeinen „Rhin allemand" (Nous l'avons eu, votre Rhin allemand), ſpöttiſche und ſcharfe, aber poetiſch ſchwungvolle Strophen, die in Frankreich beinahe ebenſo viel Erfolg hatten wie Beckers Rheinlied in Deutſchland (allerdings wurden ſie nur etwa fünfzigmal in Muſik geſetzt!).

Muſſets Zorn war bald verraucht; jede Spur von Chauvinismus lag ihm fern. Elf Jahre ſpäter verfaßte er die Kantate „Le chant des amis", in der er den Frieden und die Verbrüderung der Völker verherrlicht. (Le Rhin n'est plus une frontière. Amis c'est notre grand chemin etc.)

Die letzte Lebensperiode des Dichters war höchſt traurig. Seine Schaffenskraft und Schaffensluſt war gelähmt, ſeine Geſundheit zerrüttet. Ein Herzleiden hatte ſich eingeſtellt und wurde durch ſeine unregelmäßige Lebensweiſe begünſtigt. Er ſelbſt hat in ſeinem letzten Gedicht ſeinen troſtloſen Zuſtand ergreifend geſchildert:

L'heure de ma mort depuis dix-huit mois
De tous les côtés sonne à mes oreilles ...
Jusqu'à mon repos tout est un combat,
Et comme un coursier brisé de fatigue
Mon courage éteint chancelle et s'abat.

Der Tod nahte ihm ſanft als Erlöſer. In ſeinen Fieberphantaſien umrauſchten ihn die Weiſen ſeiner Lieblingsmeiſter Beethoven, Mozart, Schubert. In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1857 ſchloß der Schlaf ſeine Augen für

*) Über die Beziehungen Muſſets zu Deutſchland vgl. den Aufſatz des Verf. in Behrens „Ztſchr. für franz. Sprache und Literatur" 1909. Auch im Sonderdruck.

immer. Er hatte nur ein Alter von sechsundvierzigeinhalb Jahren erreicht. Wenige Freunde gaben ihm das letzte Geleit.

Mussets Persönlichkeit und seine Werke haben in Deutschland lebhafte Teilnahme hervorgerufen, und man hat sich vielseitig mit ihm beschäftigt. Paul Lindau hat das Verdienst, durch seine liebevoll und unbefangen geschriebene Biographie des Dichters (1877) auf Mussets Bedeutung hingewiesen zu haben. Seitdem sind zahlreiche Einzelschriften über Musset erschienen, namentlich ist für die Erklärung seiner hervorragendsten Dichtungen viel in Deutschland geleistet worden. Wir haben sogar mehrere Schulausgaben von Musset, in denen sich der Dichter natürlich manche Striche gefallen lassen mußte. Verschiedene Übersetzer haben sich mit mehr oder weniger Glück an Musset versucht. Alle Lyrik bietet der Übertragung in eine fremde Sprache große Schwierigkeiten, besonders die von Musset mit ihrer Gedankenfülle, ihrer häufig gedrängten Sprache, den wechselnden Versmaßen, dem melodischen Fluß der Verse. Verschiedenes ist indessen recht gut übersetzt worden. Die neueste und vollständigste Übersetzung — auch Prosastücke umfassend — ist die von M. Hahn (3 Bände).

Musset wird wohl in Deutschland nie eigentlich populär werden, wie uns ja auch nicht alles, was er geschrieben hat, sympathisch sein wird. Aber gewiß wird es immer bei uns zahlreiche für Poesie empfängliche Menschen geben, die erkennen, daß er ein gottbegnadeter Dichter ist, dem sich das ganze Leben in Poesie verwandelte, der fein und tief empfand und seine Empfindungen wahr und treu wiederzugeben wußte.

Roms Machtansprüche und die Pflichten des Staats

Von Lic. Dr. Hans Becker-Schöneberg

Seit der Borromäus-Enzyklika, die in der ganzen protestantischen Welt, und nicht nur in ihr, eine tiefgreifende Erregung hervorgerufen hat, ist der Papst keineswegs still gewesen. Mit einer hartnäckigen Zähigkeit hält er an seinem einmal gefaßten Plane fest und verfolgt mit Konsequenz sein Ziel. Man kann dieses Ziel als ein doppeltes bezeichnen: einmal Kampf gegen die moderne vom Geist des Protestantismus durchtränkte Kultur und dann die Absperrung des Klerus von dieser modernen Kultur und seine unbedingte Beugung unter den Willen Roms. Eine Reihe von Verfügungen, die Pius diesen Sommer erlassen hat, bedeutet weitere Schritte nach dieser von ihm eingeschlagenen Richtung. So hat er in einem motu proprio vom 24. Juni Vorschriften über den Eid (Modernisteneid) gegeben,

den die Doktoren der Heiligen Schrift in Zukunft abzulegen haben. Danach sollen sie sich allen Verfügungen des Papstes und allen Vorschriften der päpstlichen Bibelkommission, und zwar nicht nur den bereits ergangenen, sondern auch den in Zukunft zu erlassenden im voraus unterwerfen. Am 8. September hat er Ausführungsbestimmungen zu der Encyclica pascendi dominici gregis erlassen, worin u. a. dem jungen Klerus das Lesen von Zeitungen verboten und allen Geistlichen ein Eid der Rechtgläubigkeit auferlegt wird, der bis zum 31. Dezember dieses Jahres geleistet werden muß. In welche Gewissensnöte kommen da die Priester! Wie mancher der Eide, die da geschworen werden, wird ein Meineid sein! Und wie unklar mag man sich in Rom über die Zustände im Klerus sein, oder wie leicht glaubt man dort mit den Gewissen umspringen zu können, wenn man ihm ohne weiteres solch einen Eid auferlegt!

Schließlich hat der Papst durch ein Dekret vom August Bestimmungen über die Absetzung der Pfarrer erlassen, welche diese eigentlich auf Gnade und Ungnade den Bischöfen ausliefern. Denn darauf läuft doch die Verordnung hinaus, daß der Pfarrer, wenn in seiner Gemeinde sich Abneigung gegen ihn findet, „selbst eine ungerechte und nicht allgemeine", und wenn sich seine Unwissenheit und Unerfahrenheit herausstellt, von dem Bischof abgesetzt werden kann. Wie leicht ist es doch schließlich — dies weiß jeder, der etwas im öffentlichen Leben steht —, Abneigung gegen eine Persönlichkeit hervorzurufen oder ihr Unfähigkeit vorzuwerfen. Der Papst soll noch weiter gehen wollen und die Bestimmung planen, die Pfarrer in Zukunft nicht mehr auf Lebenszeit, sondern nur zur Verfügung der Bischöfe ernennen zu lassen.

In alledem liegt System, und zwar das System einer fanatischen Gesinnung, die unerbittlich, aber auch ohne Beachtung der drohenden Gefahr dem einmal gesteckten Ziele entgegengeht. Dieses Ziel hat eine dem Vatikan nahestehende Persönlichkeit kürzlich mit den Worten ausgedrückt: „Die Encyclica pascendi hat eine bestimmte Kategorie von Modernisten getroffen: diese sind alle aus der Kirche ausgetreten. Das motu proprio ist gegen jene Modernisten gerichtet, die in der Kirche geblieben sind und darin im verborgenen ihr Werk fortsetzen. Diese müssen nun entweder ebenfalls austreten oder sich rückhaltlos unterwerfen. Der Papst hat der Kirche einen unschätzbaren Dienst geleistet. Er hat jenem maskierten Protestantismus, der die katholische Lehre in ihren Urquellen zu vergiften droht, den Gnadenstoß gegeben. Nicht heute, sondern erst in einem halben Jahrhundert wird man die ganze Tragweite der Verordnung begreifen und dem Papste für das vollbrachte Werk Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Man kann demgegenüber nur fragen: Quousque tandem? Wie lange wird der katholische Klerus diese Knebelung der sittlichen Persönlichkeit und des religiösen Gewissens ertragen? Wird er sich bald ermannen, um jenen Bestrebungen Roms ein: „Bis hierher und nicht weiter!" zuzurufen, oder müssen noch stärkere Schläge kommen, bis er aufwacht und sich darauf besinnt, daß er nicht nur Untertanenpflichten, sondern auch Menschenrechte besitzt? Einzelne

Stimmen melden sich schon, und zwar, wie wir sehen können, nicht von verdächtigen Modernisten, sondern von treuen, gehorsamen Priestern, denen es doch zu viel wird. Der Aufsatz „Römisches, Allzurömisches" in Nr. 38 dieser Zeitschrift zeigt uns das deutlich.

Die religiöse Seite der Krisis, die durch diese Überspannung der Forderungen des Vatikans hervorgerufen wird, soll hier nicht behandelt werden. Es soll vielmehr die Aufgabe dieser Zeilen sein, auf die politische und staatsrechtliche Seite dieser Vorgänge hinzuweisen. Durch das Vorgehen der Kurie werden die Staaten, selbst die friedliebendsten und geduldigsten, zu der Frage getrieben: „Dürfen wir uns das gefallen lassen?", und zu Maßregeln, welche die Trennung von Staat und Kirche in die Wege leiten, förmlich gedrängt.

Der Staat, und wir nennen hier einmal zunächst den preußischen Staat und das Deutsche Reich, wendet für die römische Kirche und ihre Kultus- und Unterrichtszwecke jährlich ganz beträchtliche Summen auf. Wir erwähnen hier nur die Zahlungen, welche der preußische Staat seit der Säkularisation der Klöster und geistlichen Stiftungen im Jahre 1810 für die römische Kirche leistet und die mit den Bedürfnissen wachsen: Preußen hat damals versprochen, daß es für die Bedürfnisse der römischen Kirche in seinem Lande in angemessener Weise Sorge tragen wolle. Daher müssen, was viele Preußen immer noch nicht wissen, diese Beträge in den Staatshaushaltsplan eingesetzt und im Abgeordnetenhause besprochen werden. Sodann gehören hierher die Ausgaben, welche das Patronat über zahlreiche katholische Pfarreien der Staatskasse auferlegt. Ferner sind noch die beträchtlichen Leistungen zu nennen, welche dem Staat durch die Erhaltung der katholisch-theologischen Fakultäten an den Universitäten und der Lyzeen, so des Lyzeum Hosianum in Braunsberg und sieben katholischer Lyzeen in Bayern, obliegen. Und schließlich darf man auch die Ausgaben nicht vergessen, die die Militärseelsorge in steigendem Maße fordert und die von dem Staate allein, ohne jede Beihilfe der Kirche, zu leisten sind. Der Staat hat also eine große Menge Pflichten der Kirche gegenüber. Und man darf darum billig fragen: welche Rechte besitzt er demgegenüber, beziehungsweise wie wird er seine Rechte gegenüber der neuen Strömung in der Kirchenpolitik der Kurie wahren?

Hier ist der Punkt, wo unseres Erachtens der Staat als solcher, als politische Macht dem Treiben der Kurie nicht müßig zusehen darf, weil dadurch sonst seine eigenen Interessen gefährdet werden.

Der Staat ist in neuester Zeit bereits vor den Ansprüchen der Kurie auf diesem Gebiet zurückgewichen und hat drei Männer, die mit ihr in Konflikt geraten waren, einfach fallen lassen beziehungsweise nicht genügend geschützt. Der Professor der katholischen Dogmengeschichte an der Universität München Joseph Schnitzer ist wegen seines Artikels: „Die Encyclica pascendi und die katholische Theologie" in Nr. 5 Jahrg. 1908 der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" zunächst beurlaubt und dann in die philosophische Fakultät hinübergedrängt worden. Der bayerische Lyzealprofessor

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sickenberger war wegen seiner Lehren bei der Kirchenregierung mißliebig geworden. Er bat den bayerischen Staat um eine andere Anstellung, aber der Kultusminister erwiderte ihm, er sei eine „suspekte Persönlichkeit" und gewährte ihm aus Rücksicht auf das Zentrum, die Bitte nicht, so daß Sickenberger, von dem Erzbischof verstoßen und von der Regierung seines Vaterlandes verlassen, sich genötigt gesehen hat, anderwärts sein Brot zu suchen. Der dritte Konflikt hat in Braunsberg in Preußen stattgefunden. Dort lehrte am Lyzeum Hosianum der Kirchenhistoriker Koch. Er veröffentlichte eine kirchen- und dogmengeschichtliche Untersuchung über Cyprian von Karthago und den römischen Primat. Das Buch erschien in den von Professor Harnack herausgegebenen „Texten und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur" in dem bekannten protestantischen Verlage von Hinrichs in Leipzig. Das mochte an sich schon verdächtig sein. Noch mehr aber war es das Resultat, zu dem Koch kam, daß man nämlich in Cyprian nicht den Lobredner der Einheit der Kirche unter dem römischen Bischof finden dürfe, den man bisher in ihm sah. Das sind wissenschaftliche Überzeugungen, die in protestantischen Kreisen schon lange gelten; daß aber ein katholischer Priester und Forscher es gewagt hat, diese Lieblingsthese der römischen Kirche anzugreifen, das war das Unerhörte. In der Vorrede zu seinem Buche hat es Koch auch ausgesprochen, daß die Untersuchung für ihn zu einem Bekenntnis geworden sei, durch das er manche, die ihm lieb gewesen seien, betrüben müsse, aber die höchste Autorität sei doch das Gewissen. Das ist ein protestantischer Grundsatz, den er damit ausgesprochen hat, und deshalb hat er in dem Lehramt der römischen Kirche keinen Platz mehr.

Wenn man jene drei „Fälle" erwägt, so muß man sagen, diese Männer sind nicht etwa deshalb in Konflikt gekommen, weil sie mit den Grundwahrheiten des Christentums nicht mehr einverstanden waren. Wäre das der Fall gewesen, so hätte man es durchaus verstehen können, wenn Rom auf ihre Entfernung drang. Denn wenn die Kirche in solchen Fällen eingreift, so handelt sie nur in Wahrung berechtigter Interessen. Das verdient utopistischen Theorien des Liberalismus immer wieder entgegengehalten zu werden. Wie ich nicht Lehrer des Staatsrechts sein kann, wenn ich den Staat für unsinnig und unnötig erkläre, wie ich nicht Handelslehrer sein kann, wenn ich Gewinnprozente des Kaufmanns für unberechtigt halte, so kann ich auch nicht Lehrer der christlichen Theologie sein, wenn ich den christlichen Glauben nicht mehr anerkenne. Das ist einfach und klar. Wenn Rom solche Leute aus seinen Reihen entfernt, so kann man das durchaus verstehen. Es tut dabei allerdings immer etwas, was der Protestantismus auch oft genug getan hat und was bei ihm erst durch das neue Irrlehrengesetz endgültig beseitigt worden ist: es heftet den Leuten, die es gehen heißt, einen sittlichen Makel an. Die Ketzer sind für Rom immer böse Menschen gewesen und werden es immer bleiben. Aber wenn nur die drei obengenannten Männer religiöse Ketzer wären! Das sind sie nicht! Sie sind fromme katholische Christen, denen es nicht einfällt, die Glaubenssätze des

Christentums zu leugnen. Sie haben sich nur gegen das ultramontane System gewehrt, dessen Anerkennung nach den neueren Bestrebungen der Kurie wieder einmal zu einer der Grundforderungen des römischen Christentums gemacht werden soll. Als sie hierüber mit der Kurie in Konflikt gerieten, sind sie von dem Staat, als dessen Lehrer sie angestellt waren, im Stich gelassen worden, man muß das mit aller Deutlichkeit sagen. Genau so sind seinerzeit, als die Maigesetze aufgehoben werden, die „Staatspfarrer" in Preußen behandelt worden, wie wieder einmal in Erinnerung gebracht werden soll.

Und hier setzt eben unserer Meinung nach die dringende Verpflichtung des Staates ein, jenem Vordringen Roms vom staatlichen Interesse aus Halt zu gebieten. Oder will sich der Staat dazu hergeben, ad nutum papae bereit zu stehen und etwa einem Pfarrer, den der Bischof nach den Anweisungen in jenem motu proprio des Papstes abgesetzt hat, weil er — nun weil er einigen bigotten alten Weibern in seiner Gemeinde mißliebig geworden ist, das Gehalt zu sperren und anderseits einem eben aus Portugal vertriebenen Mönch, den ein Bischof als Pfarrer anstellt, das Gehalt zu zahlen? Das wäre doch eine unwürdige Stellung des Staates, und es wäre auch grausam gegen eine ganze Reihe seiner Untertanen. Zu diesen gehören auch die katholischen Priester. Und unter diesen gibt es, das wissen wir, eine ganze Menge, die ihr deutsches Vaterland lieb haben und mit wachsender Sorge die steigenden Machtansprüche Roms sehen. Manche von ihnen haben das ausgesprochen, und viel mehr sagen es im geheimen oder behalten diese Gedanken für sich. Die sittlich-religiös aufbauende und erziehende Arbeit dieser Priester kann der Staat nicht entbehren. Damit sie auch ihm treu dienen, verlangt er von ihnen den Eid der Treue bei ihrer Anstellung. Aber wenn nun die wirklich national gesinnten Priester die Überzeugung gewinnen, daß der Staat der Einschränkung ihrer Freiheit durch Rom untätig zusieht, ja womöglich noch hilfreiche Hand leistet, dann werden und müssen sie die Lust verlieren, wirklich national erziehend im Vaterland mitzuwirken, und werden sich, wenn auch wohl schweren Herzens, dorthin wenden, wo die Macht ist, nach Rom.

Das sind bitterernste Fragen aus dem staatsrechtlichen Gebiet, die wir dem Staat zur Erwägung anheimgeben. Es muß ein Weg gefunden werden, um der drohenden Willkür- und Gewaltherrschaft Roms einen Damm entgegenzusetzen. Hier können doch alle Parteien, welche die Freiheit der Persönlichkeit und die sittliche Würde des Menschen betonen, also auch die Freisinnigen, mit dem Staate zusammenwirken. Soeben geht durch die Presse die Nachricht, die bayerische Regierung habe gegen die Machtansprüche Roms beim Papst Einspruch erhoben, weil dadurch die Rechte des Staates beschränkt würden. Möchten bald andere Regierungen folgen und sie sich zusammentun zu gemeinsamem Vorgehen. Gegen Geschlossenheit und Entschiedenheit ist Rom meist zurückgewichen. Es muß ein Weg, und wir betonen es, ein Weg des Rechtes gefunden werden, wie da Abwehr zu schaffen, denn „das Vaterland ist in Gefahr".

Kritiſche Aufſätze zum Vorentwurf eines neuen deutſchen Strafgeſetzbuches

Von Amtsrichter Dr. Ernſt Sontag-Kattowitz O.-S.

Von Eid und Meineid im Vorentwurf eines neuen deutſchen Strafgeſetzbuches und dem Entwurf einer neuen deutſchen Strafprozeßordnung.

Ein ernſtes ethiſches Problem unſerer Zeit taucht auf, wenn wir uns der Frage nähern: Wie hat ſich der Vorentwurf des Strafgeſetzbuches und der in dieſem Zuſammenhange unlösbar mitzubehandelnde Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung zur Regelung der Eidesmaterie geſtellt?

Das geltende Strafgeſetzbuch gruppiert den Meineid zwiſchen das Münzverbrechen und die falſche Anſchuldigung und erblickt in dem Meineid, wie das Reichsgericht mehrfach ausgeſprochen hat, auch ein Verbrechen gegen die Religion. Der Vorentwurf behandelt den Meineid unter der Rubrik „Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf die Rechtspflege“. Es gewinnt danach den Anſchein, als erblicke er das bei dem Meineid zu ahndende Delikt ausſchließlich in der Gefährdung und Irreführung der Rechtspflege, welche auf der falſchen Ausſage wie auf einer richtigen bauend, zu ungerechten Sprüchen kommen kann.

Ob dieſer Übergang vom Religionsdelikt zum Verbrechen gegen die Staatsſicherheit konſequent vollzogen iſt, bleibt noch unten zu prüfen. Wie bedeutend er wäre, dafür ſei das volle Verſtändnis durch eine hiſtoriſche Abſchweifung eröffnet, die ihre Berechtigung wohl auch um ihrer allgemein intereſſanten Tatſachen willen hat.

Die Römer der klaſſiſchen Zeit hatten mit ihrem feinen juriſtiſchen Unterſcheidungsvermögen erkannt, daß im Meineid zwei verſchiedene kriminelle Tatbeſtandsmerkmale liegen, einmal der Frevel gegen die Gottheit, ſoweit dieſe fälſchlich zum Zeugen angerufen wird, und zweitens der Eingriff in die Rechtsgüter des einzelnen und des Staates, ſoweit durch eine falſche Ausſage ein Angeklagter oder eine Partei geſchädigt und das Intereſſe des Staates an ſicherer Rechtsfindung gefährdet wird. Demgemäß beſtraften die Römer letzteres Delikt, die wiſſentlich falſche Ausſage, mit den irdiſchen, ihnen zu Gebote

stehenden Strafen, überließen aber die Ahndung des Meineids, d. h. des Frevels gegen die Götter, diesen selbst „deorum injuriae diis curae".

Diese feine Distinktion war im Drange der Völkerwanderung verloren gegangen. Als aus deren Chaos sich das Reich der Karolinger erhob, da saß bei neuer Gesetzesarbeit nicht die juristische Wissenschaft, sondern die Gottesgelahrtheit mit zu Rate, und so dekretierte Kaiser Karl der Große in seinen Kapitularien: Der Meineid ist ein Frevel gegen den allwissenden Gott der Wahrheit, eine Verhöhnung der göttlichen Majestät, ein vom Staate zu ahndendes Religionsverbrechen, „nullam redemptionem det, nisi manum perdat" (capit. a. 779). Es ist etwas von der alten Talion in dieser Strafe: an der Hand, welche sich zu dem Gottesbilde emporgereckt, welche sich auf das Kruzifix oder den Reliquienschrein gesenkt, aber trotzdem einen Meineid geschworen hatte, sollte der Frevel gesühnt werden.

In diesem Kapitulare ist die Anschauung begründet, welche sich durch das ganze Mittelalter hinzieht: der Meineid ist ein Religionsverbrechen, er ist eine Unterart der Gotteslästerung. Als solche qualifizieren ihn die einzelnen Stadtrechte, als solche sieht ihn das kanonische Recht an. Auch das Zeitalter der Renaissance bringt hier keinen Umschwung der Rechtsanschauung. Wohl hat man die römischen Rechtsquellen entdeckt, allein man steht der Scheidung zwischen fas und jus verständnislos gegenüber. Dem im Banne mittelalterlicher Weltanschauung aufgewachsenen Juristen erscheint es wie ein Frevel, daß der Römer den Meineid, d. h. das reine gegen die Götter begangene Delikt, nicht ahndet. Italienische, französische, deutsche und holländische Juristen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts machen die verzweifeltsten Anstrengungen, in die juristischen Quellen eine Bestrafung des Meineids hinein zu interpretieren, da sie sie nicht herauslesen können; natürlich gelingt ihnen jenes mit scholastischer Spitzfindigkeit, und sie gelangen zu dem Resultate, daß der Meineid ein direkt gegen Gott gerichtetes Verbrechen ist. Tiberius Decianus versteigt sich sogar zu der kühnen These, daß der Meineid ein schwereres Delikt als der Totschlag sei, weil jener eine Mißachtung Gottes, dieser nur eine Mißachtung der Menschen enthalte. Deshalb bedauert er auch die „levitas poenarum", die auf den Meineid stehen, nämlich Ausreißen der Zunge und Abhacken der Hand. Nur ein Lichtblick zeigt sich in diesem juristischen Dunkel, das ist die Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls des Fünften. Zwar stellt auch sie den Meineid zwischen Gotteslästerung und Zauberei, aber indem sie nur zwei Arten des Meineids kennt, nämlich den falschen Zeugeneid im Zivilprozesse, geleistet in der Absicht, einen anderen um Vermögen zu bringen, und den falschen Zeugeneid, geleistet im Kriminalprozeß, um einem Unschuldigen Strafe zuzuziehen, beweist sie, daß sie nicht die Mißachtung Gottes, sondern die Irreführung irdischer Justiz und die Schädigung irdischer Individuen strafen will. Die volle Loslösung vom religiösen Delikt bringt erst der Freidenker auf dem Throne der Habsburger, Kaiser Joseph der Zweite (1787). Sein Strafgesetzbuch straft den

Meineid als qualifizierten Betrug. Mag diese Rechtsauffassung auch vor der heutigen Wissenschaft nicht mehr bestehen können, so bleibt die bahnbrechende Neuerung Josephs des Zweiten, daß nicht mehr der Meineid, sondern die falsche Beweisaussage im Prozeß bestraft wird. War damit auch der Bann des alten Prinzips gebrochen und folgte die Strafgesetzgebung der Napoleonischen Zeit in der Auffassung, daß der Meineid kein Religionsvergehen mehr sei, so sind wir hundert Jahre später bei Schaffung des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs, wie oben gezeigt, wieder zur Bestrafung des Meineids als Religionsdeliktes zurückgekehrt. Der Vorentwurf bringt nun freilich, wie ebenfalls schon bemerkt, den Meineid unter den Verbrechen in Beziehung auf die Rechtspflege, aber der Vorentwurf der Strafprozeßordnung hat an der Zeugennorm des Zeugeneides, welche der Richter künftig vorspricht:

„Sie schwören bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß Sie nach bestem Wissen die reine Wahrheit gesagt, nichts verschwiegen und nichts hinzugesetzt haben"

und an der Eidesformel, welche der Zeuge nachspricht:

„Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe"

nichts geändert. Auch die am 1. April d. Js. in Kraft getretene Novelle zur Zivilprozeßordnung hat für Parteien wie Zeugen den alten Eid unter Anrufung Gottes beibehalten. Nun ließe sich freilich noch denken, daß man die religiöse Eidesform gewahrt habe, daß man aber in Meineide nicht die Verletzung der Religion, sondern nur die Verletzung der Sicherheit der Rechtspflege ahnde. Allein dem steht die verschiedene Bestrafung der falschen eidlichen und der falschen uneidlichen Aussage entgegen. Es ist gewiß mit Genugtuung zu begrüßen, daß endlich auch Zeugen und Sachverständige, welche, vor einer zu ihrer eidlichen Vernehmung zuständigen Behörde uneidlich vernommen, wissentlich falsch ausgesagt haben, hierfür bestraft werden. Das dreiste Anlügen des Ermittelungsrichters und Untersuchungsrichters, welches bisher genügend rechtskundige Personen bei ihrer uneidlichen Vernehmung gewagt haben, muß dringend ein Ende finden. Indessen, wie ist es rechtsphilosophisch und rechtstechnisch zu bewerten, wenn der wissentliche Meineid mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren und bei mildernden Umständen mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten bestraft wird, die falsche uneidliche Aussage aber mit Gefängnis von einem Tage bis zu drei Jahren, bei mildernden Umständen sogar nur mit Haft bis zu einem Jahre? Käme die Verletzung des im Eide liegenden religiösen Moments bei ersterer Bestrafung nicht in Betracht, so wäre nicht einzusehen, warum eine Verschiedenheit der Bestrafung existieren soll. Die Intensität des auf Irreführung der staatlichen Rechtspflege gerichteten Willens ist bei dem vor dem Untersuchungsrichter falsch Aussagenden die gleiche wie bei dem Zeugen der Hauptverhandlung; auch hat der Staat schon in jenem Stadium die gleiche Pflicht der Wahrheitserforschung wie in diesem: wem das Betreten der Anklagebank erspart werden kann, dem soll es auch erspart werden. Ist also der Eid ein stärkeres Mittel zur Erforschung

der Wahrheit, so hat der Staat stets die Pflicht, zu diesem stärksten Mittel zu greifen. Jedenfalls widerspricht es aber dem Zwecke des Strafverfahrens, zwei Mittel von verschiedener Stärke zur Erzwingung wahrer Aussagen einzuführen: die Meineidsstrafe als das stärkere, die Strafe der falschen uneidlichen Aussage als das schwächere Mittel.

Nun meint freilich der Vorentwurf, daß der Eid, dieses durch Jahrhunderte überlieferte und in seinem Formalakt auf Gemüt und Gewissen des Aussagenden einwirkende Mittel, einen wirksameren Antrieb der Wahrheit biete als eine einfache Wahrheitsversicherung mit anschließender Strafandrohung gegen ihre Verletzung. Er meint, daß die gerichtliche Praxis jedem die Erfahrung aufdrängen müsse, nur der Eid mit der in ihm liegenden Mischung des religiösen mit dem bürgerlichen Element biete eine hinreichende Gewähr gegen die zahlreichen und heftigen Antriebe, welche die Aussagenden nicht selten zur Unwahrheit hindrängen, der völlige Wegfall der eidlichen Bestärkung hingegen würde von sehr nachteiligen Folgen für die Wahrheitsermittelung und damit für die Rechtspflege und Rechtssicherheit sein.

Diese Beobachtung kann nicht uneingeschränkt bestätigt werden. Wie viele Verurteilungen wegen Meineids finden gerade unter den Angehörigen des platten Landes statt, bei welchen das, was man äußerlich als Frömmigkeit erkennt, doch noch am stärksten zu Hause sein soll. Wie häufig sind gerade Frömmigkeit und Aberglauben unlöslich verknüpft, und letzterer bietet sogar den Bevölkerungsklassen niederer Kulturstufe ein Mittel, von dem sie glauben, daß es die überirdische Strafe des Meineids von ihnen abwenden könne. Wenn solche Schwurpflichtigen die rechte Hand zum Eide erheben, so wird jeder erfahrene Richter sorgfältig erstens auf die Haltung dieser Hand und zweitens darauf achten, was sie inzwischen mit der linken Hand anfangen. Halten sie nämlich den Rücken der rechten Hand nach außen oder die linke Hand in Schwurform nach unten, so glauben sie dadurch die Folgen des Eides von sich abzuwenden oder den Meineid als unschädlich in die Erde ableiten zu können. Ich selbst habe es einmal erlebt, daß eine zum Eide entschlossene Partei eines Zivilprozesses, die die Schwurhand schon erhoben hatte, plötzlich den Eid verweigerte, als ich sie zwang, die bis dahin nach unten in ableitender Form gehaltene linke Hand auf die Brüstung der Gerichtsbarre zu legen. Es gibt eben noch heute weite Kreise eines solchen kulturellen Tiefstandes und einer solchen geistigen Naivität, daß sie glauben, überirdische Mächte wie irdische täuschen zu können, und nach gelungener Täuschung sich in ihrem Gewissen völlig beruhigt fühlen. Wie wenig dagegen auch die feierlichsten Eidesformalitäten schützen, dafür berichtet ein klassisches Beispiel Gregor von Tours, der Geschichtsschreiber der Merowinger. Nachdem König Chilperich von Neustrien verschiedene eidlich beschworene Verträge gebrochen hatte, kamen einige seiner Gegner abermals in die Lage, mit ihm paktieren zu müssen. Um nun sicher zu sein, daß Chilperich den zu schließenden Frieden nicht wiederum bräche, bedangen sich die Gegner

aus, daß jener den Eid auf den Reliquienschrein besonders von ihm verehrter Heiligen leiste, nämlich auf einen Schrein, der das Stirnbein des heiligen Amancius, die Schwurhand des heiligen Wimwalok und das blutige Büßerhemd des heiligen Congogar von Quimper enthielt. Der König leistete den Eid in der gewünschten Weise, um ihn sofort nach der Leistung zu brechen und die vertrauensseligen Gegner gefangen zu nehmen. Als diese an ihm vorbei zum Tode geführt wurden, da drohte ihm einer mit der Rache der von ihm verhöhnten Heiligen. Chilperich aber entgegnete: „Das sei ferne von mir, daß ich es wagte, diese so hochverehrten und mir stets gnädigen Heiligen also zu kränken. Ehe ich den Eid auf den Schrein geleistet, habe ich die Reliquien herausnehmen lassen."

Es soll selbstverständlich nicht verkannt werden, daß die vorstehend geschilderte Kategorie Eidespflichtiger numerisch erheblich geringer sein wird als die, auf welche die Kennzeichnung der Begründung des Vorentwurfs zutrifft, daß sie durch das religiöse Moment im Eide zu größerer Gewissenhaftigkeit und sorgfältigerer Prüfung ihrer Aussage angeregt werden. Aber es gibt doch daneben noch eine dritte Kategorie, welche des Stimulus des religiösen Eides nicht bloß entraten können, sondern welche durch ihn sogar in heiligsten Gefühlen verletzt werden. Dies sind einmal alle tief religiösen Naturen, denen es ein Greuel ist, um geringfügiger irdischer Dinge willen den Namen Gottes anzurufen. Und um welcher Dinge willen werden heut nicht in Zivilprozessen Eide geschworen! Man denke ferner an die religiösen Sekten, denen ihr Ritus die Eidesleistung verbietet. So ereignete sich im Jahre 1906 in Berlin der Aufsehen erregende Fall, daß zwei Arme im Geiste, ein Stepper und eine Näherin, welche einer frommen Sekte angehörten, sich standhaft, auch nach verhängter Zwangshaft, weigerten, den Eid zu leisten; allen Vorhaltungen des Präsidenten setzten sie die Worte entgegen: „Jakobus V steht geschrieben: ‚Vor allem aber, meine Brüder, schwöret nicht, weder beim Himmel noch bei der Erde, noch irgendeinen andern Schwur. Euer Ja sei Ja, und euer Nein sei Nein, damit ihr nicht dem Gerichte verfallet.'" Nun aber sind sie gerade dem Gerichte verfallen, weil sie sich so gewissenhaft an die Bibel gehalten haben. Weiter kommen alle die Personen in Betracht, welche an keinen persönlichen Gott mehr glauben und von welchen doch verlangt wird, daß sie bei dessen Anrufung schwören. Der bekannte Professor Forel-Zürich sollte als Sachverständiger vor einem Münchener Gericht vernommen werden und erklärte vor Ablegung des Sachverständigeneides, daß er den Eid nicht mit Überzeugung leisten könne, weil er Atheist sei. Als der Vorsitzende unter Strafandrohung die Eidesleistung von ihm verlangte, hat er sich dem gefügt. Ob es aber nicht gerade für ein gut gläubiges Gemüt eine Herabwürdigung der Gottheit sei, jemanden die Worte nachsprechen zu lassen: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden . . ., so wahr mir Gott helfe", der eben erklärt hat, daß er an diesen Gott nicht mehr glaube, das sei hier nicht weiter erörtert. Den Sekten der Mennoniten und Philipponen ist das Recht zugestanden, an

Stelle der Eidesleistung die bei ihnen üblichen Beteuerungsformeln abzugeben. Was diesen aber recht ist, muß den Dissidenten-Christen einerseits wie den Atheisten andererseits billig sein.

In England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Norwegen und dem Teil der schweizerischen Kantone, welche noch einen religiösen Eid haben, ist es jedem, welcher erklärt, an keinen persönlichen Gott mehr zu glauben, gestattet, die Eidesleistung durch eine bürgerliche Versicherung zu ersetzen, welche strafrechtlich dem Eide gleich steht. Ob der Eidespflichtige wirklich irreligiös ist, darüber werden keine Ermittelungen angestellt. Es ist nicht bekannt geworden — und das wäre doch das einzige Argument gegen diese Praxis —, daß die Eidesverweigerung von Gläubigen, aber zum Meineide Gewillten dazu benutzt worden sei, um eine falsche Versicherung abzugeben, die nur strafrechtliche, aber nicht überirdische Folgen nach sich zöge. Es sind wegen Eidesdelikten verurteilt im Jahre 1902 im Deutschen Reiche 1292 Personen, in England 34 Personen. Die englisch-norwegische Praxis wäre also das mindeste, was der Entwurf der Strafprozeßordnung uns bringen müßte. (Auffällig ist übrigens, daß die Änderungsvorschläge des Berliner Anwaltsvereins zum Entwurf der Strafprozeßordnung, welche diesen sonst wahrlich nicht geschont haben, an Eidesnorm und Eidesformel ohne Kritik vorübergehen.)

Einen noch besseren Ausweg aber zeigt uns die Praxis Frankreichs und Italiens. Hier ist aus der Eidesformel der Name Gottes verschwunden, und es lautet z. B. der Zeugeneid in Frankreich: „Je jure, de dire la vérité et rien que la vérité". Ob in dem Worte jurer nicht bereits ein religiöses Moment liegt, darüber besteht in der französischen und italienischen Wissenschaft eine Streitfrage. Die französische Praxis aber löst diese aufs glücklichste, indem sie je nach der Persönlichkeit des Schwurpflichtigen diesem gestattet, das jurer als eine religiöse oder auch als eine bloß bürgerliche Versicherung aufzufassen. Der Justizminister Mancini hat im italienischen Senate erklärt, der Eid sei für die Gläubigen eine religiöse Handlung und schließe den Gedanken an Gott in sich, aber für die, die nicht an Gott glauben, habe er keine religiöse Bedeutung. Unser deutsches Wort „schwören" hat denselben glücklichen Doppelsinn wie jurer, und es würde deshalb eine Eidesformel etwa des Wortlautes: „Ich schwöre, die reine Wahrheit zu sagen, und nichts als diese" von Religiösen als eine religiöse Versicherung, von Irreligiösen als eine bürgerliche Versicherung aufgefaßt werden können. Dem Takte des Richters wäre es dann überlassen, je nach der Person des Eidespflichtigen, welche er vor sich hat, diese bloß auf die kriminellen Folgen des Meineids oder auch auf die religiöse Bedeutung des Eides hinzuweisen.

Daß auch Frankreich und Italien mit der Doppeldeutigkeit ihrer Eidesformel keine schlechten Erfahrungen gemacht haben, dafür spricht wiederum die Kriminalstatistik. Es wurden wegen Eidesdelikten verurteilt im Jahre 1902 im Deutschen Reiche 1292 Personen, in Frankreich 72 und in Italien etwa 700. Es wäre

mit einer solchen doppeldeutigen Eidesformel hinlänglich dem von dem Vorentwurf betonten zweifellos beachtlichen Gesichtspunkte Rechnung getragen, daß bei einem großen Teil der Bevölkerung durch das Hineintragen des religiösen Moments in den Eid eine höhere Sorgfalt und Wahrheitsliebe erzielt würde. Wir brauchen deshalb auch nicht so weit gehen wie Professor Stoß in seinem hervorragenden Gutachten zur Materie des Meineids*), der auf das Beispiel Zürichs verweist, welches seit zweihundert Jahren, und einiger anderer schweizerischer Kantone, welche seit kurzem jeglichen Eid im Prozesse abgeschafft haben, und deren Rechtspflege sich dabei so gut befinde, daß sie zum Eide nicht zurückzukehren wünschen.

Würde aber ein Eid nach französisch-italienischem Vorbilde in Deutschland eingeführt, so könnte man dessen Anwendung wohl bei allen Vernehmungen verlangen, welche vor einer zur Abnahme von Eiden zuständigen Behörde stattfinden. Denn die Pflicht des Staates zur Wahrheitsermittelung ist, wie oben ausgeführt, in einem Vorverfahren genau so groß wie in der Hauptverhandlung, und der Gesichtspunkt, daß die unnötige Anrufung Gottes möglichst vermieden werde, fiele bei dieser Neufassung des Eides weg. Es bedürfte alsdann im Vorentwurf nicht zweier getrennter Strafnormen, einmal für den Meineid und zweitens für die falsche uneidliche Aussage, sondern alle erheblichen Aussagen würden dann eben eidlich (im neuen Sinne dieses Wortes) abgegeben.

Freilich bin ich nicht optimistisch genug, zu glauben, daß dieser mein Vorschlag im Bundesrat oder Reichstag durchgehe. Es gilt noch immer das Wort unseres großen Leipziger Rechtslehrers Binding: „Wer den Festtag deutscher Rechtspflege noch erleben könnte, an welchem eine erleuchtete mutige Reichsregierung das erlösende Wort spräche: ‚Der Eid in allen seinen Anwendungen ist aus dem deutschen Rechtsleben verbannt! Wir nötigen den Frommen nicht mehr zum Schwur, der ihn im Gewissen bedrückt. Wir dulden nicht mehr, daß der Atheist ihn entheiligt. Wir kommen ohne ihn aus und ersetzen ihn durch die feierlichste weltliche Wahrheitsversicherung, die wir uns auszudenken vermöchten. Aber der heilige Mittelpunkt unseres religiösen Lebens soll in die so unheiligen Rechtsstreitigkeiten des täglichen Lebens nicht mehr hundert- und tausendfältig hineingezerrt werden. Auch halten wir die Zeit der Selbstverfluchung von Rechts wegen für vergangen‘. Dieser Tag wird kommen! Aber wer von uns wird ihn noch schauen?“

*) Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts. Besonderer Teil 3. Band. S. 273 ff. (Berlin 1906. Otto Liebmann.)

Neue Bücher

Von Heinrich Spiero-Hamburg

Der verstorbene Alexander von Roberts erzählte einmal, wie er in seiner schriftstellerischen Laufbahn von der Novelle zum Roman und von diesem zum Drama gekommen wäre — immer erfolgte das auf Grund einer das Gegenteil erwartenden Prophezeiung. Einmal hatte ihm, der immer nur Erzählungen schmalen Umfanges geschrieben hatte, Frau Fanny Lewald gesagt: „Roberts, Sie werden nie dreispännig fahren" — und flugs ging er hin und schrieb einen mehrteiligen Roman. Ein andermal hatte ihm jemand die dramatische Begabung abgesprochen — und sofort schrieb Roberts erfolgreiche Dramen. Nicht immer, ja, nur sehr selten glückt einem in gewisse Grenzen gebannten Talent ein Hinausrecken über den bisher mit innerer Befriedigung und äußerem Gelingen ausgefüllten Rahmen; um so öfter aber sehen wir, wie eine ihrer Kräfte gewisse Begabung immer wieder Schönes und Wertvolles schafft wenn sie, ohne rechts und links zu blicken, im zugewiesenen Bezirk verharrt. So ergeht es innerhalb des breiten Flusses ihrer starken Produktion immer wieder den Brüdern Hans und Fedor von Zobeltitz. Sie sind mit unsere vornehmsten Unterhaltungsschriftsteller und gerade so weit Dichter, daß ihre besten Werke durchaus selbst das gute Niveau der Unterhaltung überragen, zumal da ihnen oft ein fein festgehaltener heimatlicher Einschlag nicht mangelt. Hebbel hat einmal gesagt, daß jeder, der seine Poesie in den der Unterhaltung gewidmeten Formen ausgibt, es büßen müsse; diese Formen seien so bequem, so locker, daß sie, weit entfernt, den Geist zusammenhalten, wie die höheren es tun, im Gegenteil von ihm zusammengehalten werden müssen und sich jedem Inhalt bequemen, wenn er einmal die Spannkraft verliert. Dieser Gefahr, die manches schöne Talent ruiniert, ist Hans von Zobeltitz immer wieder entgangen und nicht zum mindesten in seinem neuen Buch „Auf märkischer Erde" (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Es ist ein Roman aus der Konfliktszeit, der sich abspielt zwischen einem märkischen Gut und Berlin. Das Hauptthema ist die Herzensgeschichte einer jungen Landedeldame und hochbegabten Künstlerin, die nach einer furchtbaren Enttäuschung schwer in den Hafen einer warmen, auf Dauer gegründeten Liebe gelangt. Sie und die Ihren, ihr ganzer Kreis lebt voll mit in dem bewegten Sein der letzten Jahre vor dem deutschen Kriege; alle Verbitterung der inneren Politik bis zu dem großen Triumph von 1866 bewegt auch das Haus Hackentin, und es wird nichts bloß von außen hineingetragen, es herrscht nicht die Bemühung, möglichst viel bunten Stoff zueinander zu packen, sondern die Stimmung bleibt ganz einheitlich, wird oft zart und fein wiedergegeben. Und welche Fülle von Gestalten neben der Heldin, von dem roten Kreisrichter aus adligem Hause bis zu der alten Großmutter, die der Gatte immer noch wegen einer leisen Neigung zu Theodor Körner neckt, der alte märkische Edelmann selbst in seinem einfachen Milieu, der Sohn, der den neuen industriellen Aufschwung wahrnimmt, der junge Offizier aus altem Neuenburger Geschlecht und alle die anderen. Es ist ein Buch, das man mit Spannung zu Ende liest, gern wieder vornimmt, und das nicht nur den Namen der märkischen

Erde trägt, sondern in seiner durchaus preußischen Knappheit, seinem Ernst und seiner doch wieder fast soldatischen Frische einem lieb wird und lieb bleibt.

Frische! Wie schmerzlich vermißt man die bei dem größten Teil der anderen Werke dieser Jahresernte! „Kubinke", der neue Roman von Georg Herrmann (Berlin, Egon Fleischel u. Co.), beginnt so, als ob er sein Thema frisch und ohne Seitensprünge zu Ende bringen würde. Statt dessen erstickt diese Geschichte eines jungen Friseurs zwischen drei Berliner Dienstmädchen förmlich in dem langsam immer wieder aufgerollten Drum und Dran der Küche, der Hintertreppe, des Tanzlokals. Breite war immer der Fehler Georg Herrmanns und verdarb ihm auch die dauernde Wirkung seines fein angelegten und fein eingestimmten bekannten Romans „Jettchen Geberts Geschichte" am Ende völlig, — hier wird sie bald nach dem Anfang unsympathisch, zumal da Herrmann immer wieder seine alte Technik braucht, das Kommende in Andeutungen vorwegzunehmen. Er besitzt den Blick für das eigentümliche Leben, von dem Zola im „Pot-Bouille" erzählt, er könnte es ins Berlinische gewendet darstellen; aber in unnützer Breite verdirbt er sich selbst den guten Anfang und weiß uns auf die Dauer für seine Gestalten nicht zu erwärmen, bei denen er doch niemals ganz vom Typischen zum Individuellen gelangt. Im übrigen wird er in den Details oft gerade dadurch unerquicklich, ja anstößig, daß er an Stelle ruhiger Erzählung plötzlich mit betonter Gebärde einen Schleier vorzieht, hinter dem uns doch fast nichts mehr zu ahnen übrig bleibt.

In eine sehr andere Welt tritt man mit dem Roman von Traugott Pilf, „Grete Rautenstrauch" (Wiesbaden, Heinrich Stadt), in die golden schimmernde Sommerwelt des braunschweigischen Landes, in den blühenden Garten eines Pastorats, von dessen Bewohnern der alte, humorvolle Emeritus und die junge, leuchtende Haustochter dem Leser am nächsten kommen. Für meinen Geschmack ist das Werk zu stark mit den heute landläufigen Schlagworten gegen den positiven Glauben durchsetzt. Pilf merkt nicht, daß er seinem Pastor Rautenstrauch eigenhändig den Boden unter den Füßen wegzieht; aber es geht von dem Buch, zumal in der ersten Hälfte, ein erquickender Hauch frischer Landluft aus, der über künstlerische und andere Schwächen hinwegbringt.

Luise Algenstädt, die schon früher Werke aus dem jüdischen Leben veröffentlicht hat, gibt jetzt unter der Aufschrift „Die große Sehnsucht" (bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig) drei jüdische Novellen heraus. Die drei Erzählungen stellen unter sich eine starke Steigerung dar, von einem trüben Idyll im deutschen Winterschnee bis zu einem, weite Blicke in eine ferne Zukunft auftuenden Bilde in den galizischen Karpathen. Die große zionistische Sehnsucht, die durch so viele jüdische Herzen, zumal in den unerträglichen Ansammlungen Osteuropas, geht, hat Luise Algenstädt mit vollem Anteil eingesogen, und sie stellt sie nun mit feiner Künstlerhand dar. Insbesondere der Zug der durch Österreich und Ungarn nach Zion wandernden Juden mit der blinden Großmutter und dem sterbenden Kinde hat unverwischbare Silhouetten, ist außerordentlich lebendig und fein und ohne unechte Empfindelei gegeben. Das Ethnologische und für die meisten Leser Fremdartige gibt nicht den eigentlichen Reiz ab, der geht von den Gestalten selbst aus, deren jede doch nicht nur ein Typus, sondern eine ganze Persönlichkeit ist. Auf den Seiten des nicht umfangreichen Buches leben viele unter sich verwandte Menschen, deren jeder die ganz gleiche Sehnsucht individuell zum Ausdruck bringt, während die fremd

bleibenden Gegenspieler nicht fehlen. Es ist ein Buch von dauerndem Gehalt.

Mit einem schweren und nicht gewöhnlichen Problem ringt der junge Hamburger Dichter Hans Franck in seinem ersten Roman „Thieß und Peter" (Berlin, Oesterheld u. Co.). Thieß und Peter sind zwei Freunde, von denen der eine den anderen auf dem Lehrerseminar durch seine größere, fast suggestive Gewalt völlig von den Kameraden ablöst und zu sich, als dem einzigen Genossen, hinüberzieht. Die Freundschaft überdauert Jahre der Trennung, bis sich beide als Lehrer in einer Großstadt wiederfinden, und nun setzt das Problem ein: Thieß, der Schöpferische, Kraftvolle, der ganz auf eins gestellte Dichter, lenkt Peter immer wieder aus der Bahn, will ihn selbst zum Schöpfer emporsteigern, während Peter nur die innere Bestimmung hat, als ein Empfangender und Wiedergebender auf seinem, dem musikalischen Gebiet, weithin zu wirken. Erst durch eine kluge und liebende Frau, die Thieß sich nicht erobert, aber Peter gewinnt, kommt der Konflikt zum Ausbruch und Austrag. Und nun wird der Stärkere zum Flehenden; der andere aber will, ob auch blutenden Herzens, nicht wieder anknüpfen, was er mit vollem Bewußtsein zerrissen hat, er darf als wahrhaftiger Mensch sich nicht knechten lassen, sie müssen nun versuchen, allein ihre Wege zu gehen, jeder statt des Freundes eine Frau zur Seite. Sie wissen voneinander, aber sie leben nicht mehr miteinander, „und der Morgen findet jeden stark zu seinem Werke". — Das alles ist psychologisch sehr fein und echt aufgebaut, das beste wohl die gegenseitige Aussprache bei der Trennung, die fast dramatisch zugespitzt erscheint. Das Buch steht ganz auf den beiden Menschen, selbst die beiden Frauen müssen gerechterweise neben der Darstellung dieses Verhältnisses zurücktreten, und merkwürdig berührt es, daß auch der Lehrerberuf nicht mit einer leisesten Nuance beide Männer zu beeinflussen scheint — doch wohl eine kleine Schwäche des Werkes. Im ganzen ist es ein vieles versprechender Erstling, ein durchempfundenes, nicht gewöhnliches, starkes Buch. (In Klammern: Müssen seit Frenssen Menschen, die aus Schleswig-Holstein und Ostfriesland stammen, immer so unglaubliche Namen haben? Bei Storm und Kröger geht es doch ohne das, und die Glaubhaftigkeit wird auch nicht durch solche Äußerlichkeiten, sondern auf anderem Wege erreicht. Es gehört ordentlich ein Studium dazu, sich die Namen, die bei Frenssen, Dreesen, Franck, Popert auftreten, wirklich zu merken.)

Der neue Roman von Max Grad „Die Andere" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) stellt sich ein nicht minder interessantes Problem: das nämlich, wie die Existenz einer unbekannten Dritten, die einst den Eltern zum Schicksal ward, das Geschick einer ihr ferner nachartenden Tochter überschattet. All das Schwere, was dieser junge Mensch durcharbeiten und durchkämpfen muß, bis er zur Harmonie gelangt, stammt im Grunde von jener Dritten her, deren Schatten immer über dem Hause liegt. Vieles hat Max Grad fein und echt herausgebracht; leider verdirbt er sich manches durch Äußerlichkeiten seines Stils, ein Präsens historicum, aus dem er doch immer wieder, ohne es zu wollen, herausfällt, und durch eine allzu große Breite. Fein ist psychologisch dargestellt, wie aus ganz verwandten Elementen zwei so verschiedene Menschen werden und werden können wie jene andere und die ihr äußerlich so ähnlich, innerlich von ihr ganz verschiedene jüngere Frauengestalt.

Vor Jahren habe ich an dieser Stelle das außerordentliche Werk der Gräfin Adeline zu Rantzau „Ein unmöglicher Mensch" hervorgehoben. Nach langer Pause gibt uns diese Dichterin heute wieder ein Buch, das sich weit über den Alltag hinaushebt und die Gewähr der Dauer in sich trägt, den Roman „Der Dritte" (Berlin, Martin Warneck). Im Grunde steht ganz dasselbe im Mittelpunkt dieses Werkes, was jenes andere so hoch erhob: die Darstellung eines Menschen, der niemals anders sein kann als ganz wahrhaftig und Dritte nicht anders ansehen kann als aus dieser Wahrhaftigkeit heraus. Und doch ist die Mara von Doren dieses Buches individuell eine ganz andere als jener unmögliche Mensch. Etwas wie geheimnisvolle Wirkung in die Ferne geht von ihrer Reinheit aus und hält den Geliebten, der ihr doch längst den Scheidebrief geschrieben hat, über dem Versinken, so daß er künstlerische und menschliche Kraft zur Höhe wiederfindet. Und daß wir mit Adeline Rantzau zur Höhe steigen, aufgehalten, aber doch auf die Dauer unaufhaltsam, das ist der große innere Wert ihrer Werke. Bei ganz wahrhaftiger Darstellung des äußeren Lebens ist doch alles in einen Glanz aus ewigen Fernen getaucht, eint sich alles nicht zur Bejahung unseres tieferen Lebens, sondern zur Verklärung des Menschen über sich selbst hinaus durch die aus gläubigem Herzen stammende Liebesfähigkeit. Unter allen unseren jüngeren Schriftstellern greift Adeline Rantzau am tiefsten in den unerschöpflichen Born des Christentums hinunter und steht so nah verwandt neben einer eigentlichen literarischen Kreisen ebenso unbekannten Dichterin, neben Gertrud Prellwitz. Möge das Buch die weiteste Verbreitung, die tiefste Wirkung haben!

Und die weiteste Verbreitung und die tiefste Wirkung wünsche ich noch einem anderen Werk, das freilich künstlerisch nicht auf dieser Höhe steht, dessen Leben aber auch aus den Tiefen einer erbarmenden und tatkräftigen Liebe gespeist ist: dem vom Dürerbunde herausgegebenen Buch „Helmuth Harringa" von Hermann Popert (Dresden, Alexander Köhler). Das Werk trägt die Tendenz auf der Stirn und ist doch kein Tendenzbuch in irgendwie unangenehmem Sinn, will freilich auch nicht als Kunstwerk an sich gewertet werden. Die Erzählergaben Poperts sind unverächtlich, vieles ist außerordentlich treu und lebendig dargestellt, aber was schließlich aus dem Buch hervorleuchtet und ihm seine tiefere Begründung gibt, ist ein heißer Aufruf zum Kampf für die Freiheit der Menschenseele innerhalb des modernen Maschinenzeitalters, zum Kampf für den Menschen und seine unsterbliche Seele, gegen seine Verwendung als bloße Maschine, als Sache. Daß dieser Kampf für Popert vor allem gegen den Alkohol und seine Macht und seine Machthaber geht, wird so unaufdringlich, so wie von selbst durch den Gang der Handlung begründet, daß dem schönen und reinen Buche auch in diesem rein praktischen Sinne die weithin lebende Wirkung nicht fehlen wird. Es ist ein echtes Volksbuch, das zu dieser Weihnachtszeit hoffentlich von Tausenden gelesen und an Tausende weitergegeben wird.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

(Fortsetzung.)

Olga hatte die ganze Verhandlung mit der größten Spannung angehört. Sie fand, was Okolitsch sagte, scharfsinnig und unwiderleglich richtig. Sie schaute bei dem trüben Licht der Laterne des Soldaten mit einer Art von Bewunderung auf den jungen Jäger. Seine stramme, kräftige Figur, sein ernstes und kühnes Gesicht, seine ruhige Art — alles an ihm gefiel ihr ausnehmend. Wie war es möglich gewesen, daß er ihrer Aufmerksamkeit bis jetzt eigentlich ganz entgangen war! Und doch hatte sie ihn seit Jahren während der Sommerferien häufig genug gesehen — freilich immer nur auf Augenblicke. Wie fade, wie nichtssagend und unnatürlich erschien Wolski neben ihm! Und derselbe Wolski unterstand sich schon wieder, ins Lächerliche ziehen zu wollen, was Okolitsch gesagt hatte. Der widerliche Wolski! Und Okolitsch schwieg. Sollte er nicht wissen, wie er den Einwand, den dummen Einwand — sie fühlte, daß Wolski eine Dummheit vorgebracht hatte — entkräften mußte?

„Ich muß Ihnen gewissermaßen recht geben," sprach er lächelnd und ebenfalls mit spöttischem Anflug. „Wer schnell vorwärts kommen will, sorgt gewiß für gutes Gespann. Eben deshalb wählt er aber kein Dreigespann. Das Dreigespann ist in finstrer Nacht und namentlich, wenn man Feld- oder Waldwege befahren muß, ein ganz unbrauchbares, Hindernisse und Aufenthalt hervorrufendes Gespann. Schon aus diesem Grunde muß ich annehmen, daß die Räuber nur zwei Pferde vorgespannt hatten, und zudem, Herr Aufseher, versichere ich Ihnen nochmals, ich habe deutlich die Tritte zweier Pferde unterschieden. Was aber die Zahl der Menschen anbelangt, so kann ich Ihnen wieder versichern, daß man zu solchen Unternehmungen keine unnützen Leute ansammelt, die bei schneller Tat auch wieder einander hinderlich sein könnten. Ein solches Versehen dürften sich etwa Neulinge zuschulden kommen lassen, gewiß aber nicht verwegene und geübte Einbrecher, und die vier Mann, die hier gearbeitet haben, sind eine verwegene und geübte Bande, die nicht ihren ersten Einbruch vollführte. Wahrscheinlich sind es dieselben Bösewichte, die die bisherigen frechen Taten im Kreise ins Werk gesetzt haben."

Olga triumphierte. Es war doch ein goldener Mensch, dieser Boris Stepanowitsch! Sie hätte ihn trotz allem heutigen Kummer küssen mögen für die Antwort. Sie errötete bei dem Gedanken und zog sich aus dem Laternenschein zur Haustür zurück.

„Gehen wir ins Haus, Andrej Fomitsch, wenn es Ihnen recht ist," sagte der Bezirksaufseher. „Es fängt wieder an zu regnen, und wir haben hier draußen nichts mehr zu tun. Ich werde Sie nur noch wenige Augenblicke mit meiner Gegenwart belästigen. Bitte auch Sie noch einzutreten, Herr Okolitsch."

Der Soldat wurde entlassen. Der Sohn blieb mit dem Wagen, um die Herren der Polizei fortzuschaffen. Olga ging, um nach der Magd zu sehen.

„Ich bin Ihrer Meinung, Herr Okolitsch," begann der Bezirksaufseher im Kabinett, „daß wir es mit gewiegten Einbrechern zu tun haben. Ich wäre glücklich, wenn wir bei dieser Gelegenheit die Bande fassen, Andrej Fomitsch zu seinem Gelde verhelfen und den Kreis von dieser Plage befreien könnten. Und ich wage fast zu hoffen, es gelingt diesmal. Bis jetzt haben die Einbrüche zerstreut, auf allen Seiten stattgefunden. Daher wußte ich nicht, wo ich suchen sollte. Es war, denke ich, ein kluges Manöver. Der Wolf, sagt man, raubt nicht in der Nähe seines Lagers. Aber diesmal haben die Kerle sich verraten. Sie sitzen hier im Flecken."

„Wozu wären sie dann angefahren?" fragte Schejin. „Sie hätten es zu Fuß bequemer gehabt."

„Haha! Zu Pferde kommt man schneller fort als zu Fuß, und dann, wissen Sie — um die Augen abzulenken. Sie wollten uns auf den Gedanken bringen, daß sie weit her seien. O! Wir kennen das."

„Es sind Bauern vom Lande," sprach Okolitsch widerwillig. Das viele Schwatzen wurde ihm bereits lästig.

„Haben Sie auch dafür einen Beweis?" rief der Bezirksaufseher.

Der junge Mann nickte mit dem Kopfe.

„Öffnen Sie gefälligst noch einmal das Laternchen. Das Lichtendchen darin ist am Docht verschmolzen, wie Sie sehen. Das heißt, es hat gebrannt, als ich den Mann ergriff. Es ist erst allmählich erloschen, als die Laterne kopfüber in den Graben rollte. Doch das ist Nebensache. Betrachten Sie das Endchen. Es ist von einem selbstgemachten Licht, ohne Form hergestellt, nicht gegossen, sondern gezogen, wie die Bauernweiber zum Hausgebrauch anfertigen. Im Flecken benutzen selbst die ärmsten Tagelöhner solche Lichte nicht mehr."

„Hm!"

„Ich habe noch einen anderen Beweis. Mein Hund . . ."

„Ja, der Hund," fiel Schejin lebhaft ein und erzählte, wie eigentümlich Boi sich auf der Spur benommen hatte.

„Nun?"

„Er kennt einen der Räuber," erklärte Okolitsch. „Im Flecken gibt es niemand, wenigstens unter den gemeinen Leuten, dessen Spur ihm solches Interesse einflößen würde. Es muß jemand vom Lande sein, der ihm auf der Jagd oder bei einem sonstigen Zusammentreffen, aber immer hinsichtlich der Jagd, besonders aufgefallen ist."

„Nu—u!" reckte der Bezirksaufseher und lachte. „Lieber, junger Mann, das geht schon ins Romantische. Lassen wir den Hund aus dem Spiel. Es mag ein kluges Tier sein, aber die Sache ist zu ernst dazu, sie von Hundeerinnerungen abhängig zu machen. Sie kennen die Schlauheit solcher Halunken nicht. Glauben Sie meiner Erfahrung, daß die Kerle hier im Flecken sitzen. Und ich hoffe, wir kriegen sie. Ich werde das Suchen im Bezirk ebenfalls nicht vernachlässigen, werde mich auch mit den Kollegen in den Nachbarbezirken in Verbindung setzen, aber die Hauptsache bleibt der Flecken. Nur Leute aus dem Flecken konnten die Hausgelegenheit so gut kennen und so sicher vorgehen. Wladimir Iwanowitsch, das Protokoll hat Zeit. Sie können es morgen oder übermorgen beenden. Hören Sie jetzt meine Anordnungen."

„Herr Okolitsch dürfte vielleicht schon entlassen werden," erinnerte Wolski.

„Jawohl, jawohl," beeilte der Bezirksaufseher sich zu sagen. „Verzeihen Sie — wie heißen Sie doch? Ich habe es mir nicht gemerkt."

„Boris Stepanowitsch."

„Boris Stepanowitsch, verzeihen Sie, daß ich nicht selbst daran dachte. Sie werden der Ruhe bedürfen. Ich danke für Ihre Auskünfte. Ich hoffe, Sie nehmen es nicht übel, wenn ich Sie vielleicht nochmals um Ihre Meinung angehen sollte."

„Ich stehe stets zu Diensten."

Der Bezirksaufseher schüttelte ihm die Hand. Schejin preßte dieselbe mit seinen beiden. Wolski hatte sich über das Protokoll gebeugt. Okolitsch ging.

Da rückte Wolski seinen Stuhl zu denen der älteren Herren, sah um sich nach den beiden Türen und sprach leise, fast flüsternd:

„Sie haben gut darauf geachtet, wie dieser Okolitsch sich benahm, und wie er sich Mühe gab, den Verdacht vom Flecken abzulenken?"

Schejin horchte auf, ohne zu begreifen, welche Absicht der Aufseher hatte.

„Nun?" fragte der Bezirksaufseher.

„Er kommt mir verdächtig vor."

Der Bezirksaufseher lehnte sich zurück, hob die Augen zur Zimmerdecke und überlegte.

„In welcher Hinsicht verdächtig?" fragte Schejin ahnungslos.

„Bemerken Sie, Andrej Fomitsch, er ist Ihr nächster Nachbar, kann Ihnen sozusagen in die Fenster sehen und kennt also ganz genau Ihre Zimmer, Ihre Hausordnung und Gewohnheiten."

„Wahrscheinlich, wie ich ziemlich bekannt bin mit dem, was bei ihm geschieht."

„Also. Nehmen Sie dazu, daß er ein schlauer, unternehmender Mensch ist und arm. Als Hilfslehrer bekommt er sehr wenig."

„Ja, was soll das aber? Was wollen Sie sagen? In welcher Hinsicht halten Sie ihn für verdächtig?"

„Nein, nein, Sie sind da auf dem Holzwege," sprach der Bezirksaufseher nachdenklich.

„Mir drängte sich der Verdacht gleich bei seinen ersten Worten auf," beharrte Wolski.

„Aber welcher Verdacht?" fragte Schejin etwas erregt. „Woran denken Sie? Doch nicht gar, daß Boris Stepanowitsch —"

Er endigte nicht. Die Backen bedeckten sich mit Röte.

„Ich denke es noch nicht. Ich habe fürs erste nur unwillkürlichen Verdacht. Aber eine Haussuchung auf frischer Tat wäre vielleicht am Platze."

„Unsinn, Unsinn!" sprach der Bezirksaufseher.

„Er war hier, als die Nachbarn schreien hörten. Sie kamen erst dazu, als die Helfershelfer bereits fort und in Sicherheit waren, und er blieb, um die Nachforschungen in die Ferne zu lenken. Seine Behauptungen, die Fabel vom Hunde — alles das ist mir sehr, sehr verdächtig."

Jetzt hatte Schejin voll begriffen. Zornig fuhr er vom Stuhle auf.

„Boris Stepanowitsch!" rief er. „Okolitsch! Der ehrlichste, bravste Mensch, den ich kenne! Okolitsch, dem ich Millionen anvertrauen möchte, wenn ich sie hätte!

Der soll gestohlen haben! Den wagen Sie zu beschuldigen, in meiner Gegenwart? Wladimir Iwanowitsch, das ist schändlich! Das ist ehrlos!"

„Sch," mahnte der Bezirksaufseher, „dies Gespräch darf niemand hören, auch Ihre Tochter nicht."

„Ich erkläre Ihnen," fuhr Schejin leiser und ruhiger fort, „daß ich in jeder Hinsicht für meinen Mieter Okolitsch bürge. Ich weise die Anschuldigung mit Entrüstung zurück. Ich warne Sie, Wladimir Iwanowitsch, und verbiete Ihnen, in meinem Hause noch eine Silbe gegen Boris Stepanowitsch auszusprechen."

Wolski stand auf und rückte den Säbel zurecht. Auch er war rot geworden.

„Sie erlauben sich Redensarten, Andrej Fomitsch," sagte er und versuchte sich recht kühl und würdevoll auszudrücken, „die ich überhören will, weil Sie es sind. Ich mache Ihnen nur bemerklich, erstens, daß ich in Ihrem Interesse bemüht bin, und zweitens, daß ich trotz Ihrem unfreundlichen Entgegenkommen fortfahren werde, in Ihrem Interesse allen Eifer an den Tag zu legen."

„Wladimir Iwanowitsch," sprach der Bezirksaufseher, „sparen Sie Ihre Worte, und vor allen Dingen, lassen Sie Ihren Verdacht fahren. Ich finde nichts, was denselben im geringsten rechtfertigte. Und glauben Sie meiner Erfahrung, Sie können sich argen Unannehmlichkeiten aussetzen. Boris Stepanowitsch sieht nicht aus wie ein Mensch, der sich ungestraft unrecht tun ließe. Nun hören Sie. Nehmen Sie einen Schutzmann mit und machen Sie sich sogleich daran, die Leute im Flecken aufzusuchen, welche Pferde halten, natürlich nur die gemeinen Leute, Karrenführer, Lohnkutscher, Gemüsegärtner und ähnliche, zuerst die, die Sie einer solchen Tat fähig halten. Besichtigen Sie die Pferde und Wagen. Auf der Chaussee ist es schmutzig, in den Gassen des Fleckens noch mehr. Die Halunken werden daran nicht gedacht haben, und an den Rädern des betreffenden Wagens und den Beinen der Pferde muß sich der frische Schmutz noch erkennen lassen. Verstehen Sie mich? Ja? Gut. Ich bin fast überzeugt, Sie legen noch heute morgen die Hand auf die Schuldigen. Besehen Sie sich bei der Gelegenheit auch die Leute selbst, und wo Ihnen etwas verdächtig vorkommt, halten Sie förmlich Haussuchung. Ich werde meine Wachtmeister und Zehntner zusammentrommeln und ebenfalls ungesäumt in der nächsten Umgebung des Fleckens beginnen. Gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen, Andrej Fomitsch! Seien Sie getrost. Wenn mich nicht alles täuscht, haben Sie bald Ihre Schatulle. Kommen Sie, Wladimir Iwanowitsch. Selbstverständlich fragen Sie alle Leute aus, die Glauben verdienen, ob dieselben in der Nacht nichts Verdächtiges gehört oder das betreffende Gefährt gesehen haben."

Er verabschiedete sich. Schejin dankte ihm für seine Mühe und streckte auch Wolski die Hand hin, indem er diesen bat, die in der Hitze gesprochenen Worte zu vergessen. Dabei betonte er aber nochmals, daß er auf Okolitsch nichts kommen lasse. Mit süßsaurer Miene entfernte sich Wolski. Als er hinter dem Bezirksaufseher durch das Vorhaus ging, während Schejin von der Tür des Kabinetts aus leuchtete, erblickte er Olga, die eben aus der Küche treten wollte. Sie zog sich zurück. Er bestieg mit dem Vorgesetzten den Wagen, ohne sie gesprochen zu haben.

Unterwegs gab der Bezirksaufseher ihm noch einige Lehren und Fingerzeige hinsichtlich der vorzunehmenden Untersuchung. Er empfahl ihm, nicht zu ver-

gessen, was Okolitsch über die Zahl der Räuber und Pferde und über das Licht gesagt hatte.

„Ein kluger Kopf, dieser Okolitsch," schloß er. „Sehen Sie, Wladimir Iwanowitsch, das wäre ein Polizeibeamter! Und Sie wollten ihn des Diebstahls beschuldigen! O Unerfahrenheit, Unerfahrenheit! Nur, was er da von dem Hunde schwatzte, ist Unsinn. Nun ja, als Jäger erhebt er seinen Hund in den Himmel. Das kann man ihm nicht verdenken. Und daß er vermutet, die Kerle seien vom Lande, darin irrt er wohl auch. Na, wir werden ja sehen. Tun Sie Ihr Möglichstes. Es wäre gut, wenn mit dem Bericht und Protokoll an den Kreischef zugleich die Meldung eingesandt werden könnte, daß wir die Schuldigen oder wenigstens die Spur derselben haben."

„Dreiundvierzigtausend!" sprach Wolski, während er sich in seiner Stube zum Untersuchungsgange bereit machte. „Dreiundvierzigtausend! Die sind sozusagen mir gestohlen. Hätte ich ahnen können, daß der alte Filz so viel Geld besaß, ich hätte entschiedener und schneller gehandelt. Dreiundvierzigtausend! Das macht zweieinhalbtausend Zinsen, wenn man keinen Finger darum krümmt, und bei richtiger Behandlung drei- und wohl auch viertausend. Dazu die Häuser. Wladimir Iwanowitsch, du bist eine Schlafmütze gewesen. Olenka zur Frau und mehrere Tausende im Jahre! Schlafmütze, Schlafmütze! Und jetzt sind sie gestohlen. Gratuliere, Wladimir Iwanowitsch. Aber wir kriegen sie wieder. Tag und Nacht wird gesucht, wird geforscht. Ich will mich ins Zeug legen, daß es kracht. Sollte mit dem Teufel zugehen, wenn ich die Halunken nicht entdecke. Dummer Kerl, der Bezirksaufseher! Will mir Lehren geben! Ich soll darauf achten, was der Okolitsch phantasiert! Der Schleicher ist im stillen wohl auch hinter Olenka her. Sieht mir stark so aus. Mir ist der Kerl schrecklich zuwider. Zu den Räubern gehört er übrigens wohl nicht. Ich weiß nicht, wie es kam; ich wundere mich jetzt selbst, wie ich den Verdacht aussprechen konnte. Aber der Teufel mag doch wissen. Ich will den Kerl ebenfalls im Auge behalten und überwachen. Ich will mich verdoppeln und verdreifachen. Sind es doch meine dreiundvierzigtausend, nach denen ich aus bin! Finde ich die Diebe und das Geld — eh, der Teufel hole die Diebe, wenn ich nur das Geld finde — und ich bringe es eigenhändig, wird das eine Szene! Erstarrung vor Überraschung, Tränen vor Freude, Umarmungen! Im Augenblick wäre die Geschichte in Ordnung. Ja, Wladimir Iwanowitsch, du wärest gleich Bräutigam und des reichen Schejin Schwiegersohn. Nein, nein, Schwiegersohn noch nicht — erst nach der Hochzeit; aber einerlei, auf die wenigen Wochen sollte es nicht ankommen. Olenka dürfte ich unterdessen doch schon umarmen und küssen, ja, gewiß, und sogar öffentlich. Sie hat es mir stark angetan, die Kleine. Ich sehne mich danach, ihr Bräutigam zu sein. Armes Kind! Der heutige Schreck hat sie so angegriffen, daß sie fast unzurechnungsfähig war und mich nicht sah, als ich fortging, obgleich sie die Augen auf mich richtete."

„Grobian, der Alte!" brummte er, als er in der ersten Dämmerung auf die Straße trat, um sich aus der Polizeiverwaltung den Schutzmann zu holen. „Wie hitzig er wurde! Habe ihn vorher nie so ereifert gesehen. Was liegt ihm nur an dem Narren Okolitsch? Nun, daran will ich nicht denken. Hat er sich doch entschuldigt, hat um Verzeihung gebeten. Was entschlüpft einem nicht manchmal in der Hitze! Aber bestrafen will ich ihn. Werde eine Woche oder länger nicht hin-

gehen. Werde auch kaum die Zeit dazu finden, denn suchen will ich, ohne mich zu schonen. Die Augen will ich offen halten, und sollte ich auch eine ganze Woche nicht schlafen. Um dreiunddvierzigtausend darf man sich schon eine Zeit quälen und placken. Olenka tut mir leid. Sie wird sich grämen und härmen wegen meiner Abwesenheit. Tut nichts. Komme ich dann endlich und womöglich mit dem Gelde, ist die Freude um so größer."

„Und wenn das Geld nicht gefunden wird?" fragte er sich, als er die Tür der Polizeiverwaltung öffnete, und hielt den Fuß zurück, den er eben über die Schwelle setzen wollte. „Wetter noch eins! man muß sich auch mit dem Gedanken vertraut machen. Was tue ich dann? Ich bin ziemlich überzeugt, daß ich es finde, aber — gesetzt den Fall, es bliebe verloren, was dann? Mir wird ordentlich schlimm bei dieser Frage. Olenka ist mir ans Herz gewachsen. Ich weiß nicht, wie ich ohne Olenka — Wladimir Iwanowitsch, sei ein Mann. Sieh der Sache gerade ins Auge. Olenka heiraten, ohne das Geld zu bekommen, ist ein Unding. Der vernünftige Mensch muß an die Zukunft denken. Von Liebe allein kann man nicht leben. Hm, die Marja! Sie ließe sich allmählich schon wieder mürbe machen, und der alte Flegel, der Botscharow, hat ja selbst schon versucht, einzulenken und sich gewissermaßen entschuldigt. Ein drolliges Volk, diese alten reichen Knaster, grob und nachträglich gutmütig! Nun ja, sie sind schon schwach im Kopfe, werden unmerklich wieder zu Kindern." (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 4. Dezember 1910.

Labiau-Wehlau — Haltung der Regierung — Vernachlässigung der Armee — Kaiser und Nation — Konservative Hetzereien.

Am Freitag, den 2., hat die alte Hochburg der Konservativen Ostpreußen zum zweitenmal in diesem Jahre Stellung zur allgemeinen politischen Lage genommen. Im Wahlkreise Labiau-Wehlau sind rund 4300 Stimmen weniger für den konservativen Kandidaten abgegeben worden, als in der Wahl von 1907. Diese Stimmen sind dem freisinnigen Kandidaten zugeflossen, ebenso wie rund 1300, die früher den Sozialdemokraten zugefallen waren. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" will aus dem Wahlausfall keine allgemeinen Folgerungen ziehen. Aus der Tatsache, daß die Sozialdemokratie seit der Wahl vom Jahre 1903 rund 1300 Stimmen eingebüßt hat, will das halbamtliche Organ auch die Berechtigung zu optimistischen Anschauungen nicht herleiten. Wir möchten da doch einen anderen Standpunkt unterstreichen. Wir führen die Abnahme der sozialdemokratischen Stimmen gerade auf den Umstand zurück, daß die bürgerlichen Kreise endlich den Mut gefunden haben, gegen die einseitige Herrschaft des Bundes der Landwirte zu protestieren, daß also eine große Reihe früherer sozialdemokratischer Wähler durchaus nicht als Republikaner anzusprechen ist, sondern

lediglich als Unzufriedene. In dieser Beziehung darf der vorläufige Ausgang der Wahl in Labiau-Wehlau mit dem der letzten sächsischen Wahlen verglichen werden. Der Ausgang der Stichwahl, die am 9. oder 12. d. Mts. stattfinden soll, gilt als sicherer Sieg für die Freisinnigen, da die Sozialdemokraten beschlossen haben, ihre Stimme Mann für Mann dem Kandidaten der freisinnigen Volkspartei, Bürgermeister Wagner, zu geben.

Die Haltung des Regierungsorgans gegenüber diesem Wahlausfall darf nicht wundernehmen, nachdem die Regierung sich offen auf die Seite des Herrn von Heydebrand geschlagen hat. Die Konsequenzen dieses Schrittes dürften freilich in einer anderen Richtung liegen, als wo sie die Regierung zu suchen scheint. Herr von Bethmann Hollweg scheint zu glauben, daß nunmehr die Freikonservativen und Nationalliberalen ohne weiteres rechts einschwenken werden, um dieselbe Politik zu bekämpfen, für die sie eben erst tapfer eingetreten sind. Beim Gros der nationalliberalen Partei und bei den Freikonservativen steht man aber auf einem anderen Standpunkte. Weder die einen noch die anderen stehen so sehr im Banne der Furcht vor der Sozialdemokratie, als daß sie darüber die große nationale Gefahr übersehen könnten, die mit der Macht des sich konservativ nennenden Bundes der Landwirte verbunden ist. Die Gefahr wird um so größer, je mehr sie bemäntelt wird mit einer angeblichen Sorge um das Vaterland, um die Monarchie und um den Glauben. Wie wenig z. B. in der Praxis für die Konservativen der „Kreuzzeitung" der Glauben bedeutet, zeigt die von uns schon gewürdigte Anerkennung der Juden als „konservatives" Element, mit dem sich zusammen wohl arbeiten ließe. Wir haben den antisemitischen Standpunkt der „Kreuzzeitung" nie geteilt, sind daher in der Lage, objektiv zu urteilen. Die „Kreuzzeitung" meint nämlich nicht etwa die „frommen" Juden, sondern lediglich die „reichen", tritt also an die Judenfrage von durchaus materialistischen Gesichtspunkten aus heran, die sie vorgibt zu bekämpfen. Vom Standpunkt der „evangelisch-christlichen" deutsch-konservativen Partei dürfte eine solche „laxe" Auffassung ihrer „Pflichten dem Altar gegenüber" doch einige Bedenken hervorrufen.

Wie egoistisch die gesamte Haltung derer um Heydebrand ist und auf welchen Schwächezustand die Regierung gekommen, zeigt der neue Entwurf zum Quinquennatsgesetz. Der dem Reichstage zugegangene Gesetzentwurf über die neue Friedenspräsenzstärke des Heeres entspricht in seinen Grundzügen zwar den Gesichtspunkten, die wir in Nr. 39 unserer Zeitschrift entwickelt haben, bleibt aber in seinen einzelnen Forderungen weit hinter den dort entwickelten Wünschen zurück. Allein schon vom militärischen Standpunkt aus muß es lebhaft bedauert werden, daß die politischen Rücksichten eine so weitgehende Einschränkung der organischen Weiterentwicklung und des Ausbaus unserer Wehrmacht verlangt haben. Man kann wohl berechtigte Zweifel hegen, ob die Regierung darin nicht zu weit gegangen ist. Wir entfernen uns immer mehr von der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und lassen immer mehr wehrfähige Männer unausgebildet. Die gesamte Erhöhung der Friedenspräsenzstärke, die erst am Ende des Jahres 1915 erreicht wird, beträgt 10875 Mann. Ein sehr bedenkliches Moment in der neuen Vorlage liegt darin, daß der Mannschaftsbedarf für die angeforderten Neuformationen in der Hauptsache durch Abstriche an bestehenden Formationen gedeckt werden soll. Dies betrifft hauptsächlich die Maschinengewehre und die Fußartillerie. Die Militärverwaltung hat damit einen gefährlichen Weg beschritten und den Gegnern der Militärforderungen eine bequeme Waffe in die Hand gegeben. Bisher wurden die einmal festgesetzten Etatsstärken stets als das Mindestmaß dessen bezeichnet, was für einen geregelten Dienstbetrieb, sachgemäße Ausbildung

und die sichere Durchführung der Mobilmachung erforderlich erschien. Werden heute zwei oder drei Mann bei einer Truppeneinheit abgesetzt, so können die Stärken bei nächster Gelegenheit um weitere Leute gekürzt werden. Wohin dies schließlich führt, sehen wir in Frankreich und Österreich. Dort sind die Infanterie-Kompagnien schließlich so zusammengeschrumpft, daß sie kaum noch als vollwertige Truppen bezeichnet werden können. Zu bedauern ist ferner, daß Bayern auch diesmal in allen seinen Einrichtungen nachhinkt und in dem Ausbau seiner Organisation hinter den anderen deutschen Staaten zurückbleibt. Keine der großen und wichtigen Fragen, die die militärischen Kreise bewegen, hat durch die neue Heeresvorlage ihre Erledigung gefunden. Hierzu rechnen wir in erster Linie die Trennung der Pioniere in Feld- und Festungspioniere, die Aufstellung von Kavallerie-Divisionen im Frieden u. a. m.

Und warum muß die Regierung nun auch das Flickwerk in die Organisation unseres Heeres hineintragen? Weil die Mehrheitsparteien nicht gewillt sind, den durch sie vertretenen Kreisen die Lasten aufzulegen, die ihnen zu tragen zukommt. Wie sich die Konservativen im vergangenen Jahre nicht scheuten, der Staatsautorität einen empfindlichen Stoß zu versetzen, so scheuen sie sich auch jetzt nicht, die künftige Sicherheit des Landes in Frage zu stellen.

Und wieder, wie im Frühjahr 1909, richten sich die Augen der Nation auf den Kaiser, diesmal als obersten Kriegsherrn. Es erscheint doch undenkbar, daß derselbe Kaiser, der Deutschlands Flotte geschaffen, blind den Forderungen der Armee gegenüberstehen könnte. Alle sachlichen militärischen und volkswirtschaftlichen Gründe sprechen für eine weitere Ausgestaltung der Armee und zwingen zu tiefgreifenden Reformen. Das Land ist reich, weite Schichten der Bevölkerung leben im Überfluß. Und dennoch sollen die notwendigsten Mittel für die Armee nicht zu beschaffen sein? Wie einseitig muß der oberste Kriegsherr über die Stimmung im Lande unterrichtet werden, wenn er glauben könnte, sein Appell an die Nation würde erfolglos verhallen!

Vor vierzehn Tagen wiesen wir an dieser Stelle darauf hin, wie eigenartig „Mißtrauen und Mißverstehen" sich zu den Merkmalen der Zeit erhoben hätten. Mißtrauen und Mißverstehen scheinen sich auch zwischen Kaiser und Nation geschlichen zu haben, nein! — werden systematisch zwischen Kaiser und Nation genährt. Gehen wir aber den Wegen nach, die uns den Kaiser entfremden, dann kommen wir wieder auf dieselben Kreise, die an der ganzen traurigen Lage im Lande schuld sind. Wenn es Herrn von Heydebrand und seinen Leuten ernst wäre mit einer Versöhnung der Parteien, wie er sie kürzlich in Stettin und Herford vertreten habe, dann sollte seine Partei in erster Linie aufhören, den Kaiser gegen sein Volk aufzubringen. Dann sollte man aufhören, das Märchen zu verbreiten, in der Nation sei der monarchische Gedanke im Schwinden begriffen, dann sollte man aufhören, zu behaupten, „Vorwärts" und „Simplizissimus" hätten die Nation gegen den Kaiser verhetzt. Wir haben wahrhaftig keinen Gefallen an den beiden Preßerzeugnissen, — dennoch hieße es niedrig von den eigenen Volksgenossen denken, wollte man behaupten, das Wirken jener Organe allein könnte revolutionierende Veränderungen hervorbringen. Zu Beginn seiner Regierungszeit wurde der Kaiser, wenn er mit seinem Schimmelgespann durch die Straßen der Reichshauptstadt dahinjagte, so gut wie gar nicht beachtet. Gegrüßt wurde er nur von wenigen, den oberen Ständen angehörenden Personen. Zwanzig Jahre später blieb dagegen in den Straßen Berlins — trotz „Vorwärts" und „Simplizissimus" — eigentlich jedermann wartend stehen, wenn das Verhalten der Schutzleute das Herannahen des kaiserlichen Automobils andeutete. Arbeiter und Droschkenkutscher lüfteten

ebenso freudig die Mützen, wie Studenten, Kaufleute und Beamte. Nach der Auflösung des Reichstags von 1907 hatte der Enthusiasmus für den Kaiser den Höhepunkt erreicht. Gewiß, dieser Enthusiasmus ist gewichen. Man beobachte jetzt das Publikum Unter den Linden: meist sind es Ausländer, die Spalier bildend stehen bleiben. Der Deutsche hastet weiter; hat er keine Zeit mehr, sich durch eigenen Augenschein vom Befinden seines Monarchen zu überzeugen? Wie konnte der Wandel so schnell eintreten? „Die Kaiserreden!" wird uns zugerufen. Nein! Auch früher sind Reden gehalten worden, die wenig Beifall fanden, und doch näherten sich Kaiser und Volk einander zusehends. Die Bekundungen seiner Weltanschauung haben keine Kluft zwischen dem Monarchen und der Nation aufgetan. Selbst der Bruch mit Bismarck, der seinerzeit gerade in monarchisch gesinnten Kreisen starken Unmut hervorrief, wurde vergessen.

Der Anfang der neuerlichen Kühle hängt mit den bei der Verabschiedung des Fürsten Bülow zutage getretenen Verhältnissen zusammen. Es steht heute fest, daß der vierte Kanzler nicht schwächlich zurückgewichen ist, wie im Sommer 1909 von seinen Gegnern verbreitet wurde, sondern daß er von der höfischen Interessenvertretung des Bundes der Landwirte bewußt gestürzt worden ist, daß also der Kaiser den Ratschlägen unverantwortlicher Ratgeber größere Bedeutung beimaß, als denen seines erprobten verantwortlichen Ministers. Im Anfange gelang es, die darüber in den national empfindenden Schichten entstehende Erregung durch die Ernennung des Herrn von Bethmann Hollweg zum Reichskanzler zu beschwichtigen. Dieser Minister — so glaubte man — würde, wenn auch mit anderen Mitteln, die Politik seines Vorgängers fortführen; ihm würden die Konservativen Gefolgschaft leisten und sich nach Beseitigung des ihnen unbequemen Fürsten Bülow wieder ihrer selbst besinnen. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt konnte man auch glauben, der neue Reichskanzler werde die Oberhand gewinnen. Seine Gespräche mit den nationalliberalen Abgeordneten Bassermann und Fuhrmann im Sommer deuteten noch auf eine gewisse Freiheit in seinen Entschließungen hin. Als aber im Herbst die „Kreuzzeitung" dem Kanzler eine derbe Zurechtweisung zuteil werden ließ, trat es zutage, daß nicht er die Parteien führte, sondern daß er von den Konservativen geführt wurde. Nach dem Kasseler Parteitage rückte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hörbar von der nationalliberalen Partei ab, der Hansabund erhielt seinen bekannten Rüffel, und bei Beginn der diesjährigen Reichstagsverhandlungen hörten wir die im letzten Reichsspiegel wiedergegebenen Richtlinien der künftigen Regierungspolitik. Diese Entwicklung wäre nicht so schlimm, wenn sie eine nationale Notwendigkeit gewesen, wenn sie dem Heile des Staates und der Monarchie diente. Sie ist aber um so schlimmer, weil sie augenscheinlich die Interessen des Staates und der Monarchie vergewaltigt.

Und damit kommen wir wieder zum Ausgangspunkt unserer Erörterung. Die von der „Kreuzzeitung" behauptete Gleichgültigkeit gegen die Monarchie wird nicht durch schlechte Witzblätter verbreitet. Sie hat vornehmlich ihre Ursache in dem weiter und weiter um sich greifenden Glauben, die Nation könne durch den Kaiser nicht mehr verstanden werden. Sie liegt in der weiter und weiter greifenden Furcht, der Kaiser stehe ausschließlich unter dem Einfluß jener Strömung, die die Nation unter das Schlagwort Reaktion zusammenfaßt. Gegenüber solchen unterirdisch sich fortpflanzenden und fortfressenden Gefühlen helfen keine begütigenden oder herausfordernden Worte, helfen auch keine Ausnahmegesetze. Auch Konzessionen an die breite Masse würden nicht bessernd wirken. Im Gegenteil, jede Konzession würde als Schwäche und Unterwerfung ausgelegt werden und nur neue Forderungen zeugen. Was uns heute fehlt, das ist die Bezeugung des Willens zu einer Tat

durch den Monarchen, das ist der nachdrückliche Hinweis auf die großen Aufgaben, die beiden, Kaiser und Volk, bevorstehen. Wann aber gibt es in Deutschland eine günstigere Gelegenheit, monarchischen Willen zu bekunden, als gelegentlich einer Heeresvorlage!? Die Regierung hat in dieser Beziehung ihre Pflicht nicht getan und muß nun die notwendige Folge ihrer Zaghaftigkeit am eigenen Leibe erfahren. Die herrschenden Parteien haben die Wertzuwachssteuervorlage derart beschnitten, daß sie selbst den gehegten bescheidenen Erwartungen kaum gerecht werden dürfte. Dennoch fährt die Regierung fort, sich auf diese Parteien zu stützen.

In solchen Zeiten ist es ein Glück für die Monarchie, wenn die Nation durch ihr Bürgertum sich noch aufzuraffen vermag, um das Staatsschiff wieder in den ruhigen Kurs zu führen.

Friedrich Christoph Dahlmann. Zu seinem 50. Todestage am 5. Dezember. Mit dem Protest, den Dahlmann, unterstützt von Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Albrecht, Ewald und Weber, im Jahre 1837 gegen einen Akt fürstlicher Willkür, die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von Hannover durch König Ernst August, erhob, begann in Deutschland das Zeitalter der Professorenpolitik. Wir haben keinen Grund, heute auf sie als auf etwas längst Überwundenes herabzusehen. Denn bei all ihren Fehlern war sie berechtigt, ja heilsam als das vorwärtstreibende Element im deutschen Staatsleben, solange dessen berufene Pfleger am Bundestage, am Berliner und am Wiener Hofe in der Unterdrückung der nationalen wie der liberalen Bestrebungen ihre Aufgabe sahen. Das war der Fall, als Dahlmanns politische Wirksamkeit begann, und hatte sich wenig geändert, als er die Augen schloß. Über einen Staatsmann, dessen Politik so geringe Erfolge aufzuweisen hätte, wäre das Urteil gesprochen, ein Gelehrter, der in die Politik eingreift, will mit anderem Maß gemessen sein. Er kann Zustände, die er bekämpft, nicht ändern, weil keine organisierte Macht des Staates oder der Gesellschaft hinter ihm steht. Nicht die Tat ist seines Amtes, sondern das Bekenntnis, das Aussprechen einer Überzeugung, die Verbreitung einer Lehre. Hiermit hat Dahlmann Großes gewirkt. Der Generation der Reichsgründung, die bei ihm hörte, prägte er ein, daß die menschliche Persönlichkeit sich erst in der tätigen Teilnahme an einem freien Staatsleben vollende, dessen für Deutschland gegebene Form die konstitutionelle Monarchie sei. In der Paulskirche vertrat er in immer neuen Wendungen den Gedanken, daß Deutschland neben der Freiheit und noch mehr als sie die Macht not tue, die Macht, die nur die Einheit gebe unter einem Erbkaiser aus dem Hause Hohenzollern.

Wer denkt hier nicht an Heinrich von Treitschke, dem Dahlmann im Kampf für diese Ideen, in der Verbindung von Historie und Politik und ganz besonders mit seinen Vorlesungen über letztere ruhmvoll vorangeschritten ist? Vor seinem Bilde beschlich Treitschke nach seinen eigenen Worten „etwas von der Empfindung, mit der dem Vater der erwachsene Sohn gegenübertritt". So gehören sie zusammen, beide politische Wortführer einer älteren und einer jüngeren Generation, aus deren Ringen um Freiheit und Einheit das Deutsche Reich hervorgegangen ist.

Von Dahlmanns Freunde Jakob Grimm hat Ludwig Speidel dankbar bekannt: „Wer einen solchen Mann lieben und verehren gelernt, hat sich für sein ganzes Leben einen Schatz erworben." Sollte das nicht auch von Dahlmann gelten? Es würde anerkannt, wenn er jedem zugänglich wäre. Dazu könnte nichts besser helfen als eine Auswahl aus seinen „Kleinen Schriften und Reden", wie wir eine solche längst besitzen aus den kleinen Schriften Jakob Grimms. Aufzunehmen wäre die Waterloorede, die Rede eines Fürchtenden samt der Gegenrede, die Aufsätze

über Goethe, über Niebuhr, über die Zukunft unserer Universitäten und aus dem, was er in der Paulskirche gesprochen, die Rede über die Oberhauptsfrage. Fügt man noch das von ihm verfaßte Vorwort zum Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes hinzu, so hat man das Beste zusammen, was von ihm gesagt und geschrieben worden ist. Aus jedem Stück der hier vorgeschlagenen Sammlung spricht die gesammelte Kraft seines Geistes. In seiner Sprache spiegelt sich der ganze Mensch. Es ist alles echt an ihr, nichts bloßer Schmuck oder geistreiches Spiel. Sie hat einen männlich starken Grundton gebändigter Leidenschaft. Hinter jedem Wort steht seine Überzeugung und er spricht sie aus in Stunden der Gefahr. So als „Fürchtender" in folgenden herrlichen Worten über Preußen als den deutschen Staat der Zukunft. „Wir haben einen Staat in Deutschland, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher heilt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Bewunderung betrachtet. Er besitzt die Kraft, auch dieses Mal zu heilen nach beiden Seiten hin ... Österreich hat viel deutsches Blut in sich, aber es wird beherrscht von den Bestimmungen seines wunderbar zusammengesetzten Staates, es muß seinen eigenen Sternen folgen, es kann fortan nicht schöpferisch für Deutschland wirken. Preußen kann das, es folgt nur seiner Bestimmung, wenn es auch will. An dem Tage, da der König von Preußen in seinem Staate die Reichsstandschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufatmen; er hat die Versicherung, daß bei der Freiheitsentwicklung Gesetz wohnen werde, daß unseren Dynastien ihre Ehre verbleibe, daß aber auch fortan die Bundesversammlung in ihre Beratungen die leitenden Ideen aufnehmen und allmählich dem Grundgesetze einverleiben werde, welche das gute heimische Recht sicher stellen vor jeder verderblichen Einwirkung, sei's von Osten oder von Westen."

Einer der menschlich schönsten Züge Dahlmanns, der zugleich seiner politischen Einsicht Ehre macht, ist sein unerschütterlicher Glaube an die Zukunft der konstitutionellen Monarchie in Deutschland. Seinem Freunde Gervinus, der von der Ausbreitung der Demokratie das Heil erwartete, hielt er treffend entgegen, er vermöge nicht abzusehen, wie uns auf anderem als monarchischem Wege die nötige Macht im Weltteil zuwachsen solle. Die Taten Bismarcks haben ihm recht gegeben. Wie eine Vorbereitung auf sie erscheinen uns heute die Worte, mit denen er im Winter 1860 sein letztes Kolleg eröffnete, das die Geschichte Friedrichs des Großen behandeln sollte. „Wir bedürfen fürwahr einer Erinnerung an die Tatkraft des großen Friedrich, bedürfen einer entschiedenen Ablenkung von der Ohnmacht der Phrase."

Dr. Julius Heyderhoff-Düsseldorf

Pädagogische Himmelsstürmer. Beitrag zur Psychologie der modernen Pädagogik. Von Rektor P. Hoche-Wriezen.

Die Reformsucht ist ein recht charakteristisches Zeichen unserer Tage. Sie zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, am meisten aber wohl auf dem weiten Felde der Politik und der Erziehung. Wer das große Gebiet der Pädagogik daraufhin durchstreift, wird diese Behauptung bald bestätigt finden. Immer neue Fragen werden aufgerollt, und mit einem Eifer, der nicht selten zur Leidenschaft wird, wird darüber disputiert. Erziehungsprobleme, an die man früher wohl kaum dachte oder die nur leise angedeutet wurden, rücken nun in den Mittelpunkt eines tiefen und weiten Interesses und werden hier und da auch praktisch zu erproben gesucht. Alte Ideale, ja auch bewährte Fundamente werden als unbrauchbar und überlebt über den Haufen geworfen und neue Ziele dafür aufgestellt. Es wird viel neuer Most in neue Schläuche gefüllt.

Es kann natürlich keinem vernünftigen Menschen einfallen, dieses Streben nach neuen Wahrheiten grundsätzlich zu verdammen. Im Gegenteil, man wird sich aus mehr als einem Grunde auch über diese Signatur unserer Zeit nur freuen können. Problemlose Zeiten sind tote Zeiten, sie führen leicht zur Gefahr der Stagnation. Aber der muntere Kampf um neue Ideale erhält die Gemüter in lebhafter Bewegung, nicht nur das Pro, sondern auch das Kontra wird eingehend erwogen, und zuletzt geht der Weg doch meist hindurch zur Wahrheit und Klarheit. Als ein besonderer Vorzug unserer neuerungssüchtigen Zeit darf auch betont werden, daß das Interesse an Erziehungsfragen bedeutend gestiegen ist. Weite Kreise bringen der Pädagogik eine erhöhte Teilnahme entgegen, so daß sich unsere Zeit in dieser Beziehung wohl die Bezeichnung „Jahrhundert des Kindes" beilegen darf.

Aber es gilt in diesen bewegten Tagen auch die Augen recht offen zu halten, besonders für den praktischen Erzieher, der sich bei seinem Tun von den Theoretikern leiten läßt, deren Stimmen ihm aus Büchern und Zeitschriften immer und immer wieder entgegenschallen. Unser Kind soll nicht ohne weiteres zum Versuchsobjekt für jeden Propheten gemacht werden, der seine neue Lehre mit lauter Stimme ins Land hinausposaunt. Im Durcheinander der mannigfachen neuen Forderungen kann sich der Erzieher leicht verirren, wenn er nicht selber vorsichtig beobachtet, sondiert, abwägt, oder es könnte leicht dem Kinde zum Schaden ausschlagen, was ihm doch zum Besten gereichen sollte.

Denn nicht jede Reform ist in ihren Zielen und Mitteln gut, und es treten hier und da pädagogische Himmelsstürmer auf, denen man nur mit Vorsicht begegnen sollte. Gemeint sind jene Leute, die sich meist in eine besondere Idee hineinbohren und sie bis in die äußersten Konsequenzen verfolgen und verfechten, die gerade gern ins Extrem einer Anschauung gehen und blind und taub sind für die Gründe der Gegner. Solche Naturen, die sich am liebsten für eine radikale Neuerung ins Zeug werfen, berühren zwar oft recht sympathisch und wirken in mancher Beziehung auch recht segensreich. Ihr Wesen zeigt, daß sie meist von einem edlen Feuereifer oder von einer heiligen Leidenschaft getrieben werden und ihre ganze Kraft anwenden, um ein in ihrem Sinne Gutes zu verwirklichen. Sie sind meist herzhafte Draufgängernaturen, die ihr Ziel fest im Auge behalten, die mannhaft zu kämpfen, interessant anzuregen, kräftig aufzurütteln, entschieden mit fortzureißen verstehen und so zum durchdringenden und treibenden Sauerteige in der Masse von mehr ruhigen phlegmatischen Wesen, zu Anregern der laxen, abgestumpften pädagogischen Gewissen werden. Die Pädagogik wird ihnen aus diesen Gründen immer zu Dank verpflichtet sein.

Aber als Führer, denen unbedingt gefolgt werden könnte, sind solche Leute meist nicht tauglich. Dazu fehlt ihnen häufig die ruhige Besonnenheit, die Kunst des Abwartens und objektiven Abwägens. Aber weil es in ihrem Wesen liegt, um Anerkennung und Gefolgschaft zu werben, können sie der Gesamtheit auch gefährlich werden. In ihrer agitatorischen Art liegt es zwar, aufzurütteln, aber ebenso auch einzuschläfern. Ihre Forderungen verstecken sie oft hinter ein prunkendes Schlagwort, das in seiner präzisen Fassung ein leicht erregbares Gemüt oder einen schwachen Verstand besticht und rasch gefangen nimmt. Solchen Himmelsstürmern kommt die Suggestibilität der Masse in einem hohen Grade zugute. Je entschlossener, sieghafter sie auftreten, um so mehr beugt sich ihnen die Menge, die sich ja oft vom Schein blenden und vom marktschreierischen Lärm betören läßt. Charakteristisch für diese radikalen Reformer ist es oft, daß sie den Boden der Realität völlig verlieren und sich mit ihren Gedanken in ein Wolkenkuckucksheim verirren und Phantomen nachjagen, die sich nie verwirklichen lassen. Wieviel

Kraft wird freilich auf diese Weise verschwendet, die erfolgreicher angewendet werden könnte! In unserer nach Abwechselung lüsternen Zeit ist ja für solche mit dem nötigen Brustton der Überzeugung angekündigten Neuerungen immer ein günstiger Resonanzboden vorhanden. So segelt unter der Flagge hochtönender Phrasen gar manchmal die bescheidene Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit mit, solange überhaupt Worte die Hauptsache sind, und auch hier gilt häufig das Dichterwort: Nicht alle, die den Thyrsus schwingen, sind des Gottes voll!

Es ließe sich da eine ganze Reihe pädagogischer Schlagworte aufstellen, die modernen Ursprungs sind und aus deren Geschichte sich die gemachten Ausführungen ableiten lassen. Es soll statt vieler nur auf einige hingewiesen werden; hier eine kleine Auslese: „Die Kunst im Leben des Kindes", „Sexuelle Jugendaufklärung", „Arbeitsschule", „Unterricht im Freien". Es läßt sich nicht leugnen, daß alle diese Worte manches Gute geschaffen haben. Sie sind zu Weckrufen geworden und haben die Teilnahme weiter Kreise auf Erziehungsfragen gelenkt. Auch mancherlei positive Arbeit ist in der Richtung dieser Reformrufe geleistet worden. Aber es ist auch viel Unwahres, Übertriebenes, Bedenkliches, ja Widerliches dabei in Erscheinung getreten. Wer wollte z. B. mit den extremen Reformern unbedingt mitgehen, wenn sie die ganze Erziehung des Menschen auf die Bildung zur und durch die Kunst basieren wollen, wenn sie beispielsweise die Kunst als einen vollwertigen Ersatz für die Religion ansehen und sie an deren Stelle setzen wollen? Wieviel Verwirrungen und Widerwärtigkeiten hat die sexuelle Bewegung im Gefolge gehabt; wie predigen noch heute viele ihrer Apostel, daß das Heil allein in der Belehrung, im Wissen und in der Kenntnis des Kindes über die materiellen Prozesse des Geschlechtslebens liege. Hat nicht erst jüngst der Bund für Mutterschutz die famose Petition ans Ministerium gesandt, es möge gestatten, oder veranlassen, daß in den Schulen sexuelle Aufklärung getrieben werde? Gewiß soll zugegeben werden, daß der Arbeitsunterricht unsere moderne Lernschule segensreich ergänzen kann; aber muß deshalb die geistige Arbeit auf einmal so gering geschätzt, der Werkunterricht als die einzige Grundlage der neuen Erziehung gepriesen werden? Ist es in der Ordnung, den „Unterricht im Freien" als das einzig Richtige zu verlangen, wenn man gar nicht angeben kann, wie er sich im einzelnen zu gestalten hätte. Zu wieviel Abwegen hat das Schlagwort von dem „Jahrhundert des Kindes" schon geführt! Das Kind wird nicht selten zum Idol gemacht, an dem in mancherlei Weise ein unvernünftiger Götzendienst ausgeführt wird. Was an dem Kinde an Verfrühung, Verweichlichung, Verziehung zuviel getan wird, das ist nicht zum geringen Teile aufs Schuldkonto der neuen Pädagogik zu setzen, die die Majestät des Kindes gar oft in falscher und bedenklicher Weise auf den Thron erhebt. Ein bißchen weniger Sorge um die Jugend wäre in dieser Beziehung oft mehr. Zuckerbrot allein bekommt dem Magen nicht.

Freilich ist es ein typischer Zug, daß neue Bewegungen über das Ziel hinausschießen, daß sie sich nicht selten im äußersten Extrem verlieren. Der größeren Ebbe folgt die größere Flut. Je tiefer Ruhe und Beharrung sind, um so intensiver muß die Stoßkraft einer neuen Idee sein, die sich durchsetzen will; deshalb überschreitet auch die Reaktion häufig alle Proportion. Aus dieser Psychologie des Geschehens erklärt sich auch die Erscheinung der pädagogischen Himmelsstürmer. Im Getriebe des Ganzen mögen sie ihre Aufgabe haben und erfüllen; im einzelnen wird sich die Pädagogik nicht immer auf sie verlassen können, und der praktische Erzieher handelte doppelt töricht, wenn er ihre Theorien blindlings befolgen wollte. Das obenauf Brausende und Schäumende ist übrigens auch fast nie das Bleibende; der starke Unterstrom führt in der Regel das Wertvolle und Dauernde mit sich.

P. Hoche

Gerhart Hauptmann

erkennen, daß Gerhart Hauptmann die Sammlung einer wesentlichen und ziemlich umfassenden Charakterbildung unseres Volkes und unserer Zeit zum Genie, ihre künstlerisch einheitliche Form ist, heißt unsere Zeit und ihre geheimen Unterströmungen, ja ihr Bestes, Eingeborenes nicht verstehen. Ja hier ist, was hoffentlich den Deutschen der Zukunft von dem Epigonentyp der Gegenwart unterscheidet, zum reinsten Ausdruck gebracht. Man muß wieder einmal auf Goethe zurückkommen, der über Spinoza und Kant das neunzehnte Jahrhundert und seine Bildungsmöglichkeiten aus der Vergangenheit heraus entwickelte. Verstandesklarheit, besonnenes Erwägen und philosophische Vertiefung des Gedankenlebens, Psychologie im Lichte der Kantschen reinen Vernunft, das ist die Prägung Goetheschen Geistes. Die Sache wird klarer, wenn wir an die Geistesentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts denken, hin zur Naturwissenschaft, Entwicklungslehre und allen jenen Kräften a posteriori, die unter dieser Flagge segeln. Goethe hat das Bildhafte aller dieser Erkenntnisse, die künstlerische Form gegeben, ein Beweis dafür, daß das Genie wohl aus dem Volkstum herauswächst, doch nicht als einfaches Produkt seiner Faktoren, sondern in einer Potenz, die nur durch göttlichen Ursprung zu erklären ist.

In der Wirklichkeit bedeuten alle anderen Geister des neunzehnten Jahrhunderts nur ein Teil von Goethe, sie sind ihm gleichsam eingeboren. Wenn sie sich trotzdem zu Führern sogenannter neuer Erkenntnisse aufschwingen konnten und scheinbar neue Weltanschauungen gebaren, so geschah das nur, um durch dieses Wellental zu einem neuen Gipfel anzusteigen. Die Signatur dieses Ab- und Aufstiegs ist die romantische Erleuchtung einzelner Gebiete, vorwiegend in den Naturwissenschaften, das Hervorheben einiger Grundsätze und das Verdrängen des Kantschen a priori durch eine Unzahl einzelner Erfahrungssätze und ihre wissenschaftliche Begründung. Auch das romantische Weltbewußtsein verflüchtigte sich unter der Fülle der Einzelerscheinungen. Der Deutsche, der immer geneigt ist, sich aus zweiter Quelle zu informieren, der mehr als irgendein anderes Volk Bücher über seine Dichter an Stelle der Dichter selbst liest. hat in seinem Wesen einen Zug zur Zersplitterung, aus Neugierde und vermeintlicher Tiefgründigkeit geboren, der ihm immer wieder zum Schicksal wurde. Eigenbrödelei nennen es die Kritiker unseres Charakters. Der Intellektualismus tat das Seinige.

Wie weit wir uns dadurch von jener klugen Einfalt des deutschen Parsevalgeistes entfernt haben, wie weit von dem uns eingeborenen Hang zur Mystik und ihrer naturwissenschaftlichen Wiedergeburt im Geiste eines Novalis, Steffens, Hölderlin, wer vermöchte das mit Gewißheit zu sagen. Da wohl alle diese Kräfte immer wieder in einzelnen Menschen auch unserer Zeit wirksam sind, so gänzlich sie scheinbar von der Oberfläche unseres Kulturlebens zurücktreten.

Die ganze Entwicklung Gerhart Hauptmanns ist ein deutlicher Beweis für die aus der Einfalt deutschen Wesens (im Gegensatz zur Vielfältigkeit unserer gegenwärtigen Geistesrichtungen) geborene Lebensanschauung und das Ergreifen der diesseitigen und jenseitigen Welt allein durch den reinen religiösen Willen.

Das Wort religiös ist hier im psychologischen Sinne zu verstehen, im Gegensatz zur Wissenschaft, Hauptmann würde es vielleicht als seine Fähigkeit zum Mitleiden

verstehen. Und auch so viel erhellt ohne weiteres aus der Parallele mit Goethe: Gerhart Hauptmanns Entwicklung gehört einer Zeit an, in der das Künstlerische dem Religiösen innerlich verwandt, einer Zeit, der die Romane Zolas Religion wurden und in der sich aus dem Künstler Tolstoi in gerader Linie seines Wesens der Prediger und Prophet Tolstoi ergab. Auf der anderen Seite gelangte man zu einer Verherrlichung der künstlerischen Form und damit in eine Sackgasse. Und doch ist so viel klar, daß die Dramen Hauptmanns viel mehr Dramen im eigentlichen Sinne sind als die Goethes. Der Dialog Ibsens machte uns deutlich, daß der Dialog, das dramatische Widerspiel in ihrer Lebensauswirkung eingeengter Menschen sehr zugespitzte Gedanken und eine Lebensanschauung zu geben vermag. Diese zum Kampf geschliffenen Aphorismen und Paradoxe Ibsenscher Gestalten sind psychologisch sehr wahre Erscheinungen, die jeder nachprüfen kann, der einmal selbst etwas aus seiner Natur heraus hat verteidigen müssen, das sich nicht mit der Moral der Masse deckt oder im Sinne der alten Tragödie wider die Heiligkeit des Staatsgedankens ankämpfen muß. Jeder Mensch und sein Leben ist eine Weissagung, wenn auch nicht immer so gewaltig und schicksalsschwer wie die des Königs Ödipus. Gerhart Hauptmanns Schaffen stellt eine ganz Kunst gewordene Lebensäußerung des genialen Menschen dar, er hat mehr als irgendeiner das Goethesche „Bilde, Künstler, rede nicht" befolgt und erfüllen können. Und in ihm überwiegt überall mehr als bei Goethe der Dichter den Schriftsteller. Das gerade, was andere Nationen dem Dichter Goethe immer wieder vorwerfen, daß er wohl das umfassendste Bewußtsein deutscher Kultur darstellen mag, aber darum das Höchste, was er zu sagen hatte, in seinem „Faust" noch immer nicht zum Drama geworden ist, hat Hauptmann erfüllt. Dem Mehr entspricht bei einem so verwegenen Vergleich natürlich auch ein Weniger auf Seite des Schriftstellerischen. Goethe war für Schiller der Typ des naiven Dichters, der die Dinge packt und nicht über sie spricht. Man vergleiche Goethes „Italienische Reise" mit Gerhart Hauptmanns „Griechischem Frühling", um zu ermessen, wie weit das Sentimentalische selbst noch naive Intuition werden kann bei einem Menschen, der immer nur der künstlerischen, zur Gestaltung drängenden Eingebung gelauscht hat. Goethes Art, sich naiv zu geben, hatte für Schiller ohne Zweifel etwas von romanischer Art; der Württemberger fühlte sich dem Frankfurter gegenüber als der Deutsche. Im Fabulieren hielten es ja denn auch die Romantiker mit Goethe. Am Ende aber ist das Ganze doch eine Frage der künstlerischen Form. Und man wird schließlich auch in Deutschland dahin kommen müssen, wo jeder Durchschnittsautor Frankreichs längst angelangt ist: die künstlerische Form wie eine Muttersprache zu beherrschen, sie nicht mehr als etwas Fremdes, als ein Staatskleid zu betrachten, sondern sie dem eigenen Instinkt wie ein ganz natürliches Arbeitskleid anzupassen. Ich erinnere an die Totenklage Michael Kramers, an den Schnitterspruch Griseldis, um nur gerade einige Beispiele zu nennen, wo an sich ganz undialogische Elemente dem dramatischen Gefüge eingebaut sind, als wäre es das allerbeste Baumaterial, das man sich nur wünschen kann.

Der Rhythmus des gesprochenen oder gehörten Satzes ist die Grammatik des Denkens und so verschieden wie die Denkart der Menschen. Es ist aber auch der Rhythmus der Seele. Die eigene Sprache eines Menschen, wo sie, wie im Drama, die Konvention außer acht läßt, ist in ihrem Satzbau und in ihrer Wortwahl, ja

in ihrer Grammatik diesem Rhythmus gehorsam. Die Grammatik des Denkens wird auch die der Sprache. Hier schon setzt die Intuition Hauptmanns ein, wo andere noch mit Worten ringen, ist ihm das Wort längst Symbol geworden für eine ganz bestimmte Wesensart. Die Voraussetzung und die Grundlage dieser hier gleich bis zum Phänomen gesteigerten Kunst ist die Dialektdichtung, in der wirklich noch der einzelne Mensch als Sprachbildner erkennbar ist, oder wenigstens eine kleinere Volksgruppe, deren besondere seelische Struktur den Rhythmus des Dialekts bestimmt. Aber das Bedeutsame ist eben, daß es Hauptmann gelungen ist, die Sprachpersönlichkeit auch in der sogenannten Schriftsprache im Hochdeutschen herauszubilden. Die Wurzeln alles Menschlichen sieht Gerhart Hauptmann in diesem überall sich regenden und quellenden Naturbewußtsein, da wo auch das religiöse Empfinden seinen Ursprung hat. Es ist das Geheimnis, in das der Mensch hineingeboren ist, wie es im „Griechischen Frühling" heißt und von dem sich der religiöse Mensch Zeit seines Lebens durchaus umgeben findet. „Und sofern Kultur nicht dazu führt, mit diesem Wurzelsystem stärker und tiefer verzweigt in die Natur zu dringen, ist sie Feindin der Religion."

„Es ist ein seltsamer Vorgang," sagt Hauptmann in seinem Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint" (Verlag von S. Fischer, Berlin), „wenn eine neue Generation die Fäden ihrer Geistesgemeinschaft über die Erde spannt." Wie er in diesem Bilde den Lebensnerv einer Zeit und seine bienenemsige Arbeit gleichsam als Naturvorgang erklärt, als etwas, das durch die einzelne Seele hindurchfährt und sie an die Gesamtheit des Naturwillens knüpft, so wird ihm auch alle Kultur Ausdruck im letzten Grunde des Naturwillens. Oder besser, nur solche Kultur vermag er anzuerkennen. Die Ausschließlichkeit dieses Gedankens beherrscht gleichsam jede Zeile, die aus seiner Feder kommt. Er empfindet sich als Werkzeug einer durch ihn in die Bewußtheit menschlichen Denkens eintretenden Naturoffenbarung.

Nichts anderes aber ist allezeit die Ursache und Gestalt wirklichen religiösen Lebens gewesen. Religion ist Denken und nicht Tugend, sagt Fichte. Hauptmann findet im Denken des einfachen Menschen wie im Denken der gebildeten Jugend jener jungen schöpferischen Geister, die die Fäden ihrer Geistesgemeinschaft über die Erde spannen, weil ein neuer Geistesfrühlung der alten Erde sie dazu zwingt, wie die Spinnen ihre Netze aus dem eigenen Leibe ziehen, gleichmäßig eine natürliche ewige Wiedergeburt der Religiösen.

Emanuel Quint ist das Werk, in dem dieser Gedanke am reinsten und klarsten Gestalt gewinnt, und es muß somit als das Abschlußwerk einer langen in sich selten klaren Entwicklungsperiode des Dichters angesprochen werden. Stilistisch ist Emanuel Quint die Geburt eines wunderbar einfachen Hochdeutsch aus dem Dialekt. Denn hier, wo Gerhart Hauptmann sehr leicht wieder einmal die einzigartige Herrschaft über den schlesischen Dialekt hätte zeigen können, bedient er sich doch durchgehend einer Sprache, die mit Betonung des Persönlichen doch allgemein verständlich ist, wie die Bibel Luthers aus einer Vereinigung verschiedener Dialekte entstanden ist. Das Religiöse will sich ausbreiten, in ihm selbst liegt eine Kraft, die in Zungen reden will. Und es ist ein seltenes, herrliches Zeugnis für alles, was ich oben von diesem Dichter und seiner Stellung zum Geistesleben der Gegenwart gesagt habe, daß sich in Emanuel Quint das religiöse Empfinden unserer Zeit ein Denkmal gesetzt hat. Diese Religion ist in und außerhalb der

Kirche, sie ist modern in einem weiteren Sinne, insofern sie das Wissen unserer Zeit einschließt und die Naturerkenntnis mit der Gotteserkenntnis zu einem großen Tempel der Anbetung und Andacht vereinigt.

Dichterisch ist das Werk ein episches Kunstwerk, wie es nur in großen Zwischenräumen entstehen kann, die vollkommenste Einheit von Selbstbekenntnissen mit Schilderung des einen problematischen Menschen Emanuel Quint, des Narren in Christo. Die Breite und das Vielerlei des Romans ist völlig aufgehoben zugunsten einer einzigen Kette von Geschehnissen und inneren Erlebnissen des Bauernapostels. Also auch hier ein Gegensatz zum klassischen Roman die künstlerische Beschränkung des Themas auf die Menschendarstellung und Seelenausdeutung. Die geheime Kraft, die von Quint ausgeht und ihn zu dem Glauben zwingt, die verheißene Wiederkehr Christi zu sein, hat die Form dieses Romans bestimmt. Das Zeitgemälde schließt sich in dem Gemälde dieser gläubigen Kinderseele, die alle den Verheißungen einer neuen Generation Fleisch und Blut und Gotteskindschaft und Menschenkindschaft werden läßt. Der Reif, der von Quints Geheimnis ausgeht, erfüllt die Täler und Städte seiner Heimat und zieht wie ein unsichtbarer Magnet alle freien Kräfte an sich, reizt alle in einem vorhandenen alten Glauben ruhenden zum Widerstand. Die Mühseligen und Beladenen fliegen ihm zu wie die Motten dem Licht, und die Satten empören sich gegen solche Gotteslästerung. Alle aber vereinigen sich, ihn zu steinigen und ihn einen falschen Propheten zu nennen. Er ist das Schicksal des ausschließlich Religiösen, das mit Tugend oder irgendwelchem Wunderlein nichts zu tun haben will, sondern im Wissen Gottes beschlossen ist als die Bewußtheit aller jener Kräfte, die die Gottesnatur ausmachen.

In diesem Spiegel aller Spiegel gibt Hauptmann uns das Bild der Welt an sich, erschließt er die Herzen der Gläubigen und der Ungläubigen und zwingt uns, die Offenbarungen des Geistes in jeder Form des Irrtums und des Wissens anzuerkennen. Emanuel Quint ist der Sohn eines Tischlers, im Dorfe von Jugend auf verhöhnt, vom Vater als Bastard gebrandmarkt, der nie etwas anderes als die Bibel gelesen hat, ist das reine Gefäß eines Glaubens, der nichts als Glauben ist und doch in alle Wahrheiten des zwanzigsten Jahrhunderts eindringt. Er ist die Einzigkeit des Menschen, der Gott in der Welt sieht und mit ihm gerungen hat; er ist der Prophet, der die Lehre der alten Propheten überwindet mit seinem: Ich aber sage euch! und der immer wiederkehren wird, solange es Menschen gibt. Alle Leiden Christi werden seine Leiden, und alle Leiden führen ihn in die Vereinsamung, machen ihn zum Märtyrer, dessen Wert für die Kultur, so illusorisch sie scheint, das ewige Rätsel des Gotteslebens im Menschen bleibt.

Gerhart Hauptmann ist mit diesem Werk noch weiter als in den letzten Jahren von dem Durchschnittsgeschmack der Zeit abgerückt und hat uns seine Berufung dadurch nur um so deutlicher gemacht. Man wird von diesem Roman reden, wenn die Gegenwart längst im Grabe modert, denn es ist das Postulat des individuellen Menschen, seine Berufung, am Weltgeschehen teilzunehmen, die dieser einfachen, ungebildeten Seele Quints zur Verheißung wird. Wilhelm Meißner

Bücherliste

Matarazzo: Chronik von Perugia. Eugen Diederichs, Verlag, Jena. M. 6.—.

Petrarca, Francesco: Briefe und Gespräche. Eugen Diederichs, Verlag, Jena. M. 6.—.

Mit Matarazzos Chronik von Perugia und Petrarcas Briefen und Gesprächen eröffnet Marie Herzfeld eine Sammlung von Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur. Annalen, Tagebücher, Briefe, Komödien, Gedichte, Gespräche, Predigten sollen in mustergültigen Übersetzungen volle Kenntnis verbreiten über die gewaltige Menschheitsepoche der Renaissance, so daß diese Dokumente und Offenbarungen ein fest umrissenes Bild dieser im Guten wie im Bösen gleich großen Zeit ergeben. Die Lebensauffassung der Renaissance kann sich auch für unsere Zeit bedeutungsvoll und einflußreich gestalten. Jedem Bande soll zur Erleichterung des Verständnisses und zur Einführung eine ausführliche Einleitung vorangestellt werden. A.

Rehbein, Arthur: Studiosus Goethe in Leipig und Straßburg. Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung, Leipzig.

Richard, E.: Laboremus. Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig.

Fulda, Ludwig: Melodien. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart. M. 4.—.

Schneider, Oswald: Bismarck und die preußisch-deutsche Freihandelspolitik. 1862—1876. Berliner Dissertation.

v. Harbou, Thea: Die nach uns kommen. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart. M. 3.—.

Heyse, Paul: Das Ewigmenschliche. Ein Familienhaus. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart. M. 4.—.

Schrader, Otto: Begraben und Verbrennen. M. & H. Marcus, Verlag, Breslau. M. 0.60.

Grobbeck, Georg: Tragödie oder Komödie? S. Hirzel, Verlag, Leipzig. M. 2.40.

Golther, Prof. Dr. W.: Religion und Mythus der Germanen. Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig.

Schieber, Anna: Gesammelte Immergrün-Geschichten. Verlag der evang. Gesellschaft, Stuttgart. M. 3.—.

Schulz, Hans: Timoleon und Immanuel. Briefwechsel zwischen Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein und Jens Baggensen. S. Hirzel, Verlag, Leipzig. M. 10.—.

Ernst, Otto: Blühender Lorbeer. L. Staackmann, Verlag, Leipzig. M. 3.—.

Ernst, Otto: Gesund und frohen Mutes. L. Staackmann, Verlag, Leipzig. M. 1.80.

Corinth, Louis: Das Leben Walter Leistikows. Verlag Paul Cassirer, Berlin. M. 12.—.

Zacharias, Dr. A. N.: Gedanken eines Praktikers zur Frage des „Juristischen Modernismus". J. Guttentag, Verlag, Berlin. M. 0.60.

Pfohl, Ferdinand: Richard Wagner. Berlin, Ullstein & Co. M. 6.—.

Gros, Erwin: Von schlichten Leuten. Wartburg-Buchhandlung, Darmstadt. M. 3.—.

Blau, Paul: Geist und Natur. Versuch einer Darstellung der Grundlinien christlicher Weltanschauung. Trowitzsch & Sohn, Berlin. M. 3.20.

Lessing, Theodor: Weib — Frau — Dame. Otto Gmelin, Verlag, München. M. 3.—.

Seilliere, Ernest: Nietzsches Waffenbruder Erwin Rohde. Berlin, H. Barsdorf. M. 3.—.

Aronsohn, Oscar: Das Problem im Baumeister Solneß. Halle a. S., Carl Marhold. M. 1.60.

Kjaer, Nils: Capricciol Georg Merseburger, Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Emden, Dr. R.: Grundlagen der Ballonführung. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 2.80.

Capelle, Wilhelm: Gneisenau. Eine Auswahl aus seinen Briefen und Denkschriften. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig.

Runeberg, Joh. Ludwig: Fähnrich Stals Erzählungen. Leipzig, J. C. Hinrichs. M. 1.50.

Knudsen, Jacob: Um des Lebens willen. Georg Merseburger, Verlag, Leipzig. M. 3.—.

Meier, P. J.: Braunschweig. Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig. M. 3.—.

Lorenz, Felix: Mailand. Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig. M. 3.—.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/28.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

220. **Pfarrer**, bald (2400 M.), Brandenburg.
229. **Bürgermeister**, bald (2000 M.), Sachsen.
233. **Hauslehrer** z. 1. 1. 11, ält. ev., f. Sekundaner, Ostpr.
245. **Oberlehrer** f. städt. höh. Schul. (Deutsch, Geschichte, Engl., Frz.), April 1911.
246. **Bürgermeister**, bald (8500 M.), Rheinland.
247. **Bürgermeister**, 1. 1. 11 (2400 M.), Hessen-Nassau.
248. **Bürgermeister**, bald (2090 M.), Sachsen.
249. **Oberlehrerstelle**, kath., 1. 4. 11, Schlesien.
250. **II. Bürgermeister**, bald (7000 M.), Schlesw.-Holst.
252. **Bürgermeister**, bald (6500 M.), Rheinland.
260. **Hauslehrer**, Phil., für 10jähr. Knaben, 1. 1. 11, Neumark.
261. **Hauslehrer**, jüng., ev., 1. 1. 11, Rheinprovinz.

B. Für Damen.

225. **Lehrerin**, f. 14jähr. Mädch., Ostern 1911—1912, Sachsen.
235. **Lehrerin**, ev., gepr. (Engl. gew.), f. 3 Kinder, Oberfranken.
236. **Lehrerin**, ev., gepr., erfahren, mit Lateinkenntnissen, z. 1. 1. 11, Schlesien.
238. **Oberlehrerin**, 1. 4. 11 (Englisch) (3600 M.), Posen.
239. **Erzieherin**, gepr., f. Ostern f. 3 Knab., Schleswig-Holstein.
240. **Lehrerin**, gepr., ev., mus., sprachenk., 1. 1. 11.
241. **Lehrerin**, ev., f. Privat-Mädchensch. (ca. 12 Mädch.), Sachsen.
242. **Erzieherin**, kath. (Lehrerin-Examen), Westfalen.
243. **Erzieherin**, gepr., mus., 2. 1. 11, Brandenburg.
244. **Erzieherin**, jung, gepr., mus., 1. 1. 11, Pommern.
254. **Evang. Erzieherin**, f. 3 Mädch., 1. 1. 11, Schlesien.
255. **Geprüfte Erzieherin**, f. 2 Kinder, 1. 1. 11, Hessen.
256. **Feingebildete gepr. Lehrerin**, mus., f. 2 Mädch., Schlesien.
257. **Ev. ers. Erzieherin**, mus. (Sprachen), sofort od. 2. 1. 11, Pommern.
258. **Erzieherin**, geb., kath., für bald od. später (Französin bevorzugt), Rheinprovinz.
259. **Erzieherin**, ev. (Frz. im Ausl. erlernt), bald, Rheinprovinz.

Der heutigen Nummer liegen Prospekte bei von: **Georg Bondi in Berlin W., J. C. B. Mohr in Tübingen und Thee-Import J. T. Ronnefeldt in Frankfurt a. M.**

Kulmer, Friedr. Freiherr von: Im Reiche Kaiser Menelik's. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 5.—.
Karutz, Dr. R.: Unter Kirgisen und Ismenen. Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig. M. 5.—.
Wackenroder, Wilh. Heinrich: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fr. von der Leyen. 2. Bd. Eugen Diederichs, Verlag, Jena. M. 6.—.
de Coster, Charles: Flämische Legenden. Eugen Diederichs, Verlag, Jena. M. 3.—.
Liffauer, Ernst: Der Acker. Dichtungen. Eugen Diederichs, Verlag, Jena. M. 2.—.
Murri, Romolo: Kämpfe von heute. Eugen Diederichs, Verlag, Jena. M. 5.—.
Dankberg, Hans: Vom Wesen der Moral. Jul. Hoffmann, Verlag, Stuttgart. M. 3.—.
Moebius, A.: Constantin Brunners Lehre. Verlag Neues Leben, Berlin. M. 2.—.
Schulze-Sfymank: Das Deutsche Studententum. H. Voigtländer, Verlag, Leipzig. M. 7.50.
Willigs, Friedr.: Hannover und Preußen 1866. Helwingscher Verlag, Hannover. M. 4.—.
Haas, J.: Frankreich Land und Staat. Heidelberg, Carl Winter. M. 4.20.
Wagner, Adolf: Finanzwissenschaft. III. Teil, 1. Buch: Steuergeschichte vom Altertum bis zur Gegenwart. Heidelberg, Carl Winter. M. 10.—.
Sering: Die Verteilung des Grundbesitzes. Paul Parey, Verlag, Berlin. M. 2.50.
Stengel, Edmund E.: Den Kaiser macht das Heer. Studien zur Geschichte eines politischen Gedankens. Herm. Böhlaus Nachf., Weimar. M. 4.—.
Möller, Max: Die große Kiste. Schiller-Buchhandlung, Charlottenburg. M. 2.—.
Christaller, Helene: Das Gotteskind. Friedr. Reinhardt, Basel. M. 2.40.
Simmel, Georg: Hauptprobleme der Philosophie. Sammlung Göschen Nr. 500. G. J. Göschen, Leipzig.
Hunold, Geo: Die Leuchte Hamburgs. E. Ungleich, Verlag, Leipzig. M. 4.—.
Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch. Herausg. von Ad. Bartels u. Otto H. Frommel. 32. Jahrg. Rich. Mühlmann, Verlag, Halle a. S. M. 4.—.
Schur, Ernst: Kind und Kunst. P. Brandt, Steglitz. M. 1.—.
Seeber, Josef: Der ewige Jude. 10. Aufl. Herder-Verlag, Freiburg i. B. M. 2.50.
Augustinus: Bekenntnisse. Übersetzt von G. Freiherrn v. Hertling. Herder-Verlag, Freiburg i. B. M. 2.30.
Lüttwitz, Baron Arthur M.: Wo ist das Glück? Aphorismen. Herder-Verlag, Freiburg i. B. M. 2.20.
Jörgensen, Joh.: Vom Besuv nach Stagen. Herder-Verlag, Freiburg i. B. M. 2.—.
Coloma, Luis: Boy. Roman. Herder-Verlag, Freiburg i. B. M. 3.—.
Schiele-Zscharnak: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 2. Band. (Deutschmann — Hessen.) J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 23.—.
Storck, Kurt: Musik und Musiker in Karikatur und Satire. 3. Lief. Gerhard Stalling, Oldenburg. M. 1.—.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Außerordentliche Professoren

Von Quispiam academicus

Unter denen, die das Riesengebäude des preußischen Staatsorganismus nur von außen betrachten, herrscht die Vorstellung vor, als sei dies Wunderwerk mit einer gleichsam naturgesetzlichen Regelmäßigkeit aufgebaut. Wer näher hinzukommt, lernt bald, wie viel historische und lokale Verschiedenheiten auch hier die Provinzen unterscheiden. Es gibt innerhalb unserer Beamtenorganisation Bezirke von fast republikanischer Art neben solchen von streng monarchischer Haltung; hier herrschen altertümliche und dort — leider nicht an zu vielen Plätzen! — recht moderne Sitten; es soll sogar auch neben Orten, wo mit leidenschaftlichem Fleiß gearbeitet wird, Stätten eines recht gemütlichen Schlendrians geben.

Am auffälligsten und in der Tat am stärksten ausgeprägt ist die Sonderstellung in jenem weiten und mächtigen Reich, das der Minister der Kultus-, geistlichen und Medizinalangelegenheiten regiert. Niemand wird verkennen, in wie vielfacher Beziehung gerade hier ein wirklich moderner Geist herrscht, ein ernstliches Bestreben, den großen Forderungen des Tages zu genügen; und nirgends soll tapferer gegen den schatzhütenden Drachen am Gießhaus — ich meine keinen Mann, sondern einen Geist — gekämpft werden als hier. Daneben aber ist gerade diesem Ministerium, nicht bloß in vielen Einzeltendenzen, sondern auch in der Gesamtorganisation, ein so besonderer Charakter aufgeprägt, als sei bei aller sonstigen Entwicklung des Genies der — aufgeklärte oder unaufgeklärte — Despotismus hier noch in voller Macht geblieben.

Das zeigt sich selbst in Äußerlichkeiten. Wiederholt habe ich schon z. B. Richter darüber staunen sehen, wie fern der Kultusminister über den Professoren schwebt. Ein jeder Amtsrichter hat einmal bei seinem Minister Audienz gehabt; die höheren Beamten im „Ministerium des Geistes" dringen kaum bis zu den

Ministerialdirektoren vor. Und zwar hat das nicht etwa persönliche Ursachen. Die letzten Inhaber des Kultusministeriums wird niemand einer gewollten Unnahbarkeit, einer starken Herrschsucht, einer offiziellen Menschenscheu zeihen. Es liegt durchaus teils in den Verhältnissen, teils in der Tradition. In den Verhältnissen; denn schon der übernatürliche Umfang des Ressorts macht dem Minister unmittelbare Beziehungen zu seinen „Untertanen" fast so sehr wie dem Beherrscher eines Großstaats unmöglich, wo der kleinere Fürst noch von Mensch zu Mensch verkehren kann. In der Tradition; denn schon das Ausbleiben eines seit zwei Menschenaltern ausstehenden Unterrichtsgesetzes, das Fehlen fast jeden Eingreifens durch das Oberverwaltungsgericht, endlich die besonders große Abhängigkeit der Lehrer von der Gunst ihrer Vorgesetzten haben hier eine Machtsphäre geschaffen, wie andere Zentralbehörden sie nicht entfernt kennen.

Wiederum innerhalb des Kultusministeriums gibt es verschiedene Grade dieser ministeriellen Autokratie — ein Ausdruck, der, ich wiederhole es, keine Persönlichkeit treffen soll, sondern einen Zustand. Wie weit die Machtbefugnis gegenüber den Schullehrern geht, haben erst vor kurzem die Strafversetzungen in der Ostmark gezeigt, über deren Berechtigung im übrigen an dieser Stelle nicht zu handeln ist. Aber da liegen doch ungewöhnliche Eingriffe vor. Die normale Existenz des Schullehrers ist von der eines höchsten Vorgesetzten beinahe unabhängig; Schulinspektor oder Schulrat, Provinzialschulkollegium und Direktor sind die Instanzen, auf die es für ihn ankommt. Ganz unmittelbar dagegen hängt die Laufbahn, ja fast die Existenz des Hochschullehrers von der Zentralinstanz ab.

Und das ist in den Verhältnissen begründet. Jede Beamtenkategorie hat naturgemäß andere Gesetze des „Avancements". Der Offizier, der um die Majorsecke nicht herumkommt, muß seinen Abschied nehmen, während niemand es einem Juristen verwehrt, fünfzig Jahre lang unbeförderter (oder nur mit einem Titel geschmückter) Amtsrichter zu bleiben. In der akademischen Karriere gibt es wieder andere Regeln: die Beförderung bis zum Ordinariat gilt auch hier als das normal Wünschenswerte; aber ein Extraordinarius, ja ein Privatdozent kann ohne Beförderung im Amt der höchsten wissenschaftlichen Ehren teilhaftig werden — was unter Umständen (nicht immer!) den Machthabern, Ministerien und Fakultäten, und nicht ihm zur Unehre gereichen kann. Der außerordentliche Professor Steinthal, der Privatdozent Dühring haben in Berlin zu den einflußreichsten Lehrern gehört, und niemand hat ihnen die Versagung der Beförderung je zum Tadel gerechnet.

Daraus nun aber, daß in der Tat die Beförderung nicht unter allen Umständen die Bedingung großer Wirksamkeit ist, ergibt sich ein großer Nachteil für den Universitätsdozenten. Der Major kann sagen: Soll ich mehr leisten als bisher, so muß ich ein Regiment haben. Dem Extraordinarius kann in solchen Fällen, höflich aber unerwünscht, die Antwort kommen: Sie sind im Besitz einer ausgedehnten akademischen Wirksamkeit, die durch die Beförderung an eine kleinere Universität vielleicht sogar eingeschränkt werden würde . . .

Wichtiger noch ist aber ein zweites Moment. Die freie Möglichkeit der Betätigung ist in der Tat bei den akademischen Lehrern größer als bei irgendeiner anderen Beamten- oder „beamtenähnlichen" Kategorie; und wir gestehen es ein, daß dieser unschätzbare Vorteil durch einige Nachteile nicht zu teuer erkauft ist; nur — ganz so groß brauchten sie doch nicht zu sein. In bezug auf den Idealismus der Lebenshaltung nämlich ist ein Privileg immer mehr zu einem Servitut geworden und droht es bei der jetzigen Praxis noch ärger zu werden.

Es ist in der Ordnung, daß die Angehörigen der höheren Berufsarten, wenn man denn solche anerkennen will, die Ehre, einem idealen Beruf zu dienen, für sich selbst in Anschlag bringen. Der Offizier, der Professor, der Richter, der den Wert seines Amtes lediglich nach den Emolumenten bemißt, wäre nicht wert, dies Amt zu bekleiden. Gerade aber aus dieser idealen Auffassung heraus, die uns nie verloren gehen möge, erscheint es als unwürdig, wenn diese Ehre als ein pekuniärer Wert verrechnet, als ein Äquivalent für Gehaltsummen in Anschlag gebracht wird. Den Spielmann entschädigte das alte Recht, wenn er verletzt worden war, höhnisch mit dem Klang eines Geldstücks; den Hochschullehrern soll diese Anrechnung von imaginären Werten zur besonderen Auszeichnung dienen!

Ich wiederhole: die Ehre, einer deutschen Universität als wirkendes Glied anzugehören, kann nicht hoch genug geschätzt werden. Aber wer sie in Geld umsetzt, beleidigt. Und dies Verfahren, halb mit Ehre und halb mit Geld zu bezahlen und beides als gleichwertig zu verrechnen, ist in der Praxis der Kultusministerien eine selbstverständliche Gewohnheit geworden.

Überall sonst gilt die Auszeichnung als ein Mittel, die Gleichgestellten zu unterscheiden. Der Offizier, der einen Orden erhält, der Beamte, dem ein Titel verliehen wird — wer denkt daran, ihnen nun dafür einen Teil des Gehalts zu entziehen? Bei uns aber wird dem Privatdozenten gesagt: Wenn du den Rang eines Extraordinarius erhältst, hast du auf alle Beförderungs- oder Gehaltsansprüche zu verzichten; und der vielgerühmte Althoff zwang der Notlage des zu „Befördernden" darüber einen schriftlichen „Revers" ab!

Althoff selbst hat bei der Neuregelung der Professorengehälter im Abgeordnetenhause nachdrücklich erklärt, die Vermögensverhältnisse der Dozenten würden bei der Beförderungsfrage „natürlich" keine Rolle spielen. In anderen Ressorts wäre diese Erklärung so überflüssig wie möglich. Niemand denkt daran, einem Kapitän zur See die Beförderung zu versagen, weil er kein höheres Gehalt nötig habe. Es ist nicht bekannt, daß Regimentskommandeure oder Oberpräsidenten jemals auf ihr Gehalt hätten Verzicht leisten müssen, weil sie Fideikommißinhaber oder Millionäre waren. Bei den Professoren gilt das dagegen als durchaus berechtigt. Ein anerkannt tüchtiger Dozent erhält für dieselbe Wirksamkeit, um derentwillen er sonst eine etatsmäßige, d. h. besoldete Professur erhielte, keine solche, weil „er es ja nicht nötig habe". „Titel so viel Sie wollen",

hat Althoff einem hiesigen jüngeren Mediziner gesagt, der das Unglück hatte, wohlhabend zu sein, „aber Gehalt bekommen Sie nie!“ Ob man das gleiche einem vermögenden Pfarrer oder Regierungsrat hätte sagen können?

Diese Methode ist nun aber systematisch ausgebildet worden. Wenn von zwei Bewerbern der eine in bedrängter Lage sich befindet, so wird nur ein Doktrinär es mißbilligen, daß er bei gleicher Tauglichkeit rascher in ein Amt kommt als der, der länger warten kann. Das sind berechtigte Ausnahmefälle. Im allgemeinen aber muß durchaus daran festgehalten werden, daß die Privatverhältnisse des Dozenten die vorgesetzte Behörde hier genau so wenig angehen wie im Justizministerium oder Kriegsministerium. Der Tüchtige soll ein Amt erhalten, und hier wie überall das Amt mit allen Kompetenzen; wer noch nicht reif ist, soll weder Amt noch Gehalt bekommen. Nur so ist Gerechtigkeit möglich.

Statt dessen wurde ein künstlicher Parallelbau geschaffen. Zunächst wurden zweierlei Privatdozenten gemacht: ohne und mit Professortitel. Dagegen ist wenig zu sagen; es ist eine Auszeichnung unter Gleichberechtigten wie ein Orden bei den Offizieren; nur daß der Titel zu häufig gegeben wurde, war ein Fehler. Dann folgte die Zweiteilung der Extraordinarien: „etatsmäßige“ mit Gehalt, „außeretatsmäßige“ ohne Gehalt. Der Umstand, daß hin und wieder für geeignete Dozenten eine Professur wirklich nicht zu beschaffen war, wurde zum Ausgangspunkt genommen; und das Ende ist, daß sehr zahlreiche Professoren, die auf Gehalt und Lehrauftrag vollen Anspruch hätten, lediglich ihrer genügenden Subsistenzmittel wegen die Honorare nicht erhalten, die der Staat für ihre Leistungen ihnen wie andern Beamten zu geben schuldig wäre. Um welche Persönlichkeiten es sich dabei handelt, dafür genügt es von Berlin den Namen seines vielleicht einflußreichsten Philosophen, Georg Simmel, zu nennen! — Schließlich hat man die Gabelung vervollständigt, indem auch bei den Ordinarien die sonst in bestimmten Ausnahmefällen verliehene Honorarprofessur zu einer regelmäßigen Einrichtung wurde, um denjenigen, die „eigentlich“ auf ein Ordinariat vollen Anspruch hatten, den Hauptteil der Kompetenzen zu entziehen, wenn man aus pekuniären oder auch konfessionellen Gründen sie von den Fakultätsstühlen fernhalten wollte.

Diese Zweiteilung, an sich unberechtigt und dem Geist unserer Universitäten zuwiderlaufend, wird nun aber neuerdings noch unterstrichen!

Nach langem Harren und Drängen sind endlich den Extraordinarien gewisse — minimale — Rechte eingeräumt worden. Aber, wohlgemerkt, nur den etatsmäßigen! Wer ohne Bezahlung als Forscher, Lehrer, Leiter von Übungen das gleiche leistet wie sein Kollege mit Honorar, der wird für diese Opferwilligkeit dadurch bestraft, daß er bei der Rektorwahl nur die Rechte eines Privatdozenten hat, nämlich gar keine!

Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß radikale Gemüter in der Beseitigung der außerordentlichen Professuren die einzige Rettung sehen. Ich halte das für grundfalsch; aber die Regierungen scheinen neuerdings einer

Auffassung zu huldigen, die dem nahe kommt. Sie scheinen wenigstens die Beseitigung des Extraordinariats als der Durchgangsstufe zum Ordinariat anbahnen zu wollen.

Als der Vertreter des Kultusministeriums bei Erörterung dieser Frage im Abgeordnetenhause emphatisch versicherte, das Extraordinariat sei nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch nur eine Durchgangsstufe, hielt man in eingeweihten Kreisen das zunächst uur für eine rhetorische Wendung; denn die Unrichtigkeit der Behauptung konnte ja keinen Augenblick zweifelhaft sein. Vielleicht war es aber doch mehr: eine Kanonade, die eine völlige Wendung maskieren sollte.

Daß außerordentliche Professoren nicht befördert werden, ist nicht etwa eine Ausnahme, die selbstverständlich oft unvermeidlich ist, sondern eine sehr häufige Erscheinung. Allerdings steht es damit an den verschiedenen Universitäten verschieden. Am schlimmsten liegt es in Berlin. Daß ein Berliner Extraordinarius an eine andere Universität als Ordinarius berufen wird, kommt beinahe nie vor. Ich entsinne mich aus den letzten fünfundzwanzig Jahren nur eines Falles: der Germanist Roediger erhielt einen Ruf nach Basel (den er übrigens nicht annahm). Gewiß wird das nicht der einzige Fall sein; aber äußerst spärlich sind sie sicher. Der Berliner Extraordinarius hat also im allgemeinen nur die Aussicht, an der eigenen Hochschule zu avancieren, was nicht ganz selten ist: ich erinnere mich der Fälle Paulsen, Delbrück, Schiemann in der philosophischen, Seckel in der juristischen Fakultät (aus früherer Zeit z. B. derer von Kleinert, Gneist, Hinschius und verschiedener Mediziner). Der Historiker Hintze ward, wenn ich nicht irre, vom Privatdozenten Ordinarius. — Berliner Privatdozenten erhalten auswärtige Ordinariate, wie die Historiker Rachfahl und Werminghoff, der Mathematiker Landau; auch Berliner Ordinarien gehen an andere Hochschulen: der Archäolog Robert nach Halle, der Astronom Bauschinger nach Straßburg, der Theologe Schlatter nach Tübingen zurück. Aber wer in Berlin außerordentlicher Professor geworden ist, dem winkt nach außerhalb kaum je eine Berufung. — Ähnlich stand es lange mit Straßburg, doch mit dem Unterschied, daß von dort längere Zeit überhaupt keine Dozenten berufen wurden, weil ein zu häufiger Abzug von der jüngsten Hochschule mißfällig bemerkt worden war.

Diese seltsame Erscheinung, daß der Privatdozent entweder Extraordinarius wird oder Ordinarius, zeigt sich nun aber auch sonst. Auffallend häufig sind in neuester Zeit Privatdozenten unmittelbar ins Ordinariat befördert worden, so nach Königsberg neben Rachfahl und Werminghoff der Philosoph Goedeckemeyer. Ich schlage die letzte Chronik der Universität Berlin auf und finde auf Seite 9 nicht weniger als sechs Fälle: die der Mediziner Steyrer und Kremer, der „Philosophen" Sieg, Buchner, Roloff, Plate; daneben nur zwei von Extraordinarien: Ehrlich und Helm. Jeder Verständige wird sich freuen, wenn die Anciennitätsregeln gelegentlich durchbrochen werden, um besonders tüchtigen Männern früh zu Amt und Würde zu helfen, und selbstverständlich liegt mir

auch in diesen wie allen sonst namentlich erwähnten Fällen jede Einzelkritik fern. Ich spreche nur ganz im allgemeinen, wie denn auch meine Belege natürlich durch andere korrigiert werden können. Aber ist es nicht auffallend, wie stark die außerordentlichen Professoren ins Hintertreffen zu geraten scheinen?

Niemand wird glauben, daß diese Kategorie heut weniger geeignete Kräfte enthalte als sonst; jeder Blick in ein akademisches Personalverzeichnis würde das widerlegen. Aber jene systematische Zweiteilung hat ihnen geschadet. Indem man die Hälfte scheinbar beförderte, tatsächlich von dem vollen Genuß der verdienten Ehren und Einnahmen, von dem vollen Umfang der erwünschten Wirksamkeit ausschloß, hat man die Aussichten auch der „etatsmäßigen" wesentlich verschlechtert. Der Privatdozent ist ein junger Mann, der noch alle Aussichten hat, der Extraordinarius ein schon gereifter, den man zu vergessen wünscht. Er hat ja das Extraordinariat! Was will er noch? Anteil an der Universitätsverwaltung? Beteiligung an Prüfungs- und Besetzungsfragen? Nun gut, man gibt das nominell der einen Hälfte; und die andere? Wer nichts hat, dem soll auch das noch genommen werden, was er hat.

Diese Ungerechtigkeiten scheinen aber in höchstem Grade verhängnisvoll. Denn das ist in Gefahr, worauf die Blüte unserer Hochschulen beruhte: die Gleichberechtigung und Gleichbewertung aller gleich tüchtigen geistigen Arbeit!

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft

Von Rudolf Wagner-Berlin

(Schluß.)

Es sind in den Anschauungen mancher Kreise recht augenfällige Wandlungen eingetreten und über manche Hauptfragen der Kolonialpolitik gab es überhaupt kaum mehr Meinungsverschiedenheiten.

Das gilt namentlich für die Frage der **Besiedlungsfähigkeit der Kolonien**, die doch eigentlich der Kolonialpolitik erst einen Sinn verleiht. Wenn wir von Südwestafrika absehen, das eine ausgesprochene Siedlungskolonie ist, so ist für die Besiedlung der Kolonien in den letzten Jahren herzlich wenig geschehen; man hat jahrelang theoretisiert, hat wohl auch mit mehr oder weniger Glück und Geschick Siedlungsversuche gemacht, aber wirkliche Fortschritte sind nicht gemacht worden. Dernburg hielt bekanntlich von der Besiedlung der Kolonien nicht viel, sein Ideal waren „Negerhandelskolonien". Diese Auffassung, die seinem verfehlten Rassenstandpunkt entsprang, war der Irrtum seines Lebens, der ihn auf die Dauer als Leiter der Kolonialverwaltung unmöglich machte. In

einem inneren Zusammenhang damit stand Dernburgs einseitige Begünstigung des Großkapitals, er wollte okkupieren, d. h. ausbeuten, was das Land gerade bot, dachte aber nicht an nationale Besiedelung und bodenständige Kolonialarbeit. Ein Schulbeweis dafür ist seine Diamantenpolitik, deren Schöpfungen jetzt nach seinem Abgang bereits abzubröckeln beginnen. Z. B. wankt seine Verordnung über die Diamantenregie. Schon hat ein ordentliches Gericht zuungunsten dieser Verordnung entschieden. Da der Gouverneur von Ostafrika dieselben Anschauungen vertritt, so war die Klärung der Frage, inwieweit Ostafrika besiedlungsfähig ist, lange Zeit gehemmt. Erst der jetzige Staatssekretär von Lindequist hat es während seiner Amtszeit als Unterstaatssekretär durchgesetzt, daß die Kolonialverwaltung ihre ablehnende Haltung teilweise aufgab. Herr von Lindequist hat selbst eine Erkundungsreise nach den in Frage kommenden Gebieten der Kolonie unternommen und konnte sich nachher der Ansicht guter Kenner der Kolonie anschließen, daß ein erheblicher Teil von Ostafrika sich für die Besiedlung durch Weiße vorzüglich eignet. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß kurz darauf eine Vorlage zum Bau der Kilimandjarobahn im Reichstag eingebracht wurde, ausdrücklich mit der Begründung, daß sie für die Besiedlung der Hochländer im Norden der Kolonie notwendig sei. Außerdem wurde am Kilimandjaro eine landwirtschaftliche Versuchsstation eingerichtet, die den Ansiedlern an die Hand gehen und ihnen den Boden bereiten soll. Die Hauptredner auf dem Kolonialkongreß, der frühere Gouverneur von Ostafrika, Graf Goetzen, und Dr. Paul Rohrbach, traten energisch für die Besiedlung aller nur irgendwie dafür in Betracht kommenden Gebiete ein. Ersterer bekannte, aus einem Saulus ein Paulus geworden zu sein, und äußerte sich ganz besonders hoffnungsvoll. Rohrbach sprach mehr über praktische Siedlungspolitik und wandte sich besonders gegen die bureaukratische Umständlichkeit, mit der seitens der Kolonialbehörden Siedlungslustigen das Leben schwer gemacht wird. Natürlich wurden in der Diskussion gegen die Besiedlungsideen wieder allerlei Bedenklichkeiten vorgebracht. Man solle erst abwarten, bis die Akklimatisationsfähigkeit der weißen Rasse bewiesen sei usw. Damit drehen wir uns im Kreise. Wenn sich niemand ansiedelt, wird diese Anpassungsfähigkeit nie erwiesen. Wir werden uns vorläufig damit zufrieden geben müssen, daß nachweislich die Hochländer von Ostafrika verhältnismäßig gesund sind, ebenso gesund wie manche Teile von Südwest. Und wenn vielleicht ein Teil der Ansiedler drüben zugrunde geht, so ist das zwar bedauerlich, läßt sich aber nicht ändern, das ist eine Erscheinung, die jede Kolonisation mit sich bringt — „Kulturdünger". Wenn die Hunderttausende von Auswanderern, die deutschen Boden verlassen haben, immer erst ängstlich nach ihrer Akklimatisationsfähigkeit gefragt hätten, so wäre manche blühende Siedlung in Brasilien, Chile, Nordamerika und andern Teilen der Erde nicht vorhanden. Und haben sich die Buren, deren Vorfahren in Holland, Frankreich usw. saßen, etwa nicht akklimatisiert? Sie sind in Afrika das lebendige Beispiel, daß es geht! Kurz und gut, beim

Kolonisieren muß man Bedenklichkeiten und Sentimentalität zu Hause lassen und Tatkraft und frischen Mut immer mitbringen.

Beachtenswert ist in neuerer Zeit die lebhafte Beteiligung der Frau an den Arbeiten zur Verwirklichung der Besiedlung. Die koloniale Frauenbewegung hat so gar nichts mit der heimischen gemein, denn draußen will die Frau nicht mehr oder minder utopische „Rechte", sondern sie will sich in ihrem ureigensten Beruf betätigen, in dem der Gattin und Mutter. Die Frauen sollen uns auf diesem Gebiet willkommen sein, oder vielmehr: ohne die deutsche Frau ist eine nationale Besiedlung unmöglich. Sie muß die Gefahr der Rassenmischung beseitigen, die schon manchem Kolonialvolk den Niedergang gebracht hat.

Unter Dernburg wurde um das Wohl und Wehe der Eingeborenen mit einer Leidenschaftlichkeit gestritten, als ob wir die Kolonien in erster Linie der Schwarzen wegen erworben hätten.

Welche Verwirrung die Dernburgschen Ideen über Eingeborenenpolitik in den Köpfen angerichtet hat, zeigt die Tatsache, daß man, um Material für ein besonderes Eingeborenenrecht zu gewinnen, Fragebogen zur Ermittelung der Rechtsgewohnheiten der verschiedenen Stämme ausgearbeitet hat. Wurde denn, als man jene Idee ausgeheckt hat, kein Praktiker zugezogen, der den maßgebenden Stellen gesagt hätte, daß das eine unfruchtbare Danaidenarbeit wäre? Ethnographisch zweifellos sehr interessant, aber für die praktische Politik ganz unbrauchbar. Man besetze die Richterstellen draußen nur mit alten Praktikern und lasse recht ausgiebig den gesunden Menschenverstand walten, das ist, was die Eingeborenen anbelangt, die beste Kolonialrechtsreform.

Ein gutes Zeichen war es, daß diesmal auf dem Kolonialkongreß die jahrelang mit so viel Ernst abgehandelte Eingeborenenfrage diesmal so gut wie unerörtert blieb. Es stand nur ein Vortrag über die Negerseele, jenes geflügelte Wort Dernburgs, auf dem Programm. Nach dem vorwiegend vergnüglichen Interesse, das alle Welt diesem Vortrag entgegenbrachte, zu schließen, hält man allgemein die Erörterung darüber nachgerade für humoristisch, zum mindesten für überflüssig.

Der Referent hat zweifellos sehr interessantes Beobachtungsmaterial beigebracht und die Frage in durchaus ansprechender Weise behandelt, aber er geht von einem falschen Standpunkt aus. Wie oben ausgeführt, ist das Kolonisieren eine Lebensfrage für große Völker. Wir müssen bei der Nutzbarmachung der Kolonien also notgedrungen in erster Linie nationalen Egoismus walten lassen. Dem Neger, soweit er sich unsrer Kultur einfügt und uns ein brauchbarer Gehilfe ist, soll es gut gehen. Er muß menschenwürdig behandelt und nach Möglichkeit sozial gehoben werden. Im Lauf der Zeit wird sich ja dann erweisen, „ob er eine Seele hat", d. h. ob er kulturfähig in unserm Sinne ist. Jetzt lebt der Neger in primitiver Wirtschaft, er ist wohl auch faul und braucht unverhältnismäßig große Gebiete zu seiner Existenz. Wir aber

brauchen Raum, um uns ausdehnen zu können, also müssen wir nach dem Recht des Stärkern — nach Maßgabe unsrer christlichen Kultur allerdings in humaner Weise — den Neger höflich aber bestimmt einladen, sich unsern rationelleren Staats- und Wirtschaftsformen anzupassen, wenn anders er nicht untergehen will. Fügt er sich und leistet er nützliche Arbeit, so wird es ihm unter unsrer Herrschaft ja viel besser gehen als unter seinen angestammten Machthabern. Im übrigen wird sich die Zukunft des Negers nach denselben Grundsätzen regeln wie hierzulande: der fleißige und intelligente Arbeiter bringt es zu etwas, der stumpfsinnige bleibt zeitlebens Proletarier. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß letzteres beim Neger in der Hauptsache der Fall sein wird. Denn überall, wo die schwarze Rasse einmal politisch auf sich gestellt war, hat sie in kultureller Hinsicht versagt; man denke nur an Haiti und Liberia. Und unter europäischer Leitung bleibt sie, wie die Verhältnisse in Nordamerika beweisen, auch inferior, wenn man ihr die Möglichkeit freier Betätigung gibt. Jedenfalls wäre es durchaus verkehrt, wenn wir auf die unsichere Hoffnung hin, der Neger könnte vielleicht mit der Zeit eine der unsrigen gleichwertige Entwickelung nehmen, unsre Wirtschaftsmethoden künstlich auf ein langsameres Tempo einstellen würden.

Dies ist mehrere Jahre lang unter dem Einfluß Dernburgs dadurch geschehen, daß man die Eingeborenenkulturen begünstigte, dagegen die Plantagenwirtschaft und die Besiedlung mit Weißen hemmte. Heute kann man glücklicherweise die Hoffnung hegen, daß die maßgebenden Kreise von dieser Verkennung unsrer eigenen Aufgaben geheilt sind. Wo Besiedlung und Plantagenwirtschaft möglich sind, da müssen sie energisch betrieben werden. Der Neger ist als selbständiger Arbeiter zu unzuverlässig, als daß wir seine Produktion als sicheren Faktor in unsre Rechnung einstellen könnten, dafür haben wir schon allzu viele Beweise. Dazu kommt noch, daß wir mit den Produkten unsrer Kolonien auf dem Weltmarkt nur durch die Qualität einen Einfluß gewinnen können. Für Qualitätsarbeit ist der Neger erfahrungsgemäß bis auf weiteres nicht brauchbar.

Vielleicht kann sich die Entwickelung so gestalten wie in den Baumwollgebieten von Nordamerika. Zunächst werden die geeigneten Gebiete auf dem Wege des Plantagengroßbetriebs unter Kultur genommen und später, wenn die Neger genug gelernt und sich durch regelmäßigen Arbeitsverdienst gesteigerte Lebensbedürfnisse angeeignet haben, also notgedrungen von selbst regelmäßig arbeiten, so werden die Plantagen aufgeteilt und die seitherigen Arbeiter zu selbständigen Pächtern. Diese Entwickelung müßte den enragiertesten Eingeborenenfreund befriedigen.

Wir werden in Afrika in wenig Jahren über ansehnliche Eisenbahnnetze verfügen und weitere Strecken werden gebaut werden. Jahrelang haben wir unsern mangelhaften kolonialen Unternehmungsgeist damit entschuldigt, daß das Fehlen der Verkehrswege eine planmäßige Erschließungsarbeit unmöglich mache. Diese Entschuldigung fällt jetzt weg, es gilt nun für unser Kapital, sich für rationelle Kolonialarbeit bereit zu halten.

Gerade die Frage der Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen gab zu einer der interessantesten Erörterungen auf dem Kolonialkongreß Anlaß. Der Referent, Dr. Schacht, ist Bankfachmann, und seine Darlegungen zeugten von einer ungewöhnlichen Beherrschung der Frage. Er steht auf dem Standpunkt, daß für die Finanzierung kolonialer Unternehmungen in erster Linie das Privatkapital in Betracht kommt, und ich kann ihm darin nur zustimmen. Damit ist nun natürlich nicht gemeint, daß der kleine Mann seine Spargroschen im Kolonialgeschäft riskieren soll; denn ein Risiko ist damit immerhin verbunden. Der Hauptgrund ist aber der, daß koloniale Unternehmungen eine Reihe von Jahren zu ihrer Entwickelung brauchen und jahrelang keinen Gewinn abwerfen. Das ist nichts für kleine Leute, die ihre Zinsen brauchen. Die kolonialen Unternehmungen sollen sich vielmehr an größere Privatkapitalisten wenden, an reiche Leute, die ihr Einkommen nicht aufbrauchen, sondern teilweise anlegen. Der Referent verteidigte eingehend das Großkapital gegen den Vorwurf, daß es für koloniale Unternehmungen nicht zu haben sei. Das hatte er eigentlich gar nicht nötig. Für den denkenden Menschen genügt der Hinweis, daß die Großbanken pflichtgemäß für ihre Beteiligungen eine sicherere rechnerische Grundlage verlangen müssen, als landwirtschaftliche Unternehmungen in den Kolonien — denn um solche handelt es sich doch vorwiegend — gemeinhin zu bieten pflegen. Wo soll eine Großbank hinkommen, wenn sie Millionen in Plantagenunternehmungen auf Jahre hinaus sozusagen unproduktiv festlegt? Zudem sind solche Unternehmungen mit meist nur einhalb bis zwei Millionen Kapital zu kleine Objekte für eine Großbank. Nein, das Großkapital hat größere Aufgaben, es soll sich nicht mit kleinen Beteiligungen verzetteln, sondern im Ausland große Unternehmungen, wie z. B. die Bagdadbahn u. dgl., finanzieren, damit nützt es der deutschen Nationalwirtschaft mehr. Wenn aber Dr. Schacht versucht, das Großkapital von dem an sich unberechtigten Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die Kolonien zu reinigen, indem er auf die Finanzierung von Kolonialbahnen, Diamantenunternehmungen, großen Landgesellschaften u. dgl. hinweist, so ist dies cum grano salis zu nehmen. Das ist keine Beteiligung der in Rede stehenden Art, denn ihnen steht, wie bei den Kolonialbahnen, eine Zinsgarantie seitens des Reichs, bei den Diamanten eine bombensichere unverhältnismäßige Gewinnchance, und bei den Landgesellschaften ein riesiger Landbesitz gegenüber. Bei all diesen Beteiligungen, die Dr. Schacht im Auge hat, liegt ein wirkliches Risiko gar nicht vor.

Wenn nun aber die Finanzierung der Kolonialwirtschaft in der Hauptsache dem Privatkapital vorbehalten werden soll, das nicht in dem Maße wie das Großkapital eine wirksame Kontrolle über den Betrieb und die Geschäftsgebarung auszuüben vermag, so muß auch nach Möglichkeit dafür gesorgt werden, daß der koloniale Kapitalmarkt in reellen Bahnen sich bewegt. Dr. Schacht macht in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerte Vorschläge, die sich teils auf die Unternehmungsform für koloniale Unternehmungen beziehen, teils auf die Kontrolle

des Gründungsvorgangs und des Markts in Kolonialwerten. Da auf allen diesen Gebieten offensichtliche Mißstände vorliegen, so kann man im großen und ganzen in den Ruf Dr. Schachts nach staatlicher Regelung nur einstimmen. Es wäre namentlich ganz gut, wenn ein Kontrollorgan geschaffen würde, das die Gründungsvorgänge prüft und namentlich die Veröffentlichung von schwindelhaften Prospekten und Rentabilitätsberechnungen unterbindet. Wie gewissenlos in dieser Beziehung vielfach vorgegangen wird, dürfte ein Fall zeigen, der mir selbst vor einiger Zeit passiert ist. Kommt da eines Tages ein Gründer zu mir und will von mir ein paar Bilder zur Illustrierung seines Prospektes leihen. Es sollten Ansichten von schönen Baumwoll- und Sisalpflanzungen sein. Offenbar waren seine eigenen Pflanzungen, auf die sich eine glänzende „Rentabilitätsberechnung" gründete, so wenig vorführbar, daß er den Lesern seines Prospekts mit Ansichten fremder Pflanzungen Sand in die Augen streuen wollte. Ich ließ den Mann natürlich abfallen. Ich hatte das Rechte getroffen, denn die betr. Gründung hat in letzter Zeit sehr unrühmlich von sich reden gemacht und wird hoffentlich nicht zustande kommen.

Leider wird dem Unfug der kolonialen Gründungsprospekte von einer Seite Vorschub geleistet, von der man eigentlich größere Gewissenhaftigkeit erwarten sollte. Es ist gang und gäbe geworden, daß die Prospekte von allerlei angesehenen Leuten mitunterzeichnet werden, die gar nicht daran denken, sich selbst zu beteiligen und meist gar nicht genügend geschäftliche Erfahrung und Sachkenntnis besitzen, um die Reellität des Unternehmens beurteilen zu können. Da man vielfach noch mit der „patriotischen Bedeutung" des Unternehmens manipuliert, so halten es viele Leute für Ehrensache, solchen Gründern ein paar tausend Mark in den Rachen zu werfen. Das ist ganz falsch. Es dient der vaterländischen Sache gar nicht, wenn gewissenlosen Gründern das Geldmachen leicht gemacht wird, im Gegenteil, reelle Unternehmungen, die solide und weniger glänzende Rentabilitätsberechnungen aufmachen, finden hier kein Geld und sind dann, wie das in letzter Zeit wiederholt vorgekommen ist, gezwungen, sich an das ausländische Kapital zu wenden.

Das koloniale Gründungswesen in der heutigen dilettantischen und unreellen Form ist ein Krebsschaden für unsre Kolonialwirtschaft und muß je eher desto besser reformiert werden. Wir werden auf diese für die Kolonien so wichtige Frage demnächst noch näher eingehen.

An sich bieten unsre Kolonien gewiß genug Raum für solide und aussichtsvolle Unternehmungen. Wenn wir auch draußen in mancher Hinsicht im Versuchsstadium stecken, so ist doch auf allen Gebieten ein Fortschritt zu beobachten. Es ist hier natürlich nicht möglich, auf alle Zweige der Kolonialwirtschaft näher einzugehen. Es genügt die Feststellung, daß auch in den rein fachmännischen Sitzungen des Kolonialkongresses mit einer selbstverständlichen Sicherheit verhandelt wurde, die erkennen ließ, daß der Praktiker mit Vertrauen bei seiner Arbeit ist. Die positiven Tatsachen, die der Vorsitzende der Hamburger Handels-

kammer, Schinkel, und der volkswirtschaftliche Referent der Kolonialverwaltung, Regierungsrat Zoepfl, anführten, gaben diesem Eindruck den nötigen Hintergrund. Zum Beispiel spricht die Tatsache, daß sich die Ausfuhr der Kolonien von 1904 bis 1908 verdoppelt und daß der früher minimale Anteil des Mutterlandes am Kolonialhandel in das Gegenteil sich verwandelt hat und stetig weiter verwandelt, mehr als lange statistische Auseinandersetzungen. Die demnächst zu erwartenden amtlichen Jahresberichte über die Entwickelung der Schutzgebiete werden ja Gelegenheit geben, die erfreulichen Fortschritte der Kolonien zahlenmäßig nachzuweisen.

Vom dritten Kolonialkongreß läßt sich wirklich mit Fug und Recht sagen: „Er hat den Nachweis erbracht, welche Summe ideeller Volkskräfte hinter der Kolonialbewegung steht und wie sie getragen ist von einer starken geistigen Macht in unserm Volke, wie alle Berufe, wie Kirche, Schule und Mission, wie Wissenschaft, Handel und Industrie gleichmäßig warm für sie eintreten."

Philipp Otto Runge und die Romantiker

Von Josef Budde-Berlin

eit vor zwanzig Jahren der Name des Malers Runge als Vorkämpfer der Pleinairkunst verkündet wurde, ist er in Fachkreisen umstritten gewesen, bis die Jahrhundertausstellung 1906 sein Werk aus dem Heim der Hamburger Kunsthalle vor die große Öffentlichkeit brachte. Damals wurde durch zahlreiche Reproduktionen und orientierende Darstellungen in Zeitschriften auch weiteren Kreisen des kunstliebenden Publikums Runge bekannt. In seinem Zeichen steht die schöne Frucht, die aus der Jahrhundertausstellung im „Stillen Garten" (Düsseldorf, Langewiesche) gesammelt wurde. Ist nun auch mit der allgemeinen Würdigung die mit seinem Namen anfänglich verbundene Sensation geschwunden, der Mensch und Maler ist uns um so lieber geworden.

Ungefähr gleichzeitig sind im vorigen Jahre drei Bücher erschienen, die Runge zu ihrem Thema machen. Das schönste und liebenswürdigste darunter ist das von Andreas Aubert, der sich früher schon um den geistesverwandten Kaspar David Friedrich verdient gemacht hat. In der schlicht schönen Ausstattung des Verlages Paul Cassirer (Berlin) bietet das Buch in edler Form eine tiefgreifende, innig verstehende Darstellung von dem romantischen Schaffen des Künstlers, und dazu eine Reihe würdiger Reproduktionen seiner Werke. Zu wünschen bleibt freilich noch immer eine vollständige Sammlung seiner Arbeiten und Studien; die Fülle des Fertigen und des Erstrebten, das jetzt

zerstreut nur zu finden ist und zum Teil noch in den Hamburger Mappen ruht, wird von dem unermüdlichen Fleiß zeugen, womit der Künstler seinem hochgesteckten Ziele auch in den ungünstigen Jahren scheinbarer Unfruchtbarkeit zustrebte.

Doch nicht dem Maler Runge sollen diese Seiten gelten, sie möchten zu seinem Gedächtnis hineinführen in den Kreis der Menschen, in dem jener stand, nicht einmal ein volles Jahrzent hindurch und doch festgewurzelt, mit manchen der Besten seiner Zeit innig verbunden.

Seine Begegnung mit Ludwig Tieck wurde für Runges Leben und Kunst ausschlaggebend. Aus klassizistischer Schule kommend, führte sein Weg zunächst wie selbstredend zu Goethe hin, als er 1801 von Kopenhagen an die Dresdener Akademie übersiedelte, und er machte sich alsbald an die Weimarer Preisaufgaben. Als ihm die Ablehnung aber die Augen öffnete und er klar den Gegensatz seines Wesens zu jener Richtung erkannte, hatte er bereits den Anschluß an die junge Generation gefunden.

Die neue Schule war ihm längst nicht mehr unbekannt; vom Sternbald war er schon kurz nach dessen Erscheinen „im Innersten ergriffen", und so hat er Ende 1801 in Dresden gern eine Gelegenheit ergriffen, mit dessen Verfasser in persönliche Berührung zu kommen. Er gewann in dem drei Jahre älteren Dichter einen Freund; vor Runges frohem Kinderbild „Triumph des Amor" hatte Tieck empfunden, daß es zu „Träumen" anregte, daß hier ein Künstler schaffe in seinem Sinne. Tieck war in dem schnell geschlossenen Bunde der Gebende. Wie weit er dabei auch selber gewonnen, läßt sich nicht so leicht überschauen. Er lebte damals vereinsamt: Wackenroder und Novalis waren tot, von den Schlegels war er nicht nur räumlich getrennt; der Verlust seiner beiden Eltern kam bald schmerzvoll hinzu. Am nächsten stand Tieck damals der Naturforscher und -philosoph Henrich Steffens. Durch diesen und mehr noch durch Tieck selber wurde der empfängliche Maler in die mystischen Gedankengänge romantischer Naturphilosophie geführt, in die Gemeinde Jakob Böhmes, des Propheten der „Morgenröte". Hungrig nimmt der Schüler die Lehren auf. Sie vollenden seine Anschauungen von Religion und Kunst.

Es war die Zeit, wo Tiecks poetischer Schaffenstrieb im Erlahmen war, wo er nur langsam seinen Oktavian förderte, seinen symbolischen Sang von Rose und Lilie. „Deine Bekanntschaft hebt ein neues Blatt in meinem Leben an. . . . Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie du. Jedes Wort von dir versteh' ich ganz. . . . Nichts Menschliches ist dir fremd . . . . du nimmst an allem teil . . . . und breitest dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenstände und hängst am liebsten doch an Blumen." So hatte einst Novalis feinfühlig für Tiecks Wesen und Wirkung auf ihn geschrieben, bald nachdem er Tiecks Freund geworden. Auf denselben Ton sind Runges Äußerungen gestimmt; dazu kommt, daß sich beide begegneten in der Liebe, in dem Sinn für die Blumen. Von nun an wird Runge der Maler der Blumen, der beseelten

Kinder der Landschaft. Rose und Lilie werden die stets variierten Symbole auf seinen Bildern.

Das erste Werk, das diese Sinnbilder enthält, ist der Rahmen zur „Lehrstunde der Nachtigall". Es entstand in dieser Zeit. Sollte nicht auch eben die Idee, den Rahmen ins Gemälde einzubeziehen, eine Frucht der Berührung mit dem Romantiker sein? Hatte doch auch Tieck dies Einrahmen, Einschachteln, dies „Potenzieren der Idee" — romantisch gesprochen — als Kunstmittel angewandt in seinen Märchendramen! Daß das nun anhebende Leitmotiv der Rungeschen Bilder, die Verbindung der Kindergestalten mit Blumen, insbesondere die Blumenkinder, Genien aus den Blumenkelchen hervorwachsend, Tieckschen Ursprungs ist, läßt sich nachweisen. Die Stimmung, aus der diese Symbolik erwächst, ist jenes Sich-eins-Fühlen mit der Natur, das sich mit leichten Fäden bis auf Goethes Werther zurückverfolgen läßt. Aus ihr heraus ist es zu verstehen, daß Runge mit Tieck die Landschaft als ideales Ziel der Malerei erstrebte.

Als ein neues Glück ging zu diesem Freundschafts- und Blumenfrühling im Herzen des jungen Malers noch der Frühling der Liebe auf! Es wird für ihn eine Zeit, reich an inneren Erlebnissen, an Liebesschmerz und -freud, reich an künstlerischer Anregung. Die schönste Frucht der Zeit wird die Blumensinfonie der „Tageszeiten", sein Lebenswerk, dessen Wandlung und Ausgestaltung von nun an ihn innerlich ganz in Anspruch nimmt, wozu alles andere nur Übung und Vorbereitung wird. Diese Blätter waren für Runges Zeitgenossen und Freunde das bedeutendste Dokument seines Schaffens, ein Glaubensbekenntnis der Romantik überhaupt, unerschöpflich in seinem Inhalt. In ihnen erblickte Tieck, was er als höchste Kunst stets in sich gefühlt zu haben meinte. Sie regten Görres zu einer dithyrambischen Paraphrasierung ihrer „Hieroglyphen" an. — Auch Goethes Beifall fand Runge damit, freilich weniger wohl um des romantischen Inhalts, als um des dekorativen Wertes dieser „Arabesken" willen; immerhin, die Berührung mit Goethe war wiedergefunden, und von nun an blieben beide in steter Verbindung, namentlich seit Runge bald darauf begann, sich auf dem Gebiete der Farbenlehre praktisch zu betätigen. Die Zeugnisse dieses Verkehrs sind zum Teil bekannt.

Als Goethe sich für die Tageszeiten bei Runge bedankte, fügte er die Bitte um „ausgeschnittene Blumen und Kränze" bei. Es war eine früh, schon als Kind von Runge aus freier Hand mit der Schere geübte und zu virtuoser Fertigkeit ausgebildete Kunst, Blumensilhouetten aus Papier zu schneiden. Was sich von Werken dieser Kunst erhalten hat, beweist eine ganz erstaunliche Gewandtheit und minutiöse Sicherheit, mehr aber noch zeugt es von inniger Versenkung in den Bau und das Leben der geliebten Blumen, von jener Kenntnis, die nötig war zu den Wundern ungezwungener Stilisierung in den Tageszeiten. Wir verstehen, wie Runge das Vertrauen haben konnte, durch Zimmerdekorationen in dieser Technik sein Brot zu erwerben. Freilich als

Mittel zum Zweck! Hoffte er doch dadurch Gönner zu gewinnen und mit deren Hilfe seine Träume von monumentaler Ausführung seiner Tageszeiten in einem eigens dazu errichteten Bauwerk verwirklichen zu können, Dichtung und Musik sollten das Ganze verklären helfen: der Gedanke an ein Gesamtkunstwerk tritt hier zum erstenmal auf! — Schon früher einmal ist versucht worden, den bildenden Wert dieser feinen Silhouettentechnik Runges im Dienst des Kindes nutzbar zu machen, und in diesem Sinne bildeten einige Proben davon unlängst eine künstlerische Anregung auf der Ausstellung „Spielzeug aus eigener Hand."

„Wollte man die Quelle einer rationellen Schmuckkunst in neuerer Zeit bei uns suchen, so könnte man bei unserem Runge anfangen (Meier-Graefe)." Er betätigte dieses Verständnis noch auf mannigfache andre Weise. Tieck, der ihm selber zu einer dichterischen Erklärung der Tageszeiten helfen sollte, gab Runge einige zierliche Vignetten als Buchschmuck für die Minnelieder. Ein Ersuchen A. W. Schlegels um ähnlichen Schmuck für seine Sonette lehnte Runge ab, wohl da er den weiten Abstand seiner Wesensart von der Schlegels fühlte. Für die Haimonskinder und Stollbergs Ossian zeichnete er einige Blätter — leider wurde diese Illustrationsarbeit nicht vollendet. Später hat er dann eine hübsche Anzahl Umschläge und Titel für Kalender geliefert. Der feinste darunter ist der zum Theateralmanach für 1809. Man möchte wünschen, ihn einmal wieder verwendet zu sehen. Clemens Brentano gab dies Kunstwerk Anlaß, in Korrespondenz mit Runge zu treten. Die Briefe Clemens sind ein köstlicher Schatz in ihrer kindlichen Offenheit und Vertraulichkeit: er fühlte sich der Kindesseele dieses Malers verwandt — unendlich schade, daß der Plan Brentanos nicht zur Ausführung gelangte, Runge zu seiner symbolischen Rosendichtung, den „Romanzen vom Rosenkranz" Schmuck und bildliche Erläuterung schaffen zu lassen in Form von Randleisten. Es hätte eine glückliche gegenseitige Ergänzung im Sinne modernster Buchschmuckkunst werden können! Sagte doch Brentano von sich: „Könnte ich zeichnen, ich würde dies Lied nie gedichtet haben", während Runge denen, die nach Erklärung seiner Tageszeiten fragten, lächelnd erklärte: „Hätte ich das sagen wollen oder können, so hätte ich nicht nötig gehabt, es zu malen!" Clemens Brentano hatte bereits die Absicht geäußert, Runge zu genauerer Besprechung zu besuchen, als das Geschick den Maler vorzeitig aus dem Leben rief. Daß Brentanos Rosenkranz-Dichtung nicht vollendet ist, mag zumeist in dieser Vereitelung seines Lieblingswunsches begründet sein. Der Dichter ist dem Geiste Runges treu geblieben; zahlreiche Zeichnungen von seiner Hand stehen sichtlich unter dem Einfluß des Verstorbenen, und auch in die Dichtungen Brentanos fand, nicht eben zu ihrem Vorteil, die oft doch gar willkürliche Blumensymbolik Runges Eingang.

Der praktische Sinn des Malers, der von Rist ausdrücklich gerühmt wird, ließ ihn seine Kunst auch auf anderen Gebieten in den Dienst des Lebens stellen. Er zeichnete Modenblätter, Stickereivorlagen und gar Spielkarten. „Ich habe nie etwas Phantasterisches, Geistreicheres gesehen, als den weisen, be-

geisterten, romantisch königlichen Ausdruck dieser Königsköpfe, die bizarre, galante, reizende Koketterie der Damenbilder und die abenteuerliche, kecke, treue und glücksritterliche Haltung der Buben," berichtet Brentano. Ein naiv-patriotischer Einfall in der Zeit napoleonischer Unterdrückung war's dabei, wenn Runge dem Piquebuben die Züge des Freiheitshelden Schill lieh!

Noch einer romantischen Betätigung Runges ist zu gedenken nötig. Angeregt vom „Wunderhorn" hat er als erster die Aufzeichnung von Volksmärchen unternommen: die Märchen „Vom Machandelboom" und „Vom Fischer und siner Fru" sind in seiner Fassung bekannt geworden. Übereinstimmend wird ihre Wiedergabe von Brentano und den Brüdern Grimm, die doch so verschieden dachten über die Behandlung volkstümlicher Dichtung, als vortrefflich erklärt. Jakob Grimm will eines sogar als klassisches Muster einem Programm voranstellen für diejenigen, die sich am „Altdeutschen Sammler" beteiligen wollen. Von Steffens und Rist wird berichtet, daß Runges „in ihrer großen Kindlichkeit geistreiche Art, zu erzählen ... im plattdeutschen Märchen unwiderstehlich" gewesen. In einem Briefe an den Verleger der Einsiedlerzeitung, die den „Machandelboom" drucken wollte, spricht Runge mit feinstem Verständnis von der Zurückhaltung, die volkstümlicher Überlieferung gegenüber geboten sei, von dem Reiz, den aber der plattdeutsche Dialekt seinem Märchen gebe; er erklärt: „Vorzüglich wäre nicht zu vergessen, daß die Sachen nicht gelesen, sondern erzählt werden sollten." Eine richtige Erkenntnis! Neuerdings erst ist sie wieder voll aufgegangen und in die Tat umgesetzt durch die künstlerische Behandlung der Märchenerzählung, den Stil, den Anny Brands mit vollendeter Sprachkunst dafür geschaffen hat.

Als der Dichter-Maler vor nun hundert Jahren, kaum dreiunddreißigjährig in der Blüte dahingegangen war, klang von allen Seiten tiefstes, aufrichtiges Bedauern um ihn. — Weitreichende Fortwirkung in seiner eigentlichen Kunst als Maler war ihm, der einmal großartig von der Organisation einer Schule geträumt, nicht beschieden; seine Werke blieben wenig bekannt. Von den Tageszeiten abgesehen, deren formales Vorbild in der romantischen Malerei fortgelebt hat. Nur ein kleiner Kreis Hamburger Künstler knüpfte auch im Malerisch-Technischen an Runge an. Von Zeit zu Zeit erschienen in den ersten Jahrzehnten nach Runges Tode Bilder von ihm auf den Ausstellungen in seiner Heimat. Dann wurde die Öffentlichkeit einmal wieder an den zu früh Vollendeten erinnert. Sein treuer Bruder suchte 1840 das Andenken Runges zu erneuern durch die Herausgabe der Schriften. Unter den Subskribenten finden wir die Namen aller, die aus der romantischen Zeit noch übrig geblieben. Den alten Freunden Tieck und Steffens waren die beiden Bände gewidmet. Freundlich redeten die nach und nach erscheinenden Lebenserinnerungen derer, die einst ihm nahe gestanden, von ihm: Goethe, Perthes, Steffens, Tieck, Rist u. a. In einer heimatlichen Zeitschrift erschien 1860 ein biographischer Aufsatz, dann fiel Philipp Otto Runge der Vergessenheit anheim, — um desto strahlender aufzuleben.

Das Projekt einer deutschen Kommunalbank

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel-Berlin

Der Plan der Errichtung einer deutschen Kommunalbank, welcher an dieser Stelle bereits früher erörtert worden ist*), hat inzwischen weitere Gestalt angenommen. Wie in einem Rundschreiben des „Geschäftsführenden Ausschusses des Komitees der Landkreise zur Organisation des Kommunalkredits in Verbindung mit einem Zentralinstitut der Sparkassen" an die Landräte des preußischen Staates mitgeteilt wird, haben inzwischen 107 Kreise den Beitritt zur Kommunalbank beschlossen und weitere 35 Kreise ihren Beitritt in Aussicht gestellt; von letzteren konnten die meisten wegen Kürze der Zeit die Angelegenheit nicht mehr auf dem Etats-Kreistage zur Beschlußfassung bringen. 41 Kreise haben erklärt, daß sie sich abwartend verhalten oder daß sie vorläufig von einer Beteiligung Abstand nehmen wollen. 49 Kreise, darunter 10 westfälische, haben teils mit, teils ohne Angabe von Gründen abgelehnt; mehrere von ihnen haben die Ablehnung damit begründet, daß sie gut eingerichtete Sparkassen besitzen, welche stets in der Lage sein würden, die Kreditbedürfnisse innerhalb des Kreises zu befriedigen. 24 Kreise, deren Landräte Mitglieder des Komitees sind, haben eine Erklärung noch nicht abgegeben. 233 Kreise verbleiben somit, deren Stellungnahme noch nicht bekannt geworden ist.

Nach diesem vorläufigen Ergebnis glaubt der Geschäftsführende Ausschuß des Komitees in der Annahme nicht fehlzugehen, daß das Endergebnis darin bestehen wird, daß wenigstens zwei Drittel der preußischen Landkreise der Deutschen Kommunalbank beitreten werden. Wenn in einigen Organen der Tagespresse, insbesondere in einer Notiz der „Hamburger Nachrichten" vom 1. November d. Js., das bisherige Ergebnis als sehr ungünstig dargestellt und dazu bemerkt wird, daß nur geringe Aussicht auf Verwirklichung des Projektes bestehe, so liegt hierin insofern eine völlige Verkennung der Tatsachen, als bei der Beurteilung der Sache ins Gewicht fällt, daß die Aufforderung an die Kreise für die meisten Kreise zu spät kam, da die Tagesordnungen für die Etats-Kreistage schon festgestellt waren. Aus diesem Grunde tritt der Ausschuß

*) „Die Grenzboten" Nr. 32, 69. Jahrg., vom 10. August 1910, S. 268 ff.

jetzt — vor den neu bevorstehenden Kreistagen — nochmals an die Kreise mit einem Anschreiben heran; von einer Bearbeitung mit Hochdruck ist, wie sich jene Pressenotiz ausdrückt, nicht die Rede gewesen.

Auch die Stellungnahme der deutschen Sparkassen zu dem Projekt ist in der großen Mehrheit eine günstige. Wie schon früher hervorgehoben, will und kann die Kommunalbank mit den Sparkassen bezüglich des kommunalen Kredits nicht konkurrieren, weil die Sparkassen das billigste Geld zur Verfügung haben. Mit Recht heben aber die Gründer der Bank hierbei hervor, daß keine Kreissparkasse behaupten kann, sie werde dauernd mit Sicherheit alle Kreditbedürfnisse befriedigen können. Sie glauben, daß nach verschiedenen Äußerungen des Finanzministers (z. B. in der Herrenhausrede vom 15. März 1910) und nach der Aufnahme, die ähnliche Bestimmungen bezüglich der Versicherungsanstalten und der Feuersozietäten in den Parlamenten gefunden haben, mit Sicherheit anzunehmen sei, daß den Sparkassen im Wege der Gesetzgebung die Verpflichtung auferlegt werden wird, einen erheblichen Prozentsatz ihrer Bestände in Inhaberpapieren, insbesondere Staatsanleihen, anzulegen. Dadurch wird natürlich bei vielen Sparkassen die Möglichkeit, Kommunaldarlehen zu gewähren, erheblich verringert oder völlig aufgehoben.

Für die Sparkassen selbst ist aber die Einrichtung der Deutschen Kommunalbank, welche gleichzeitig als deren Zentralinstitut tätig sein soll, von außerordentlichem Vorteil. Dieser Zusammenschluß ist für die Sparkassen geradezu geboten, weil durch den neuerdings eingeführten Postscheckverkehr die von den Kommunen schon als überstanden angesehene Gefahr der Postsparkasse wiederum nahe gerückt ist. Er kann allmählich zu letzterer führen; sobald eine wenn auch zunächst nur geringe Verzinsung der Postscheckeinlagen eingeführt wird, ist die Postsparkasse schon da.

Die neuesten Beschlüsse der einzelnen provinziellen Sparkassenverbände über die Einrichtung von Giroverbänden für die zu ihnen gehörigen Kommunen (Garantieverbände der ihnen angeschlossenen Sparkassen) lassen deutlich erkennen, wie nötig die Organisation einer zentralen Abrechnungsstelle für die Sparkassen ist; vor allem ergibt sie sich aber daraus, daß neuerdings — am 1. August 1910 — die Geschäftsstelle des Deutschen Sparkassenverbandes eine Zentralabrechnungsstelle der Sparkassen für Deutschland begründet hat, welche die Vermittelung zwischen den überweisenden und empfangenden Sparkassen durch Buchhaltung und Abrechnung besorgt. Diese Geschäftsstelle ist ein Schritt auf dem Wege zum eigenen Zentralinstitut, da die rein buchmäßige Abrechnung bei größerem Geschäftsverkehr nicht mehr ausreicht, sondern eine bankmäßige Kasseneinrichtung erfordert. Die fortschreitende Einrichtung des Giroverkehrs macht es daher dringend wünschenswert, daß die Kommunalbank möglichst bald zustande kommt, damit nicht durch Verbindung mit weniger geeigneten Finanzinstituten eine weitere Zersplitterung eintritt.

Von großer Bedeutung ist natürlich die Stellung der Staatsbehörden zu dem Projekt. Vor kurzem ist in einigen Organen der Tagespresse angedeutet

worden, als wenn jene dem Projekt nicht wohlwollend entgegenständen. Dieses entspricht nicht den Tatsachen. Vielmehr ist das Unternehmen von den Behörden wohlwollend behandelt worden. Hindernisse sind von staatlicher Seite nicht zu besorgen. Eine positive Förderung durch eine Zusage über die Mündelsicherheit, welche der Bundesrat auszusprechen haben würde, hat der Ausschuß zwar bisher nicht erlangen können, glaubt aber, daß diese schließlich nicht versagt werden wird.

Die Praxis des Bundesrats geht dahin, die Mündelsicherheit den Wertpapieren privater Gesellschaften zu versagen, dagegen besteht ein Vorgang für den vorliegenden Fall wohl nicht, da in der bisherigen Praxis des Bundesrats ein Institut, das der Deutschen Kommunalbank ähnlich wäre, nicht vorgekommen sein dürfte.

Die bisher vom Finanzministerium geäußerten Bedenken beruhen hauptsächlich auf der Besorgnis vor einer Beeinträchtigung des Kurses der preußischen Staatsanleihen. Es wird angenommen, daß die Kommunalscheine beim Publikum beliebt seien und daher einen hohen Kurs haben würden. Dadurch würden sie den Konsols ähnlicher werden, wie die bisherigen Einzel- oder Kommunal- oder Provinzialobligationen, und würden ihnen größere Konkurrenz machen. Außerdem könne die Kommunalbank ihre jährlichen Emissionen so einrichten, daß sie die staatlichen Emissionen vorhersehen und dadurch auf dem Kapitalmarkt die Sahne abschöpfen würde. Auf der anderen Seite ist gerade von dem jetzigen Finanzminister, damaligen Oberbürgermeister Dr. Lentze in einer Herrenhausrede mit vollem Rechte hervorgehoben worden, daß es ein Irrtum sei, wenn vielfach angenommen werde, die Kommunen wären Körperschaften für sich, die in bezug auf die Finanzen den Staat und das Reich gar nichts angingen; sie seien im Gegenteil nichts wie Teile des Staates und des Reiches, und wenn die Finanzen in den Kommunen verwirrt werden und zugrunde gehen, könne der Staat nicht gedeihen und das Reich auch nicht.

Die ganze Frage unterliegt gegenwärtig einer erneuten Prüfung im Finanzministerium, das vor der Entscheidung des Bundesrates Stellung zur Sache nehmen muß.

Die größere Schwierigkeit liegt zurzeit in dem Verhältnis zu den Städten, da der Deutsche Städtetag von den weniger interessierten Großstädten geleitet wird und es schwer ist, mit den interessierten Städten eine geeignete Verbindung herzustellen. Die verschiedenen Strömungen unter den Städten verschiedener Größe und mit verschieden gearteten wirtschaftlichen Verhältnissen erschweren naturgemäß eine gemeinsame Arbeit. Die große Mehrheit der Kreise steht gleichwohl auf dem Standpunkt, jede Gelegenheit zu benutzen, sich mit den Städten zu gemeinsamer wirtschaftlicher Arbeit zu vereinigen; parteipolitische Differenzen sind völlig auszuschalten. Politische Fragen mit diesem rein wirtschaftlichen Unternehmen zu verquicken, erscheint nicht angebracht. Wie wenig die Kreise selbst daran denken, geht aus einem im Mai des Jahres an alle deutschen Städte gerichteten Rundschreiben hervor, in welchem ausgeführt wird,

daß die Kreise zunächst nur Anschluß an die von den Städten geplante Städtebank gesucht und es als selbstverständlich angesehen haben, daß in dieser bedeutsamen Angelegenheit den Großstädten die Führung überlassen bleiben müsse. Es besteht kein Zweifel, daß nur einmütiges, auf die Förderung der wirtschaftlichen Interessen der angeschlossenen Kommunen gerichtetes Wirken den gewünschten Erfolg verbürgt und allein sowohl dem Staatswohl wie den Interessen der städtischen und ländlichen Kreisangehörigen dienen kann. Sicherlich wird es auch nicht schwer fallen, zu einer Einigung mit den Kommunen zu gelangen, sobald die schwebende Vorfrage, mit welcher Stelle verhandelt werden soll, geklärt ist und in gemeinsame sachliche Beratungen eingetreten sein wird.

Wie das genannte Rundschreiben weiter erkennen läßt, hat das Projekt bei den Provinzialverwaltungen teilweise Zustimmung und Förderung, teilweise, namentlich im Westen, Widerspruch erfahren, der besonders von den Direktoren der rheinischen und westfälischen Landesbank ausgeht. Namentlich der Direktor der Landesbank der Rheinprovinz, Geheimer Regierungsrat Dr. Lohe, hat, wie die Denkschrift ausführt, den Ausschuß mit einer Feindseligkeit angegriffen, wie sie von keiner Seite auch nur annähernd zutage getreten ist. Er hat Ende Februar ein gedrucktes Rundschreiben an die Landräte, Provinziallandtagsabgeordneten usw. der Rheinprovinz verbreitet und das Projekt der Begründung einer deutschen Kommunalbank einer sehr scharfen Kritik unterzogen. In verschiedenen Zeitungen erschienen Artikel, die den Gedankengang des Rundschreibens so genau wiedergaben, daß sie vom Ausschuß direkt oder auch indirekt auf Herrn Dr. Lohe zurückgeführt werden. Schließlich veröffentlichte er im „Bankarchiv" am 15. April und 1. Mai d. Js. eine auch in Sonderabdrücken verbreitete Streitschrift, in welcher er die Angriffe in scharfer Form fortsetzte.

Eine Erwiderung auf das erste Rundschreiben, in der die Angriffe des Herrn Dr. Lohe widerlegt worden, ist Mitte März in der Rheinprovinz verbreitet worden, ihr Inhalt ist in den Hauptpunkten in dem ersten Artikel in den „Grenzboten" wiedergegeben und besprochen worden; eine weitere Preßfehde wird seitens des Ausschusses zunächst nicht für erforderlich gehalten. Dagegen hat dieser sich über die Kampfesweise des Direktors der Landesbank bei dem Landeshauptmann der Rheinprovinz beschwert. Letzterer hat darauf mitteilen lassen, daß die Provinzialverwaltung diesen Angriffen fern stehe und sich neutral verhalte.

In anderen Formen und unter Betonung des Konkurrenzstandpunktes, aber vorwiegend mit Verwertung der Argumente des Rundschreibens des Herrn Dr. Lohe haben die Zentralinstitute von Westfalen und Schlesien gegen das Unternehmen Stellung genommen. Dagegen haben die brandenburgische, die pommersche und die westpreußische Provinzialverwaltung sich über das Projekt sympathisch geäußert und sind zum Teil mit dem Komitee der Gründer der Deutschen Kommunalbank in einleitende Verhandlungen eingetreten.

In dem Rundschreiben wird dann noch auf eine Reihe von Vorteilen hingewiesen, welche der Verkehr mit der Kommunalbank gegenüber den jetzigen

Geschäftsbeziehungen mit den Landesbanken den Kommunen bieten würde. Mit Recht wird u. a. darauf hingewiesen, daß namentlich bei den mittleren und kleineren Kommunen leicht eine derartige Gewöhnung an die Landesbank und an deren Kreditbedingungen eintritt, daß an die Aufsuchung etwaiger besserer Kreditquellen gar nicht mehr gedacht wird. Für die Kommunen kann diese Gewöhnung zu einer allmählichen Verschlechterung des Kredits führen oder wenigstens ein Hemmnis seiner Verbesserung sein. Diese Gewöhnung soll tatsächlich schon in weitem Umfange eingetreten sein. Seit einiger Zeit erhalten die mittleren und kleinen Kommunen in Westpreußen bis zu kleinen Wassergenossenschaften herunter ihre Kommunaldarlehen zu besseren Bedingungen von den Hypothekenbanken (nämlich zu 4 Prozent ohne Zinsaufschlag bei geringer Provision), als die Kommunen aller mit Landesbanken usw. versehenen Provinzen.

Diese Gefahr der Gewöhnung ist bei der Kommunalbank nur gering, weil ihr Geschäftsbetrieb durchsichtiger ist, sich mehr in der Öffentlichkeit vollzieht und vor allem durch das Wechselverhältnis zwischen Dividende und Kreditbedingungen beständig kontrolliert werden kann.

Ferner weisen die Landesbanken darauf hin, daß die von ihnen erzielten Überschüsse den Kommunen durch Minderung der Provinzialabgaben wieder zugute kommen. Mit Recht betont demgegenüber das Rundschreiben, daß dies in einem unrichtigen Verhältnisse erfolge; es beruft sich dabei auf eine Äußerung des Kämmerers der Stadt Danzig, des jetzigen Oberbürgermeisters von Bromberg, Mitzlaff, in dessen Referat auf dem Deutschen Städtetage, der ausführte: „Einzelne Provinzialhilfskassen (so die rheinische und westfälische Landesbank) führen an ihre Provinzialhauptverwaltungen beträchtliche Überschüsse ab. Der wünschenswerte Zustand wäre, daß, soweit es sich bei den sogenannten Überschüssen nicht um die Verzinsung und Tilgung vorgestreckter Kapitalien handelt, etwaige Betriebsüberschüsse nicht der Hauptverwaltung zugeführt werden, sondern der Hilfskasse verbleiben. Es würde dann erreicht werden können, daß bei der Festsetzung des Darlehnszinsfußes der Zinsenaufschlag wesentlich vermindert und, wenn größere Reservefonds angesammelt sind, die Zinsspanne, wie es bei einigen der älteren ritterschaftlichen Landschaften, z. B. der schlesischen, der Fall ist, sogar ganz wegfallen könnte." Das einzige von den größeren Provinzialinstituten, das keinen Gewinn erzielt, sondern die Überschüsse zur Ermäßigung der Zinsen verwendet, ist die hannoversche Landeskreditanstalt, die aber die Kommunaldarlehnsgewährung seit 1906 eingestellt hat.

Tatsächlich findet man in den Landesbankprovinzen, daß die größten und leistungsfähigsten Kommunen, insbesondere die Großstädte, ihre Anleihen auf die billigste Art, nämlich durch Ausgabe eigener Obligationen, daß die kleinen Kommunen ihre Anleihen erheblich teurer von der Landesbank aufnehmen. An den Anleihen der kleinen Kommunen wird ein Gewinn erzielt, der nach dem Maßstab der Provinzialabgaben auf alle Kommunen verteilt wird, an dem also die größten und leistungsfähigsten Kommunen am meisten partizipieren. Die

großen Kommunen haben also nicht nur die billigsten Anleihen, sie haben sogar noch den größten Gewinn an den teuren Anleihen der kleinen. Zweifellos liegt hierin eine große steuerliche Ungerechtigkeit.

Weiter führt das Rundschreiben folgendes aus: „Die Erfahrung zeigt, daß die Gefahr vorliegt, daß bei einer zu großartigen Entwickelung einer Provinzialbank deren Leiter naturgemäß leicht die Stellung eines Finanzdezernenten in allen Geschäftszweigen der Provinzialverwaltung erlangt, einen überwiegenden Einfluß gewinnt gegenüber allen anderen Faktoren, auch gegenüber den Kommunalverbänden, aus denen sich der Provinzialverband zusammensetzt. In manchen Provinzen würde man es zum Beispiel nicht verstehen, wie ein Dezernent der Provinzialverwaltung damit drohen kann, daß er durch Aufnahme eines neuen Geschäftsbetriebes die provinzangehörigen Sparkassen erheblich schädigen werde.

Der Direktor der rheinischen Landesbank protestiert im Namen der Selbstverwaltung gegen die Loslösung des Kommunalkredits der Kreise von dem Geldinstitut der Heimatprovinz, da die Provinzialverwaltung sich vielfach, soweit es Kleinbahnen, Talsperren und Kreiswegebau, vielleicht auch Überlandzentralen betreffe, unterstützend an den Finanzgeschäften der Kommunen und Kreise beteilige. Eine solche Loslösung sei kaum denkbar. Und was bleibe dann noch an Kreditbedürfnis übrig? Nun, in anderen Provinzen ohne Landesbanken erhalten die Kreise auch Unterstützungen, sie haben außerdem aber nebst ihren kreisangehörigen Kommunen recht erhebliche Kreditbedürfnisse, die unabhängig von den Unterstützungen aus anderen Quellen befriedigt werden. Der Begriff der Selbstverwaltung wird ja sehr verschieden aufgefaßt. Mancher hält es für Selbstverwaltung, wenn er selbst allein verwaltet. Zweifellos wird man aber den freiwilligen Zusammenschluß der Kommunen zur Organisation der kommunalen Finanzen recht eigentlich als einen Akt der Selbstverwaltung ansehen. Die Frage hat noch eine ernste Seite. Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß durch die Verteilung von Dotationen und Unterstützungen von Kommunen nach freiem Ermessen der Provinzialverwaltung eine gewisse Abhängigkeit der Kommunen sich herausbildet. Bei aller Freude an der Entwickelung unserer provinziellen Institutionen glauben wir jedoch, daß Veranlassung vorliegt, eine Verstärkung dieses Abhängigkeitsverhältnisses nach Möglichkeit zu verhüten.

Die Loslösung des Kommunalkredits der Kreise von der Provinz vermindert die Abhängigkeit, die gerade durch Verquickung von Dotationen und Unterstützung mit der Beförderung der Kreditbedürfnisse verstärkt würde. Der Kreditverkehr mit der Kommunalbank ist ein rein geschäftlicher, dessen Gleichmäßigkeit von Aufsichtsrat und Generalversammlung kontrolliert wird.

Was den Zeitpunkt der endgültigen Errichtung der Kommunalbank anbetrifft, so wird in dem Rundschreiben bemerkt, daß dieser sich noch nicht angeben lasse. Die Gründer wollen an die Ausführung selbst nur mit der größten Vorsicht herangehen, und zwar nur dann, wenn alle Vorbedingungen erfüllt sind, die

zum Gelingen des Unternehmens nötig sind. Dazu rechnen sie selbstverständlich die erforderlichen Genehmigungen, insbesondere auch die Erklärung der Mündelsicherheit der Kommunalscheine, ferner auch die Gewinnung geeigneter fachmännisch geschulter Persönlichkeiten für die Leitung, die der Leitung der Staatsbanken, Landesbanken, Privatbanken an Qualität gleichwertig sein muß, sowie die Gewinnung angesehener und erfahrener Praktiker neben den Vertretern der beteiligten Kommunen für den Aufsichtsrat. Als die nächste Vorbedingung bezeichnen sie aber die Übernahme eines ausreichend großen Aktienkapitals durch Kreise und Kommunen; es wäre freilich am besten, wenn die Kommunalbank nur unter kommunaler Beteiligung zustande käme; man hält aber für möglich, daß die Beteiligung von Privatbanken sich nicht werde umgehen lassen. Jedenfalls müsse der kommunale Charakter der Bank gewahrt bleiben. Der kommunale Charakter und seine Erhaltung gehören allerdings zu den wesentlichen Grundlagen des Unternehmens, dessen Aufgabe darin besteht, in der Form einer kaufmännisch organisierten und geleiteten Gesellschaft eine gemeinsame kommunale Kassenstelle zur Verfügung zu haben, welche die Interessen der Kommunen und ihrer Anstalten auf dem Geldmarkt vertritt. Von diesen Gesichtspunkten wäre zu wünschen, daß die noch bestehenden Schwierigkeiten baldigst überwunden und der großangelegte Plan in nächster Zeit zur Ausführung gelangen würde.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel: Botscharow amüsiert sich.

„Sage mir, Teufelsbraten, was schleichst du mir nach und um mich herum? Willst du mich bewachen, mich ausspionieren?“

So fragte Botscharow, als er faul und gähnend im Saal auf und nieder spazierte und Sjurikow wohl zum zehntenmal den Kopf in die Tür steckte.

„Onkelchen,“ sagte der junge Mensch nähertretend mit freundlichem Grinsen, „es scheint mir, Sie langweilen sich schrecklich.“

„Soll ich mich nicht langweilen? Es ist tote Zeit. Der Handel stockt. Keine neuen Kontrakte werden geschlossen. Keine Transporte, keine Lieferungen gibt es. A—a—ah!“ er gähnte und reckte sich, „sterben kann man in diesem traurigen Flecken!“

„Sie müßten sich etwas Zerstreuung machen, Onkelchen.“

„Zerstreuung machen! Brauchen könnte ich das. Ich denke wirklich schon einige Tage daran, zum Besuch ins Gouvernement zu fahren.“

„In die Gouvernementsstadt! Wozu, Onkelchen? Was finden Sie da besseres als hier? Freilich, dort gibt es Gesellschaft, große Kaufleute, aber — viel Geld kostet es, und schließlich ist doch wenig daran. Das Gouvernement ist auch eine ziemlich traurige Stadt."

„Doch immer."

„Wirklich Angenehmes gibt es auch da nicht, zum Beispiel ein Ballettchen."

„Pfui, Teufel! Jetzt erinnert er mich noch an das Ballett!"

„Onkelchen, wollen Sie ein Ballett sehen?"

„Geh du zum Bösen, Hundesohn. Mir gerade zu dieser Zeit mit dem Ballet zu kommen!"

„Ich frage in allem Ernst, Onkelchen. Wünschen Sie ein Ballett zu sehen?"

„Was soll das heißen?"

„Es gibt ein Ballett, Onkelchen," flüsterte Ssurikow. „Sie haben nur zu befehlen."

„Willst du mich zum Narren machen? Nimm dich in acht, Ignaschka."

„Onkelchen, Tit Grigorjewitsch" — er legte beteuernd die Hand auf das Herz — „wie mögen Sie so von mir denken! Wie werde ich mich unterstehen! Ich wiederhole, Sie brauchen nur zu befehlen. Ich habe alles vorbereitet und eingerichtet. Freilich" — er lächelte pfiffig — „umsonst ist der Tod, Onkelchen."

„Nu, Bruder, das lügst du. Bei den jetzigen verfluchten Neuerungen kostet der Tod erst recht viel Geld. Na, übrigens — ich will nicht sündigen, denn es ist gerade Fastenzeit — der Tod ist bei uns Kaufleuten von jeher immer teuer zu stehen gekommen. Sprich, Taugenichts, hast du wirklich — nu —"

Er zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Mein ehrliches Wort, Onkelchen."

„Komm ins Kabinett."

„Aber hörst du, Ignaschka," sagte nach einiger Zeit Botscharow, als er Ssurikow aus dem Kabinett begleitete, und sah links und rechts, ob im Saal nicht jemand anwesend sei, „Gott schütze deine Seele, wenn du mich anführst."

„Onkelchen," beteuerte Ssurikow mit der Hand auf dem Herzen, „es sind die anständigsten Mädchen von der Welt."

„Sieh zu, Hundesohn."

Der junge Mensch war darauf einige Stunden in der rührigsten Tätigkeit. Man sah ihn in verschiedenen Handlungen des Fleckens bald allein, bald begleitet von einem Kerl mit einem großen Korbe. Er kaufte allerlei Delikatessen und Naschwerk, Limonaden und Weine, Tischgerät und Räucherwerk, Wandleuchter und Lichte und unzählige Kleinigkeiten. Er wurde gefragt, ob bei Tit Grigorjewitsch irgendein Fest gefeiert werde. Er log mit dem glattesten Gesicht, daß er von Anna Dmitrijewna beauftragt sei, diese Einkäufe für das Gut und die dortige Wirtschaft zu machen.

Am Abend saß Botscharow beim Tee und fühlte sich unbehaglich. Er rückte auf seinem Stuhle hin und her, war ungewöhnlich schweigsam und schaute ärgerlich drein. Er hatte die Absicht, der Frau und der Tochter mitzuteilen, daß er noch heute auf das Gut hinauszufahren beabsichtige, und er wußte nicht, wie er die Gelegenheit zu dieser Ankündigung vom Zaune brechen sollte.

Endlich kam Sſurikow, leiſe auftretend wie immer, ſich noch katzenhafter krümmend als ſonſt. Er begriff auf den erſten Blick, daß Botſcharow noch nicht geredet hatte, und ging gerade auf die Sache los.

„Wie haben Sie beliebt zu beſchließen, Tit Grigorjewitſch? Fahren wir?“

„Es wird wohl geſchehen müſſen,“ verſetzte Botſcharow brummig.

„Soll ich Ilga ſagen, daß er anſpanne?“

„Wohin willſt du fahren, Tit Grigorjewitſch?“ fragte Anna Dmitrijewna.

„Eh,“ knurrte er, „auf das Gut muß ich hinaus. Unordnungen, Stillſtand! Die Handwerker ſaufen ſtatt zu arbeiten. Der Verwalter — ich werde ihn zuletzt doch wegjagen müſſen. Möchte ſie alle der Teufel holen!“

„Tit Grigorjewitſch, doch nicht zur Nacht! Schlafe dich aus und fahre morgen früh. Du ſiehſt ſchon ſo in den letzten Tagen nicht gut aus. Es iſt leicht — Gott bewahre davor — ſich eine Krankheit zu holen.“

„Nu, da legt ſie wieder los!“ ſagte Botſcharow lebhafter. „Schlecht ausſehen! Krankheit holen! Ausſchlafen! Du ſiehſt ſelbſt, Mütterchen, daß ich jetzt nichts zu tun habe und mich den ganzen Tag ausſchlafen kann. Aber auf dem Gute will ich wenigſtens Ordnung ſchaffen.“

„Doch nicht in der Nacht!“

„Tantchen, Anna Dmitrijewna,“ legte Sſurikow ſich ins Mittel, „ich redete dem Onkelchen vorher auch ab, aber es iſt wirklich wahr, am Tage kommt man den Spitzbuben dort nicht hinter ihre Schliche. Man muß ſie plötzlich am Abend überraſchen, wenn ſie ſich ſicher fühlen.“

„Dummes Zeug!“ verſetzte ſie. „Ich verſtehe davon nichts. Vielleicht iſt es nötig. Ich würde an deiner Stelle aber doch nicht fahren, Tit Grigorjewitſch. Du biſt kein armer Dienender, daß du wegen ſolcher Kleinigkeiten in die Nacht hinaus ſollteſt.“

„Was wird mir die Nacht tun?“

„Die Nacht iſt keines Menſchen Freund.“

„Teures Tantchen,“ beſchwichtigte Sſurikow, „Sie brauchen ſich nicht zu beunruhigen. Ich fahre ja mit. Ich werde über Onkelchen wachen wie — wie — nun, ebenſo gewiſſenhaft, als ob ich mit meinem verehrten Tantchen führe und für die Sicherheit derſelben Sorge zu tragen hätte.“

„Nimmſt du mich auch mit, Papchen?“ fragte Marja. „Oder vielleicht nimmſt du mich ſtatt des Ignatij?“

„Marja Titowna,“ ſagte eilig Sſurikow, „ich möchte Ihnen nicht raten zu fahren. Die Wege ſind von dem vielen Regen . . .“

„Schweige, Ignatij,“ rief Marja ſtreng. „Frage ich dich, Unverſchämter!“

„Ja, Papa?“ wandte ſie ſich von neuem an den Vater.

„Siehſt du, Kind,“ verſetzte Botſcharow und räuſperte ſich, „es iſt wirklich wahr, was er ſagt. Die Wege ſind ſo aufgeweicht. Man kann gar nicht durchkommen.“

„Herr Gott, klebt ſie wie ein Birkenblatt in der Badeſtube!“ rief Botſcharow ungeduldig. „Iſt das ein Unglück, wenn man eine Frau und eine Tochter hat!“

„Ach, wie hübſch!“ ſagte Anna Dmitrijewna verächtlich.

„Pfui, Papa!“ ſchmollte Marja.

„Genug!" entschied Botscharow. „Alles Schwatzen ist unnütz. Ich fahre in dringenden Geschäften, und dann gibt es für Weiber keinen Platz. Die sind in solchen Fällen nicht am Orte. Nächstens, wenn es trocken und gutes Wetter ist, wollen wir alle zusammen hinaus. Ignatij, laß anspannen!"

Mit dem Eintritt der Dunkelheit fuhr Botscharow mit Ssurikow in einem halbverdeckten Wagen ab. Sie hatten ehrlich mitgenommen, was bei einer solchen Fahrt auf das Land vonnöten sein könnte. Ein wasserdichter Mantel, lange Stiefel, Nachtwäsche, ein Kissen für jeden Fall und verschiedenes andere lag wohl eingepackt und eingeschnürt hinter dem Kutscherbock. Ilja lenkte das Gespann durch die vom vielen Regen kotigen Straßen zur Chaussee hinaus und auf dieser in munterem Trabe dahin, wunderte sich jedoch nicht wenig, als er in dem Vorflecken den Befehl erhielt, rechts zum Bache einzubiegen.

Die Bewohner des Vorfleckens hatten sich bereits zur Ruhe begeben. Zwischen den in Dunkelheit gehüllten Häuschen hin ließ Ilja die Pferde im Schritt gehen, weil die Straße hier anfangs noch viel schlechter war als die Gassen im Flecken. In der Nähe des Baches wurde sie jedoch breiter und ebener, und Ilja durfte den Kopf zurückwenden, um zu fragen:

„Wohin fahren wir denn eigentlich? Wir sind gleich wieder im Flecken."

„Auf das Gut, Dummkopf", lautete Ssurikows Antwort.

Der Kutscher ließ einen langen Pfiff hören, der den Pferden gelten, ebensogut aber auch ausdrücken konnte, daß er anfange zu verstehen. Für das letztere sprach es, daß er am Bache ohne Weisung nochmals rechts einbog, zwischen die am Ufer hingebauten Häuser hineinfuhr und bereits im Begriff war die Leinen anzuziehen, als Ssurikow die Weisung aussprach:

„Zur Pforte!"

Der Wagen hielt vor der Pforte, die sich wie von selbst öffnete.

„Hinein!" befahl Ssurikow.

Die Pforte wurde hinter dem Wagen wieder geschlossen. Ssurikow schwang sich ins Freie.

Ilja kletterte vom Bock.

„Ich dachte es mir schon, daß Sie Tit Grigorjewitsch endlich einmal zu sich einladen würden", lachte er.

„Belieben Sie auszusteigen, Onkelchen", sagte Ssurikow. „Wir sind auf dem Gute angekommen. Du, Krüppel, hilf die Pferde ausspannen. Belieben Sie mir zu folgen, Onkelchen. Reichen Sie mir die Hand."

Während der lahme Schuster, der die Pforte geöffnet und geschlossen hatte, ankam und dem Kutscher zur Hand ging, geleitete Ssurikow den Kaufmann über den Hof zur Hintertür des Häuschens und durch das dunkle Vorhaus in die Küche, wo tropische Hitze herrschte und die Köchin am Herde in voller Arbeit war.

„Ach Gott, Sie sind es, Ignatij Leontjewitsch!" rief überrascht die Köchin. „Und wir erwarteten Sie durch den Haupteingang."

„Tut nichts," lachte Ssurikow. „Wir gehören zur Familie. Wir dürfen auch hier durch."

Er öffnete eine Tür und zog Botscharow an der Hand nach sich.

Gekreisch und Gekicher empfing sie. Es war das Schlafgemach, in das sie traten, wie der Kaufmann an den beiden hier befindlichen Betten erkennen konnte.

Vier weibliche Wesen — bei dem matten Licht einer Talgkerze ließ sich eben nur erkennen, daß es weibliche waren — beschäftigten sich mit ihrer Toilette. Eine, die darin noch sehr weit zurück war, kauerte flugs hinter einem der Betten nieder. Zwei andere drückten sich je in einen Winkel und hielten ein Kleidungsstück zum Schutze vor sich. Die vierte, die am meisten vorgeschritten war, wenigstens ihre Vorderseite bereits in anständige Verfassung gebracht hatte, machte eine sehr gelungene theatralische Verbeugung und sagte, indem sie sich aufrichtete und einen Schritt zurücktrat:

„Ich bitte zu entschuldigen. Wir haben nicht daran gedacht, daß Sie diesen Eingang wählen könnten."

„Schadet nichts, Schura", entgegnete Sfurikow. „Vor Onkelchen braucht ihr euch nicht zu genieren."

„Bitte weiter, in den Saal."

Sie machte mit der Hand eine einladende Bewegung zur entgegengesetzten Tür, durch die heller Schein drang, und als sie hindurch waren, zog sie die Tür hinter ihnen zu.

Der sogenannte Saal strahlte im Licht unzähliger Kerzen, die an den Wänden einen Kranz bildeten und bereits jetzt so starke Wärme verbreiteten, daß Botscharow nach wenigen Minuten zu schwitzen begann. Sfurikow half ihm den Rock ausziehen.

„Sie sind in Ihrem eigenen Hause, Onkelchen. Machen Sie es sich bequem. Niemand außer uns wird eingelassen."

Eine Viertelstunde verging. Sfurikow mahnte an der Tür des Schlafzimmers mehrmals zur Eile. Endlich war es so weit, und die vier Schönheiten traten ein. In dem kleidsamen Volkskostüm, die mit viel Geschmack angefertigt und verziert waren, mit den frischen, recht hübschen Gesichtern und den jugendlich elastischen Körpern konnten alle vier ganz gut für Schönheiten gelten. Sfurikow stellte sie vor.

„Hier, Onkelchen, Alexandra Feodorowna, die eigentliche Wirtin im Hause."

Es war dieselbe, die die Ankömmlinge aus dem Schlafzimmer in den Saal gewiesen hatte. Sie machte vor Botscharow wieder eine gelungene Reverenz und wünschte ihm einen guten Abend.

Der Kaufmann kniff die Augen ein wenig zusammen und lächelte. Er fand Gefallen an dem Mädchen.

„Guten Abend, guten Abend, schönes Fräulein," sagte er freundlich und faßte ihre Hand. „Sehr erfreut, deine Bekanntschaft zu machen. Bist meine Mieterin? Freut mich, freut mich. Liebe solche Mieterinnen."

„Sie sind so gut, so nachsichtig gegen uns arme arbeitende Geschöpfe," antwortete sie.

„Dies, Onkelchen, ist die jüngere Schwester, Jelissaweta Feodorowna," setzte Sfurikow die Vorstellung fort. „Ich kann sie empfehlen. Ein Fräulein wie Blitz und Hagel! Man muß vorsichtig mit ihr sein. Ehe man sich dessen versieht, hat sie einen so gescholten, daß man nicht weiß, wohin man soll."

Sie sah danach aus, die blonde Kleine mit dem schnippischen Näschen und den kecken Augen, mit dem üppigen Körper und der herausfordernden Haltung. Sie knickste gewandt und zierlich.

„Ah, ah," meinte Botscharow, „das ist gut. Das gefällt mir, Jelissaweta Feodorowna. Du hast dem Schlingel, dem Ignatij, wohl schon einmal den Kopf gewaschen? Immer zu! Er hat es verdient."

„Onkelchen!" rief sie naiv, indem sie auf ihn zusprang und seine Hand ergriff. „Bitte, bitte, Onkelchen, nicht Jelissaweta Feodorowna. Das klingt so fremd. Ich kann das nicht leiden. Ich bin Liska, und meine Schwester ist Schura, und Sie sind unser liebes, gutes Onkelchen."

„Sieh doch, du kleine Kanaille, wie du dich einem alten Knaster angenehm zu machen verstehst! Gut, gut, ich will dein Onkelchen sein, du hübsches, fettes Kätzchen."

Sie schlang den Arm um seinen Hals, und er küßte sie auf die roten, schwellenden Lippen. Die Freundschaft war geschlossen. Botscharow begann sich gemütlich in seinem Element zu fühlen.

Das dritte und das vierte Mädchen wurden von ihm ebenfalls gnädig und freundlich empfangen und bei den verkürzten Vornamen genannt. Es waren auch seine Mieterinnen aus einem anderen Häuschen in der Nachbarschaft.

Es wurde Tee getrunken und dazu genascht. Botscharow lachte herzlich über Ssurikows Witze und die drolligen Einfälle der Mädchen. Liska saß neben ihm. Statt des Fruchtsaftes und der Zitronenscheibchen, die anfangs in den Tee getan wurden, traten bald kräftigere Zugaben in der Form von Wein und Kognak auf. Die Wangen der Mädchen fingen an zu glühen. Ihre Reden wurden freier.

„Nu, Ignaschka, du hast mir eine angenehme Überraschung gemacht," sagte Botscharow. „Es ist gut, bei Gott, gut. Hättest du mich nicht betrogen und mir ein Ballett versprochen, ich wäre nicht hergekommen und mit meinen prächtigen Mieterinnen nicht bekannt geworden. Gelogen hast du, Hundesohn, aber es ist gut so."

„Onkelchen, wie bringen Sie es nur über die Zunge, von mir so Schlechtes auszusprechen? Ich sollte Ihnen vorlügen! Und wenn es gleich zum Galgen ginge, und ich könnte mich dadurch retten, so würde ich lieber sterben, als Ihnen eine Unwahrheit sagen."

„Nu, nu, rühme dich nicht zu sehr."

„Sie werden gleich sehen. He ihr, genug getrunken und genascht! Hopp, auf die Beine! Marsch in das Schlafzimmer. Den Krüppel herein!"

Er klatschte in die Hände. Die Mädchen liefen fort. Der lahme Schuster schlich aus der Küche, wo er sich mit Ilja und der Köchin ebenfalls gütlich getan hatte, mit seiner Harmonika in den Saal und hockte in seinem gewohnten Winkel auf das Bänkchen nieder. Ssurikow setzte Botscharow auf das Sofa am Ende des Saales und klatschte wieder in die Hände.

„Heimatlicher Volkstanz mit einigen Divertissements dazu, ausgeführt im Nationalkostüm", verkündete er geschäftsmäßig, sich vor Botscharow verneigend.

Der Schuster begann auf der Harmonika die einförmige Weise des beliebten urwüchsigen Tanzes, und dazu singend und im Takt hüpfend erschienen die Mädchen. Sie wiederholten hier eigentlich das, worauf Ssurikow damals die Bauernmädchen auf dem Gute eingeübt hatte, aber es war trotzdem etwas ganz anderes. Er hatte diesmal besseres Material unter den Händen gehabt. Die Bewegungen waren gelenker, abgerundeter. Die Füße in den leichten Tanzschuhen

und die unter den aufgeschürzten Röcken bis zu den Waden sichtbaren Beine arbeiteten mit Kraft und Eleganz. Botscharow war befriedigt, ganz und gar befriedigt. Als das Grundthema des Tanzes beendet war und die Divertissements, wie Sfurikow es nannte, begannen, klatschte er Beifall und rief ein Bravo nach dem anderen. Die Divertissements bestanden in Wiederholungen der einzelnen Touren des Tanzes, aber karikiert oder schwungvoller ausgeführt, so daß sie meist über die Grenze des Üblichen hinausgingen. Je länger es währte, desto mehr kam Botscharow aus dem Häuschen. Er lachte, daß er sich schüttelte, sprang auf und wiegte sich im Takt hin und her, stampfte manchmal auch kräftig mit den Füßen auf und drehte sich um sich selbst.

„Champagner!" schrie Botscharow. „Ihr habt mir das Herz erwärmt, habt mir eine Wohltat getan, bei Gott! Ignaschka, Bruder, solange sie in meinen Häusern wohnen, nimmst du keine Miete von ihnen. Hörst du, Hundesohn? Und auch Holz zum Winter läßt du ihnen anfahren? Verstehst du? Mögen sie leben und sich wärmen in Gesundheit. Ohoho, habe ich mir im Traume nicht vorgestellt, daß ich heute solche Freude erleben sollte! Champagner!"

An Champagner fehlte es nicht. Sfurikow kannte sein Onkelchen und hatte vorausgesehen, was kommen mußte, und was nötig werden würde. Die Pfropfen knallten. Der Wein schäumte. Liska trank mit Botscharow aus einem Glase und setzte sich zuletzt auf seine Knie. Die Stimmung wurde bereits etwas wild. Es ging lärmend her.

Botscharow kannte sich nicht vor Entzücken. Er klatschte in die Hände. Er lachte und schrie. Er richtete sich auf und hockte nieder. Er ließ sich auf das Sofa zurückfallen und stöhnte. Er mußte sich so oft die Tränen aus den Augen wischen, daß er sein Taschentuch durchnäßte.

„Genug!" kommandierte Sfurikow. „Was gut ist, darf nicht zu lange währen. Eine halbe Stunde Erholung, und dann laß das Abendessen auftragen, Schura."

„Ach, ihr, meine Täubchen, meine lieblichen Bachnixchen!" rief Botscharow zärtlich. „Danke, danke für das große Vergnügen! Hier, ihr Herzchen, hier!"

Er eilte zu seinem Rock, welcher an der Wand hing, zog die Brieftasche heraus und fuhr mit unsicherer Hand hinein. Der genossene Wein tat bereits seine Wirkung.

„Hier, meine Nichtchen, meine leiblichen Kindchen, nehmt, nehmt. Denkt nicht, daß der alte Tit Grigorjewitsch undankbar sei. Da hast du, rundes Kitzchen. Da hast du, schlanke Räuberin, und du, und du."

Er gab jeder einen Hundertrubelschein.

Kaum hatte Sfurikow, der auch nicht mehr ganz sicher auf den Beinen stand, gesehen, daß die Bezahlung losging, als er die Mädchen auseinander schob und mit einem Teller in der Hand vor den Kaufmann trat.

„Für den Ballettdirektor und das Orchester, freigebiger Tit Grigorjewitsch!"

„Ach, du Blutsauger! Da, da. Das ist Anzahlung, Ignaschka. Mit dir rechne ich erst morgen ab, Bruder. Du hast mir große, große Freude gemacht. Und das Orchester! Hahaha, bist ein braver Kerl, armer Krüppel, pfeifst wie eine Nachtigall. Da hast du. Trinke auf meine Gesundheit."

Er warf auf den Teller einen Hundertrubelschein und reichte dem Schuster eine violette Banknote.

Der Schuster stand wie gelähmt mit dem Papier in den Händen. Gesehen hatte er dergleichen Scheine schon manchmal in seinem Leben, aber nicht einmal Neid gegen die Besitzer empfunden — so unendlich groß erschien ihm die Summe. Er guckte starr auf die Gabe und konnte gar nicht begreifen, daß dies sein Eigentum sein sollte. Er vergaß sogar sich zu bedanken.

Auch die Mädchen waren anfangs stumm vor Überraschung. Auf solche Freigebigkeit hatten sie nicht gerechnet. Aber nach wenigen Sekunden kam die Freude zum Durchbruch. Mit Jubelgekreisch stürzten sie zusammen auf den Kaufmann los, umhalsten und küßten ihn, zerrten und drängten ihn hin und her. Er lachte, schrie, fluchte, wäre fast gefallen und brachte sich zuletzt glücklich auf das Sofa in Sicherheit. Während ihn die Halbtrunkenen auch dort noch mit ungestümen Liebkosungen überhäuften, regte sich in dem stark berauschten Sfurikow der Ärger darüber, daß seine Schura es den anderen gleichtat. Er faßte sie an den Pumphosen und riß sie zurück.

„Unterstehe dich nicht," herrschte er sie an. „Wie wagst du es, ihn in meiner Gegenwart zu küssen!"

Das Mädchen senkte den Kopf wie ein ertappter Dieb. Aber Botscharow hatte gerade in der Trunkenheit ein feines Ohr. Ihm war trotz dem Lärm um ihn her die kleine Szene nicht entgangen, und Sfurikows Auftreten mißfiel ihm, kam ihm wie eine gegen ihn gerichtete Unverschämtheit vor. Mit beiden Armen schleuderte er die Mädchen von sich und schrie Sfurikow an:

„Was ist das? Hund! Willst du mich in meinem Vergnügen beschränken? Hinaus mit dir auf den Hof zum Kutscher, Kanaille!"

„Aber du komm her, langbeinige Schönheit," befahl er der schlanken Schura. „Komm, setze dich zu mir auf den Schoß und küsse mich. Komm, Herzchen. Ich befehle es, komm."

Das Mädchen stand verlegen. Sfurikow hielt es in seinem unzurechnungsfähigen Zustande für seine Pflicht, auf seinem Recht zu bestehen, und trotzte:

„Du sollst nicht, Schura. Ich verbiete es."

„Ich schlage ihn tot!" brüllte Botscharow. „Den Kopf haue ich ihm zum Pfannenkuchen!"

Er schloß mit einem kräftigen Fluche und begann sich zu erheben. Die Sache wäre schlecht abgelaufen, wenn Liska nicht dazwischen getreten oder vielmehr dazwischen geflogen wäre. Mit einer Art von Geheul warf sie sich an Botscharows Brust und auf seine Knie.

„Onkelchen! Tit Grigorjewitsch! Goldenes, liebes Väterchen! Was hat dir deine Liska getan, daß du mit ihr nicht zufrieden bist und die Schura vorziehen willst! Schlage mich lieber tot, ehe du mir das antust, du süßes Zuckeronkelchen."

„Hahaha," lachte der so bestürmte Botscharow, „du liebst dein Onkelchen, kleine, runde Kanaille! Sei ruhig und gib mir einen Kuß. Ich scherze nur, Herzchen. Ich will von der Schura nichts wissen. Mag sie ihre langen Beine dem Hundesohn, dem Ignaschka, um die Ohren schlagen. So, noch einen Kuß, mein Hühnchen!"

Er hatte den Streit bereits aus dem Kopfe. Sfurikow begann aber nachträglich zu merken, welche Dummheit er begangen hatte. Kopfschüttelnd ging er

in die Küche, trank kaltes Wasser, wusch sich das Gesicht und begoß sich den Kopf. Schura war ihm gefolgt und half ihm dabei.

Er sprudelte das Wasser von sich und fluchte über seinen Leichtsinn, sich zu betrinken.

„Schura," fragte er, „bist du auch betrunken?"

„Etwas geht es mir im Kopfe herum."

„Trinke nicht mehr. Wir zwei wollen vernünftig bleiben. Wir sind doch die Wirte hier. Es kann sonst noch zu großem Skandal kommen."

„Ich werde nicht mehr trinken," versprach sie gehorsam.

Es gelang ihr nicht unbedingt, Wort zu halten. Während des Essens, bei dem es unbeschreiblich übermütig und toll herging, verlangte Botscharow mehrmals, daß die Mädchen der Reihe nach zu ihm traten, ihn küßten und ein volles Glas leerten. Sie konnte sich nicht entziehen und blickte fragend auf Ssurikow. Dieser nickte ihr genehmigend zu, trank selbst aber keinen Tropfen. — —

Es war um die Frühstückzeit, als Botscharows halbverdeckter Wagen von der Seite des Gutes her an Schejins Häusern vorbei in den Flecken rollte. Die Pferde waren merkwürdig frisch und gar nicht beschwitzt. Dafür sah der Kutscher Ilja recht angegriffen aus, gähnte und spuckte vom Bock zur Seite. Er blinzelte pfiffig in die Fenster, als er vorfuhr, und wäre fast gefallen, als er gegen seine Gewohnheit mit einem Satze vom Bock springen wollte. Ssurikow stieg rasch aus und klingelte. Als Annuschka, die Hauptmagd und Vertraute Anna Dmitrijewnas, unerwarteterweise selbst öffnete, hatten die beiden Reisegefährten den Hausherrn aus dem Wagen gehoben und fest unter die Arme gefaßt.

„Mein Gott, was ist mit Tit Grigorjewitsch?"

„Müde," sagte Ssurikow. „Kein Wunder. Die ganze Nacht nicht geschlafen, und dazu der Ärger mit dem Verwalter."

„Halte das Maul, dumme Närrin!" herrschte zu gleicher Zeit Botscharow mit eigentümlich steifer Zunge die Magd an.

In der größten Hast hatten die zwei Helfer ihn durch das Vorhaus und Vorzimmer in das Kabinett halb getragen, halb geschleift. Der Kutscher eilte zurück zu den Pferden, und Ssurikow wandte den Kopf und sagte mit Augenzwinkern zu Annuschka:

„Tit Grigorjewitsch ist so angegriffen, daß er sich erst etwas ausschlafen will, ehe er jemand sieht. Er ist doch schon zu schwach dazu, die Nacht in Geschäften zu verbringen."

Diese Erklärung hörte auch Marja, die dem Vater entgegenlaufen wollte, aber zu spät ankam.

„Warum geht Papa denn nicht ins Schlafzimmer?" fragte sie besorgt.

Ssurikow zuckte die Achseln.

„Strenger Befehl. Will sich Ihnen, Marja Titowna, und Anna Dmitrijewna so ermüdet und von der Fahrt schmutzig nicht zeigen. Kann die Augen nicht mehr offen halten. Will durchaus erst im Kabinett auf dem Diwan etwas ausruhen. Soll niemand zu ihm. Strenger Befehl."

Er zog die Tür des Kabinetts hinter sich zu und verriegelte sie. So tat er auch mit der, die aus dem Saal ins Kabinett führte.

Er lief fort, aber nicht weiter als in den Flügel, wo er mit den Kommis einlogiert war. Dort warf er den Rock ab, sich selbst aufs Bett, und noch während er das Kissen zurechtschob, war er eingeschlafen.

Er hatte die Absicht gehabt, ein Stündchen oder zwei zu ruhen, erwachte jedoch erst spät am Nachmittage. Sogar das Ein- und Auswandern der Kommis zur Speisezeit hatte ihn nicht geweckt. Er machte in der größten Hast Toilette, denn er fürchtete, Botscharow könne seiner schon bedürfen. Er fand ihn jedoch noch fest schlafend und harrte in wachsender Ungeduld. Endlich, als die Dunkelheit einzutreten begann, tat Botscharow einen gewaltigen Atemzug und schlug die Augen auf.

„Guten Abend, Onkelchen! Wie belieben Sie sich zu befinden?"

„Hehehe, Liska, kleine, dicke Kanaille!" lallte der Kaufmann, noch nicht in die Wirklichkeit zurückgekehrt.

„Sch, Onkelchen, Sie liegen ja zu Hause auf dem Diwan in Ihrem Kabinett."

„Das bist du, Ignaschka! Hm — aha — ja, ja. Sage, Ignatij, ist alles gut abgegangen?"

„Alles in Ordnung, Onkelchen. Gar kein Verdacht. Nur belieben Sie jetzt aufzustehen. Es ist Teezeit."

„O — o — o — oh!" reckte sich Botscharow. „Nun, gut. Wenn es sein soll, mag es sein. Hilf, Ignaschka. Der Kaufmann Tit Grigorjewitsch beliebt sich zu erheben. A — a — a — ah! Hole es der Teufel, Ignaschka! Solch eine hübsche, fette Kanaille! Und auch die anderen! Nu, Bruder, das war eine Sache!"

„Ich lasse Ihnen gleich Wasser bringen, Onkelchen. Oder soll ich Ihnen vielleicht selbst behilflich sein? Daß Sie sich gegen die Magd nicht unvorsichtig äußern, Onkelchen. Sie sind noch schläfrig."

„Sieh doch! Jetzt will das Ei wieder klüger sein als die Henne. Was denkst du von mir, Bruder! Tit Grigorjewitsch ist ganz bei Verstande. Schicke die Magd und sei selbst bereit. Ich werde dich rufen lassen."

Sjurikow stärkte unterdessen im Speisezimmer seinen sterblichen Leib, und als nach einiger Zeit die Magd meldete, daß der Herr nach ihm verlange, und er in das Kabinett eilte, stand Tit Grigorjewitsch an seinem Tische und drehte mit nachdenklicher Miene das Taschenbuch hin und her.

„Ignaschka, Bruder," sagte er, „weißt du, daß die Geschichte etwas teuer geworden ist. Die Brieftasche ist leer, und ich hatte doch, glaube ich, etwa zweitausend Rubel darin. Oder hast du vielleicht das Geld zu dir genommen?"

Sjurikow machte eine so verzweifelte Geberde, daß der Kopf dabei nicht allein zwischen die Schultern, sondern noch ein gutes Stück in die Brust hineinzufahren schien. Auf eine Werst Entfernung hätte jeder gleich begreifen müssen, daß er an dem Gelde völlig unbeteiligt sei.

„Onkelchen, Tit Grigorjewitsch! Ich war betrunken wie ein Schuster. Was vorgefallen ist, weiß ich nicht, aber ich will auf der Stelle umkommen, wenn . . ."

„Eh, sprich keinen Unsinn. Gut waren wir alle! Was gewesen ist, ist gewesen. Und haben sie gestern zu viel bekommen — tut nichts. Ich bedauere es nicht. Und was ich gesagt habe wegen der Miete und des Holzes, dabei bleibt es. Hörst du?"

Er kehrte noch einmal die Brieftasche um.

„Also du hast nichts daraus genommen?"

„Tit Grigorjewitsch, mich soll der Donner hier auf der Stelle . . ."

„Höre auf. Ich habe dir auch nichts gegeben?"

Er warf einen lauernden Blick auf den jungen Menschen.

„Wie nicht, Onkelchen, wie nicht!" rief dieser, fuhr in die Brusttasche und brachte die eigene Brieftasche zum Vorschein. Recht weit öffnete er sie, zog das einzige Papier hervor, das sich in ihr befand, und breitete dasselbe auf dem Tische aus. „Diesen Hundertrubelschein beliebten Sie mir zu schenken. Als Anzahlung, beliebten Sie zu sagen."

Botscharow nickte befriedigt und beruhigt. Er hegte starkes Mißtrauen gegen Sfurikow und hatte ihm eben eine Falle gestellt, denn an diesen Hundertrubelschein erinnerte er sich ganz genau.

„Richtig, richtig," bestätigte er, „so war es. Du kamst mit dem Teller zu mir. Nun, da bleibt eben nichts anderes übrig."

Er öffnete die Schublade und fügte zwei solche Scheine zu dem, der auf der Platte lag.

„Da hast du, Bruder, den Zuschuß."

„Ist es dir etwa zu wenig, Judenseele?" fragte er barsch, als Sfurikow schwieg und auf mehr zu warten schien.

Der junge Mensch warf einen scharfen Blick auf sein Gesicht. Nein, gewiß, Botscharow war nicht böse, sondern völlig gut gelaunt. Eine Unverschämtheit dürfte gewagt werden.

„Onkelchen, ich könnte gleich fünfhundert Rubel bekommen, außer diesem Hundert, denn das gehört mir schon" — er steckte den ersten Schein in die Brieftasche zurück. „Ich brauchte nur zu Anna Dmitrijewna zu gehen und ihr zu erzählen, wo und wie wir die Nacht verbracht haben. Sie würde mir mit Vergnügen so viel zahlen."

Botscharow sah ihn starr an. Sfurikow stand in banger Erwartung. Die Sache konnte gut ausfallen, aber — es konnte plötzlich auch ein Ende mit Schrecken eintreten. Gott sei Dank! Wie ein Alp fiel es von ihm. Der Kaufmann lachte.

„Ach, du junger Hund, du Blutsauger!" rief er. „Dummkopf, vergißt du, daß Anna Dmitrijewna dich vor allen Dingen aus dem Hause jagen würde, falls sie es nicht vorzöge, dir die kochende Teemaschine über den Leib zu stürzen! Warst du denn nicht Teilnehmer, du Christusverkäufer, du Ischarioth!"

„Onkelchen," lachte Sfurikow pfiffig, „ich würde ihr sagen, daß ich nur mitgegangen sei, um ihr genauen Bericht erstatten zu können."

Botscharow wurde ernst und schüttelte den Kopf.

„Hörst du, Ignaschka, denke an meine Worte. Ein Kaufmann wirst du. Das ist richtig. Du hast das Zeug dazu. Aber hüte dich, daß du nicht früher, ehe das geschieht, nach Sibirien in die Zwangsarbeit kommst. Das Zeug hast du dazu. Da, greife zu, Nimmersatt."

Er warf noch drei Scheine auf den Tisch.

Sfurikow wollte sich in Danksagungen ergießen, doch Tit Grigorjewitsch schnitt das kurz ab.

„Packe dich jetzt," sprach er. „Ich werde zum Tee gehen und der Frau und Tochter von der Unordnung auf dem Gute erzählen. Ja, Bruder, schön war es, aber teuer, teuer. Es tut mir nicht leid, aber — weiß der Teufel! Die Geschäfte gehen schlecht. Ich habe manchmal Mangel an Geld. Wann ist das früher je vorgekommen?" (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 11. Dezember 1910.

Die Etatsrede des Kanzlers — Der Zentralverband Deutscher Industrieller — Seine Stellung zum Bunde der Landwirte und zum Hansabunde — Die Katheder-sozialisten.

Die politische Atmosphäre ist so von Sensation geschwängert, daß man kaum bis zu den ernsten Arbeiten in der Politik durchzudringen vermag. Wenn man allein der Dinge gedenkt, die während der letzten Woche auf uns eingestürmt sind, schwindelt der Kopf. Da ist der Fall Dammann, die Begnadigung der Boruſſen, die Affäre Martin Spahn, der Professorenstreit in Berlin, da sind die Begleiterscheinungen der Wahl von Labiau-Wehlau, der Prozeß Rechenberg—Roy; seit Wochen schon beunruhigen uns der Moabiter Krawallprozeß und der Streit des konservativen Landrats Freiherrn von Maltzahn mit dem liberalen Gutsbesitzer Becker; seit Monaten werden wir durch den immer schärfer werdenden Kampf zwischen dem Bunde der Landwirte und dem Hansabunde in Atem gehalten. Inmitten aller dieser Vorkommnisse wirkt die Rede des Herrn Reichskanzlers erfrischend, die er am gestrigen Sonnabend bei der ersten Lesung des Etats im Reichstage gehalten hat. Die Rede zeichnete sich, abgesehen von der Sachlichkeit, die wir bei Herrn von Bethmann Hollweg stets bemerkt haben, auch durch Temperament aus, das wir bisher stets vermißten. Der rote Faden der Ausführungen ist wohl zu suchen in der Betonung des Willens zur Ausübung der Macht durch den Leiter der Regierung. „Ich mache mich nicht zum Werkzeug der Machtpolitik irgendeiner Partei, welcher Seite sie auch angehören möge ... ich diene nicht dem Parlament, auch nicht den Junkern, so wenig wie Ihnen (zu den Sozialdemokraten) ... Ich kann nicht den Eindruck im Lande aufkommen lassen, als bedürfe die Regierung eines besonderen Ansporns ... So gut es der Staat anerkannt hat ... Fürsorge zu treiben, genau so ist es seine Pflicht, alle gewaltsamen, gesetzwidrigen Angriffe auf seine Ordnung und auf die friedliche Entwicklung des Staatswesens unter Anwendung aller zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mittel mit rücksichtsloser Energie niederzuschlagen. Diese Energie wird in gleichem Maße wachsen wie die Heftigkeit der Angriffe.“ Neben diesem erfreulichen Bekenntnis zur Staatsautorität steht die Bezeugung der Achtung vor der Verfassung. „Vorschläge zu Ausnahmegesetzen mache ich Ihnen (zu den Konservativen) nicht!“ und „Ich stelle mich durchaus nicht auf den Standpunkt, daß die Parteien, die den gegenwärtigen gesetzlichen Zustand für ... unzulänglich erachten, wenn sie dies hier erklären, was ihren Wählern gegenüber ihre Pflicht und der Regierung gegenüber ihr gutes Recht ist, gleichzeitig bestimmte Gesetzesvorschläge machen sollten. Im Gegenteil, es ist absolut Pflicht der Regierung, ihrerseits mit Vorschlägen hervorzutreten ...“

Und dann kommt der Kanzler auch auf den praktischen Weg, den er gesonnen ist zur Wahrung der Staatsautorität zu wählen. Das „Verfahren insonderheit bei Aburteilung von Vergehen gegen die öffentliche Ordnung" soll beschleunigt werden, der verhetzenden Tätigkeit gewissenloser Agitatoren, der Verherrlichung begangener Verbrechen soll ein Riegel vorgeschoben und die persönliche Freiheit sowie das persönliche Selbstbestimmungsrecht sollen mehr wie bisher gesichert werden. Das sind alles recht erfreuliche Äußerungen, zu deren Durchführung alle die Konservativen und Liberalen gern die Hand bieten werden, die nicht in wirtschaftlichem Egoismus oder politischem Doktrinarismus stecken geblieben sind. Natürlich werden aber nun die Handlungen des Herrn Reichskanzler im Einklang mit der Rede stehen müssen, wenn diese zur Stärkung des Vertrauens bei den Mittelparteien führen und politischen Nutzen bringen soll. Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir sie gleichfalls begrüßen, wenn wir uns auch nicht verhehlen, daß sie eine Schwäche in sich trägt, die der ganzen Politik des Kanzlers anhaftet: die völlige Negierung des Vorhandenseins einer öffentlichen Meinung. Es ist richtig, der Kanzler setzt da den Hebel ein, wo auch die Öffentlichkeit es für nötig hält, aber er wendet sich nicht an die Öffentlichkeit, vertreten durch die politischen Parteien, ihm dabei zu helfen, sondern hofft, daß die entsprechenden technischen Kommissionen dasjenige zustande bringen, was er für richtig hält. Aus dieser bureaukratischen Regiernngsmethode erklärt es sich, warum der Kanzler von den einen als ein Diener Heydebrands und von den andern als Liberaler beargwöhnt wird. Seinem Ziel, sich nicht zum Werkzeuge der Machtpolitik einer Partei zu machen, kommt er damit freilich näher. Es darf aber doch bezweifelt werden, ob mit solcher negierenden Stellungnahme der Politik eine besondere Stetigkeit gegeben werden kann. Stetigkeit könnte auch nur den Zusammenhang der Parteien mit Einschluß des Zentrums, herbeiführen, den der Herr Reichskanzler zum Kampf gegen die Sozialdemokratie fordert. Diese alte Mahnung haben Bismarck und Bülow nicht nur einmal an die Nation gerichtet. Bethmann aber mit besonderem Geschick. Er packte den Stier bei den Hörnern, wenn er gerade die republikanische Gesinnung brandmarkte und wenn er den Beweis führte, daß die Sozialdemokratie solche Stimmungen künstlich hervorruft, wie sie zu den Krawallen in Moabit geführt haben. — Die äußere politische Wirkung der Rede im Lande wird vor allen Dingen davon abhängen, wie die nationalliberale und freisinnige Presse sie ausnutzt. Geht sie den Weg, den ihr schon Sonnabend abend die „Deutsche Tageszeitung" andeutet, dann könnten die Liberalen bei den nächsten Wahlen recht erhebliches Kapital aus ihr schlagen. Besonders die konservativen Ultras, die der Kanzler diesmal recht derb zurückgewiesen hat, könnten ganz gehörig an die Wand gedrückt werden. Freilich müßten die liberalen Parteien sich alsdann auf eine Konstellation gefaßt machen, die sie zwänge, alle nationalen und wirtschaftlichen Fragen mit dem Zentrum zusammen zu erledigen.

Die Möglichkeit einer solchen Konstellation wird auch durch den Verlauf eines Unternehmens in greifbare Nähe gerückt, mit dem sich die Delegiertenversammlung des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, die am 9. d. Mts. in Berlin tagte, beschäftigt hat. Wie bekannt, haben die Deutschkonservativen versucht, im rheinisch-westfälischen Industriegebiet festen Fuß zu fassen. Diese Bemühungen waren auch von gewissen Erfolgen gekrönt, da die Industrie Bundesgenossen für den Kampf gegen die Feinde der jetzigen Wirtschaftspolitik, Freihändler und Sozialdemokraten, braucht. Schließlich hat sich aber die Industrie von den Konservativen enttäuscht zurückgezogen. Die Gründe dafür gibt Herr Bueck in seinem mündlich erstatteten Geschäftsbericht wie folgt an: Es sei nicht wegzuleugnen, daß die Verteuerung der

Lebenshaltung der Arbeiter ihren Grund in den zum Teil übertrieben hohen Zöllen auf Nahrungsmittel habe. Das habe zu einer fortgesetzten Steigerung der Löhne geführt; nunmehr aber sei die Industrie in dieser Beziehung an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. In maßgebenden industriellen Kreisen sei daher ernstlich erwogen worden, bei der konservativen Partei auf eine Herabsetzung der Lebensmittelzölle hinzuwirken, wozu die Vorbereitungen zum neuen im Jahre 1917 festzustellenden Zolltarif Gelegenheit böten, und das um so mehr, als sich die Landwirtschaft in unbedingt günstiger Lage befinde. Es könne auch keinem Zweifel unterliegen, daß die ganze, gegenwärtig so überaus unbefriedigende politische Situation sich mit einem Schlage günstiger gestalten würde, wenn die Vertreter der Landwirtschaft jetzt aus eigener Initiative mit Zugeständnissen in dieser Richtung hervortreten wollten. Leider habe der Abgeordnete Dr. Hahn, einer der einflußreichsten Führer des Bundes der Landwirte, im Reichstag jede Hoffnung auf Entgegenkommen vernichtet, indem er sogar eine Erhöhung und Ergänzung der landwirtschaftlichen Zölle für unbedingt notwendig erklärte. Dr. Hahn habe auch unumwunden zu verstehen gegeben, daß, wenn die Erhöhung und Ergänzung nicht erfolgen sollte, sich der Bund der Landwirte ebenso wie 1902 mit äußerster Feindseligkeit gegen die Industriezölle auflehnen würde. Es dürfte deshalb außerordentlich schwer, wenn nicht unmöglich werden, die Beziehungen zwischen der Industrie und den Vertretern der Landwirtschaft aufrecht zu erhalten. Diese Erklärung, die übrigens von der „Kreuzzeitung" ungekürzt und ohne Kommentar abgedruckt wird, wird hoffentlich endlich dazu führen, daß sich die konservative Partei nicht mehr ausschließlich nach den Direktiven des Bundes der Landwirte richten wird. Schlägt sie jetzt nicht in die ihr von der Industrie gebotene Hand, dann kann sie bestimmt damit rechnen, bei den kommenden Wahlen das Jena zu erleben, das ihr in diesen Heften vor Jahresfrist prophezeit worden ist. Allem Anschein nach soll aber auch diese Niederlage nicht zum Sturz der bündlerischen Tyrannis führen. Nach wie vor fordert die „Deutsche Tageszeitung" einen „zweckmäßigen und nützlichen Ausbau der Schutzzollpolitik". Sie tadelt den Reichskanzler, daß er sich zu diesem „wohlbegründeten ... Verlangen" in seiner Etatsrede nicht geäußert habe.

Auch in einer andern Beziehung hat der Delegiertentag des Zentralverbandes eine erfreuliche Klärung gebracht. Wie erinnerlich (vgl. unseren Leitartikel in Nr. 46 „Industriepolitik") machte sich vor einiger Zeit in den dem Zentralverbande angeschlossenen Kreisen der Industrie einige Mißstimmung gegen den Hansabund bemerkbar, die noch besonders genährt wurde durch die Schrift Steinmann-Buchers. Die Ausführungen Steinmann-Buchers sind nun durch den Präsidenten des Zentralverbandes, Herrn Landrat a. D. Rötger, gründlich desavouiert worden, indem er den Hansabund gegen die bekannten Angriffe der Sozialistenfreundlichkeit und des Freihändlertums in Schutz nahm. Dazu schreibt die „Kreuzzeitung":

„Die Rede des Vorsitzenden Rötger zur Verteidigung des Hansabundes zeugte von einer großen Unkenntnis der politischen Verhältnisse und man gewann den Eindruck, daß nicht etwa der Zentralverband auf den Hansabund, sondern umgekehrt der Hansabund auf den Zentralverband einen entscheidenden Einfluß ausübt. Der Redner möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir seine Belehrung über die wahre Natur des Hansabundes als ganz und gar abwegig bezeichnen. Der Hansabund tritt für das Bankinteresse ein; wenn ihm an dem Gedeihen der Industrie etwas läge, würde er nicht gerade diejenigen Parteien, die der Industrie freundlich gesinnt sind, bekämpfen und die Sozialdemokratie zur Unterstützung seiner Kandidaten heranziehen. Daß die von den Banken abhängigen Industriellen Freunde des Hansabundes sein müssen, ist uns ohne weiteres klar. Aber die andern?"

Nun muß man wissen, daß Herr Rötger als früherer Generaldirektor von Fried. Krupp zu den nach Auffassung der „Kreuzzeitung" „von den Banken unabhängigen" Industriellen gehört, und daß er stets in der vordersten Reihe der Kämpfer gegen die Sozialdemokratie gestanden hat, — allerdings nicht mit Hurra und Säbelrasseln, sondern mit jener intensiven sozialen und kulturellen Arbeit, die das Haus Krupp von jeher ausgezeichnet hat und derentwegen das Haus Krupp wie kaum eine andere Firma die Zielscheibe des sozialdemokratischen Hasses geworden ist. Wenn ein Mann mit der Vergangenheit und in der Stellung des Herrn Rötger im Zentralverbande Deutscher Industrieller die Politik des Hansabundes gutheißt, dann kann uns solches nur in der Auffassung bestärken, die wir auf Grund selbständiger Prüfung des Tatsachenmaterials über die Ziele des Hansabundes gewonnen haben.

Auf der Tagung des Zentralverbandes sind auch zwei Tatsachen zur Sprache gekommen, die nicht unbeachtet bleiben sollten. Herr Bueck klagte die Industriellen mangelnder Opferwilligkeit an und wies dabei auf den für die Sozialdemokraten günstigen Verlauf des Werftarbeiterstreiks hin; gleichzeitig benutzte er die Gelegenheit, die „Katheder sozialisten" für das Anwachsen der Sozialdemokratie verantwortlich zu machen. Von den „Katheder sozialisten" hört man gegenwärtig fast ebensoviel wie in den achtzehnhundertsiebziger Jahren, als Schmoller und Treitschke sich voneinander trennten und sich über Sozialpolitik unterhielten. Ging damals der Nationalökonom Schmoller als Sieger aus dem Kampfe gegen den Historiker hervor, so tritt heute ein junger Nationalökonom gegen drei greise Paladine ihrer Wissenschaft in die Schranken, Ludwig Bernhard. So wird wenigstens von den Gegnern der Schmollerschen Schule behauptet. Wir wollen mit unserem Urteil über diesen Zusammenhang so lange zurückhalten, bis der Professorenstreit in Berlin beigelegt ist, der Formen eines Ehrenhandels zwischen Leutnants angenommen hat, die der ehrengerichtlichen Bestimmungen unkundig sind. Das kann uns indessen nicht hindern, den Auffassungen Buecks über die Schmollersche Schule entschieden entgegenzutreten und darauf hinzuweisen, welcher Segen gerade der Industrie aus den Lehrsätzen Schmollers geflossen ist. Am 15. Februar 1875 schrieb Gustav Schmoller in der Vorrede seines „Offenen Sendschreibens an Herrn Professor Dr. Heinrich von Treitschke" 1874/75 (S. 5 d. II. Aufl. Duncker u. Humblot, Leipzig 1904):

„Das Problem der Gegenwart in sozialer Beziehung liegt in dem Ringen gewisser rechtlicher und sittlicher Ideale, treten sie nun in reiner oder verzerrter Form auf, seien sie verfrüht oder nicht, mit den Sätzen einer überlieferten Volkswirtschaftslehre und den praktischen Forderungen eines dem Tage dienenden, den besitzenden Klassen bequemen Geschäftsganges, der vor allem ungestört bleiben will. Gewiß in bester Absicht, aber nach meiner Überzeugung unter dem Drucke ganz einseitiger Vorstellungen und Befürchtungen hat ein großer Teil der deutschen Gelehrtenwelt sich in diesem Kampfe ausschließlich auf die konservative, auf die Seite der Besitzenden gestellt. Je monarchischer ich nun fühle, je mehr ich all mein Sinnen und Denken eins weiß mit dem Staate der Hohenzollern, mit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches und seinem Kampfe gegen die antistaatlichen Tendenzen des Ultramontanismus und der Sozialdemokratie, um so mehr fühle ich mich verpflichtet, mit unbedingtem Freimut Zeugnis für das abzulegen, was ich als das Berechtigte in der heutigen Bewegung des vierten Standes ansehe, für das, was nach meiner Ansicht uns auch allein die normale Weiterentwicklung unserer freiheitlichen Institutionen garantieren kann, für die soziale Reform. Nur die Erhaltung eines breiten Mittelstandes, nur die Erhebung unserer unteren Klassen auf eine etwas höhere Stufe der Bildung, des Einkommens und des Besitzes kann uns davor bewahren, in letzter Instanz einer politischen Entwicklung entgegenzugehen, die in einer abwechselnden Herrschaft der Geldinteressen und des vierten Standes bestehen wird. Nur die soziale Reform kann den preußischen Staat in den Traditionen erhalten, die ihn groß gemacht,

nur sie erhält die Aristokratie der Bildung und des Geistes an der Spitze des Staates, nur sie bietet uns Gewähr dafür, daß der Macht und dem Glanz des neuerstandenen Deutschen Reiches auch die innere Gesundheit in der Zukunft entsprechen wird."

Die deutsche Sozialpolitik hat nach verschiedenen Schwankungen und Mißgriffen den ihr von Schmoller gewiesenen Weg eingeschlagen. Die deutsche Nation hat nun bald vierzig Jahre hindurch weiter nichts getan, als die Volkskräfte gepflegt und entwickelt durch Bildung und Schaffung von Arbeitsgelegenheiten Kein Krieg, keine Wirtschaftskrise oder sonstige Nöte haben diese Arbeit gehindert. So ist das Leben vieler Millionen schnell auf eine Höhe gekommen, die vor der Reichsgründung nur einigen Tausenden vergönnt war zu erklimmen und zu behaupten. Leichtere Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten haben überall zum Siege des Geistes über die Materie geführt und damit die Unabhängigkeit des einzelnen Menschen vom Althergebrachten und — vom Besitz vergrößert. Im Deutschen Reich konnte in noch gar nicht weit zurückliegenden Jahren ein kluger Kopf, unterstützt von starkem Willen, noch alles erreichen, was nicht gerade durch den Zwang der Examina eingeengt war. Wir haben Arbeiter zu Millionären und Leitern großartiger Betriebe und Kaufleute zu Ministern aufsteigen sehen. Herr Bueck ist als Autodidakt zum Leiter des größten wirtschaftlichen Verbandes aufgestiegen und konnte die hervorragenden Eigenschaften seiner Persönlichkeit voll in den Dienst des Vaterlandes stellen. Die Zahl über ein gewisses Durchschnittsmaß hinausragender Menschen hat sich in allen Gebieten der nationalen und sozialen Regsamkeit vertausendfacht. Dabei sind die Maßstäbe und Anforderungen an Tüchtigkeit scheinbar bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit gesteigert und dennoch stehen auf allen Gebieten für den ausfallenden Führer hundert Ersatzleute zur Verfügung. Indem wir das Leben der großen Massen sicherten und reicher und unabhängiger gestalteten, schufen wir selbst den gesunden Boden für das Aufwachsen und die Entwicklung starker Individualitäten. Aus den Reichtümern der Volksgesamtheit sprießt uns der Segen für alle Aufgaben des Staates. Nur eins ist scheinbar seit 1875 unverändert geblieben: die Renitenz, die Trägheit, der Egoismus des Bürgertums, sobald es zu einer gewissen materiellen Stufe gestiegen ist. Bueck, der die industriellen Unternehmer seit siebenunddreißig Jahren von Kampf zu Kampf geführt hat, sagt es heute am Ende seiner Laufbahn rückschauend selber, wie sehr ihnen der Opfermut abgeht. In diesen Kreisen hat die Lehre Schmollers noch keinen Boden gefaßt, — anderenfalls hätte das Bürgertum aus sich selbst die Machtmittel geboren, die notwendig sind, um die Kräfte zu bändigen, deren die gedeihliche Entwicklung unserer Wirtschaft, deren das deutsche gewerbliche Bürgertum selbst zur weiteren Ausgestaltung seiner weltbeherrschenden Stellung bedarf.

In diesem Sinne müssen alle Forderungen energisch zurückgewiesen werden, die auf Ausnahmegesetze hinzielen. Alle zum Schutz einer sozialen Schicht getroffenen Maßregeln des Staates nutzen dieser Schicht nur vorübergehend; bald wandeln sie sich in Schaden, denn sie beseitigen Reibungen, die notwendig sind, um gerade die besten Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Und gerade in diesem Augenblick, wo das deutsche Bürgertum wieder beginnt, sich seiner politischen Pflichten zu erinnern, würden Ausnahmegesetze sich wie Hemmschuhe nicht an die Entwicklung der Sozialdemokratie, sondern an die des Bürgertums legen. Wir brauchen keine Ausnahmegesetze, sondern lediglich ein selbstbewußtes Bürgertum, das die bestehenden allgemeinen Gesetze mutvoll handhabt.

Nochmals die elektrischen Überlandzentralen. In letzter Zeit sind zwei Tatsachen bekannt geworden, die geeignet sind, meine in Nr. 47 dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten zu bestätigen:

1. Drei preußische Minister haben sich veranlaßt gesehen, in einem Erlasse (vom 18. August 1910) den Versuchen der Elektrizitätsfirmen, bei Erbauung neuer Werke sich ein Monopol für Ausführung der Installationen für die Kunden zu sichern, entgegenzutreten und den Gemeinden den Abschluß von Verträgen nach einem von der Großherzoglich Oldenburgischen Regierung ausgearbeiteten Normalentwurfe zu empfehlen, durch den derartige Monopole ausdrücklich ausgeschlossen werden. Ob das helfen wird, kann fraglich sein, weil die Elektrizitätsfirma als Erbauerin eines Werkes darauf hinweisen wird, daß sie, wenn ihr die Aussicht auf Gewinnerzielung aus den Anschlüssen geschmälert wird, für das Werk selbst einen höheren Preis fordern müsse. Bezeichnend aber ist, daß diese kleinen Monopolbestrebungen grade in der Zeit mehr hervortreten, wo das große Monopol der verbündeten Großfirmen durch einen Außenseiter, die Bergmannwerke, ins Wanken geraten ist. Nach Wiederherstellung der Einigkeit — mag diese nun durch Niederringung des Gegners oder durch seine Aufnahme in den Verband herbeigeführt werden — wird es nicht mehr so genau darauf ankommen, wer die einzelne Lieferung bekommt, werden auch die großen Firmen die Installateure, die für die Beschaffung ihrer Materialien auf sie angewiesen sind, genügend in der Hand haben. Es deutet sogar manches darauf hin, daß nach dem Frieden die Monopolisierung der Erzeugung von Apparaten und Materialien für die Elektrizität noch schärfer werden wird, als sie vor dem Kampfe war.

2. Für die Provinz Pommern wird unter starker finanzieller Beteiligung der Provinzialverwaltung die Errichtung eines Netzes von Überlandzentralen vorbereitet. Eine der ersten Verlautbarungen war die Festsetzung von Normalstrompreisen. Wozu das? Ein gegenseitiges Unterbieten ist ohnehin ausgeschlossen. Dagegen kann eine solche Fessel sehr lästig werden, auch wenn möglichst liberale Handhabung der Bestimmung beabsichtigt ist. Die Zentralen müssen, bis sie fest auf den Füßen stehen, ausschließlich auf kaufmännische, d. h. Gewinnerzielung, arbeiten, und auch später muß das ein Hauptgesichtspunkt sein und bleiben. Dazu aber muß der Leiter verschiedene Preise bewilligen können; er muß in Betrieben, die bereits mit Kraftmaschinen und Beleuchtungsanlagen ausgerüstet sind, die bisher entstandenen Kosten unterbieten können: ja, er wird diejenige Energie, die ihm wegen Mangels an Absatz sonst als Freiwasser neben seiner Turbine wegläuft, oder für deren Erzeugung er nur das Brennmaterial für seine Wärmekraftmaschinen in Anrechnung zu bringen braucht, sehr billig — ganz außerordentlich billig — geben können. Der Abnehmer verzichtet auf Lieferung, solange der Strom besser verwertet werden kann, und legt sich irgendeine elektro-chemische oder elektrothermische Fabrikation an, für die wenig Arbeiter nötig sind und die jederzeit unterbrochen werden kann, die natürlich auch den anderen Abnehmern, die die höheren Strompreise zahlen, keine Konkurrenz machen darf. Es gibt deren schon eine ganze Zahl — Vernickelung, Aluminium, Kalziumkarbid, Kalkstickstoff, Stahl, zusammengeschmolzen aus Gußeisen- und Schweißeisenschrotten. Solche Entwickelungsmöglichkeiten dürfen nicht von vornherein unterbunden werden.

Beides deutet darauf hin, daß es Zeit wird, daß die ganze Bewegung in andere Bahnen geleitet wird.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens noch ein Druckfehler verbessert: Ein Kilowatt ist nicht gleich vier Fünftel, sondern gleich fünf Viertel Pferdekräfte.

Regierungs- und Gewerberat Lesser-Köslin

Hypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899, Textausgabe mit Einleitung, Anmerkung und Sachregister von Dr. Heinrich Goeppert, Geheimer Oberregierungsrat. Zweite Auflage, bearbeitet von Dr. Max Seidel, Geheimer Regierungsrat,

Berlin 1911, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. G. m. b. H. Das Werk erscheint in einem Umfange von 222 Seiten in der Guttentagschen Sammlung deutscher Reichsgesetze (Nr. 51). Die Neubearbeitung ist vor allem dadurch erforderlich geworden, daß seit dem gleich nach dem Inkrafttreten des Reichshypothekenbankgesetzes erfolgten Erscheinen der ersten Auflage die Praxis in mannigfachen Fragen eine bestimmte Stellung genommen hat, und insbesondere auch von den Zentralaufsichtsbehörden in den einzelnen Bundesstaaten Anweisungen und Verfügungen an die Banken und die mit der unmittelbaren Aufsicht betrauten Behörden und Beamten erlassen sind, die für die Hypothekenbanken sowohl wie für die Pfandbriefbesitzer von großer Bedeutung sind. Wenn mit Rücksicht auf die Raumverhältnisse auch nur die in Preußen, Bayern und Sachsen erlassenen Vorschriften Berücksichtigung finden konnten, so geben diese doch bereits ein genügendes Bild und einen ausreichenden Anhalt. Andererseits mahnen aber diese verschieden gestalteten Verhältnisse an die Verwirklichung des schon öfter von Fachkreisen gemachten Vorschlages der Einrichtung eines Reichshypothekenbank-Aufsichtsamtes, etwa im äußeren Anschluß an das Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung.

Namentlich die Frage der sachgemäßen Beleihung seitens der Banken ist von größter Bedeutung für alle Beteiligten. Es sind daher in dem Buche die in den drei genannten Staaten seitens der Zentralaufsichtsbehörden erlassenen Vorschriften in einem Anhange vollständig zum Abdruck gebracht worden. Bekanntlich werden die meist über kleine Beträge lautenden Hypothekenbankpfandbriefe vielfach von Sparern erworben, die über das Wesen des Pfandbrief- und Hypothekenbankgeschäfts nur ungenügend unterrichtet sind. Es ist daher von großem Werte für das Publikum, eine Gesetzesausgabe mit kurzen Erläuterungen und anhangsweise beigefügten Ministerialvorschriften in die Hand zu bekommen, durch welche sie näher darüber unterrichtet werden, nach welchen Grundsätzen die Beleihungen stattgefunden haben, inwieweit z. B. gewerbliche Anlagen, Warenhäuser, Hotels usw. zur Beleihung zugelassen werden können, und daß nach den für solche Beleihungen vorgeschriebenen Grenzen für die Pfandbriefe die nötige sichere Unterlage geschaffen ist. Auch die Art der Handhabung der Staatsaufsicht, über welche die Anmerkungen zum Gesetzestext und den abgedruckten Erlassen Aufklärung geben, ist aus diesem Grunde für jeden Pfandbriefbesitzer von besonderem Interesse.

Man kann daher dem Herausgeber und dem Verlage nur Dank wissen, wenn durch die Erweiterung der ersten Auflage zu einer Aufklärung in weiteren Kreisen des Publikums beigetragen wird. Andererseits gewährt aber der neubearbeitete Kommentar auch den Hypothekenbanken und allen Fachleuten eine schnelle Übersicht über den Inhalt und Sinn des Gesetzes.

Zur Graphik-Ausstellung der Berliner Sezession. Die große Graphik-Ausstellung der Sezession bringt einem wieder einmal zum Bewußtsein, um wie viel ungünstiger die Stellung von Werken der bildenden Kunst vor der Kritik ist gegenüber jenen der Literatur und Musik: ein Roman, ein Drama, ein Musikstück, das gleichsam neu vor uns geschaffen wird, sich langsam vor uns entrollt, wenn wir das Werk lesen, sehen oder hören, vermag mit allen seinen Feinheiten zu uns zu sprechen; aus Hunderten von Einzeleindrücken erwächst in uns die bestimmende Gesamtwirkung. Die Arbeit des bildenden Künstlers steht als Ganzes da, der Totaleindruck ist das Primäre, und von ihm aus erst vermag man zu intimen Einzelheiten vorzudringen. Diese raschere Wirkung ist beim isolierten Kunstwerk zweifellos ein Vorteil, in der scharfen Konkurrenz der vielen nebeneinander, die jede Ausstellung ergibt, beeinträchtigt sie das volle Erleben im

Anschauen. Denn der stärkere Nachbar ruft uns vielleicht vorzeitig weiter. Und da schon die Art, wie ein Künstler in einer so großen Ausstellung repräsentiert wird, oft eine — nach der doppelten Auswahl durch ihn selbst und durch die Jury — ganz zufällige und ungenügende sein muß, so bringt auch die Einreihung des Werkes so manchmal das Wollen und Können des einzelnen nicht richtig zum Ausdruck. Mehr als jede andere Kunstgattung verlangen aber gerade graphische Arbeiten ein liebevolles Verweilen, eine Hingabe an die intimsten Wirkungen. Wenn also auf begrenztem Raum ein Bild dieser mehr als tausend Werke umfassenden Ausstellung gegeben werden soll, wird die Ungerechtigkeit, die in jedem durch so vielerlei Umstände beeinflußten, auswählenden Urteil liegt, geringer sein, je weniger Namen und Leistungen genannt werden. Drum sei zunächst gesagt, daß der Gesamteindruck, den die Ausstellung hinterläßt, der eines ungewöhnlich hohen künstlerischen Niveaus ist. Man sieht da ein vielfältiges Können vereint mit redlicher Arbeit, mit ernstem Streben. Neben rein graphischen Werken wurden auch Aquarelle und Pastelle und in geringerer Zahl Skulpturen aufgenommen. Nur bei einigen wenigen der ausgestellten Arbeiten hätte man ein strengeres Urteil der Jury wünschen dürfen. Von der überwiegenden Mehrzahl ist Gutes zu sagen. Freilich, gerade die Künstler, deren Namen aufs engste mit der Geschichte der Berliner Sezession verknüpft sind, oder die zu ihren ständigen Gästen gehören, bringen diesmal kaum etwas, das als absolut Neues in ihrer künstlerischen Physiognomie erschiene oder sie in ihrer vollen Kraft zeigte, so interessant manches (Liebermanns Karton zur „Judengasse", Corinths Arbeiten, ein paar der Aquarelle von Slevogt, Radierungen von E. R. Weiß, Skulpturen und Zeichnungen von Barlach) an sich auch sein mögen.

Und doch hat diese Ausstellung einiges, was sie weit über eine gewöhnliche gute Jahresrevue erhebt, zu einem künstlerischen Ereignis macht für jeden, dem Kunst mehr als eine angenehme Unterbrechung der Alltäglichkeit bedeutet: das sind vor allem Schöpfungen von Künstlern, die schon der Geschichte angehören. Die Faustilluſtrationen von Delacroix mögen für viele doch allzuviel historisches Anschauen voraussetzen und darum nicht den reinsten Genuß geben; mit der Frische und Unmittelbarkeit höchster Kunst aber sprechen die Zeichnungen Goyas zu uns. In ihnen ist eine solche Fülle von Leben und Phantasie, festes Ergreifen der Wirklichkeit, überlegener Hohn und menschliches Verstehen, ein so meisterhaftes Herrschen über alle Mittel, daß man immer wieder zu ihnen zurückgezogen wird und kaum Zeit findet, zu sehen, was sonst an Schönem und Wertvollem in diesem Saale vereinigt ist: die famosen Aquarelle und Zeichnungen von Daumier, Arbeiten von Degas und Guys, die Radierungen Meryons und seltene Blätter von Corot.

Ein ähnliches Erlebnis wie Goyas Zeichnungen sind für mich die Studien eines Modernen: die Entwürfe und Skizzen Ferdinand Hodlers. In jedem Werk dieses großen Schweizers haben wir die Lebendigkeit bewundert, mit der ein bewußter Künstlerwille Monumentalität und dekorative Wirkung vermählte. Die Wurzeln der machtvollen Wirklichkeitsimpression waren: charakteristische Stellungen und Bewegungsmotive, so sicher angefaßt und festgehalten, daß man oft den Eindruck haben durfte, als seien sie nie vorher von einem Künstler beobachtet worden, als hätte man selbst sie im Leben nie in ihrer vollen Bedeutung begriffen, sie niemals so gesehen wie dieses Malerauge, dem ein — oft fast unwirklich geringer — Bruchteil einer Sekunde die ausdrucksvollste Lebensfülle enthüllt. Und nun offenbart uns eine Sammlung von mehr als siebzig Zeichnungen, wie dieser Künstler arbeitet. Mit wie unermüdlicher Ausdauer wiederholt sich da das Ringen um ein kleines, scheinbar so leicht zu packendes, oft untergeordnetes Motiv! Wie wird es immer wieder erprobt in

linearen und flächigen Wirkungen, in Modellierung und in den Tonwerten! Und was die ausgeführten Werke vermuten ließen, bestätigen nun die Studien und Entwürfe: in ihren frühesten Entwicklungsmomenten, die der ersten, flüchtigsten Impression entsprechen, haben die Skizzen schon die ganze überzeugende Wahrhaftigkeit der Augenblickserscheinung, in den ersten Strichen schon ist die Lebendigkeit der Figuren gegeben, und aus diesen wie im Flug erhaschten Eindrücken heraus entwickelt der Künstler nun alles, was seine Gestalten, seine Bilder so natürlich macht trotz aller von dekorativer Absicht bestimmten Stilisierung. — Im gleichen Raum finden sich (außer sechs Zeichnungen von Alfred Rethel) noch ein paar Arbeiten des vielgelästerten, heißumstrittenen Wieners Gustav Klimt. Sie sind charakteristisch genug: man mag sonst gegen ihn sagen, was man will, die herbe Anmut der Linie, diese Zartheit und unbeirrte Festigkeit der Linie, diese Delikatesse der Zeichnung so frei und fern aller Süßlichkeit hat außer ihm vielleicht kein zweiter Künstler unter den Lebenden.

Edward Munchs monumentaler Entwurf für ein Universitätsbild „Die Geschichte" bleibt respektvollst zu erwähnen; endlich aber darf ein junger Zeichner nicht vergessen werden, den der „Simplizissimus" rasch bekannt gemacht hat, und dessen Illustrationen zu Heines „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" eine Überraschung und einen der stärksten Eindrücke in dieser an guten Leistungen nicht eben armen Ausstellung bedeuten: Julius Pascin, ein eigenartiges Talent, gleich überlegen in Komposition und Charakteristik, so voll Humor und so ökonomisch in der Sparsamkeit der Mittel, daß man an Busch und Rudolf Wilke denken muß, wie sehr auch seine ganze Persönlichkeit von jenen verschieden ist. Was ihn den beiden verwandt erscheinen läßt, ist, daß sein Humor nicht im Stofflichen begrenzt bleibt, daß jeder Strich und jeder Punkt in diesen Zeichnungen von Geist und Witz bestimmt und geformt ist. Dr. Victor Fleischer

Hildebrands Sonntagsbücher. Zu Anfang der neunziger Jahre versammelte sich in Leipzig vor einem schlichten Hause der Pfaffendorfer Straße Sonnabend mittag regelmäßig eine kleine Schar Studenten, Germanisten und Pädagogen, um gemeinsam zum Privatissimum bei Rudolf Hildebrand anzutreten. Es war die letzte Kollegienstunde der Woche, die Stimmung fing an, sich zu befreien, und wir wußten, daß uns jetzt noch ein Kaiserbissen bevorstand. Der dunkle Vorsaal ließ uns ein und wimmelte einen Augenblick von Garderobegedränge, dann ging es in die Stube: an der schmalen Fensterseite des langen Tisches, im Schlafrock auf den Stuhl gebannt, saß der vergichtete und erblindende Alte mit der domartigen Stirn, der fleischigen Adlernase und dem breiten, weißen Bart, die Haare hinter den Schläfen lang, straff, glänzend herabgestrichen. Sein aus tiefer Brust freundlich stöhnender Gruß wirkte kräftig desinfizierend gegen alles bloß konventionell Geistige, das wir etwa mitbrachten. Und ob nun die Rede war vom älteren oder neueren deutschen Volkslied, von Walther von der Vogelweide oder Goethe, von Metrik oder Wortgeschichte, immer geschah es in einer alles Äußere leicht und frei verbindenden, in das Psychologische aber sich tief einnistenden Weise, und — das war wohl das Besonderste daran — das Psychologische wurde nicht nur als etwas Subjektives behandelt, sondern möglichst als ein Objektives, Allwahres, Gemeinverbindliches. Diese Stunden liefen zwar nicht auf ein komplettes Examenwissen hinaus, obwohl wissenswerte Dinge höchst einprägend mitgeteilt, leidenschaftliche Zitate mit unvergeßlichem Donnerton gesprochen wurden, aber unwillkürlich auf Persönlichkeitsprüfung und -bildung. Und oft war es, als ob Hildebrand Strahlenbündel eigensten Denkens dem Stoffe

anfügen möchte, er begann kurz, fragend, gesprächsweise, führte uns auch bis zu einem gewissen, erhellenden Punkte, brach dann aber ab, manchmal seufzend, manchmal erheitert. Wer von uns sein Buch vom deutschen Unterricht kannte und die „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen", konnte bemerken, wieviel verwandte Gedanken der alte Meister noch in Vorrat hatte.

Das liegt nun auf einmal heute, fünfzehn Jahre nach Hildebrands Tode, alles bequem geordnet und schön gedruckt vor uns, die anderthalb Jahrzehnte lang, vom Ende der siebziger bis in den Beginn der neunziger Jahre geführten Sonntagsbücher Hildebrands. Nur einen kleinen Teil daraus hat er selbst früher als jene „Tagebuchblätter" schriftstellerisch abgerundet und veröffentlicht, ein anderer Teil ist von ihm zu anregenden sprachwissenschaftlichen Aufsätzen verarbeitet worden; der größere Rest aber macht diesen stattlichen neuen Band aus, „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich", wie ihn der Herausgeber Berlit, einer von Hildebrands ältesten Schülern, betitelt hat. (Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1910.)

Es gibt etwas, das Meister Eckart mit Jakob Böhme und Goethe und Rudolf Hildebrand verbindet, und das Hildebrand metaphysisches Empfinden nannte und als die Hauptquelle unserer Welteinsicht in Anspruch nahm. Die Verfolgung dieses selten in voller Tiefe zum bewußten Erlebnis werdenden Empfindens durch sein eignes Leben und die Bemühung, dieses Empfinden anschaulich auszudrücken, machen den eigentümlichsten Inhalt des Werkes aus. Rudolf Hildebrand war ein neuer kontemplativer Mystiker. Als solcher führte er Gold mit sich. Und auch Schlacken. Schlacken nennen wir es, wenn in seinen Gedankengespinsten das zu liebevoll gepflegte Bild das Erlebnis überwuchert, so daß uns das Gefühl des Spielens überkommt. Lautere Goldblicke aber stehen reichlich dazwischen, und sie sind die selbstgewissen Ausgangspunkte dieses Denkens; z. B. gibt es vielleicht in der ganzen deutschen Literatur keine schöneren Gedanken über die Ehe, als die Rudolf Hildebrand diesen Blättern anvertraute. Und daneben wieviel Metalle vorzüglicher Art! Deutsches, Geschichtliches, zur Kunst, zur Seelenkunde: eines der interessantesten Gelehrtentagebücher des vorigen Jahrhunderts liegt vor uns. Welch feine, tiefe Beobachtung der Gesellschaft, welch große Beurteilung der Politik, wieviel schlagende, bittere, lachende, grobe, leutselige Kritik jener Zeit überhaupt, wurzelnd in einem weitreichenden Verständnis der deutschen Vergangenheit, das auch in die Zukunft schauen mußte. (Manches von dem, was Hildebrand in den pessimistischen achtziger Jahren heiß ersehnte und damals niemand öffentlich forderte, hat sich inzwischen eingestellt oder ist doch im Werden.) Zu alledem die intimen Reize dieser Selbstgespräche und kritischen Notizen: wir verfolgen in Hildebrands Glossen die wichtigsten wissenschaftlichen Zeitschriftenrezensionen von allgemeinem Interesse, nehmen an Gedanken teil, die sich an das Glockenläuten einer Leipziger Neujahrsnacht anknüpfen, vernehmen die Empfindungen eines Franzosen, der der Einweihung des Niederwalddenkmals beiwohnt . . .

Georg Berlit hat das Werk sachlich geordnet, eine Art Biographie Hildebrands hinzugefügt, äußerst sorgfältig zusammengestellte Schlußanmerkungen (Ergänzungen) und ein gutes Register. Wir vertrauen darauf, daß dieses wertvolle Buch sein deutsches Publikum finden werde. Und übers Jahr möge der Diederichssche Verlag unserem Volke eine Auswahl (2 M.) darbieten! R. W.

Die Rute in der Kunſt und im Leben

n einem hübſchen Kindergedicht von Guſtav Pfarrius zählt die Birke in einem Geſpräch mit dem Hausvater alles auf, was ſie zu verſchenken hat. Und ſchon im ſiebenten und achten Verſe ſagt ſie zu ihm: „Ich ſchenke dir eine ſchwanke Rute, — die deinen Kindern kommt zugute.“ Sehen wir näher zu, ſo entgeht es uns nicht, daß die „Rute“ eine nicht unbedeutende Rolle in der Dichtung ſpielt, wo ſich die letztere mit der Jugend beſchäftigt. Die Phantaſie der Dichter verweilt gern bei jenen gewiſſermaßen tragiſchen Begebenheiten aus dem Jugendleben, bei denen der Erzieher körperliche Schmerzen dem Kinde zufügt; und es iſt auffallend, daß gerade die Anwendung von Schlägen öfters dichteriſch und auch maleriſch verwertet wird, während es dem Gebrauch anderer Erziehungsſtrafmittel an der gleichen Beachtung fehlt. Worin hat das wohl ſeinen Grund? Und tut die Kunſt recht daran, ſich eines ſolchen Gegenſtandes zu bemächtigen? — Schiller („Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände“) bringt die Eigenſchaften der Dinge, wodurch ſie äſthetiſch werden können, unter viererlei Klaſſen, nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Nur das Erhabene und Schöne iſt nach Schiller der Kunſt eigen; das Angenehme iſt ihrer nicht würdig, und das Gute iſt wenigſtens nicht ihr Zweck. Es erſcheint klar, daß wir es bei der Darſtellung der hier in Betracht gezogenen Vorgänge aus dem Erziehungsleben nicht mit einem „erhabenen“ Gegenſtande zu tun haben. Denn zur Erhabenheit gehört Größe, und man wird hier, wo es ſich um die Wiedergabe alltäglicher Geſchehniſſe handelt, nicht von etwas Großem ſprechen dürfen. Das gilt jedenfalls für die Darſtellung, inſoweit ſie auf den erwachſenen Leſer, Hörer oder Beſchauer berechnet iſt. In der Beziehung zum Kinde freilich entbehrt die Rute und der durch ſie verſinnbildlichte Körperſchmerz des Außergewöhnlichen und der Größe nicht ganz.

Inſofern es auf Verſe und Bilder, die für Kinder beſtimmt ſind, ankommt, könnte man ſich wegen ihres lehrhaften Zweckes mit der Feſtſtellung begnügen, daß ihr Ziel das Gute ſei. Indes ſchätzt man damit die Abſichten der Verfaſſer und Darſteller nicht hoch genug ein. Sie wollen ſicher regelmäßig nicht nur das „Gute“, d. h. nicht nur Belehrung, ſondern ſie wollen wirklich den Zweck der Kunſt, den Zweck, „zu vergnügen“, erfüllen. Und dieſer Zweck wird auch verſtanden und alſo erreicht. Wenn Agnes Franz in ihrem bekannten Kindergedicht „Die

Birke und die Tanne" die Birkenrute hinter dem Spiegel, welche die Kinder erschrocken fliehen, vorführt, — oder wenn Robert Reinick den faulen Knaben, der die Schule schwänzt und den ihm nicht gefügigen Spitz mit Schlägen bedroht, vom Vater überraschen läßt:

Horch? Wer kommt? — Es ist der Vater.
Streng ruft er dem Knaben zu:
„Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich, und was verdienest du?" —

so sollen den Lesern — Erwachsenen wie Kindern — zweifellos Erzeugnisse der Dichtkunst vorgesetzt sein, an denen sie ihr Vergnügen finden sollen. Ganz ebenso verfehlt Friedrich Güls niedliches Gedicht „Vom Büblein auf dem Eise", das naß wie eine Wassermaus glücklich aus dem Weiher herausgezogen ist, die besondere dichterische Wirkung mit den Schlußversen nicht; die Verse lauten: „Das Büblein hat getropfet, — der Vater hat's geklopfet zu Haus." Oder man lese in dem schönen Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia", wie der Dichter Clemens Brentano die Eltern ihr Töchterchen Gackeleia des Ungehorsams überführen läßt, wie der Vater im Walde gemeinsam mit der Mutter starke Birkenreiser abreißt und schließlich das Töchterchen straft. Die vielen in die Erzählung eingestreuten Verse sind sicher künstlerisch gedacht. Erst wird die Furcht des Kindes geschildert:

„Vater Gockel! ich bitt' schön,
Laß das Birkenreis doch stehn.
Ach! ich bin vor Angst verwirrt,
Daß es eine Rute wird."

Und der Dichter folgt auch einer künstlerischen Idee, wenn er uns die Schilderung nicht erspart, wie der Vater Gackeleia über das Knie legt und ihr tüchtig die Rute gibt mit den Worten: „Keine Rute, es ist nur — eine schöne Kunstfigur" sowie „Fitze, fitze, Domine — tut die ganze Woche weh".

In seiner „Waldheimat" schreibt Rosegger ein ergreifendes Kapitel „ums Vaterwort", das von hohem Kunstwerte und tiefem Ernste ist und jedem Erzieher viel zu denken gibt. Auch hier ist der Anlaß zu den geschilderten seelischen Spannungen der, daß der Vater „Birkenruten abschneiden" geht, die aber dann nicht gebraucht werden.

Goethe spricht in seinem Knabenmärchen „Der neue Paris" davon, daß ein Knabe (Goethe meint sich selbst) ein eigentümliches Abenteuer erlebt — in einem verzauberten Garten, den ein alter Mann bewacht. Der Knabe erzählt, er habe sich in ein orientalisches Kostüm umkleiden müssen, und fährt fort: „Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meßtheater gesehen hatte. Unter diesen sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um und fragte den Alten nach der Nische sowie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte

es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden durch ein zweifach durchschnittenes grünes Leder geschlungen ihr das Ansehen gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig, es sei dieses für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sei." — Es zeigt sich im Verlaufe des Märchens, daß der Knabe das in ihn gesetzte Vertrauen mißbraucht, indem er beim Spiel boshaft das wertvolle Spielzeug beschädigt. Eine rechte Kindergeschichte, die gar nicht übel nach alltäglichen Begriffen damit enden könnte, daß der erboste Junge eine Rute zu fühlen bekäme. Aber Goethe endet sie anders. Dem Knaben werden erst von einem sich hebenden Gitter die Kleider zerschlitzt und darauf von ringsum hervorsprühenden Wassern durchnäßt. Nun reißt er sich alle Gewänder vom Leibe und schreitet gravitätisch zwischen den in der Sommerwärme willkommenen Gewässern im Garten einher, bis plötzlich die Wasser abschnappen und unvermutet der alte Mann, der Hüter des Gartens, vor den Knaben tritt; dieser erzählt selbst weiter: „Ich hätte gewünscht, mich, wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben, mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größten Vorwürfe zu machen. Was hindert mich, rief er aus, daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht euerm Hals, doch euerm Rücken anmesse! Diese Drohung nahm ich höchst übel. Hütet euch, rief ich aus, vor solchen Worten ..." Und in der Tat, „als ein Liebling der Götter" bleibt der Knabe vor Strafe und jedem Mißgeschick bewahrt.

Stellen wir hierneben eine Schilderung aus Heinrich Seidels Kinderzeit („Von Perlin nach Berlin"). Seidel erzählt, wie er als sechs bis sieben Jahre alter Knabe die jüngeren Geschwister entgegen strengem väterlichen Verbot verleitete, Blumenbeete zu beschädigen, und daß er dann noch die Schuld allein auf die Kleinen zu wälzen suchte, worauf er kurz schildert: „Bei dem nun folgenden peinlichen Verhör fielen höchst bedenkliche Streiflichter auf mich, und die ganze Schändlichkeit meines heimtückischen Verfahrens kam heraus. Ich erinnere mich noch ganz genau der peinlichen Spannung, die mich beherrschte, während die nötigen Knöpfe an dem hinderlichen Kleidungsstücke gelöst wurden, und als nun im Angesicht der sinkenden Frühlingssonne ein furchtbares Strafgericht über mich hereinbrach, war ich fest überzeugt, dies vollkommen verdient zu haben."

Das Anziehende dieser Schilderungen liegt offenbar darin, daß uns eine schöne Form, der Körper eines Kindes, sinnlich nahegebracht wird. Die künstlerische Behandlung des Stoffes ist aber nicht die gleiche. Goethe schwelgt in der Form. Aber er zeichnet mit einer überlegenen Ruhe, die es bewirkt, daß allein das Vergnügen an der Schönheit jener Form in den Vordergrund tritt. Jede Aufdringlichkeit für die Sinne vermeidet er. Und er erfreut nicht nur durch Darstellung der körperlichen Form, sondern auch durch die menschliche Liebenswürdigkeit der Idee, mit der er es dabei bewenden läßt, daß dem Knaben eine schmerzliche Strafe in Aussicht gestellt wird, ohne daß es zu ihrer Vollziehung kommt. — Seidel bringt seine kleine Erzählung ebenfalls mit ruhiger Objektivität vor. Immerhin weiß er die Sinne zu lebhafter Betrachtung der schönen Körperform

anzuregen; und er gebraucht dabei einen dichterischen Kunstgriff, er verschafft sich in der „sinkenden Frühlingssonne" einen Zuschauer. Auch er übertreibt aber keineswegs die Beschäftigung der Sinne. Und auch er vergnügt den Geist zugleich durch das Befriedigende der Idee, daß der gestrafte Knabe bei aller Peinlichkeit seiner Empfindungen sogleich von der Gerechtigkeit — Notwendigkeit — der erduldeten Strafe überzeugt ist.

Der Grund, weshalb die Kunst sich so gern mit der Rute — und dem, was mit ihr zusammenhängt — abgibt, ist nach dem Gesagten der, daß die Kunst hier einen Stoff findet, welcher Gelegenheit zur Darstellung des Schönen bietet, sowohl des körperlich Schönen als auch des geistig Schönen (des Schönen der Idee). Beides vereinigt sich hier besonders leicht, weil das eine — zeitlich — eng mit dem anderen, unvermittelt in Zusammenhang gebracht werden kann.

Der eben erwähnte enge Zusammenhang des Geistigen mit dem Körperlichen ist keineswegs nur von künstlerischer Bedeutung, sondern — und an erster Stelle —, da ja die Kunst nur aus dem Leben sich nährt, auch von tatsächlicher Wichtigkeit, wenn man an die Beurteilung des praktischen Wertes körperlicher Strafen herangeht. Letztere sind, was Sicherheit und Unmittelbarkeit der Wirkung anbetrifft, von anderen Strafmitteln gar nicht zu erreichen. Die Unterordnung des jugendlichen Wollens unter einen höheren Willen wird hier sinnenfällig und unvermeidlich zur Erkenntnis gebracht, in einer einfachen, jedem verständlichen Weise. Da aber alles Leben und auch das des Menschen von der Geburt an sich vom Einfachen her entwickelt, so ist es klar, daß auch die Erziehung zunächst mit einfachen Mitteln arbeiten muß. Das gilt selbstverständlich auch für die anzuwendenden Strafen (Zwangsmittel) und nicht weniger für Zeiten der Kultur als ursprüngliche Zeitalter; denn auch in der Gegenwart noch steigt der einzelne Mensch, wenn er heranwächst, ungefähr die gleichen Entwickelungsstufen vom Einfachen zum Zusammengesetzten (Vollendeten) erst allmählich empor, wie sie die Menschheit als Ganzes von Urzuständen zur Kultur hinaufgestiegen ist. Ebenso selbstverständlich ist es, daß in den wesentlichsten Erziehungsgrundsätzen keine Standesunterschiede zu machen sind; die Kinder wohlhabender Eltern sind im großen und ganzen ebenso veranlagt wie die armer Eltern, es sind eben auch Kinder. Darum hat der englische Dichter Byron nicht unrecht, wenn er, freilich etwas übertreibend, sagt:

Die ihr Erzieher seid der edlen Knaben,
In England, Deutschland, Spanien, Portugal,
Laßt sie zu jeder Zeit die Rute haben,
Es ist zum Heil, wie sie auch schreien all.

Unsere sogenannten höheren Stände täten gut, wenn sie sich Belehrung aus den Verhältnissen des kleineren Mittelstandes holen wollten. Dort gibt es noch Mütter, die bei Knaben und Mädchen wirklich darauf achten, daß sie tun, was sie sollen, und nicht nur, was die Kinder wollen. Freilich kommt es bei der einfach denkenden Bürgers- oder Bauersfrau vor, daß sie die Rute mitsprechen läßt, und zwar ebenso beim Jungen wie beim Töchterchen, wobei ihr die längeren Hosen und Röcke der Zwölf- und Dreizehnjährigen keine besondere Achtung einflößen. Und das ist sicher zum Nutzen der Kinder, — durchschnittlich genommen. Und es ist zum Schaden der Kinder anderer Kreise, daß dort eine übertriebene Rücksichtnahme und

Weichlichkeit herrscht. „Ein Zeitfratz" ist das hübsch gezeichnete Bild in einem unserer besten Witzblätter überschrieben. Wir sehen eine jugendliche „Gouvernante" mit ihren Zöglingen, einem Mädchen und einem Knaben, auf der schmutzigen Straße, wo die Kinder mutwillig in die Pfützen treten, daß das Wasser aufspritzt. Dazu die Unterschrift: Gouvernante: „Kinder, macht euch doch nicht so schmutzig. Ich werde sonst von eurer Mama geschimpft." Elschen: „Nun, dafür werden Sie ja bezahlt." Betrachtet man dazu das neunjährige Elschen, mit dem ziemlich dreisten Gesichtsausdruck und in seinem modernen, kaum die Knie erreichenden Kleidchen, so kommt dem Beschauer wirklich der Gedanke an die Rute, — die dem Elschen fehlt.

Ich möchte nicht gern mißverstanden werden. Ich will keineswegs einseitige Strenge oder gar Härte bei der Jugenderziehung empfehlen. Ich glaube, daß unsere deutsche Jugend im allgemeinen leicht mit Milde zu lenken ist. Und ich betone weiter, daß Körperstrafen stets etwas von Intimität an sich haben, die es mit sich bringt, daß nur der berufene Erzieher, d. h. der, welcher in einem wirklichen Vertrauensverhältnis zum Kinde steht, sie mit gutem Erfolg anwenden kann. In erster Reihe kommen hier die Eltern in Betracht, die Lehrer nur, soweit sie es verstehen, sich ins Vertrauen der Schüler zu setzen. — Aber es muß auch denen widersprochen werden, die der Jugend alle für das spätere Leben notwendigen Fähigkeiten und Kenntnisse nur mit Nachsicht und — was ganz modern ist — unvermerkt „im Spiel" beibringen wollen, ohne die Bedeutung von Ernst, von Mühe und von Arbeit zu würdigen, Begriffe, die doch unausbleiblich im Leben fast aller Erwachsenen sehr wichtig sind. Und es soll auch einfachen Erziehungsmitteln das Wort geredet werden. Auch heute noch hat die Rute eine tatsächliche Berechtigung, gelegentlich sich zu betätigen, — nicht bloß in den Lesebüchern unserer Kinder dichterisch verherrlicht zu werden. Georg Gerhard

Bücherliste

v. Frankenberg, Curt: Luftschiffahrtskalender 1911. Herm. Walther, Berlin. M. 2.—.

Hauptmann, Gerhart: Der Narr in Christo Emanuel Quint. Berlin, S. Fischer. M. 6.—.

Wegner, Arnim T.: Gedichte in Prosa. Egon Fleischel & Co., Verlag, Berlin. M. 3.—

Britting, Walter: Einsame Feste. Gedichte. Egon Fleischel & Co., Berlin. M. 2.—.

Lux, Joseph Aug.: Chevalier Blaubarts Liebesgarten. Schuster & Loeffler, Berlin.

Holzamer, Wilh.: Der Entgleiste. 2 Bände. Egon Fleischel & Co., Verlag, Berlin. M. 8.—.

Maeterlinck, Maurice: Der blaue Vogel. Erich Reiß, Verlag, Berlin. M. 3.—.

Hollaender, Felix: Unser Haus. Roman. Erich Reiß, Verlag, Berlin. M. 4.—.

Bie, Oskar: Reise um die Kunst. Erich Reiß, Verlag, Berlin. M. 4.—.

Seestern: Unter der Kaiserstandarte. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Heidrich, Ernst: Alt-Niederländische Malerei. Eugen Diederichs, Verlag, Jena. M. 6.—.

Jansen, S.: Sofiensruh. 3. Aufl. J. Neumann, Verlag, Neudamm. M. 4.—.

Michaelis, Karin: Das gefährliche Alter. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. M. 2.—.

Balzac: Tante Lisbeth. Insel-Verlag, Leipzig. M. 450.

Fleischmann, Prof. Dr. Max: Wörterbuch des Deutschen Staats- und Verwaltungsrechts. 3. und 4. Lieferung. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 2.—.

v. Sybel, Heinrich: Der Ursprung des franz. Krieges. Alfred Janssen, Hamburg. M. 1.50.

Traumann, Ernst: Goethe, der Straßburger Student. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 5.50.

Matthias, Dr. Adolf: Wie werden wir Kinder des Glücks? 3. Aufl. München, C. H. Beck. M. 4.—.

Duruy, Kapitän: Österreich-Ungarn und Italien. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Rehmke, Prof. Dr. J.: Zur Lehre vom Gemüt. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 3.—.

Rohleder, Dr. Herm.: Die Zeugung beim Menschen. Leipzig, Georg Thieme. M. 7.—.

Neher, A.: Wirtschaftsleben der Gemeinde Schloßberg bei Bopfingen 1850—1909. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 3.60.

Friedländer, Ludw.: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 8. Aufl. 4. Teil. Leipzig, S. Hirzel. M. 9.—.

v. Eckardt, Julius: Lebenserinnerungen. 2 Bände. Leipzig, S. Hirzel. M. 12.—.

Bettelheim, Anton: Beaumarchais. Eine Biographie. 2. Aufl. München, C. H. Beck. M. 9.—.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Graf Julius Andráſſy

Von Dr. J. von Newald-Wien

Zur Geſchichte Öſterreichs ſeit dem Revolutionsjahre gibt es nicht allzu viel Darſtellungen, die den Namen von pragmatiſchen verdienen. So konnte man es von vornherein mit Genugtuung begrüßen, daß ein Hiſtoriker vom Range Wertheimers daran ging, das Leben desjenigen Mannes zu ſchildern, deſſen Name mit der Umgeſtaltung des alten Öſterreich in das neue Öſterreich-Ungarn ſo innig verknüpft iſt wie kaum ein anderer*). Es war zu erwarten, daß das Buch Wertheimers über den Begriff einer Biographie im engeren Sinne hinausgehen, daß der Hiſtoriker ſeinen Helden aus der geſchichtlichen Umgebung heraus zu ſchildern, daß er „in den Geiſt der Zeit und in die Abſichten der leitenden Männer einzudringen" verſuchen werde. Tatſächlich tritt die Perſon Andráſſys in manchen Partien des Buches hinter der Schilderung einer Entwicklung zurück, die, als zum Öſterreich von heute führend, auch eine europäiſche Wichtigkeit gewonnen hat. Dem Ungar Wertheimer iſt Andráſſy begreiflicherweiſe immer der Mann, der ſich durch und durch als Ungar fühlte und auf den ſtolz zu ſein ſeine Landsleute alle Urſache haben. Uns ſcheint es aber von weit größerer Bedeutung, daß Andráſſy eben mehr war als nur der glühende magyariſche Patriot, daß er die Notwendigkeit einer mächtigen, nach außen einheitlichen Monarchie erkannte.

Ausführlich ſchildert Wertheimer die Jugendentwicklung Julius Andráſſys, der aus uraltem Szekler Adelsgeſchlechte als der Sohn eines geiſtreichen Vaters und einer temperamentvollen Mutter am 3. März 1823 zu Kaſchau geboren

*) „Graf Julius Andráſſy. Sein Leben und ſeine Zeit." Nach ungedruckten Quellen von Eduard von Wertheimer. I. Band. Bis zur Ernennung zum Miniſter des Äußern. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 1910. 650 Seiten. Ein Porträt.

war und dem der „große Ungar" Stefan Szechényi als Knaben sagte: „Aus dir kann alles werden, was du willst, auch Palatin von Ungarn." Wir lesen, oder eigentlich wir erleben es dank einer meisterhaften Erzählerkunst mit, wie Andrássy den ersten Unterricht und die Gymnasialstudien genießt. „An der Pester Universität soll er danach Jus studiert haben." Mit einundzwanzig Jahren hält er in der Kongregation seiner Zempliner Heimat die erste politische Rede. Der Bewegung des Revolutionsjahres wirft er sich mit dem Feuer der Jugend in die Arme. Im Wirbel der Zeit erhält Ungarn seine 1848er Verfassung, ein eigenes Ministerium, die volle staatliche Selbständigkeit. Aber der Rückschlag kommt rasch, und bald steht ganz Ungarn seinem neuen ungekrönten Könige Franz Joseph in Waffen gegenüber. Andrássy macht als Honvedmajor den ganzen Winterfeldzug gegen die Kaiserlichen von 1848 auf 1849 mit. Als Gesandter Kossuths, der die Dynastie Habsburg des Thrones für verlustig erklärt hat, geht der junge Politiker nach Konstantinopel, sucht die Pforte vergeblich zum Kriege gegen Österreich und Rußland zu bewegen. Der Tag von Világos hat inzwischen den Widerstand des nationalen Ungarn gebrochen. Acht Jahre ißt Andrássy (der daheim in contumaciam zum Tode verurteilt und in effigie gehängt wird) zu Paris das Brot der Verbannung. Dank der Unterstützung seiner reichen Mutter ißt er dieses Brot als Grandseigneur, brilliert in der Pariser Gesellschaft als geistreicher, witziger, unwiderstehlicher Kavalier, als der „beau pendu de 1848". Sein unglückliches Vaterland ist unterdessen unter das Schwert gebeugt, als ein erobertes, rechtloses Land behandelt worden. Aber Kriegsgericht, Todesurteile und „Bachhusaren" haben Ungarn nicht von seinem passiven Widerstande abzubringen vermocht. Im September 1857 kehrt Andrassy begnadigt heim, und zwei Jahre später kracht das alte absolute Österreich in allen Fugen.

Der erste zaghafte Schritt zu konstitutionellen Einrichtungen, Goluchowskis Oktoberdiplom von 1860, wollte das Hauptgewicht der Verfassung (wenn man von einer solchen überhaupt reden kann) in die Landtage legen, die im Geiste des Vormärz wieder aufleben sollten. So wollte man, als ein großmütiges Geschenk und nicht im Wege einer freien Vereinbarung zwischen Krone und Nation, etwa die alte ungarische Verfassung, wie sie vor 1848 bestanden, bewilligen. Aber die Ungarn lehnten es dankend ab, eine Provinz dieses föderalistischen Österreich zu werden. Der gefeiertste und verehrteste Mann des Landes, Franz Deák, der Mann des strengen Rechtes, der Gewalt hüben und drüben verabscheute, fand gegen das Oktoberdiplom kraftvolle Worte der Abwehr. Goluchowskis Werk errang aber auch sonst nirgends Beifall. So ist dieses „beständige und unveränderliche Staatsgrundgesetz" auch nicht eine Stunde lang Wahrheit geworden. Der Pole fiel, Schmerling kam.

Das Werk des neuen Staatsministers, das Patent vom 26. Februar 1861, war eine wirkliche Verfassung, wenn auch keine allzu freisinnige, und ist in der Hauptsache für Zisleithanien bis heute geltend geblieben. Das Februarpatent

war aber daneben ein Versuch, und zwar der letzte, ein zentralisiertes Gesamtösterreich zu schaffen. Denn der Wiener Reichsrat sollte ohne die ungarischen Abgeordneten ein „engerer" für die deutsch-slawischen Länder, mit den Ungarn aber ein „weiterer" für das ganze Reich sein. Jedoch die Ungarn kamen nicht, nicht einer kam. Einhelliger als je zuvor lehnten sie auch das Februarpatent als unannehmbar ab. In zwei Adressen an die Krone verlangte der ungarische Landtag (oder Reichstag, wie Wertheimer stets sagt) unter Deáks Führung die Wiederherstellung der 1848er Gesetze und erklärte mit großer Festigkeit, daß der Wiener Reichsrat für Ungarn keine Gültigkeit, daß seine Beschlüsse und Gesetze für Ungarn keine Kraft haben könnten. Julius Andrássy, aus dem Zempliner Komitate gewählt, galt nun schon neben dem „Weisen der Nation", neben dem ein unermeßliches Ansehen genießenden Deák, seinen Landsleuten als der berufene Führer.

„Wir können warten!" Diese Schmerlingsche Politik gegen Ungarn fand bald auch diesseits der Leitha nur Mißbilligung, und Moriz von Kaiserfeld, einer der tüchtigsten und ehrlichsten deutschen Abgeordneten, prägte das Wort vom „Marasmus der Mißerfolge". Gleichwohl fand damals, freilich nicht durch Schmerling, eine Annäherung statt, die für das spätere Zustandekommen eines Ausgleichs von hohem Werte sein sollte. In einigen Artikeln der Wiener „Debatte" ließ nämlich Deák im Mai 1865 erklären, daß es zwischen Österreich und Ungarn gemeinsame Angelegenheiten gebe: Diplomatie, Heer und die dafür notwendigen Finanzen. Eine unleugbare Konzession ungarischerseits. Denn bis dahin hatten die ungarischen Führer strenge an der reinen Personalunion festgehalten. Nun näherten sie sich dem, was man später den Dualismus genannt hat. Um dieselbe Zeit ersann auch Andrássy — ein Reichsparlament weit von sich weisend — für die künftige Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten die Delegationen, dieses staatsrechtliche Unikum, das also im vollsten Sinne eine Schöpfung Andrássys ist.

Die Artikel der „Debatte" bedeuteten ein wenn auch bescheidenes Zugeständnis an die Idee der Reichseinheit, deren erster Träger ja der Kaiser selber war. Franz Joseph, für den die endliche Verständigung mit Ungarn, das endliche Aufhören eines immer unhaltbarer werdenden Zustandes, längst ein Herzenswunsch war, reiste also, ohne irgendeinen seiner Minister vorher zu fragen, im Juni 1865 nach Pest und wurde, so weit man auch noch von einer reellen Versöhnung zwischen Krone und Nation entfernt war, mit brausendem Jubel empfangen.

Das nächste Opfer dieser Wendung war der Staatsminister. Was in Österreich für Gehen oder Bleiben der Minister immer allein den Ausschlag gab, das allerhöchste Vertrauen, hatte Schmerling schon seit dem Frankfurter Fürstentag von 1863, der zu einem persönlichen Mißerfolg des Kaisers geworden war, eingebüßt. Gegen ihn wühlte seit langem sein Ministerkollege ohne Portefeuille und mit Einfluß, jener Moriz Esterházy, der nicht Ungar und nicht Österreicher, wie ein düsterer Schatten durch die Geschichte jener Tage schleicht

und dem von mancher Seite die Hauptschuld für Österreichs unglückliche deutsche Politik zugeschrieben wird. Seine jede Konzession abweisende Politik und seine nichts weniger als liebenswürdige Persönlichkeit mußten der Krone als das Haupthindernis einer Lösung der ungarischen Frage erscheinen, — einer Lösung, die angesichts des drohenden Zerwürfnisses mit Preußen immer dringlicher wurde. Schmerling fiel am 27. Juli 1865. Ungarn jubelte.

Dem Experiment Schmerling folgte das Experiment Belcredi. Sein berüchtigtes Septembermanifest von 1865, das die Februarverfassung und den österreichischen Reichsrat sistierte, wird von Wertheimer wesentlich aus dem ungarischen Gesichtspunkte erklärt. Man habe es für unklug gehalten, gleichzeitig mit dem für Dezember wieder einberufenen ungarischen Reichstag den österreichischen Reichsrat mit seinem zentralistischen Gepräge arbeiten zu lassen. Dieser Zusammenhang bestand gewiß. Daneben aber war es dem urbureaukratischen und föderalistischen Belcredi und seinem feudalen „Dreigrafenministerium" eine Herzenssache, Österreich wieder in die Reihe der absolut regierten Staaten zurückzudrängen. Und der Monarch selber hatte damals für das konstitutionelle Regime zum mindesten noch keine Vorliebe.

In Ungarn verlangte indessen der Reichstag nach wie vor immer dasselbe: Herstellung der Verfassung von 1848, die Ernennung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums, das heißt also, den selbständigen ungarischen Staat. Immer mehr tritt nun Andrássy, Deáks ausgesprochener Liebling, in den Vordergrund. Die außerordentlich feine Klugheit des Grafen läßt sich in all dem Hin und Her der Verhandlungen oft genug erkennen, so wenn er die Person des Monarchen stets von der Regierung getrennt wissen will, wenn er dem Kaiser unentwegt Vertrauen, Liebe, Verehrung ausdrückt und alles Schlimme nur auf die Schuld der schlechten Ratgeber wälzt. „Nur durch deine Persönlichkeit allein," sagte ihm Gorové, „kann es erreicht werden, daß Deák und unsere Partei beim Kaiser akzeptabel seien." Mit Spannung sahen darum die ungarischen Politiker dem Hofball in Pest (25. Februar 1866) entgegen. Wird der Kaiser beim Cercle Andrássy, den Rebellen von einst, den Genossen Kossuths, ignorieren? Aber Franz Joseph ging, sobald er nur des Grafen ansichtig wurde, auf ihn zu und sprach ihn gnädigst an. „Haben Majestät," fragte Andrássy entgegen aller Hofsitte den Souverän, „Deáks Rede gelesen?" Der Kaiser antwortete, daß zu einer Annäherung darin Türlein seien, aber nur Türlein. „Tore, Majestät!" entgegnete Andrássy rasch und mit Feuer. — Das war freilich ein Ton, wie ihn der Kaiser in Österreich daheim nicht gewohnt war. Es kann aber gar nicht zweifelhaft sein, daß gerade dieser männliche, im besten Sinne adelige Freimut des Ungars dem Kaiser gefiel. Und dieses Hofballgespräch mag man als die erste leise Einleitung betrachten zu der ganz einzig dastehenden Vertrauensrolle, die Andrássy später am Throne spielen sollte.

Die Verhandlungen mit dem ungarischen Führer, in denen nun wenigstens auf beiden Seiten etwas guter Wille hervortrat, kamen gleichwohl mehr als

einmal auf einen toten Punkt. Den entscheidenden Ruck nach vorwärts gab dem Ausgleiche (der Name kommt nun immer häufiger vor) das große Unglück von 1866. Und in diesem Belange bringt Wertheimers Buch vielfach Neues und Interessantes bei. Wenige Tage nach Königgrätz reiste die Kaiserin nach Pest, offenbar um dort die Stimmung zu sondieren. In der Tat ist ja die schöne, liebenswürdige und so wenig glückliche Elisabeth eine mächtige Fürsprecherin Ungarns am Throne gewesen und, ohne sich je in die eigentliche Politik zu mischen, vielleicht die geschickteste Vermittlerin des Ausgleichs geworden*). Vierzehn Tage nach Königgrätz stieg in dem schlichten Hasengasthofe zu Meidling bei Wien der Advokat Ferenczy ab und fuhr dann mit einem Einspänner, auf dessen Bock sein kleiner Koffer untergebracht war, in die Hofburg, um sofort vom Kaiser empfangen zu werden. Der Advokat Ferenczy hieß in Wirklichkeit Franz Deák. Und Franz Joseph war erfreut, daß der erste ungarische Patriot nun in den Tagen schwersten habsburgischen Unglücks für sein Ungarn nicht mehr verlangte als in den Tagen des Friedens. Mit jener bezwingenden Beredsamkeit, mit jener ruhigen eindringlichen Kraft, die ihm eigen war, stellte Deák dem Monarchen die Notwendigkeit dar, mit dem herrschenden Regierungssystem zu brechen, was aber erst nach geschlossenem Frieden geschehen sollte. In alter Selbstlosigkeit lehnte er die Bildung eines ungarischen Ministeriums für sich ab und verwies auf Andrássy. Unmittelbar darauf erschien dieser selbst infolge kaiserlicher Berufung in der Hofburg, ohne zu ahnen, daß knapp vor ihm der Führer der Nation im Kabinett Franz Josephs geweilt habe. Ohne Verabredung sagte Andrássy dem Kaiser genau dasselbe, was Deák gesagt. „Von diesem Augenblicke beginnt die eigentliche historische Rolle Andrássys in der Geschichte seines Vaterlandes."

Der Raum gestattet nicht, auch nur in Umrissen zu skizzieren, was zwischen dieser denkwürdigen Audienz und dem Zeitpunkte liegt, da der Ausgleich mit Ungarn zur Tat geworden ist. Wertheimer schildert, ausführlicher wohl als es bisher jemals geschah, diese Entwicklung, die auf den Leser bald den Eindruck des Spannenden, bald den des Ermüdenden macht. Da gab es Hindernisse, Differenzen sachlicher und Mißhelligkeiten persönlicher Art, ja scheinbar völlige Stillstände, die einen Politiker, der weder Andrássys Elastizität noch Deáks eiserne Beharrlichkeit besaß, wohl zum Verzagen und zur Verzweiflung gebracht hätten. Ein wichtiges Expediens war, daß Franz Joseph den Ausgleich mit Ungarn wollte und daß er mit seinen Zugeständnissen so weit ging, als ihm nur irgend mit der Großmachtstellung der Monarchie, vor allem aber mit der Einheit des Heeres vereinbar schien. Man gewinnt aber auch den Eindruck, daß Andrássy gerade dadurch den Willen des Monarchen in seinem Sinne zu leiten verstand, daß er, ohne von den Forderungen Ungarns

*) „Sehen Sie," hatte sie auf einem Hofball zu Andrássy gesagt, „wenn die Angelegenheiten des Kaisers in Italien schlecht gehen, so schmerzt es mich. Wenn das gleiche in Ungarn der Fall ist, tötet es mich."

etwas Wesentliches preiszugeben, für die Einheit des Reichs nach außen eintrat, daß sein offenbares Streben dahin ging, der Monarchie nach der Katastrophe von 1866 wieder den alten Platz im Rate der Staaten zurückzuerobern.

Einen breiten Raum in der Genesis des Ausgleichs nimmt Beust ein. Der kluge und gewandte Sachse, der als der unterlegene Rivale Bismarcks daheim unmöglich geworden war und nun wie ein Wunderdoktor nach Österreich berufen wurde, hat in den neueren Geschichtswerken fast nirgends eine günstige Beurteilung erfahren. Bei Wertheimer vollends erscheint der persönlich übermäßig eitle Reichskanzler mit seinem ewigen katzenartigen Lächeln und seiner Hinneigung zur Intrige wie eine Folie zum ritterlichen Andrássy. Aber auch Wertheimer gibt zu, daß Beust, der in voller Unkenntnis der schwierigen österreichischen Verhältnisse nach Wien kam, all die Mensdorffs und Belcredis an Geist gewaltig überragte, daß er ein rühriger Mann von politischem Scharfblick und wenigstens kein eingefleischter Bureaukrat war, wie seine Vorgänger. Er selber hat seine Verdienste am Ausgleiche sicher über Gebühr eingeschätzt; aber gerade daß er kein Mann von Grundsätzen war, daß er Forderungen, die er kurz vorher als Ultimatum aufgestellt, leichten Herzens wieder aufgab, gerade diese Biegsamkeit und Schmiegsamkeit hat die Verständigung mit Ungarn erleichtert. Sie kam endlich und ganz im Sinne der Nation, die seit fast zwanzig Jahren mit beharrlicher Festigkeit an ihrem alten Recht gehalten hatte: die Wiederherstellung der achtundvierziger Verfassung, allerdings mit Festlegung der beiden Reichshälften gemeinsamen Angelegenheiten, die Ernennung eines eigenen ungarischen Ministeriums mit Andrássy, dem „providentiellen Manne" an der Spitze, die Krönung Franz Josephs in Ofen, die mehr war als eine Form, denn nach ungarischem Staatsrechte fließen alle Rechte des Monarchen aus der Krone des heiligen Stephan*). Da Deák wieder abgelehnt hatte, war es Andrássy, der gemeinsam mit dem Primas Simor den Akt der Krönung vollzog und dann nach alter Sitte ins Presbyterium der Mathiaskirche trat und mit gewaltiger Stimme in die glänzende Versammlung rief: „Es lebe der gekrönte König von Ungarn!" Dem österreichischen Reichsrate aber wurde der Ausgleich nicht zur Annahme, sondern als eine vollzogene Tatsache zur Kenntnisnahme vorgelegt. Er hatte nur sein Ja und Amen zu dem Gesetze über die gemeinsamen Angelegenheiten und zur Quote der Beitragsleistung hierfür zu sagen. Der Dualismus war fertig. . . .

In sehr ausführlicher Weise behandelt Wertheimer Andrássys Tätigkeit als ungarischer Ministerpräsident (Februar 1867 bis November 1871), seine Mitwirkung am neuen Wehrgesetze, das eine ungarische Landwehr schuf, das gemeinsame Heer aber doch beibehielt, sein Verdienst um die Regelung der Verhältnisse in Kroatien, in Fiume und in der Militärgrenze. Von allgemeinerem Interesse aber ist unstreitig die Darstellung des Einflusses, den Andrássy, nun schon der

*) Joseph II., der sich nicht hatte krönen lassen, weil er dies mit Unrecht für überflüssig hielt, heißt in Ungarn „der König mit dem Hute".

erste Mann des kaiserlichen Vertrauens, auf Österreichs auswärtige Politik im Jahre 1870 übte. Was ja in der Hauptsache schon bekannt ist und worüber so manches geschrieben wurde, das führt Wertheimer mit gewohnter, auch hier meist auf ungedruckten Quellen ruhender Gründlichkeit aus, das hebt er in das Gebiet des geschichtlich Sicheren: daß Beust zwischen 1866 und 1870, von einer mächtigen Hof- und Militärpartei gestützt, getragen wohl auch von den stillen Wünschen der Krone, eine Revanche für Königgrätz plante, daß er auf ein Bündnis Österreichs mit Frankreich und Italien gegen Preußen hinarbeitete, daß er, als der deutsch-französische Krieg ausbrach, nur auf eine günstige Gelegenheit zum Eintreten für Frankreich wartete, daß es endlich Andrássys Verdienst ist, wenn Österreich damals neutral blieb, wenn es sein Schicksal nicht an das Frankreichs kettete und wenn es nicht in die Lage kam, an der Seite von Deutschlands Feinden gegen Deutschland zu kämpfen.

Hatte sich der ungarische Premier in dieser internationalen Konstellation als mächtiger erwiesen denn der Reichskanzler, so zeigte er bald durch die Tat, daß er auch die inneren Angelegenheiten der anderen Reichshälfte nicht als für Ungarn gleichgültig betrachte. Andrássy war es, der durch seine Ratschläge am allerhöchsten Orte, diesmal im Einklang mit Beust, dem föderalistischen Experiment Hohenwart ein Ende machte, der den Kaiser überzeugte, daß ein Österreich, in dem Böhmen dieselbe Stellung eingeräumt wäre wie Ungarn, aufhören müsse, eine Großmacht zu sein.

Aber kurz nach Hohenwart fiel Beust selbst. Im ungarischen Premier hatte der Reichskanzler schon lange seinen gefährlichen Rivalen gewittert. Es mag richtig sein, daß Andrássy, wie Wertheimer sagt, nicht das geringste tat, um Beust zu stürzen. Aber zumal in der deutschen Sache hatte sich der Ungar als der vorausschauendere Staatsmann erwiesen. Und wenn Franz Joseph sich nach jeder Richtung hin in Beust getäuscht sah, so fühlte sich Andrássy wohl kaum berufen, dieses Urteil zu korrigieren. Am 14. November 1871 wurde er zum gemeinsamem Minister des Äußern ernannt.

Damit schließt der erste Band von Wertheimers Biographie. Der zweite will uns den Staatsmann zeigen, der Österreich nach tiefem Falle wieder auf eine Höhe brachte, die es seit Metternichs Tagen nicht eingenommen, — Andrássy, den Mitschöpfer des österreichisch-deutschen Bündnisses, den richtunggebenden Leiter seiner orientalischen Politik. Gewiß ist der Lebensweg des in effigie gehängten Rebellen von 1848 einer der merkwürdigsten in der neueren Geschichte; gewiß hat Andrássy mit seinem drastischen Witze dies selber am besten gekennzeichnet, als er auf dem Berliner Kongresse einem sein goldenes Vließ bewundernden Diplomaten sagte: „Aber mein Bild hat einmal ein ganz anderes Kollier um den Hals getragen."

Die Völker des Alten Testaments

Von Dr. A. Köster-Berlin

eit Jahrhunderten hatte sich die Theologie daran gewöhnt, die biblischen Altertümer im wesentlichen aus sich selbst heraus zu erklären und sich gegen die Hilfswissenschaften zurückhaltend, ja fast ablehnend zu verhalten. Diese Forschungsweise ist nicht ohne Einfluß darauf geblieben, daß die Archäologie ihrerseits Palästina längere Zeit etwas vernachlässigt hat. Aber wenn auch die Archäologen Palästina erst verhältnismäßig spät in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen haben, so sind doch die Ergebnisse ihrer Forschung bereits so umfassend, daß wir imstande sind, uns daraus ein Bild der vorchristlichen Kultur im Heiligen Lande zu entwerfen, das allerdings einstweilen noch nicht in allen Punkten richtig ist und nach den verschiedensten Seiten hin der Ergänzung bedarf.

Daß vor den Hebräern die Kananiter im Heiligen Lande gewohnt haben, ist uns aus der Bibel geläufig; aber auch die Kananiter sind nicht die Ureinwohner des Landes. Vor ihnen hielt ein anderes Volk seine Täler und Höhen besetzt, von dem wir aber noch nicht wissen, woher es gekommen ist und wes Stammes es war. Sowohl in Gezer als auch in Megiddo haben sich Reste seiner Kultur nachweisen lassen, es fanden sich die Spuren dieser ältesten Ansiedler in den untersten Erdschichten, auf dem gewachsenen Felsen. Wie noch in späterer Zeit die Horiter, hausten sie in natürlichen Felshöhlen, die sie mit ihren Steinwerkzeugen erweiterten und wohnlich herrichteten. In Megiddo sind sogar kleine Nischen in den Wänden dieser Höhlen beobachtet worden, die zur Aufstellung primitiver Lämpchen gedient haben mögen. In Gezer befand sich in einer Höhle dieser Art ein Krematorium, das älteste, das bis jetzt auf der Welt bekannt geworden ist: der Boden war mit einer etwa dreißig Zentimeter hohen Aschenschicht bedeckt, in der deutlich verschiedene Verbrennungen nacheinander und Reste von wenigstens hundert verbrannten Leichen aller Altersstufen zu unterscheiden waren, die einer kleinen, hageren, vorsemitischen Rasse angehören. Die Decke der Höhle war von einem eingeschnittenen Schlot für den Abzug des Rauches durchbrochen. Die Topfware dieser ältesten Bewohner, wie sie sowohl in Megiddo als auch in Gezer gefunden wurde, ist aus porösem,

sandhaltigem rotbraunen Ton hergestellt, sehr dickwandig und mit einem hellgelben Überzug versehen, auf dem mit kräftigem Rot eine derbe lineare Ornamentation aufgemalt ist.

Um das Jahr 2000 geschah das Eindringen der Semiten in Palästina, deren Kultur für die Folgezeit dem Lande seinen Charakter gab. Aus ihrer alten Heimat brachten die neuen Bewohner bereits eine gewisse Kultur mit nach Palästina, die sich unter dem wechselnden Einfluß von Babylonien und Ägypten während des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zu einer achtungswerten Höhe entwickelte. An mehreren Stellen haben sich bei den Ausgrabungen zwei Perioden unterscheiden lassen, eine noch einfache, mehr von Babylon beeinflußte Kultur, die man wohl als die der Amoriter bezeichnet, und eine höhere der Kananiter, die mehr von Ägypten abhängig ist und etwa mit dem Eindringen der Hebräer ihren Höhepunkt erreicht.

Von den ältesten Bewohnern, die noch der Steinzeit angehören, unterscheiden sich die Amoriter zunächst dadurch, daß sie ihre Toten nicht mehr verbrennen, sondern bestatten, und zwar in der Stadt selbst, vielfach unter den Häusern und Straßen, zum Teil auch in den bereits erwähnten Höhlen, die als Wohnungen nicht mehr benutzt wurden. Auch das Krematorium von Gezer ist in dieser Periode als Grab benutzt worden. An den Wänden hat man niedrige Bänke eingebaut und darauf die Leichen lang ausgestreckt hingelegt. Die Skelette beweisen, daß damals eine größere, stärker gebaute Rasse im Lande herrschte, mit deutlich prominentem Nasenbein und von länglichem Gesichtsschnitt.

Ähnliche Bestattungen fanden sich in anderen Höhlen, meist mit reichen Beigaben, unter denen auch die Wegzehrung nicht fehlt. In einem Falle lag auf einer Schüssel ein Hammelbraten mit einer bronzenen Speerspitze zum Zerteilen, und oben darüber war eine zweite Schüssel gestülpt, um den Braten warm zu halten. Für die Datierung der einzelnen Gräber waren die ägyptischen Funde von großem Wert: Skarabäen der zwölften und dreizehnten Dynastie (2000 bis 1700 v. Chr.), Alabastergefäße, Schiefersteine, Gold- und Silberschmuck, Armringe, Perlen usw.

Am wichtigsten von allen zu Tage geförderten Gegenständen jener frühen Epoche sind zwölf zum Teil ganz erhaltene Briefe in Keilschrift auf Tontafeln, die in Thaanach ans Tageslicht kamen. Der Adressat der Briefe ist immer derselbe, ein gewisser Ischtarwaschur, und man vermutet wohl mit Recht, daß sie aus dem Archiv des Kommandanten der Festung stammen. Ursprünglich waren die Tontafeln in einem dickwandigen Tonkasten sorgfältig aufbewahrt, der in den untersten Gemächern der Zitadelle in einer Wandnische stand oder gar eingemauert war. Bei der Zerstörung der Burg ist das Archiv jedoch trotz seines sicheren Verstecks gefunden worden, denn sämtliche Briefe befanden sich nicht mehr in dem Kasten, sondern lagen in dem Raum umhergestreut. Die Schrift ist die babylonische, und die Eigennamen tragen semitisch-asiatischen Charakter; trotzdem stammen die Briefe aus der Kanzlei der ägyp-

tischen Statthalter in Megiddo und Gezer, die von dem Kommandanten von Thaanach Tribut und Geschenke fordern und über seine Tochter, die sie offenbar als Geisel in ihrer Gewalt haben, berichten; dafür unterstützen sie ihn mit Geld und Waffen. Eine Probe aus diesen Briefen mag am besten den Inhalt, sowie die eigentümliche Schreibweise jener Zeit veranschaulichen:

„Zu Ischtarwaschur sprich: Also sagt Guli-Addi: Lebe glücklich! Die Götter mögen sich kümmern um Dein Wohl, das Wohl Deines Hauses und Deiner Kinder! Du hast mir wegen des Geldes geschrieben, so will ich denn geben 50 Sekel Geld. . . ." Ferner: „Weshalb schickst Du mir nicht Deinen Gruß? Jede Angelegenheit, die Du hörst, schreibe von dort, damit ich Bescheid weiß." Ferner: „Auch wenn der Finger der Aschirat sich zeigen wird . . . und das Zeichen und den Bescheid berichtet mir!" Ferner: „Was Deine Tochter betrifft, die Binhi-Kanidu, welche in der Stadt Rubuh ist, so ist sie gut aufgehoben. Und wenn sie groß geworden ist, magst Du sie dem . . . . geben, damit sie einem Manne angehöre."

„An Ischtarwaschur: Amanhasir-Adad möge Dein Leben behüten. Sende Deine Brüder samt ihren Wagen, und sende ein Pferd, Deinen Tribut und Geschenke, und alle Gefangenen, die bei Dir sind, sende sie morgen nach Megiddo."

Wie Thaanach, dem Ischtarwaschur als Kommandant vorstand, so waren um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends die meisten kananitischen Städte befestigt, und die zahlreichen Stadtmauern, die bei den Ausgrabungen in den verschiedensten Ansiedlungen zum Vorschein gekommen sind, haben uns die Art und Weise des kananitischen Festungsbaues genau kennen gelehrt. Eine solche Ringmauer, die gewöhnlich die ganze Stadt umzog, bestand aus drei Teilen. Zunächst wurde ein Fundament aus einer Mischung von Lehm und Kleinschlag hergestellt, darüber erhob sich eine geböschte Mauer aus Bruchsteinen bis zu einer Höhe von 4 bis 6 m. Die Technik dieser geböschten Mauer ist in der Regel vorzüglich. Für die untersten Schichten sind oft mächtige Blöcke verwendet von 1,00 × 1,20 bis 1,00 × 2,00 m Stirnfläche, und die einzelnen Steine sind immer so versetzt, daß um einen größeren Stein sich die kleineren gruppieren, unter sorgfältiger Berücksichtigung der Fugung, so daß keine Lücke bleibt und nirgends eine Fuge klafft, in die der Feind ein Instrument zur Zerstörung der Mauer einsetzen könnte. Auf dieser Steinmauer, die sozusagen den Sockel des Ganzen bildete, erhob sich die eigentliche, senkrecht aufsteigende Festungsmauer aus Luftziegeln. Für die untersten Schichten sind manchmal auch Bruchsteine verwendet, wie z. B. in Jericho, an anderen Stellen setzt das Luftziegelwerk direkt auf die obere Fläche des Steinsockels auf. Die ungebrannten, nur an der Luft getrockneten Ziegel sind, wie ja überall im alten Orient, von großem Format, 0,34 × 0,50 m bis 0,40 × 0,56 m, bei entsprechender Dicke, und bestehen aus reinem Lehm mit gehacktem Stroh, dessen Verwendung für die Ziegelfabrikation uns aus dem Bericht über den Aufenthalt der Israeliten in Ägypten bekannt ist. Durch die Beimengung von Stroh werden Risse beim

Durchtrocknen der Ziegel vermieden. Die Stärke der oberen Ziegelmauer ist bei den einzelnen Festungen sehr verschieden, stellenweise beträgt sie nur 2 m, stellenweise war die Mauer so dick, daß zwei Wagen nebeneinander darauf fahren konnten, und in Megiddo ist gar eine Stärke von 8 m beobachtet worden. Manche Festungen waren außerdem noch mit mächtigen Türmen bewehrt.

Entstanden sind alle diese Ringmauern in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends, als die auswärtige Politik am Hofe der Pharaonen ihre Augen immer mehr auf Syrien und Palästina richtete und sich die kriegerischen Einfälle und systematischen Eroberungszüge der Ägypter bereits vorbereiteten. In Palästina verkannte man die dadurch gegebene Situation nicht, und man suchte den Gelüsten der ägyptischen Eroberer durch die Anlage fester Plätze entgegenzuwirken, und so entstanden damals jene „großen und festen Städte Kanaans, vermauert bis an den Himmel", die den einfallenden Israeliten später so viel Mühe machten.

Um die Mitte des zweiten Jahrtausends brach die erste große Katastrophe über Palästina und Syrien herein, die sich bei den Ausgrabungen an vielen Stellen durch eine mächtige Brandschicht hat erkennen lassen. Wohl waren bereits größere Gebiete in Palästina den Ägyptern seit geraumer Zeit tributpflichtig gewesen, als aber infolge der inneren politischen Lage sowie der Thronwirren am Hofe zu Theben längere Zeit ein ägyptisches Heer sich in Palästina nicht hatte sehen lassen, kümmerten sich die kleinen Könige und Herren nicht mehr um die Oberhoheit des Pharao, verweigerten den Tribut und schlossen sich unter der Oberhoheit des Königs von Kadesch zu einem allgemeinen Städtebund zusammen. Der Pharao, Thutmosis der Dritte, konnte, solange seine Gemahlin und Mitregentin Hatschepsowet lebte, nicht gegen Palästina und Syrien zu Felde ziehen; er durfte Ägypten nicht verlassen, da nicht abzusehen war, wie sich während seiner Abwesenheit die Dinge am Hofe infolge der Intrigen seiner Gemahlin und ihrer Partei gestalten würden. Aber kaum hatte Hatschepsowet die Augen geschlossen, finden wir Thutmosis mit Heeresmacht in Palästina, wo er zunächst Megiddo und im weiteren Verlauf seiner Kriege eine ganze Reihe der kananitischen und syrischen Festungen erobert und zerstört.

Überall haben die Ausgrabungen gezeigt, wie die Festungen durch Feuer und Schwert zugrunde gegangen sind. Durch die Glut des Feuers sind die Lehmziegel der Mauern gebrannt und zu Backsteinen geworden, das Balkenwerk ist verkohlt, und eine mächtige, bis zu 2 m starke Brandschicht von Asche und Kohle breitet sich über die Trümmer der gesamten Ansiedlungen.

Wann diese Festungen wieder aufgebaut sind, ist nicht immer deutlich zu erkennen; einige Städte scheinen nach Maßgabe der Funde einige Zeit unbebaut gelegen zu haben, andere werden sofort wieder erstanden sein, und zwar wiederum als mächtige Burgen in der Art ihrer Vorgänger; nur nähert sich die Bauweise jetzt etwas mehr der ägyptischen Art, wie denn überhaupt der ägyptische Einfluß für die Folgezeit herrschend wird und immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Schon Thutmosis der Dritte hatte die Söhne der kleinen Könige in Palästina vielfach mit sich nach Theben genommen. Dort wurden sie erzogen und mit der ägyptischen Kultur vertraut, und wenn dann ein König starb, so „ließ Seine Majestät seinen Sohn an seine Stelle treten". Dazu kamen noch die regen Handelsverbindungen, die seit alters zwischen Ägypten und Syrien bestanden, und die jetzt nur noch an Bedeutung gewannen. Angesichts dieser Tatsachen ist es durchaus nicht zu verwundern, daß unter den gefundenen Gegenständen aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends so manche ägyptisch sind oder ägyptisierend, d. h. sich als lokale Nachbildungen importierter Stücke ausweisen. In Megiddo fand sich z. B. in der Brandschicht sogar ein aus solchen Gegenständen bestehender vergrabener Schatz. Ein vierhenkeliger Krug war rings von Steinen sorgfältig umstellt und angefüllt mit lauter Schmuck aus den Frauengemächern: Perlen aus Ton und rotem Karneol, Muscheln von einem Halsband, Besfigürchen aus Fayence, Skarabäen aus Steatit, zierliche Parfümgefäße in Form liegender Löwen, schwimmender Enten und hockender Paviane, alles aus grüner Fayence. In der Nähe lagen die Reste einer mit Goldblech beschlagenen Truhe.

Anders geartete Funde, wie cyprische Keramik und von Kreta importierte Vasen, weisen dagegen darauf hin, daß der Handelsverkehr sich nicht auf das Niltal beschränkte, sondern daß die Verbindungen nach allen Kulturstaaten der damaligen Welt reichten.

In das letzte Viertel des zweiten Jahrtausends fällt das Eindringen der Israeliten in Palästina, und damit macht sich zugleich ein Kulturrückschritt bemerkbar. Die vorgefundene kananitische Kultur wird zum Teil zerstört, ohne daß die Eroberer etwas Gleichwertiges an deren Stelle hätten setzen können. Die aus der Wüste kommenden, nomadisierenden Israeliten waren damals noch in wildem Ringen begriffene, wenig organisierte, unzivilisierte Stämme, bei denen sich erst die allereinfachsten Ansätze einer höheren Kultur fanden, von einer Kunstfertigkeit nicht einmal die Spur. Mit Gewalt bemächtigten sie sich ihrer neuen Heimat und zerstörten die eroberten Städte von Grund aus, wo sie nur konnten. „Und schlugen alle Seelen, die darinnen waren, mit der Schärfe des Schwertes und verbannten sie und ließen nichts überbleiben, das den Odem hatte, und verbrannten die Stadt mit Feuer" (Jos. 11, 11), das war der Grundsatz ihrer Kriegführung (vgl. Jos. 6, 24; 8, 8; 8, 28 usw.). Interessant ist es nun, daß die archäologischen Ausgrabungen in sehr vielen Fällen die Angaben des Alten Testaments bestätigt haben, und zwar nicht allein insofern, als wir sehen, daß zahlreiche kananitische Festungen tatsächlich durch Feuer und Schwert zerstört sind, wir finden vielmehr auch Einzelheiten und individuelle Züge, die uns überliefert sind, in den Erdschichten ausgeprägt.

Von Jericho erzählt uns z. B. die Bibel, daß es sehr stark befestigt war und als Hauptstützpunkt der Kananiter angesehen wurde. Trotz seiner starken Mauern fiel Jericho aber doch dem Kriegshelden Josua und seinen im

Belagerungskriege ungeübten Truppen zum Opfer. Die Stadt wurde auf Josuas Befehl vollständig zerstört, die Einwohner sämtlich erschlagen, alle bewegliche Habe der Bewohner entweder verbrannt oder, soweit es sich um Metallgeräte usw. handelte, als Beute fortgeführt.

Die soeben beendigten, im Auftrage der Deutschen Orientgesellschaft veranstalteten Ausgrabungen haben uns nun gezeigt, daß Jericho ganz außerordentlich stark befestigt war. Ein doppelter Mauerring umzog die ganze Stadt, so hoch und fest, daß sie unter Voraussetzung der Kampfmittel jener Zeit uneinnehmbar war. Die Art, wie die Mauern zerstört, wie namentlich die Toranlagen demoliert sind, vor allen Dingen aber die mächtige Brandschicht, die alles bedeckt, zeigen, daß Jericho trotzdem einer Katastrophe zum Opfer gefallen und tatsächlich von den Juden eingenommen worden ist. Wie dies möglich war, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis, wahrscheinlich wird die Stadt durch Verrat gefallen sein, worauf die Episode mit der Rahab hinzudeuten scheint. Auch daß die Verwüstung und Zerstörung Jerichos in radikalster Weise geschah, wie das Alte Testament berichtet, haben die Ausgrabungen gezeigt. Im Vergleich zu anderen Ausgrabungsstätten sind Einzelfunde nämlich äußerst spärlich zutage getreten. Selbst keramische Erzeugnisse wurden nicht viel gefunden, Bronze und Metallgerät fehlen gänzlich.

Anders geartet waren die Ergebnisse der Forschungen in Gezer, entsprechend dem verschiedenartigen Schicksal der beiden Städte. Der König Horam von Gezer zieht nach der Überlieferung (Jos. 10, 33) mit dem Könige von Lachisch gegen Josua zu Felde. Gezer fällt, wird aber nicht von Grund aus zerstört, sondern erhält neben der eingesessenen kananitischen Bevölkerung eine jüdische Ansiedlung (Jos. 16, 10). Zu Davids Zeit gehört Gezer schon wieder den Philistern (2. Sam. 5, 25; 1. Chron. 20, 4), und erst der ägyptische Oberherr Scheschonk gab die Stadt als Morgengabe seiner Tochter an Salomo.

Die kananitische Kultur wurde an dieser Stätte durch die eindringenden Israeliten also nicht zerstört, und zahlreiche Reste sind infolgedessen durch die englischen Ausgrabungen ans Tageslicht gefördert worden. Das überraschendste Ergebnis war ein altkananitisches Heiligtum, das im nordwestlichen Teile Gezers in Gestalt einer Reihe ganz gewaltiger Steinpfeiler zutage kam. Auf einem gemeinsamen, nur etwas über 2 m breiten und 30 m langen Trottoir stehen heute noch acht an Form und Größe verschiedene Steinpfeiler, zwei weitere sind in ihren Resten noch zu erkennen, und ein anderer liegt gestürzt am Boden. Die Höhe der Pfeiler schwankt zwischen 1,65 m und 3,28 m, und alle stehen mit der geglätteten Vorderseite nach Westen. Die Spitze des kleinsten Pfeilers hat eine eigentümlich dunkle glatte Oberfläche, wie sie durch vieles Salben und Begießen mit Blut, Öl usw. zu entstehen pflegt. Die Sitte, solche Steine zu salben, ist uns ja mehrfach aus dem Alten Testament bezeugt, z. B. Genesis 28,18 oder 35,14: „Jakob aber richtete ein steinernes Mal auf an dem Ort, da er mit ihm geredet hatte, und goß Trankopfer darauf und begoß ihn mit Öl."

Vor der Steinreihe, etwa in der Mitte, findet sich ein regelmäßig behauener Steinwürfel von 76 cm Höhe, in dessen Oberfläche 40 cm tief etwas eingezapft gewesen ist, offenbar ein Kultgegenstand, eine steinerne Stele oder ein Holzpfahl. Vor der südlichen Hälfte der Monolithenreihe sowie dahinter lagen, in großen zweihenkeligen Steinkrügen beigesetzt, etwa ein Dutzend Kinder begraben, alles Neugeborene, keins über eine Woche alt. Vielleicht handelt es sich hier um Erstlingsopfer, es kann aber auch sein, daß man hier in der Nähe des Heiligtums an einem besonderen Bestattungsplatze die Kinder, die gleich nach der Geburt starben, bestattete, eine Sitte, die uns für andere Gegenden bezeugt ist.

Ob die Steinpfeiler nun wirklich Kultobjekte waren im Sinne primitiver steinerner Götterbilder, wie die englischen Gelehrten glauben, wäre noch zu untersuchen. Prof. Thiersch ist der Ansicht, daß gerade auf palästinensischem Boden eine solche Monolithenreihe sehr wohl eine Gruppe von Gedenksteinen oder Erinnerungsmalen sein kann. Gedenksteine solcher Art, wie Bethel, Gilgal und Ebenezer, sind uns aus vielen Ländern bekannt, und gerade bei Gezer wäre die Errichtung dieser Steine anläßlich der Eroberung der Stadt durch die Israeliten sehr wohl denkbar. Für andere ähnliche Begebenheiten kennen wir ja die Sitte, zwölf Steine, entsprechend der Zahl der Stämme, zum Gedächtnis aufzurichten: am Sinai (Exod. 24, 4), im Bett des Jordan (Jos. 4, 9) und beim ersten Quartier auf dem Westufer des Flusses (Jos. 4, 20). Dazu ist die Herrichtung der Pfeiler ziemlich roh und unbeholfen, ganz wie es dem Können eines soeben aus der Wüste kommenden Volkes entspricht. Der erwähnte Steinwürfel mit der Einzapfung ist sehr viel feiner und besser gearbeitet, und er könnte wohl ein Erzeugnis der feineren, hoch über der israelitischen stehenden einheimischen kananitischen Kultur sein. Dann hätten wir es mit einem ursprünglich kananitischen Kultplatz zu tun, auf dem in demonstrativer Weise die Israeliten als Sieger ihre Steine errichteten.

Im zwölften und elften Jahrhundert v. Chr., unmittelbar vor der Einverleibung Gezers in die jüdische Monarchie unter Salomo, stand die Kultur unter dem Einfluß der Philister. Dieses ursprünglich helleniſche, reiche, künstlerisch veranlagte und hoch zivilisierte Volk kennen wir leider einstweilen noch sehr unzureichend, deshalb sind die Funde, die ihm und seiner Kultur angehören, von besonderer Wichtigkeit. Die wieder aufgefundenen Gräber, zum Teil Schachtgräber, zum Teil Felsengräber, die vielen Beigaben, namentlich der köstliche Frauenschmuck sowie das reiche, elegante Silbergeschirr, dazu die keramischen Erzeugnisse —, alles weist auf eine Verbindung der Philister mit Kreta und der dort blühenden mykenischen Kultur hin. Die jüdische Bevölkerung scheint nach Maßgabe der Funde in Gezer immer in der Minderzahl geblieben zu sein, denn Kleinfunde rein israelitischen Ursprungs sind nur in geringer Anzahl ans Tageslicht gefördert worden.

Andere Ausgrabungsstätten, Lachis, Azeka, Gath, Mareſa, die Stadt des Micha (Micha 1, 1) usw. haben nach dieser Hinsicht mehr ergeben. Im all-

gemeinen hat sich feststellen lassen, daß mit der Weiterentwickelung des israelitischen Volkes sich in seinen eigenen Erzeugnissen wie in der Importware ein ausgedehnterer Verkehr mit dem Auslande geltend macht, als man bislang angenommen hat. Der Einfluß Babyloniens tritt im Vergleich zur präisraelitischen Epoche zurück, während der Einfluß Ägyptens und Phöniziens, mit deren Herrschern König Salomo in regem freundschaftlichen Verkehr stand, für die nächsten Jahrhunderte vorherrscht, neben dem von Cypern und Kreta. Später gewinnt die Einwirkung vom Westen her immer mehr an Bedeutung. Seit dem babylonischen Exil bis in die römische Zeit wird dann die griechische Kultur auch in Palästina zum maßgebenden Faktor.

Haben die Ausgrabungen in Palästina, so reiche und wichtige Ergebnisse sie gezeitigt haben, auch noch nicht dahin geführt, uns das Land und seine alten Bewohner so kennen zu lehren, wie wir manche andere Länder im Laufe der letzten Dezennien kennen gelernt haben, so bedeuten doch die neueren Forschungen einen erheblichen Fortschritt, nicht zum wenigsten auch auf religionsgeschichtlichem Gebiet, und von den weiteren Ausgrabungen, die in Palästina an den verschiedensten Orten unternommen werden, hat die Wissenschaft in der Folgezeit noch manches zu erwarten.

Die Comenius-Gesellschaft und die geistigen Strömungen der Gegenwart

Von Ludwig Keller-Charlottenburg

Die am 26. November d. Js. zu Berlin abgehaltene Hauptversammlung hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder auf die Comenius-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung gelenkt, und es dürften aus diesem Anlaß einige nähere Informationen über ihre Ziele und Erfolge und über ihre Stellung in den geistigen Kämpfen der Gegenwart Interesse finden.

Die Erwägungen, die am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl bekannter Männer*) zu dem Entschlusse führten, die am 28. März 1892 bevorstehende Jahrhundertfeier des Comenius zur Begründung einer nach ihm zu nennenden Gesellschaft zu benutzen, lagen vornehmlich in der Überzeugung, daß es angesichts des infolge des Kulturkampfs erneut zum Ausbruch gekommenen konfessionellen Haders und im Hinblick auf die Triumphe einer materialistisch gerichteten Weltanschauung höchst wertvoll werden könne, wenn es

*) Näheres darüber bei L. Keller, „Die Comenius-Gesellschaft". Ein Rückblick am Schlusse des zehnten Gesellschaftsjahres. Jena, Eugen Diederichs, 1902.

gelänge, die Gesinnung und den Geist eines Mannes von neuem zu beleben, der nicht bloß bahnbrechend auf dem Gebiete des modernen Erziehungswesens, sondern vor allem auch ein Prophet religiöser Duldsamkeit und ein Apostel des Humanitätsgedankens gewesen war. Es schien uns möglich, daß der Name dieses großen Mannes die Fahne werden könne, um eine größere Zahl verwandter Geister in einer Gesellschaft zu sammeln, die die Pflege der Volkserziehung in seinem Geiste sich zur Aufgabe machte.

Die Anfänge waren außerordentlich ermutigend, und die Jahrhundertfeier, die das erste Werk der vereinigten Freunde war, nahm einen großartigen Verlauf. Friedrich Wilhelm Dörpfeld, einer der Mitbegründer der Comenius-Gesellschaft, gab der Stimmung weiter Kreise Ausdruck, als er öffentlich erklärte, er habe sich in seinem langen Leben an keiner Sache beteiligt, die, falls Wind und Wetter günstig seien, so wertvolle Früchte zeitigen könne wie die Comenius-Gesellschaft.

Es zeigte sich nun allerdings bald, daß unserem Schiff, das seine Fahrt so glücklich begonnen hatte, widrige Winde entgegenstanden und daß alle bestehenden Organisationen verwandter Art das Bedürfnis nach einer neuen Vereinigung sehr nachdrücklich bestritten. Damit hatten wir selbstverständlich gerechnet, und es hätte diese Tatsache den weiteren Lauf der Sache wohl nicht wesentlich beeinträchtigt, wenn nicht eine fortgesetzte Verschärfung der konfessionellen Gegensätze und eine damit in Zusammenhang stehende Stärkung radikaler Anschauungen eingetreten wäre.

Es kam zunächst alles darauf an, daß die neue Gesellschaft sich ihren Platz an der Seite der verwandten Organisationen erkämpfte. Es gab zahlreiche freie Volksbildungsgesellschaften wie kirchliche Vereinigungen, die der Überzeugung waren, daß die vorhandenen Bedürfnisse durch sie ausreichend befriedigt würden und daß ein neues Unternehmen lediglich Verwirrung stiften, nachteiligen Wettbewerb wachrufen und die Einnahmen der bestehenden Verbände beeinträchtigen könne. Man warnte die Öffentlichkeit, insbesondere auch die Regierungen vor einer Sache, die nicht erprobt sei, und angesehene Vertreter der älteren Organisationen traten an uns mit dem Vorschlag heran, daß wir uns ihnen in geeigneter Weise, sei es als „kirchliche Hilfsgesellschaft", sei es als Provinzialverband, angliedern möchten.

Diese Anregungen gingen von der Annahme aus, daß die neue Gesellschaft sich die gleichen Aufgaben gestellt habe, welche die vorhandenen befriedigten. Diese Voraussetzung war aber nicht zutreffend: unsere Ziele waren neue, und für diese Ziele bedurfte es, wenn sie erreicht werden sollten, einer neuen Organisation. Selbst auf die Gefahr des Verzichts auf die Vorteile, die man ihr durch die Angliederung an die älteren Verbände in Aussicht stellte, mußte sie, wenn sie zum Ziele kommen wollte, selbständige Wege wandeln.

Was war nun dieses Neue? Die bestehenden Organisationen waren begründet, um die Bildung des Volkes zu fördern, gleichviel ob dies nach den Methoden der kirchlichen Jünglingsvereine oder der freien Bildungsarbeit der von

Laien geleiteten Gesellschaften geschah. Die Comenius-Gesellschaft aber erstrebte keineswegs bloß die Bildung im üblichen Sinne dieses Wortes, und vor allem nicht bloß die des Volkes, sofern man darunter die minder bemittelten Klassen versteht. Was wir fördern wollten, war die Erziehung im Sinne des Comenius, d. h. die Selbsterziehung, und diese Selbsterziehung hielten wir keineswegs bloß für die Armen, sondern auch für die Reichen, d. h. für alle Klassen der Nation für nützlich. Ja, wir waren der Ansicht, daß eine bloße Vermittlung des Bildungsstoffes an die niederen Stände leicht den Charakter einer Wohltätigkeitsveranstaltung annimmt, die die Unterlage jeder wahren Selbsterziehung, nämlich die Selbstachtung und die Selbsthilfe, eher beeinträchtigt als fördert.

Die Aufgabe, die damit gestellt war, war in dieser Formulierung nicht allein mehr oder weniger neu, sie war auch wichtiger und schwieriger als die Vermittlung wertvollen Bildungsstoffes an solche, die dessen bedurften. Während es sich bei der letzteren Aufgabe im wesentlichen um Mehrung der Einsicht und des Wissens handelt, zielt die Selbsterziehung auf die Willensseite des Menschen ab, und es handelt sich mithin um die wichtigste Seite der menschlichen Natur, nämlich um den Charakter und um die Gesinnung.

Mit dieser Zielsetzung war aber zugleich eine weitere Aufgabe gegeben: es war aussichtslos, diesem Ziele wirksam näher zu kommen, wenn man nicht gleichzeitig die Gewinnung einer in sich festgegründeten Weltanschauung ins Auge faßte, wie sie schon Comenius als Voraussetzung der Selbsterziehung gefordert und vertreten hatte. Was heute von allen Seiten widerhallt, das wurde zu Ende der achtziger Jahre, als unsere Entschlüsse reiften, fast nur tauben Ohren gepredigt, nämlich die Tatsache, daß zahllosen Zeitgenossen gerade dasjenige fehlte, was wertvoller ist als die freilich ebenfalls nötige Wissensbildung, nämlich der Besitz einer Lebensanschauung, die, getragen von religiösem und sittlichem Empfinden, nicht bloß den Verstand beschäftigt, sondern den Charakter bestimmt und, indem sie die Selbstachtung und das Gefühl der Menschenwürde steigert, zugleich die beste und vielleicht die einzige sichere Unterlage der Selbsterziehung ist. Eine solche Weltanschauung ist aber nur dann von Kraft und von Wert, wenn der einzelne sie sich aus freier Überzeugung gebildet und erworben hat. Wie die eine Säule der Selbsterziehung die Selbstachtung ist, so ist die andere die der Freiheit; wo die eine oder die andere fehlt, da wird der Mensch leicht zum Knecht, und zwar zum Knecht der fremden wie der eignen Leidenschaften, oder mit andern Worten zum Sklaven, vor dem man zittern muß, sobald er die Kette bricht.

Es fehlte schon in den achtziger Jahren keineswegs an Stimmen einsichtiger und einflußreicher Männer, die die gleichen Gedanken vertraten und die namentlich für die höheren und niederen Schulen eine wirksame Reform forderten. Diese Männer hatten sehr richtig erkannt, daß der heutige Schulbetrieb in erster Linie auf die Ausbildung der intellektuellen Fähigkeiten und des Denkvermögens gerichtet ist, und daß dieser Betrieb sein vornehmstes Ziel in der Wissensübertragung

des von der Menschheit erarbeiteten Erkenntnisstoffes auf das heranwachsende Geschlecht erblickt. Formalistisch gerichtet, wie die Schulorganismen der Gegenwart sind, sehen ihre Methoden von einer planmäßigen Einwirkung auf die Willensbildung meistens ab.

Es war mithin klar, daß der heutige Schulbetrieb für unser Unternehmen schon deshalb eher ein Hindernis als eine Förderung darstellte, weil die üblichen Methoden eher geneigt sind, die keimende Eigenart der Charaktere zu brechen, als sie zu fördern, und damit die Ausbildung der Willensseite der menschlichen Natur, wie sie uns vorschwebte, zu beeinträchtigen.

Trotz solcher Hemmnisse glaubten die vereinigten Freunde, daß wenigstens der Versuch gewagt werden müsse. Sollte, so sagten wir uns, die Sache beim ersten Versuch nicht gelingen, so konnte ein zweiter, der vielleicht unter günstigeren Voraussetzungen unternommen wurde, sich auf die Erfahrungen des ersten stützen und die Entwicklung der Dinge vielleicht erfolgreicher vorwärts führen.

Abgesehen von den sittlichen Werten, die hier auf dem Spiele standen, waren es vor allem die Zustände und Bedürfnisse des öffentlichen, insbesondere des staatlichen Lebens, die uns auf die Gefahr des Mißlingens hin zur Aktion gleichsam zu drängen schien. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht beruft die breiten Massen zur Mitregierung des Staats und gibt ihnen ein Mitbestimmungsrecht über das Wohl und Wehe der gesamten Nation. Dieses Wahlrecht kann dazu beitragen, neue gewaltige nationale Kräfte auszulösen; es muß aber in dem Augenblick zu einer höchst gefährlichen Waffe werden, wo die Massen, die es auszuüben haben, des Gefühls der Selbstachtung und der Verantwortung bar sind und von rohen Instinkten geleitet werden. Nicht also nur das geistige Wohl und Wehe des einzelnen, sondern auch die Zukunft der Nation schien die Lösung der Aufgabe oder doch den Versuch einer Lösung dringend zu fordern, einen Versuch, der andersartige Wege zu gleichem Ziele ja keineswegs beeinträchtigte.

Die Aufgabe ging, das lag offen am Tage, über die Kräfte einzelner weit hinaus; es bedurfte dazu, wenn auch nur einiges erreicht werden sollte, des Zusammenwirkens vieler und einer fortgesetzten, sozusagen täglichen Arbeit einer in sich geschlossenen, zielbewußten Organisation geistig verwandter und befreundeter Männer, und diese Arbeit durfte nicht bei den Alten, sondern sie mußte bei den Jungen einsetzen, und auch den letzteren war nicht durch weise Lehren, sondern nur durch große Vorbilder und durch gemeinsame Arbeit für praktische Aufgaben und ideale Ziele wirksam beizukommen.

Indem wir den großen Gedanken des deutschen Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts, nämlich die Erziehung des Menschengeschlechts, zum Zielpunkt wählten und die großen Vorbilder, die wir brauchten, unter den Vertretern jenes Idealismus fanden, waren die Grundlagen für unser Unternehmen gegeben, und am 28. März 1892 trat die Comenius-Gesellschaft ins Leben. Gleich bei den ersten Schritten, die die neue Gesellschaft tat, wurde uns klar,

daß damals in Deutschland die Einsicht in die Bedeutung und das Wesen der Volkserziehung vielfach fehlte, ja, daß der Begriff und selbst das Wort, das heute jedermann geläufig ist, erst in das Bewußtsein weiterer Schichten eingeführt werden mußte. Wir lassen es dahingestellt sein, ob auf dem Boden der Lehre, welche die Natur des Menschen ihrem Wesen nach für völlig verderbt erklärt, die Idee der Entwicklung des guten Kerns im Menschen oder mit anderen Worten die Erziehungsidee überhaupt gedeihen kann, jedenfalls lag es am Tage daß, ehe der Erziehungsgedanke wieder in das allgemeine Bewußtsein getreten war, eine allgemeinere Mitwirkung für die Ziele, die wir uns gesteckt hatten, kaum zu erhoffen war. Die gewaltige Werbetätigkeit, die von der Comenius-Gesellschaft in den ersten Jahren ihres Bestehens entfaltet wurde, galt daher der Aufklärung über diesen Punkt, und wenn sie auch nur diesen einen Erfolg, nämlich die Weckung eines größeren Interesses und Verständnisses für die Volkserziehung, erzielt hätte, so dürfte sie hoffen, ein nützliches Werk getan zu haben; dieser wie alle weiteren Schritte geschahen lediglich aus eigner Kraft und ohne jegliche Hilfe der großen Machtfaktoren, die in Staat und Kirche das ganze öffentliche Leben maßgebend bestimmten.

Aber die Comenius-Gesellschaft hat sich auf diese Tätigkeit keineswegs beschränkt; nachdem ihre Organisation gefestigt war, hat sie unter ihren Mitgliedern eine Verständigung über die Richtlinien ihres Vorgehens hergestellt und die Lösung praktischer Aufgaben volkserzieherischen Charakters in die Hand genommen. Das erste praktische Ziel war die Einrichtung von Volkshochschulkursen, und es ist heute anerkannt, daß in Deutschland keine Organisation früher und keine planmäßiger für diese Aufgabe eingetreten ist als unsere Gesellschaft. Der Vortrag, welcher von Wilhelm Rein aus Jena in der Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft am 26. Mai 1896 zu Berlin gehalten wurde, hat den Stein ins Rollen gebracht; die Berliner Universitätslehrer, die am 4. Januar 1897 den entscheidenden Schritt beim Senat taten, darunter Hermann Diels, Wilhelm Dilthey, Otto Gierke, Wilhelm Kahl, Paul Kleinert und Friedrich Paulsen, waren meist zugleich Mitglieder unserer Gesellschaft.

Wir müssen es uns hier versagen, auf weitere Einzelheiten einzugehen; wer sich über die Arbeiten der Comenius-Gesellschaft für die Errichtung von Bücher- und Lesehallen, von Arbeiterbildungskursen, Landerziehungsheimen, Volksheimen, Jugendheimen und neuerdings für die Förderung der staatsbürgerlichen Erziehung näher unterrichten will, mag sich die Jahresberichte oder die Werbeschriften der Comenius-Gesellschaft von der Geschäftsstelle (Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 22) kommen lassen.

Nur ein wichtiger Punkt muß zum Schluß noch erwähnt werden, nämlich die Stellung, welche die Comenius-Gesellschaft in den geistigen Kämpfen der Gegenwart eingenommen hat.

Es erschien uns, wie oben betont, aussichtslos, auf die Erziehung zur Persönlichkeit und auf die Selbsterziehung und Selbstachtung wirksam hinzuarbeiten,

ohne den einzelnen feste Grundsätze und eine klare Weltanschauung nahe zu bringen. Dadurch, daß wir den Namen des Comenius auf unsere Fahne schrieben, legten wir die Richtung fest, in welcher wir uns zu bewegen beabsichtigten. Indem wir die Idee der Humanität, wie alle großen Gesinnungsgenossen des Comenius in alter und neuer Zeit sie vertreten haben, zur Basis unserer Anschauungswelt wählten, jene Idee, die nicht nur einen philosophischen, sondern einen starken religiösen Einschlag besitzt, waren wir uns bewußt, daß wir zugleich im Sinne der rechtverstandenen Lehre Christi unsere Zielpunkte gewählt hatten*).

Damit war die Stellung, welche die Comenius-Gesellschaft zu den gegnerischen wie zu den verwandten Geistesströmungen der Gegenwart einnehmen wollte, klar abgegrenzt; mit offenem Visier traten wir damit nach außen hin allen Richtungen entgegen und schufen zugleich nach innen einen gemeinsamen Boden für alle Mitglieder, die zu uns kamen. Das Ergebnis ist gewesen, daß die Comenius-Gesellschaft ihre Wege seit fast zwanzig Jahren in merkwürdiger innerer Geschlossenheit gegangen ist und daß sie, indem ihr innere Kämpfe und äußere Störungen fernblieben, ihre schwierigen Aufgaben vielleicht besser als größere Verbände hat lösen können.

Die Gesellschaft ist seit 1892 von Jahr zu Jahr innerlich erstarkt, und ihre Stellung im öffentlichen Leben kann heute als fest begründet gelten. Reichs- und Staatsbehörden, viele Magistrate, einflußreiche Körperschaften aller Art gehören ihr als Mitglieder an, und die von ihr gegebenen Anregungen und Vorschläge pflegen Beachtung und Entgegenkommen zu finden. Es hat sich an ihrem Beispiel als richtig erwiesen, daß solche Organisationen dann am besten gedeihen, wenn sie nicht auf staatlicher oder halbstaatlicher Einwirkung beruhen, sondern sich auf der freiwilligen Mitarbeit unabhängiger Männer aufbauen.

Die deutsche Fernsprechgebührenordnung

Von Ernst Niemann-Krossen

Als der Fernsprecher die Weihe der Praxis erhalten hatte und Stephan die Hand des Staates auf dieses neue Verkehrsmittel legte, war ein lautes Rumoren unter den Gegnern des Staatsmonopols. Sie trauten dem Beamtentum eine gedeihliche Entwicklung des Fernsprechers nicht zu und gaben vor, das Monopol ertöte jede Initiative, hemme den Erfindungsgeist, verurteile den Fernsprecher zur Unbeweglichkeit. Heute müssen die Anwälte des Privatbetriebes zugestehen,

*) Näheres darüber bei Ludwig Keller, „Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft". Jena, Diederichs. 4. Aufl. 1910. Preis M. 0,75.

daß keine Privatgesellschaft der alten Welt den neuen Verkehrszweig so glänzend zu entwickeln verstanden hat wie die deutsche Staatsverwaltung, deren kluges Vorgehen uns außerdem vor der Notwendigkeit bewahrt hat, die privaten Unternehmungen mit großen Opfern aufzukaufen, wie es heute die meisten anderen Länder tun müssen, um die Allgemeinheit nicht leiden zu lassen.

Vor dreißig Jahren hatte es noch seine Schwierigkeit, in Berlin eine genügende Beteiligung für die geplante Stadtfernsprecheinrichtung zu finden. Selbst in den ersten Handelskreisen versprach man sich keinen Nutzen davon. Als Stephan endlich mit Mühe und Not vierundneunzig Anmeldungen für den Anfang zusammengebracht hatte, wußte er wohl, daß manche darunter nur aus Gefälligkeit oder um seine drängenden Werber loszuwerden, unterschrieben hatten. Es ist bezeichnend, daß eine große Anzahl der ersten Sprechstellen durch unmittelbare Leitungen miteinander verbunden werden mußten, weil die Inhaber auf einen Verkehr mit den übrigen Anschlüssen gar nicht rechneten. Neue Mittel und Wege vermögen aber nicht nur den vorhandenen Verkehr zu entwickeln, sondern sogar ein bis dahin nicht empfundenes Verkehrsbedürfnis hervorzurufen. Ein Jahr später, Ende 1882, bestanden im Reichspostgebiet bereits 21 Ortsnetze mit 3721 Sprechstellen, und Ende 1909 zählten wir 851319 Sprechstellen, d. h. auf je 71 Einwohner eine Stelle.

Auf diese Entwicklung des deutschen Fernsprechwesens ist der Gebührentarif von bestimmendem Einfluß gewesen. Abgesehen von den skandinavischen Ländern und der Schweiz hat Deutschland von Anfang an die niedrigsten Anschlußgebühren erhoben: Im Jahre 1886 kostete ein Anschluß in Berlin 150 Mark, in Wien 300 Mark, in London 400 Mark, in Paris 480 Mark.

Die erste Form der Gebührenerhebung war die für alle Teilnehmer gleichmäßig bemessene Pauschvergütung. Sie war für den Anfang, da Erfahrungen über die Benutzung des neuen Verkehrsmittels fehlten, die gegebene und hat auch jetzt noch den Vorteil außerordentlicher Einfachheit und Bequemlichkeit sowohl für die Behörde als auch für das Publikum. Die Behörde kann im voraus genau übersehen, welche Einnahmen aus dem Fernsprechverkehr aufkommen werden; die Teilnehmer zahlen ihre feste Pauschgebühr und können dafür so oft und so viel sprechen, als sie Zeit und Lust haben. Dieser Einheitstarif behielt seinen unbestrittenen Vorzug so lange, als die Benutzungsmöglichkeiten des Fernsprechers keine allzu großen Unterschiede in den verschiedenen Netzen aufwiesen. Der Fernsprecher war anfangs nur als Verkehrsmittel der Mittel- und Großstädte gedacht; er sollte dazu verwendet werden, die Unbequemlichkeiten in dem täglichen Hin und Her, die den Bewohnern einer weitausgedehnten Stadt aus den großen Entfernungen erwachsen, aufzuheben. Als er aber auch unsere Kleinstädte und das Land zu erobern begann, erwies sich der vorzugsweise für Gegenden mit hochentwickelter Industrie und wichtigen Handels- und Verkehrsplätzen berechnete Tarif als ungerecht und der allgemeinen Ausbreitung des für das gesamte wirtschaftliche Leben unentbehrlichen Fernsprechers feindlich. Der Nutzen des

Fernsprechers ist um so größer, als die Zahl der Teilnehmer zunimmt. Im Jahre 1899 waren die in den einzelnen Städten bestehenden Verhältnisse aber schon so verschieden, daß an eine Änderung des Tarifs gedacht werden mußte. Denn wenn Teilnehmer in Berlin und Hamburg, die mit mehr als 30000 und 12000 Angeschlossenen telephonisch zu verkehren in der Lage waren, hierfür nicht mehr zu bezahlen hatten als die Einwohner in Städten mit 20, 50 oder 100 Teilnehmerstellen, so mußte das mit Recht als unbillig empfunden werden. Dazu kommt, daß die Kosten der Fernsprecheinrichtungen mit ihrer zunehmenden Ausdehnung erheblich wachsen, indem besonders die Vermehrung der Anschlüsse in den großen Städten wegen der immer verwickelter werdenden Einrichtungen der Vermittlungsanstalten die auf den einzelnen Anschluß entfallenden Kosten erhöht. Die Durchschnittskosten einer großstädtischen Sprechstelle sind erheblich höher als die in kleineren Netzen mit einfachen Betriebsverhältnissen. Es entsprach sonach der Billigkeit, wenn innerhalb des Rahmens des gewohnten Gesamterträgnisses die Kosten des Fernsprechwesens durch Abstufungen des Tarifs mehr nach dem Werte, den die Anlage den Teilnehmern gewährte, verteilt wurden. Die Fernsprechgebührenordnung von 1899 setzte an Stelle des Einheitssatzes von 150 Mark abgestufte Pauschgebühren von 80, 100, 120, 140, 150, 160, 170, 180 Mark.

Mit diesem nach der Größe der Ortsnetze abgestuften Tarif war auch der Zweck verfolgt, dem Fernsprecher mehr, als es unter der Herrschaft des alten Tarifs möglich gewesen war, in den mittleren und kleinen Städten und auf dem Lande Eingang zu verschaffen. Je länger die Fernsprecheinrichtungen bestehen, desto klarer tritt es hervor, daß die mit solchen Anlagen ausgerüsteten Plätze im wirtschaftlichen Wettbewerb einen wesentlichen Vorsprung vor Orten besitzen, deren Bewohner dieses Vorteils entbehren. Die Beschränkung des Fernsprechers auf große und mittlere Städte würde auf die Dauer die unerwünschte Wirkung gebracht haben, daß sich das Geschäft in den größeren Städten zusammenzog und die kleinen Orte mied. Ein beredtes Zeugnis für die ausgleichende Wirkung der neuen Fernsprechgebührenordnung wie für die außerordentlichen Leistungen der Reichstelegraphenverwaltung in dem Ausbau der Fernsprechanlagen wird durch die Tatsache geliefert, daß nach dem Inkrafttreten des neuen Tarifs im Jahre 1900 allein 937 Ortsnetze, d. s. mehr als in den ersten achtzehn Jahren des Fernsprechwesens, hergestellt worden sind. In den Landorten (unter 2000 Einwohnern) stieg die Zahl der Ortsnetze von 28 im Jahre 1895 auf 897 im Jahre 1900, während sich die Zahl der Sprechstellen in den Landstädten (2000 bis 5000 Einwohner) mehr als verzehnfachte.

Aber auch innerhalb der großen Ortsnetze suchte der Tarif von 1899 einen Ausgleich zwischen den viel und wenig Sprechenden herbeizuführen, indem er neben dem Pauschgebührenanschluß den Einzelgebührenanschluß zuließ. Dadurch sollte denjenigen entgegengekommen werden, die vom Fernsprecher nur einen

mäßigen Gebrauch machen und deshalb bei den Pauschalsätzen nicht ihre Rechnung finden. Sie zahlen eine abgestufte Grundgebühr von 60, 75, 90 und 100 Mark je nach Größe des Netzes, dazu 400 Pflichtgespräche mit 20 Mark, so daß auch in den Städten schon für 80, 95, 110 und 120 Mark ein Anschluß zu haben ist. Die Grundgebühren bilden die Kosten des Reichs für die Beschaffung und Unterhaltung der technischen Einrichtungen und für die Sprechleitung. Sie entstehen für jeden Anschluß und sind stets dieselben, ob viel oder wenig gesprochen wird, steigen aber mit der Größe des Netzes. Die Gesprächsgebühren sind dagegen die Vergütung für die Herstellung der Verbindungen und sollen im allgemeinen die Personalkosten decken.

Die gerechteste Gebührenordnung wäre gewesen, die nach dem Grundsatz von Leistung und Gegenleistung jeden Teilnehmer nach dem Maße des Gebrauchs, den er vom Fernsprecher macht, zahlen läßt. Denn wie die Vergütungen für Wasser, Gas, Elektrizität (Licht- und Kraftbetrieb) allgemein nach dem tatsächlichen Verbrauch bemessen werden, wie beim Brief-, Paket- und Frachtverkehr die Gebühren stets nach Maßgabe der Benutzung der Verkehrseinrichtungen erhoben werden, so ist auch beim Fernsprecher die Erhebung der Vergütung nach dem Umfang seiner wirklichen Inanspruchnahme berechtigt. Allein die Durchführung dieser Gebührenform ist nur mit Hilfe sicher wirkender automatischer Zählapparate möglich, die es damals noch nicht gab, und Handnotierungen wären zu zeitraubend gewesen. Auch wollte die Verwaltung die Gewohnheiten des Publikums, das sich mit dem Abonnementssystem eingerichtet hatte, wohl solange wie möglich schonen. Und so beschränkte sie sich darauf, die Vorzüge des Pauschsystems und die der Einzelgebühren dem Publikum wahlweise zur Verfügung zu stellen.

Unter dem Doppeltarif von 1899 haben sich die Fernsprechstellen von 247700 auf 941000 im Jahre 1910 vermehrt. Diese schnelle Steigerung ist in der Hauptsache auf Rechnung des Einzelgebührensystems zu setzen, durch das auch dem kleineren Verkehr in den Städten und auf dem platten Lande Bezirke für den Fernsprecher gewonnen worden sind, in die er unter der Alleinherrschaft des Pauschgebührensystems keine Ausbreitung hatte finden können.

Wenn wir heute wieder vor der Notwendigkeit einer Fernsprechgebührenreform stehen, so haben dazu vor allem zwei Gründe mitgewirkt: die ungleichmäßige Belastung der Teilnehmer und der unter dem Schutze des Pauschalsystems entstandene Mißbrauch in der Benutzung des Fernsprechers.

Es liegt in der Natur der Pauschalen, daß sie dem einen mehr, dem andern weniger Ausnutzungsmöglichkeiten bieten; das ist erträglich, solange sich die Spannungen zwischen dem Mehr und Weniger in gewissen Grenzen halten. Im deutschen Fernsprechwesen aber ist die Ungleichheit so groß, daß der eine für 500 Gespräche ebensoviel bezahlen muß wie ein anderer, der 50000 Gespräche und mehr im Jahre führt; den einen kostet ein Gespräch 5, 10 und 20 Pf., den andern nur $^1/_2$ oder gar nur $^1/_5$ Pf. Da jedes Gespräch der

Telegraphenverwaltung einen gewissen Betrag an Selbstkosten verursacht, die bei großem Verkehr durch die Jahresgebühr nicht gedeckt werden, so kann es gar nicht anders sein, als daß die Kleinen den Riesenverkehr der Großen mitbezahlen müssen. Und das ist nicht recht.

Als die Telegraphenverwaltung Mitte der achtziger Jahre die sogenannten Bezirksnetze schuf, worin jedesmal mehrere benachbarte Ortsnetze zusammengeschlossen waren, erhielten für diesen Nahverkehr die Teilnehmer das Recht des unbeschränkten Gesprächswechsels miteinander gegen Zahlung einer jährlichen Pauschgebühr. Aber die unter der Herrschaft der Abonnementsgebühr aufgekommene Gewohnheit, nicht nur die notwendigen und nützlichen, sondern vielfach ganz überflüssige Unterhaltungen mit dem Fernsprecher zu erledigen, führte hier zu einer derartigen Überlastung der Verbindungsleitungen, daß die Verwaltung aus räumlichen und wirtschaftlichen Rücksichten nicht mehr rasch genug mit ihrer Betriebsmittelvermehrung folgen konnte und sich gezwungen sah, wieder zum Einzelgebührensystem zurückzukehren und nach und nach die Bezirksnetze wieder aufzuheben. Sie hätte sonst ganz ungewöhnliche Mittel für neue Einrichtungen aufwenden müssen, ohne daß dazu ein wirkliches Verkehrsbedürfnis vorlag. Die gleichen Mißstände haben sich unter der Pauschgebührenerhebung im Ortsfernsprechverkehr herausgebildet. Es ist erstaunlich, welch nichtigen Inhalt viele der geführten Gespräche haben; in den Händen mancher ist der Fernsprecher zum Spielzeug herabgesunken. Viele Unterredungen werden nur deshalb geführt, weil sie im einzelnen nichts kosten. Das alles könnte der Telegraphenverwaltung gleichgültig sein, wenn nicht jedes Gespräch erst mit Hilfe staatlicher Organe zustande gebracht werden müßte und Kosten verursachte. Außerdem wird der ernste Sprechverkehr durch die Überlastung der Anschlußleitungen gestört. Die Telegraphenverwaltung ist dagegen machtlos; das beste Mittel, das Publikum zur weisen Selbstbeschränkung anzuhalten, ist der Einzelgebührentarif.

Besonders aber, um den berechtigten Klagen über die ungleichmäßige Belastung der verschiedenen Gruppen von Fernsprechteilnehmern abzuhelfen, wird nun beabsichtigt, das Pauschgebührensystem ganz aufzuheben und sämtliche Angeschlossenen durch den allgemeinen Übergang zu Grund- und Gesprächsgebühren nach Maßgabe der Leistung heranzuziehen. Und zwar soll die Grundgebühr dergestalt ermäßigt werden, daß sie

in Netzen von		1	bis	1000	Anschlüssen	50	Mark
„	„	„ 1001	„	5000	„	65	„
„	„	„ 5001	„	20000	„	80	„
„	„	„ 20001	„	70000	„	90	„

in größeren Netzen für jede weiteren 50000 Anschlüsse je 10 Mark mehr

beträgt. Außer dieser Grundgebühr ist jede hergestellte Gesprächsverbindung mit 4 Pf. zu bezahlen. Auf die Bezahlung von Pflichtgesprächen wird verzichtet. Für den Fernverkehr ist eine Ermäßigung vorgesehen.

Dieser neue Fernsprechgebührentarif, der die Wirkung haben wird, daß die wenig Sprechenden entlastet und die Teilnehmer mit lebhaftem Verkehr dafür

stärker herangezogen werden, hat in den Kreisen des Großhandels heftigen Widerspruch gefunden. Handelskammern und Zweckverbände haben gegen die „Erdrosselung" des Fernsprechers protestiert, und in der Tagespresse wurde stark gegen die „unerhörte Verteuerung des Telephonierens" rumort. Nur selten hörte man eine zaghafte Stimme zugunsten der neuen Ordnung.

Aber ist der Widerspruch gegen den Reformtarif, der die Gebühren doch lediglich den Leistungen und dem wirtschaftlichen Werte entsprechend festsetzt, wirklich berechtigt? Wird das Telephonieren tatsächlich verteuert? Vom Standpunkt der Allgemeinheit sicher nicht.

Wie die Reichstelegraphenverwaltung in der Begründung ihres neuen Tarifs berechnet hat, werden 66 Prozent aller Teilnehmer durch den Einzelgebührentarif eine Gebührenermäßigung erfahren. Unter der Herrschaft des neuen Tarifs, der die Benutzung des Fernsprechers auf das wirtschaftlich richtige Maß zurückführen wird, werden nun nicht etwa 34 Prozent mehr bezahlen als jetzt; eine große Anzahl Teilnehmer wird sich daran gewöhnen, Gespräche, die für keinen Menschen 4 Pf. wert sind, zu unterlassen, also weniger sprechen als jetzt. Der Wunsch, daß das die Nebenwirkung des neuen Tarifs sei, ist durchaus nicht verkehrsfeindlich, sondern verkehrsfördernd. Denn nachdem sich der Fernsprecher zu einem so allgemeinen und unentbehrlichen Verkehrsmittel entwickelt hat, muß er von allem unnützen und verkehrshemmenden Ballast befreit sein. Oder hat etwa der Verkehr darunter gelitten, daß Stephan seinerzeit im Telegrammverkehr den Normaltarif durch den Worttarif ersetzte und infolge dieser Maßnahme die durchschnittliche Länge der Telegramme von achtzehn auf elf Worte zurückging?

Wer unter dem neuen Tarif jährlich mehr als etwa 2200 Gesprächsverbindungen verlangt, wird in Zukunft stärker herangezogen werden. Namentlich werden Großfirmen usw., die heute für 180 oder 200 Mark Pauschgebühr fast ununterbrochen den ganzen Tag den Apparat in Bewegung halten und fast eine Beamtin mit 1200 Mark Gehalt allein beschäftigen, auch ihre weit über das übliche Maß hinausgehende Ausnutzung entsprechend bezahlen und mit erheblichem Mehraufwand für den Fernsprecher rechnen müssen. Aber sie werden noch nicht sagen können, daß sie dadurch eine Belastung erführen, die die Benutzung des Fernsprechers unlohnend machte. In diesem Zusammenhang wird es nützlich sein, die neuen Gebührensätze mit den im Ausland erhobenen Gebühren zu vergleichen. Es zahlen die Teilnehmer jährlich

	in Berlin	in Wien	in London	in New York
für 600 Gespräche	114 M.	240 Kr.	148 M.	202 M.
„ 800 „	122 „	240 „	164 „	239 „
„ 3000 „	210 „	300 „	340 „	617 „
„ 5700 „	318 „	400 „	556 „	957 „

Wenn die Gebührensätze in den meisten kleineren Staaten niedriger scheinen, so ist zur richtigen Würdigung eines Vergleichs mit Deutschland zu beachten, daß dieses für seine Einheitsgebühr den weiten Ortskreis von 5 Kilometer zieht,

während andere Staaten für die Normalgebühr wesentlich geringere Entfernungen annehmen (Dänemark und Norwegen nur 1,5 Kilometer, Schweden und die Schweiz 2 Kilometer usw.) und über diese Grenzen hinaus besondere, erhebliche Zuschläge erheben.

Daß die Teilnehmer, denen der neue Tarif eine größere Rechnung macht, sich gegen diese Zumutung wehren, kann man ihnen nicht verdenken, nur scheint mir eine falsche Flagge aufs Dach gesteckt zu werden, wenn in der großstädtischen Presse die Behauptung aufgestellt wird, daß auch der Mittelstand unter der Tarifreform zu leiden haben würde. Gerade das Gegenteil ist richtig. Die neue Gebührenordnung soll ja eben den Mittelstand mit seinem Kleinverkehr entlasten und das Unrecht beseitigen, daß dieser für die Großen mitbezahlen muß. Nun hat sich unter dem Schutze des Pauschgebührensystems die Gewohnheit herausgebildet, daß Gastwirte und Ladeninhaber, die man ja zum Mittelstand zu rechnen hat, ihren Anschluß den Kunden unentgeltlich zur Verfügung stellen. Aber diese Freistellen, zu denen jeder hinlaufen kann, um kostenlos zu telephonieren, sind doch ein Auswuchs, dem gar keine Billigkeitsgründe zur Seite stehen. Natürlich ist es für den telephonlosen Bürger sehr bequem, wenn er die Möglichkeit hat, im ersten besten Zigarrenladen oder Gasthause zu telephonieren; und diese Bequemlichkeit bleibt ihm auch erhalten. Nur muß er sich daran gewöhnen, als Gegenleistung für den ihm gewährten Dienst dem Inhaber eine Gebühr von 5 oder 10 Pf. zu entrichten; denn wie ihm der Ladenbesitzer keine Postkarten oder Freimarken umsonst geben kann, ebensowenig kann er ihm in Zukunft seinen Fernsprecher unentgeltlich überlassen.

Da die Tarifreform dem kleinen Verkehr zu seinem Rechte verhelfen will und der Kleinverkehr sich vorwiegend in der Provinz und auf dem Lande befindet, so ist sie zu ihrer Verdächtigung auch in den Geruch agrarischer Begünstigung gebracht worden. Nun beschränkt sich die billigste Gebührenstufe aber durchaus nicht auf das platte Land, sondern erstreckt sich auf die Ortsnetze bis zu 1000 Anschlüssen, zieht also auch die Klein- und Mittelstädte in ihren Kreis. Und was wollen dann überhaupt die paar Gutsbesitzer, die sich einen Fernsprechanschluß zulegen, besagen gegen die vielen Tausende von Kaufleuten und Kleinfabrikanten, die in den Klein- und Mittelstädten der Provinz Handel und Wandel pflegen oder in den gewerbefleißigen Gebirgsgegenden einen schweren wirtschaftlichen Kampf kämpfen! Es sind so viele darunter, die sich gern ohne Telephon behelfen würden, weil sie es nicht gehörig ausnützen können. Aber sie dürfen nicht außerhalb der Fernsprechteilnahme bleiben, denn die Kundschaft will rasch bedient werden und würde einfach zur größeren Konkurrenz übergehen, mit der eine schnelle und bequeme Verbindung möglich ist. Heute kostet sie der Anschluß mindestens 80 Mark; sie müssen außer der Grundgebühr 400 Pflichtgespräche bezahlen, die sie oft gar nicht führen, weil die kleinen Netze keinen nennenswerten Ortsverkehr zu pflegen brauchen, sondern in der Hauptsache Fernverkehr unterhalten müssen. In Zukunft können sie schon für 50 Mark einen

Anschluß bekommen und brauchen dann nur so viel Ortsgespräche zu bezahlen, als sie auch wirklich geführt haben. Auf dem Lande mit seinen ungezählten Kleinbetrieben sind noch viel entwicklungsfähige Kräfte, die durch die Verbilligung und Ausbreitung des Fernsprechers belebt werden könnten und müssen.

Freilich, die Aufhebung der Pauschgebühren ist ein großer Stein des Anstoßes für viele, die sich an dieses System gewöhnt haben. Es spricht sich leichter und unbekümmerter, wenn man sein Telephon im voraus mit einem festen Satze bezahlt hat, als unter dem Bewußtsein, daß für jedes verlangte Gespräch bezahlt werden muß. Aber das Pauschsystem ist eine zu primitive Form der Gebührenerhebung, als daß es sich der ungeheuren Verkehrsentwicklung gegenüber auf die Dauer halten ließe. Man kann mit ihm nicht mehr arbeiten und Ordnung halten. Die Pauschgebühr wäre schon längst gefallen, wenn wir im Besitze sicher arbeitender Zählapparate gewesen wären. Nachdem diese erfunden worden sind und sich bewährt haben, gehen alle größeren Verwaltungen nacheinander zum Einzelgebührensystem über. Die Schweiz hat es längst, Frankreich und England sind im Begriffe, es einzuführen, und in New York, dem größten Ortsfernsprechnetz der Erde, hat es ebenfalls die veralteten Pauschgebühren verdrängt.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Achtes Kapitel: Die Pastete.

Der Polizeiaufseher Wolski war unermüdlich tätig. Er befand sich nicht allein des Tages auf den Beinen und griff nach allen möglichen und unmöglichen Mitteln zur Entdeckung der Einbrecher, sondern gönnte sich selbst in der Nacht nur wenige Stunden Schlaf. Waren es doch, wie er annahm, ihm gehörige dreiundvierzigtausend Rubel, nach denen er suchte. Er ging so eifrig ans Werk, daß er sogar seinen äußeren Menschen vernachlässigte und manchmal ziemlich unsauber und geschäftsmäßig aussah. So trat er energisch auf, daß es ihm Unannehmlichkeiten mit verschiedenen Einwohnern eintrug, die sich bei dem Bezirksaufseher über ihn beschwerten.

Dieser war deshalb mit seiner Art des Führens der Nachforschungen unzufrieden und wusch ihm mehrmals den Kopf, handelte aber ganz ebenso rücksichtslos und dabei ebenso erfolglos im Bezirk, weshalb ihm mehrfach gedroht wurde, man werde ihn bei dem Kreischef verklagen.

Der Untersuchungsrichter war fort. Wolski hatte sich pflichtschuldig zur Poststation begeben, um bei seiner Abfahrt gegenwärtig zu sein und etwaige schließliche Andeutungen und Winke in Empfang zu nehmen. Er kehrte langsam über die

Brücke in den Flecken zurück und legte sich die Frage vor, was er nun tun solle. Sein Witz war zu Ende. Die Befürchtung, daß die dreiundvierzigtausend, seine dreiundvierzigtausend als unwiederbringlich verloren betrachtet werden müßten, drängte sich ihm mit Riesengewalt auf. Er stützte sich auf das Geländer der Brücke, guckte auf das klare Wasser des Baches nieder und überlegte.

Was jetzt? Die dreiundvierzigtausend Rubel waren weg, weg, ehe er sie besessen hatte. Arme Olenka! Sie war arm, arm wie er selbst. Gern hätte er ihr geholfen und sich mit ihr, aber wie? Hm — er lächelte schwermütig und verfolgte mit den Augen das Spiel der kleinen Strudel, die unter der Brücke hervorschossen und in die Ferne eilten, und als er eben den Oberkörper weiter über das Geländer neigte, um sie früher mit den Augen erfassen zu können, war es Marjas Stimme, die ihn beim Namen rief. Er richtete sich so hastig auf, daß er fast die Mütze verloren hätte. Richtig, da stand sie in der Mitte der Brücke und stieß zielend mit der Spitze des Sonnenschirms nach einem Astloch in der Diele, wie er mit den Augen nach den Strudeln gezielt hatte.

„Wladimir Iwanowitsch, wie steht es mit dem Diebstahl bei Schejins? Ich höre, der Untersuchungsrichter sei weggefahren."

Sie sprach kurz, herrisch, wie zu einem Niedrigerstehenden oder zu einem Menschen, den sie verachtete, aber Wolski ließ sich durch dergleichen Manöver nicht täuschen. Er sagte sich sofort, daß der gesenkte Kopf und das Spielen mit dem Sonnenschirm nicht zu dem Ton paßten, und daß die Barschheit der Rede nur eine gewisse Verlegenheit maskieren sollte. Er war so überzeugt von der Richtigkeit dieser Deutung, daß er sich nicht enthalten konnte, überlegen zu lächeln, während er die Hacken zusammenschlug und schwungvoll die Hand an die Mütze hob.

„Haben Sie die Spur der Verbrecher gefunden?" fuhr sie fort zu fragen.

Er gab ihr Auskunft über die bisherige Erfolglosigkeit der Nachforschungen, sprach es als bestimmt aus, daß die Räuber sich nicht im Flecken befänden und daß sie schon längst entdeckt wären, wenn er das Recht hätte, außerhalb des Fleckens nach ihnen zu suchen. Leider besitze er die Befugnis dazu nicht, und darum liege die Befürchtung nahe, daß sie auch diesmal ungestraft bleiben würden wie bei den früheren Einbrüchen im Bezirk.

„Und der Untersuchungsrichter hat auch nichts ausgerichtet?"

Wolski zuckte die Achseln und winkte verächtlich mit der Hand.

„Der arme Hauptmann!" bedauerte Marja. „Und die arme Olga! Sie tut mir sehr leid. Ich wollte zu ihr, als ich von dem Unglück hörte; aber wir sind etwas auseinander gekommen, obgleich ich nicht recht weiß warum, und ich dachte, mein Besuch in dieser für sie traurigen Zeit könne ihr vielleicht mißfallen."

„Sie haben richtig gehandelt, Marja Titowna," versetzte er. „Ihr Takt hat Sie diesmal wie immer trefflich geleitet. Wir sind ja unter uns, und ich darf mich frei aussprechen. Die Schejins, der Vater wie auch Olga Andrejewna, sind prächtige Leute, aber beide besitzen eine gewisse Unberechenbarkeit. Sie verhalten sich freundschaftlich, entgegenkommend, und plötzlich tun sie ganz ohne Vorbereitung fremd und ziehen sich zurück, und darum . . ."

„Ja, das ist wahr," schaltete Marja ein.

„Darum denke ich als rücksichtsvoller Mensch, sobald man das bemerkt, muß man ihnen den Willen lassen und sie nicht belästigen."

Während des weiteren Gesprächs äußerte Marja, es wäre dennoch vielleicht ihre Pflicht, einmal nach Olga zu sehen, denn das arme Mädchen sei, falls er auch seine Besuche eingestellt habe, mutterseelenallein und laufe Gefahr, vor Einsamkeit trübsinnig zu werden. Damit habe es keine Not, hatte er geantwortet, denn da sei ja der Nachbar, der — er hatte bitter sagen wollen „der Okolitsch", aber er besann sich. Das heißt, nicht der Nachbar selbst, denn das sei ein völlig ungenießbarer Einfaltspinsel, sondern seine Mutter, die alte Frau Okolitsch, eine einfache, aber gute Frau. Mit der habe Olga Andrejewna jetzt Freundschaft geschlossen, und sie seien so unzertrennlich, daß ein Dritter keinen Platz dabei fände. So, so, hatte Marja gemeint, dann sei sie allerdings dort überflüssig. Er könne irren, fuhr er fort, aber er glaube fast, sie hätten sich zusammengetan und führten gemeinschaftliche Wirtschaft. Sein Ton hatte dabei etwas verächtlich geklungen und eine verwandte Saite in des reichen Botscharows Tochter berührt. Auch in ihrem Ausdruck ließ sich ähnliches durchhören, als sie sagte:

„Ja, traurig ist es, aber freilich gesellt sich gleich und gleich am besten."

Mit stolz gehobenem Kopfe und selbstgefälligem Gesichtsausdruck ging er die Gasse hinunter, als sie an der Haustür klingelte. So, das war in Ordnung gebracht. Er war doch ein ganz verfluchter Kerl, der Wladimir Iwanowitsch! Olenka Schejin und die dreiundvierzigtausend hatte er verloren, weil er zu langsam hinter ihnen her war. Marja Botscharow und ihre vielleicht unzähligen Tausende sollten ihm nicht entgehen.

Geschniegelt und gebügelt wie frisch aus der Schneiderwerkstatt befand er sich am folgenden Morgen gegen neun Uhr auf der Straße, um den Augenblick nicht zu versäumen, in dem Marja das Haus verlassen würde, um einen Spaziergang zu unternehmen.

Da sah er sich plötzlich Ssurikow gegenüber, der in großer Hast herankam und links auswich, während Wolski auf dieselbe Seite trat, um dem jungen Menschen Raum zu geben. Ssurikow zog dabei höflich die Mütze.

„Guten Morgen, Herr Polizeimeister!"

„Guten Morgen, Ignatij Leontjewitsch!"

Ssurikow tat schnell einen Schritt rechts, um dort vorbeizukommen, aber wieder versperrte ihm Wolski in der besten Absicht auch hier den Weg. Beide lachten.

„So geht es, Wladimir Iwanowitsch. Wenn man sich sputet, kommt man am langsamsten vorwärts."

„Wohin eilen Sie so?"

„Mein Gott, heute ist ja der Achtundzwanzigste."

„Was für ein wichtiger Tag ist das?"

„Der Achtundzwanzigste! Wladimir Iwanowitsch! Heute ist ja Tit und Anna. Tit Grigorjewitsch und Anna Dmitrijewna feiern beide ihren Namenstag. Tit Grigorjewitsch wird gleich aus der Messe kommen, Gäste werden erwartet, und ich habe noch mancherlei zu besorgen."

Er lief fort.

Wolski pfiff leise durch die Zähne. Darum ging Marja nicht aus! Er wandte sich, um in die Quergasse zu biegen, und sah Botscharow, Uljanow und noch ein reichliches Dutzend anderer Kaufleute, welche also in der Kirche gewesen

waren und jetzt zusammen zur Pastete gingen. Alle schienen in der Erwartung des Genusses in der rosigsten Laune zu sein und schwatzten munter. Als sie ihn erblickten, zogen mehrere die Hüte und er berührte den Mützenschirm. Botscharow, dem der Hut stets sehr fest auf dem Kopfe saß, hob die Hand nicht, aber er rief laut und gemütlich über die Gasse:

„Guten Morgen, Eure Wohlgeboren!"

„Gratuliere zum Tage Ihres Heiligen," entgegnete Wolski und ärgerte sich fast, daß er es gesagt hatte. Es war ihm unwillkürlich entschlüpft.

„Danke, danke, Eure Wohlgeboren!" antwortete Botscharow und machte einige Schritte auf ihn zu. „Wohin willst du? Zu versäumen hast du doch gewiß nichts. Komm mit uns und koste von der Pastete."

Wolski fühlte bei der unerwarteten Einladung den freudigen Schreck bis in die Fußspitzen.

„Ich danke. Ich weiß nicht — ich . . ."

„Eh, Dummheiten!" rief der Kaufmann. „Das liebe ich gerade! Was ist das für ein Einwand! Du hast mich damals doch besuchen wollen? Nu, heute ist die Zeit dazu. Heute ist jeder gute Mensch bei mir im Hause willkommen."

„Ich danke, Tit Grigorjewitsch. Wenn Sie erlauben?"

„So ist es recht. Gehen wir, meine Herren. Anna Dmitrijewna guckt wohl schon aus dem Fenster nach uns. Die arme Frau ist am eigenen Namenstage nicht zur Messe gefahren, weil sie selbst die Pastete beaufsichtigen wollte."

„Eine zweite so wirtschaftliche Hausfrau gibt es nicht im Flecken," sprach schmeichelnd Utjanow.

Unter unzähligen und unendlich tiefen Verbeugungen näherten sich die Gäste der Wirtin des Hauses, die sie mit der Tochter in der Mitte des Saales erwartete.

„Gratuliere zum Schutzheiligen, Anna Dmitrijewna. Gratuliere zum Namensfeste der Eltern, Marja Titowna."

Einer nach dem andern sprach es, indem er erst der Mutter und dann Marja die Hand küßte, worauf er unter wiederholten Bücklingen zurücktrat. Wolski, auf welchen mehrmals die Augen der Mutter mit einiger Unzufriedenheit, die Marjas mit gewissem Staunen hafteten, stand unterdessen im Hintergrunde und besah sich den Vorgang, welcher durch die Einförmigkeit bei der häufigen Wiederholung ziemlich komisch und langweilig wurde. Endlich waren alle fertig, und er konnte vortreten. Um den Gegensatz zur übrigen Gesellschaft deutlich zu machen, schlug er strammer als sonst die Hacken zusammen und hob, statt sich tief niederzubeugen, wie es die andern getan hatten, die fettgepolsterte Hand der Kaufmannsfrau schwungvoll ein gutes Stück empor, um zart die Lippen auf sie zu drücken.

„Entschuldigen Sie, hochverehrte Anna Dmitrijewna, daß ich, von Tit Grigorjewitsch eingeladen, es wage, Ihnen zu Ihrem Namenstage Glück und Segen und auf viele, viele Jahre solche Frische, so jugendliches Aussehen zu wünschen, wie ich in diesem Augenblick mit herzlicher Freude an Ihnen wahrnehme."

An dergleichen Reden aus dem Stegreif und außer der hergebrachten Form war die beleibte Anna Dmitrijewna nicht gewöhnt. Sie wurde verlegen, und das Blut stieg ihr in die Wangen. Sie vergaß sogar zu danken. Sie blickte dem glänzenden Polizeioffizier nach, als er sich von ihr zur Tochter wandte, und in dem Blick ließ sich die vorige Unzufriedenheit nicht mehr lesen.

„Sieh doch, wie er süß singt!" lachte Tit Grigorjewitsch. „Mein Weib ist ordentlich rot geworden. Was, Alte? Solche Schmeicheleien kriegst Du nicht alle Tage zu hören. Paß auf, Weib, daß du dich nicht verliebst. Ich bin eifersüchtig wie ein Gänserich. Hehehe, Platon Michejewitsch, das ist eine andere Sorte als wir alte Knaster der kaufmännischen Nation!"

„Was soll man sagen, Tit Grigorjewitsch!" antwortete Utjanow mit Achselzucken. „Wir sind einfache, unwissende Leute."

Wolski hatte unterdessen auch Marja die Hand geküßt. Sie zog die Brauen ein wenig empor, lächelte aber wohlgefällig. Es konnte ihr schließlich recht sein, daß er gekommen war. Nun hatte sie auch Gesellschaft. War er doch der einzige im Saal, mit dem sie sich unterhalten konnte, mit dem Gedankenaustausch möglich war. Alle andern hatten für nichts Sinn, als für Gelderwerb und Füllung des Magens, oder redeten wenigstens über nichts anderes.

Zur Fleischpastete, die gleich aufgetragen wurde, waren die Kaufleute eingeladen. Sie blieben aber, als ob sich das von selbst verstände, bei den Likören und Weinen Botscharows sitzen, bis bald darauf das Mittagessen auf den Tisch kam, und dann setzten sie das Plaudern und Trinken fort, bis die Teezeit heranrückte, zu der sich ihre Frauen und Töchter einstellten. Wunderlich genug setzten sie die Beine, als sie spät am Abend mit den Familien nach Hause gingen. Doch das sah Wolski nicht. Er hatte den Bescheidenen spielen und gleich nach der Pastete aufbrechen wollen. Gegen den Widerspruch Botscharows und Anna Dmitrijewnas schützte er Dienstgeschäfte vor, und erst als auch Marja bat, gab er nach und hängte den Säbel wieder ab. Nach dem Mittagessen entfernte er sich aber und küßte Marja tief bedauernd die Hand, als sie seufzte und sagte, sie waffne sich mit Lämmergeduld, um diesen schrecklichen Abend zu überstehen und Papa und Mama zuliebe den gänzlich ungebildeten und unaussprechlich lächerlichen Frauen und Mädchen ein freundliches Gesicht zu zeigen. Er hatte sich nur mit Marja unterhalten, außer daß er manchmal an Anna Dmitrijewna ein anerkennendes Wort über die Vorzüglichkeit ihrer Speisen richtete. Der Hausherr hatte einmal versucht, ihn in das lärmende kaufmännische Gespräch zu ziehen, doch er hatte leider erklären müssen, er verstehe davon nichts.

„Wie sollst du auch!" hatte der Kaufmann freundlich erwidert. „Wir wissen wieder nichts von den geheimen Geschäften, mit denen die Polizei zu tun hat. Jeder nach seinem Verstande und seinen Bedürfnissen."

„Ich danke dir, daß du mir die Ehre erwiesen hast," sagte Botscharow, als Wolski sich bedankte und verabschiedete. „Und hörst du, wenn du mich wieder besuchen willst, so weißt du, daß ich zum Schwatzen an gewöhnlichen Tagen keine Zeit habe; aber wenn die Weiber im Hause es gern sehen, daß du kommst, so mache keine Umstände. Ich bin nicht dagegen."

Wolski ließ sich das nicht zweimal gesagt sein. Er war am nächsten Morgen wieder auf der Wache in der Nähe des Hauses, wartete auf Marja und fing sie richtig ab. Sie spazierten zusammen, trafen beim Abschiede die Abmachung für den folgenden Tag, und als sie diesmal zurückkehrten und Marja die sehnlich erwartete flüchtige Frage hinwarf, ob er nicht hineinkommen wolle, zog er die Klingel und trat mit ein. Von da ab kam Regelmäßigkeit in ihre Beziehungen. Nach dem Morgentee wanderten sie täglich zusammen wie in früheren Zeiten,

worauf er mit der Familie frühstückte, das heißt mit Anna Dmitrijewna und Marja, denn Botscharow selbst erschien selten am Frühstückstisch. Kam es jedoch vor, so reichte er dem Gaste die Hand und fragte in geschäftlichem Ton:

„Nun, wie, was machst du, Eure Wohlgeboren?"

„Danke. Und Sie, Tit Grigorjewitsch? Wie geht es Ihnen?"

„Wie soll es gehen! Wie du siehst. Noch lassen meine Sünden mich leben."

Darauf beschränkte sich gewöhnlich das Gespräch.

Anna Dmitrijewna war mit dem häufigen Besuch nicht einverstanden, doch äußerte sie nichts, denn das zuvorkommende Betragen Wolkis, seine manchmal etwas derben Schmeicheleien und seine strammen, militärischen Bewegungen gefielen ihr.

Marja versäumte nicht, sich des Morgens zur abgemachten Zeit zum Ausgehen mit ihm zu rüsten. Sie beeilte sich gerade nicht übermäßig, wenn eine der Mägde lächelnd berichtete, ihr Polizeimeister warte bereits auf der Straße. Sie trank lachend ihren Tee gemütlich zu Ende und aß ihren Zwieback deshalb nicht schneller. Aber sobald sie damit fertig war, trat sie mit Vergnügen auf die Straße. Sie unterhielt sich gern mit ihm, stritt mit ihm und trieb ihn häufig in die Enge. So lebhaft und übermütig wie während der ersten Bekanntschaft zeigte sie sich jedoch nicht, und an die Stelle des ursprünglichen gutmütigen Ungestüms setzte sie meist ziemlich herben Spott und herausforderndes Selbstbewußtsein. Kam es vor, daß ihr die Unterhaltung zu lange währte, weil sie weiter als gewöhnlich gegangen waren oder er nach dem Frühstück nicht an das Fortgehen dachte, so geriet sie in schlechte Laune, zog die Brauen hoch und ließ merken, daß er ihr lästig sei. Einmal, als er seinerseits einen etwas spöttischen Ton anschlug, und zwar in bezug auf ihre Eltern — sie selbst sprach mit völliger Ungeniertheit von der Beschränktheit der Mutter und der Ungebildetheit des Vaters —, fuhr sie ihn so rücksichtslos an, daß er seitdem sehr auf der Hut war und sich nie irgendwelche Freiheiten erlaubte.

Eines Tages saßen sie wieder beim Frühstück, als an der Haustür die Klingel ertönte. Sie achteten nicht darauf, denn zu Botscharow kamen beständig Leute in Geschäften, und er befand sich in seinem Kabinett. Marja sprang jedoch plötzlich auf und eilte ins Vorzimmer, wo sie die Stimme Olga Schejins zu vernehmen geglaubt hatte. Richtig, da stand die frühere Freundin und trug der Magd auf, sie bei Tit Grigorjewitsch zu melden. Marja umarmte und küßte sie und wollte sie ins Speisezimmer ziehen, aber Olga lehnte es ab und bat, falls Marja ihr einen Gefallen tun wolle, möchte sie bei dem Vater Fürsprache einlegen, damit derselbe ihr Anliegen erfülle.

„Wer? Schejins Fräulein!" sagte in diesem Augenblick Botscharow und trat hastig in die Tür des Kabinetts. „Ja, richtig, da bist du. Entschuldige, deinen Namen habe ich natürlich vergessen. Und du willst mich sprechen? Komm herein, komm herein. Für dich habe ich immer Zeit."

Beide Mädchen folgten ihm, und er schob eigenhändig einen Sessel für den Besuch zurecht.

„Nun sprich, womit ich dir dienen kann. Wenn es möglich ist, tue ich es für dich ganz gewiß."

„Ich bitte dich auch darum, Papa," nahm Marja das Wort.

Der Kaufmann sah die Tochter mit einem eigentümlichen Blick an. Es lag Spott und Vorwurf in dem Blick. Er sagte nichts, aber Marja verstand, was er über ihre Vernachlässigung der Freundin im Unglück dachte. Sie zog die Brauen in die Höhe und lehnte sich an die Ofenkante.

Olga überwand erst einige Verlegenheit und bat dann mit kurzen Worten um die Stelle der Hilfslehrerin an der Mädchenschule, welche noch unbesetzt sei, wie sie gehört habe.

Botscharow schwieg einen Augenblick, nachdem sie geredet hatte. Er betrachtete sie nachdenklich.

„Und das ist alles!" meinte er dann. „Ich habe dir freilich einmal im Scherz selbst davon gesprochen. Weißt du aber auch, wieviel dafür gezahlt wird?"

Sie nickte zustimmend.

„Einhundertachtzig Rubel im Jahr, nicht mehr."

„Ja," sagte sie.

„Du mußt dafür der alten Lehrerin einen Teil des Unterrichts abnehmen, und wenn sie krank ist, ganz ihre Stelle vertreten."

„Ja, ich weiß, wie Herr Okolitsch in der Knabenschule."

„Ja. Und du denkst, daß das ein vorteilhafter Handel sei?"

Sie lächelte.

„Es ist doch immer etwas, und ich tue es gern. Ich wollte schon damals, aber Papa erlaubte es nicht."

„Was sagt er jetzt?"

„Er wollte wieder nicht. Zuletzt gab er nach, als ich ihn drängte."

„Ich bitte sehr darum, Tit Grigorjewitsch," fuhr sie fort, als er schwieg. „Ich wäre Ihnen so dankbar, und ich werde gewissenhaft und fleißig sein."

„Ja, ja," sprach er bereitwillig, „wenn du es verlangst, hast du die Stelle. Du magst, wenn du es wünschest, noch heute anfangen. Mit dem Schulinspektor werde ich die Sache ins reine bringen. Aber, aber —"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen," sagte sie aufstehend und reichte ihm die Hand.

Er begleitete sie in das Vorzimmer, half ihr selbst das Mäntelchen umlegen und reichte ihr den Schirm. Marja drückte ihr mit verlegener Miene einen Kuß auf die Lippen, und hinaus war sie.

Botscharow brummte etwas vor sich hin, während er in das Kabinett zurückkehrte. Verstehen konnte Marja es nicht, aber es klang unfreundlich.

„Papa, ich habe die Stelle!" rief Olga freudig, als sie zu Hause ankam, und fiel dem Vater um den Hals. „Tit Grigorjewitsch war so liebenswürdig! Du kannst es dir gar nicht denken, Papa."

Er seufzte gedrückt.

* * *

Sie wanderte nun jeden Morgen mit ihren Heften oder Büchern unter dem Arme zur Schule, und da sie pünktlich war wie ein Uhrwerk, traf sie gewöhnlich mit Okolitsch zusammen, der ebenso genau die Zeit einhielt und stets um dieselbe Minute aus seiner Haustür trat, begleitet von Boi, wie sie vom Vater begleitet

wurde. Sie nickte dem Vater zum Abschiede zu, und er tat es ebenso mit Boi. Sie reichten sich zum Gruß die Hand, und Olga nickte von weitem auch Boi zu, der mit freudigem Schwanzwedeln antwortete. Der Hauptmann stand an seinem Brückchen und blickte ihnen nach, bis sie an der Ecke der nächsten Gasse die Chaussee verließen. Boi saß auf seinem Brückchen und verwandte ebenfalls kein Auge von ihnen, solange sie sichtbar waren. Darauf kehrten der Hauptmann und Boi in die Häuser zurück, der Hauptmann, um sich im Garten an die Arbeit zu machen, Boi, um unter dem Tische seines Herrn zu schlummern, bis dieser zurückkehrte.

Es entspann sich von jetzt ab allmählich ein recht nahes Verhältnis zwischen den ziemlich armen Schejins und den viel ärmeren Okolitsch. Olga Schejin und Frau Okolitsch wurden miteinander bekannt und schnell fast unzertrennlich, wie Wolski etwas zu früh berichtet hatte. Gemeinschaftliche Wirtschaft machten sie zwar nicht, aber mit Obst versorgte Schejin seinen Mieter, und dieser glich das aus, indem er begann, seine Jagdbeute zur Hälfte in des Hauptmanns Küche zu liefern. Er ging jedoch seltener auf die Jagd als früher, denn er ließ es sich nicht nehmen, in dem Garten bei den Herbstarbeiten Hilfe zu leisten. Er grub und schaufelte, er karrte und zimmerte. Schejin war manchmal stumm vor Erstaunen. In seinem Leben hatte er noch nicht gesehen, daß ein Mensch solche Kraft und Anstelligkeit an den Tag legen könne. Spielend, mit richtigem Blick und unfehlbarer Genauigkeit, brachte er in wenigen Stunden Arbeiten zustande, die früher zwei gemietete Leute in mehreren Tagen schlecht besorgt hatten. Wo er die Hand anlegte oder das Messer ansetzte, gewannen Beete, Büsche und Bäume allemal das vorteilhafteste, hübscheste Aussehen.

Der Hauptmann wurde ordentlich jung mit diesem Gehilfen und mühte sich noch eifriger als früher. Er fühlte sich mit jedem Tage wohler in dem Garten, der in einzelnen Partien allmählich ein ganz anderes Aussehen bekam. Sehnsüchtig blickte er zur Pforte, wenn die Tageszeit heranrückte, zu der sich Okolitsch einzustellen pflegte. Ihm fehlte etwas, wenn der junge Mann nicht kam. Olga neckte ihn dann und lachte ihn heiter aus, was sie jedoch nicht hinderte, ebenfalls häufige Blicke auf den Gang zu werfen, der zur Pforte führte, und blieb der Erwartete sehr lange aus, so lief sie auch ohne den Auftrag des Vaters aus eigenem Antriebe hinüber, um — so sagte sie — Frau Okolitsch einen guten Tag zu bieten.

Olga fand in Frau Okolitsch eine Meisterin in allen möglichen praktischen Handarbeiten. Sie lernte von ihr Kleider und Wäsche jeder Art anfertigen und war glücklich, daß sie sich imstande sah, unter ihrer Leitung die eigene Garderobe wie die des Vaters zu erhalten und auszubessern, ohne daß es Kosten verursachte, die unter den eingetretenen Umständen über die Mittel hinausgegangen wären. Sie geriet im Laufe des Spätherbstes und Winters in ein völlig kindliches Verhältnis zu der Frau und blickte zu ihr auf wie zu einer Mutter. Ebenso legte sie dem Sohne gegenüber bald alle Fremdheit ab und bewegte sich so frei und unbefangen, als wäre er ihr Bruder. Sie teilte ihm alle ihre kleinen Erlebnisse in der Schule mit, holte sich von ihm Rat ein, vertraute ihm ihre Bedenken, Zweifel und Ansichten über das, was sie las, und hörte mit leuchtenden Augen auf seine einfachen Erklärungen. Noch nie hatte sie sich so gern an jemand gewandt, um die Gedanken auszutauschen, und sie freute sich wie ein Kind darüber, daß er meist dieselbe Ansicht vertrat, die sich ihr unwillkürlich aufgedrängt hatte.

Zwischen Olga und Boi bildete sich eine Freundschaft, die schließlich so weit ging, daß Okolitsch Einsprache dagegen erhob und drohte, den Hund an die Kette zu legen. Boi wollte das Mädchen nur dann verlassen, wenn Okolitsch selbst zu Hause war. Sobald dieser sich entfernte, flog Boi in großen Sätzen zu Schejins, hob sich an Olgas Fenster auf die Hinterbeine und drückte die Nase an die Scheibe, worauf er sogleich eingelassen wurde. Er war Olgas beständiger Begleiter, wenn sie spazieren ging, und gesellte sich Okolitsch auch dazu, so kannte die Freude des Tieres keine Grenzen. Der alte Hund rannte, sprang und spielte dann wie ein junges Hündchen. Kehrte er mit Okolitsch von der Jagd zurück, so guckte er unverwandt auf die Chaussee vor sich, ob er Olga nicht erblicke, und kam sie entgegen, wie sie immer häufiger tat, so war alle Müdigkeit vergessen. Er stürzte zu ihr, umkreiste sie unzählige Male und bellte vor Vergnügen, worauf Okolitsch jedesmal drohte, ihn zu züchtigen. Die Drohung wurde nie ausgeführt, denn im Grunde nahm der Jäger es dem Tiere gar nicht so sehr übel, weil er selbst nicht weniger scharf nach ihr ausgeschaut hatte.

So ging es bis in den November. Da bedeckte der Schnee die Erde, und für den Hund trat die traurige faule Zeit ein, in der Okolitsch allein mit der Flinte auszog und ihn nicht mitnehmen konnte. Boi lag dann jeden Feiertag zu Olgas Füßen in ihrem Stübchen und schaute, wenn der Abend nahte, fragend zu ihr auf. Lächelnd hüllte sie sich in ihr Pelzchen, und beide zusammen wanderten dem Jäger entgegen. Sobald sie ihn erblickten, eilte Boi dahin und ächzte vor Freude, wodurch das Mädchen sich nicht selten verleiten ließ, es ihm im Laufen gleichtun zu wollen, so daß sie rosenrot im Gesicht und fast atemlos, aber von ganzem Herzen lachend und kindlich glücklich bei dem Heimkehrenden anlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 18. Dezember 1910.

Weihnachtssegen — Die Politik des Kanzlers — Kiderlen-Wächter — Wirtschaftlicher Beirat — Österreichische Dinge — Polnische Politik.

Am Anfang der abgelaufenen Woche stand im Mittelpunkt der politischen Erörterung die Persönlichkeit des Herrn Reichskanzlers, am Ende sind es — wenn wir uns auf das Gebiet der allgemeinen Politik beschränken — ausschließlich sachliche Erwägungen, die im Vordergrunde stehen. Im ganzen darf die Lage sowohl für die innere als für die äußere Politik mit den Worten „Entspannung" und „Beruhigung" gekennzeichnet werden. Daß die Entspannung in der inneren Politik freilich schon als der Beginn einer allgemeinen Beruhigung der Gemüter angesehen werden darf, möchten wir noch nicht glauben: ein guter Teil der Gründe für die momentane Entspannung liegt in der Tatsache des Ferienbeginns und in der Vereinigung aller Gedanken auf das Weihnachtsfest. Der Sinn, der sich vornehmlich darauf richtet, daheim im engeren Kreise Freude zu bereiten und im weiteren Kreise Nöte zu lindern, entäußert sich der Kampfesstimmung. Kehrt er

nach einigen Tagen der Ruhe zur politischen Arbeit zurück, dann neigt er mehr zur sachlichen Betätigung als zu persönlichem Kampf, und wenn er von der Sache ausgehend den unvermeidlichen persönlichen Kampf wieder aufnimmt, werden sachliche Gründe mehr in den Vordergrund rücken, als wie es in den letzten Wochen der Fall war. Es ist der Segen des Weihnachtsfestes, der sich über Stadt und Land breitet und dessen lindernder Hauch sich auch wohltuend und ausgleichend auf das Gemüt des härtesten Realpolitikers legt.

Der Herr Reichskanzler hat durch seine beiden Etatsreden erheblich dazu beigetragen, die Weihnachtsstimmung bei den Politikern zu erhöhen. Das beweist nicht nur die vergnügte Stimmung auf dem Bierabend der nationalliberalen Partei, dem alle Staatssekretäre beiwohnten, sondern auch die Aufnahme, die die Rede bei der Mehrheit der Gebildeten und in der nationalen Presse im Reich gefunden hat. Des Kanzlers Rede hat sich als das rechte Wort zur rechten Stunde erwiesen. Sie hat gerade die nationalen Kreise vom Freisinn bis tief in die Reihen der konservativen Parteien hinein beruhigt und ihnen die Wege gezeigt, auf denen sie unbeschadet abweichender Parteistandpunkte zusammen und gemeinsam mit der Regierung positive Arbeit leisten können. Die erste Frucht dieser Rede ist das Zustandekommen eines allgemeinen Wahlabkommens zwischen den Nationalliberalen und den Parteien des Freisinns. Es war schon lange vorbereitet. Doch konnte es nicht eher durchgeführt werden, weil das Schweigen der Regierung im Zusammenhang mit dem herausfordernden Auftreten der Landbündler die Gefahr einer einseitigen Orientierung der Regierungspolitik nach rechts möglich erscheinen ließ. Den Freisinn hätte solche Entscheidung gezwungen, sich wegen der Wahlen zu den Sozialdemokraten zu schlagen. Die Nationalliberalen wären zur Isolierung verdammt gewesen. Die Gefahr scheint einstweilen beseitigt, nachdem Herr von Bethmann zu erkennen gegeben hat, daß er gewillt sei, auch liberale Gesichtspunkte gelten zu lassen. Freilich werden die lose geeinten liberalen Parteien nach dem Weihnachtsfest zu zeigen haben, daß der Reichskanzler mit ihnen zusammen auch wird sachliche Arbeit verrichten können. Denn dessen müssen wir uns bewußt bleiben: die neue Kombination hat sowohl in den Demokraten, wie in dem feudalen Häuflein hinter Heydebrand erbitterte und nicht machtlose Gegner. Beide werden kein Mittel unversucht lassen, um die Liberalen im Lande bei den Wählern zu diskreditieren, wie es schon jetzt die „Kreuzzeitung" tut. Aber die Landbündler werden außerdem nicht mit dem Versuch zaudern, den Kanzler um das Vertrauen des Kaisers zu bringen, wenn es ihm einfallen sollte, etwa die Wege seines Vorgängers zu wandeln. Einstweilen gilt es freilich nur die Gesellschaft zu verdächtigen, mit der der Kanzler seine Reichspolitik treiben will. So rückt denn die „Kreuzzeitung" nachdrücklich von den „ehrgeizigen liberalen Juden" und vom Liberalismus ab, „mit dem an irgendein Paktieren nicht mehr zu denken ist". Unter „Liberalismus" versteht die „Kreuzzeitung" anscheinend alles, was nicht zur extremen Rechten gehört, denn sie schreibt:

„Der Abschluß der Etatsberatung in erster Lesung mit seinen Skandalszenen war von der Linken geradezu darauf berechnet, Agitationsstoff für die Ferien zu beschaffen, und die Rede des Abgeordneten Dr. Everling bewies, daß eine Sammlungspolitik nicht mehr möglich ist, daß für die Konservativen auf ein Zusammenarbeiten mit den Nationalliberalen nicht mehr zu rechnen ist, abgesehen von solchen Fragen wie Reichsversicherungsordnung, Strafprozeßreform usw., in denen bestimmte Interessen die Nationalliberalen zwingen, mit den Konservativen zusammenzugehen. Die Rede des Abgeordneten Dr. Everling ist wohl das beschämendste Zeugnis für den politischen Niedergang des Liberalismus. Die Sozialdemokratie konnte sich ob dieser Zerwürfnisse der bürgerlichen Parteien nicht genug tun in übermütigen Exzessen. . . . Das Verhalten der Sozialdemokraten bei der Etatsberatung ist ein neuer

Beweis dafür, wie nötig es ist, gegen sie mit den Mitteln vorzugehen, die wir angegeben haben; zugleich lieferte die Stellungnahme der anderen Parteien hier auch wieder den Beweis, daß die Konservativen wohl die einzigen sind, die ohne Furcht vor einer Schädigung ihrer Popularität und vor Verlusten bei den Wahlen das dringendste Bedürfnis des Vaterlandes (wie bei der Finanzreform) anerkennen und sich offen bereit erklären, es zu befriedigen." (Nr. 591.)

Sollten solche und ähnliche Charakteristiken den Kanzler nicht veranlassen, wieder reuevoll zu Herrn von Heydebrand zurückzukehren, dann müssen wir damit rechnen, daß bald ein fleißiges Intrigenspiel hinter den Kulissen bei Hofe beginnt, um den „liberalen" Kanzler zu verdächtigen und seine Politik als eine „Gefahr" für die Monarchie hinzustellen. Daß gewisse hohe Herren darin nicht gerade von Skrupeln geplagt werden, zeigen die Vorgänge beim Sturz des Fürsten Bülow. In diesem Zusammenhange halten wir die Gefahr von rechts als die größere für ein Gelingen der Politik des Kanzlers. Gewisse unkontrollierbare und kaum zu beseitigende Einflüsse sind, wie die Dinge einmal bei Hofe liegen, imstande, mit einem Schlage zu vernichten, was die aufopfernde, unverdrossene Arbeit langer Monate mühsam aufgebaut.

Da erhebt sich denn die Frage, ob der Kanzler auch persönlich befähigt sei, die ihn umlagernden Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn rechtschaffenes Wollen und Geduld ausreichten, um eine dem Lande segensreiche Politik zu führen, dann könnten wir ziemlich beruhigt in die Zukunft schauen. Beides hat der Kanzler bewiesen. Trotz allen Anzapfungen und Anfeindungen hat er besonders mit den Konservativen so viel Geduld gehabt, daß ihm deswegen selbst von befreundeter Seite Mißtrauen entgegengebracht werden mußte. Erst als alle Ermahnungen an den gesunden Menschenverstand und den Patriotismus bei den Deutschkonservativen nicht verfingen, wurde zunächst die „Kreuzzeitung" und dann die Partei energisch abgeschüttelt und öffentlich desavouiert. Also der Kanzler bewies auch den Mut, seiner eigenen Sippe ein „bis hierhin und nicht weiter!" zuzurufen. Wir glauben, daß gerade diese überdies temperamentvoll vorgebrachte Absage seiner Kriegserklärung gegen die Sozialdemokratie erst den machtvollen Unterton gegeben hat, der sie wie eine „befreiende Tat" („Köln. Ztg.") wirken läßt. Die Demokraten wollen solches natürlich nicht gelten lassen. In der mittelparteilichen Presse hat sein Auftreten im Gegensatz dazu zu schmeichelhaften Vergleichen mit Bismarck gereizt („Braunschw. Landesztg."). Dagegen weisen nun wieder die Feinde darauf hin, Herr von Bethmann habe den Pöbeleien der Sozialdemokratie nicht standgehalten. Wir möchten darin Zeichen von Schwäche nicht erkennen, wenn auch Fürst Bülow sich wahrscheinlich aus der Situation einen sofortigen Erfolg geschmiedet hätte. Ganz abgesehen davon, daß sich Herr von Bethmann zum erstenmal in der ihm von den Sozialdemokraten bereiteten Lage befand, bildet Mangel an Schlagfertigkeit und Humor noch keinen Beweis für Unfähigkeit. Es sei nur an das Verhältnis von Bismarck zu Eugen Richter erinnert. Wie bekannt, war der Führer des Freisinns für den ersten Kanzler eine so unsympathische Persönlichkeit, daß es Bismarck zeitweilig physisch unmöglich war, ihn anzuhören. Solch ein Widerwillen mag auch den heutigen Kanzler ergriffen haben, als er sich das erstemal der verlogenen Dreistigkeit der Sozialdemokraten in ihrer ganzen Nacktheit gegenübergestellt sah. Man wird deshalb wegen dieses Vorganges allein nicht an seiner Tatkraft zu zweifeln brauchen, vorausgesetzt natürlich, daß er sich durch sein sonstiges Verhalten den Parteien gegenüber als der unabhängige Staatsmann erweist, der er sein möchte. Nicht von links droht dem Kanzler Gefahr, sondern — wir unterstreichen — von rechts, solange er an der Politik der mittleren Linie

festhält. „La France militaire“ kennzeichnet die Lage nicht unrichtig, wenn sie schreibt: „Jamais encore le pouvoir central n'était apparu aussi puissant en face du Parlement et à côté de l'empereur.“

Der persönliche Triumph des Kanzlers im Innern gewinnt über die Grenzen des Reichs hinaus an Bedeutung durch die gute Aufnahme seiner und des Staatssekretärs Reden über die auswärtige Politik. Herr von Bethmann hat in seiner Rede Neues nicht gesagt. Aber er hat noch einmal hervorgehoben, was wir seit der letzten Kaiserbegegnung schon wissen, daß nämlich in Potsdam „von neuem“ festgestellt wurde, die deutsche und russische Regierung würden sich in keinerlei Kombination einlassen, „die eine aggressive Spitze gegen den anderen Teil haben könnte“. Damit sind eigentlich alle bisherigen Bündnisse und Verständigungen, die auf eine Einkreisung Deutschlands hinausliefen, gegenstandslos geworden. Der alte Dreibund wird als Hort des Friedens gestärkt durch den neuen Drei-Kaiser-Bund, auf dem nunmehr der Frieden Europas beruht. Ehrlicher konnte die Friedensliebe der Monarchen kaum zum Ausdruck gebracht werden und alle jene müssen sich beschämt zurückziehen, die bisher gerade die Monarchien als Friedensstörer verdächtigt haben. Dem Weltfrieden drohen nicht von den Kaiserstaaten her Gefahren, sondern, wenn überhaupt, von Großbritannien und Frankreich. Ob aber einer der beiden Staaten es unter den heutigen Verhältnissen wagen wird, Deutschland anzugreifen, erscheint doch mehr als unwahrscheinlich. Infolgedessen können wir uns in Ruhe dem Ausbau unserer Handelsbeziehungen auf dem Weltmarkt widmen. Wir werden es um so besser tun können, je tüchtiger der Leiter der auswärtigen Politik ist und je besser das Instrument funktioniert, dessen jener bedarf. Herr von Kiderlen hat es gut verstanden, sich schnell das Vertrauen der Nation zu erwerben. Er hat, ohne sich darum besonders zu bemühen, eine gute Presse, und Parlamentarier und nähere Mitarbeiter schlagen leicht einen wärmeren Ton an, wenn sie von ihm sprechen. Solches geschieht auch bei liberalen Parlamentariern, trotzdem der Herr Staatssekretär sich recht abweisend gegenüber der Forderung nach Reform des Auswärtigen Amts geäußert hat. Man könnte daraus folgern, daß in gewerblichen und parlamentarischen Kreisen das Bedürfnis nach einer Reform des auswärtigen Dienstes nicht mehr so tief empfunden werde wie etwa noch vor einem Jahr. Eine solche Auffassung wäre nicht ganz zutreffend. Aber richtig bleibt, daß seit der Übernahme der auswärtigen Politik durch den neuen Staatssekretär die Frage gegenüber brennenderen in den Hintergrund getreten ist. In Handelskreisen scheint man auch zur Überzeugung gekommen zu sein, daß vom Exporthandel selbst erst eine Organisation geschaffen werden muß, die die bisher neben- und gegeneinander laufenden Interessen im Auslande vereinigt, ehe es möglich sein dürfte, etwa durch Vermittlung eines wirtschaftlichen Beirats, praktischen Einfluß auf die Geschäfte des Auswärtigen Amts zu erlangen. Immerhin wäre es schade und unserer Exportindustrie durchaus nicht nützlich, wenn das Vorhandensein einer tüchtigen Persönlichkeit an der Spitze der auswärtigen Politik den Reformeifer erlahmen ließe. In guten Tagen soll man vorsorgen. —

Bei unseren Nachbarn im Süden, in Österreich, ist scheinbar über Nacht eine Kabinettskrisis ausgebrochen. Am Montag, den 11. Dezember, hat der Ministerpräsident, Freiherr von Bienerth, die Demission des Gesamtkabinetts eingereicht und erhalten. Die innerpolitische Lage ist dadurch aber nicht etwa kritisch geworden. Im Gegenteil, das „Wiener Fremdenblatt“ stellt eine Erleichterung fest und motiviert solche Auffassung folgendermaßen:

„Es liegt nahe, daß sich von dem Moment an, da die Demission des Kabinetts angenommen ist, die Auffassungen und Empfindungen der Parteien der geänderten Sachlage anpassen. Ein Ministerium, für das die Scheidestunde geschlagen hat, führt nur noch die Geschäfte gewissermaßen in procura seines Amtsnachfolgers und muß darum auch in dieser Eigenschaft bloßer Stellvertretung beurteilt werden. Ein Kabinett, das sich in statu demissionis befindet, ist kein geeignetes Angriffsobjekt mehr. Die Staatsnotwendigkeiten, deren Votierung sonst die Stellung der Parteien zur Regierung kennzeichnet, werden dann unmittelbar und sans phrase dem Staate bewilligt. Somit liegt in der jüngsten Entwicklung eine wesentliche Entspannung der parlamentarischen Lage, da für die Parteien kein Anlaß mehr besteht, einer Regierung in dezidierter Weise politisch gegenüberzutreten."

Ein vernichtenderes Urteil des parlamentarischen Systems dürfte kaum gefällt werden können! — Die Ursache des Rücktritts Bienerths liegt letzten Endes in der Unzufriedenheit der polnischen Nationaldemokraten mit dem Verhalten ihres Landsmannes, des Finanzministers Bielinski. Dieser hat es nämlich unterlassen, einseitig die polnischen Wünsche auf Kosten der Gesamtmonarchie zu fördern. Insbesondere verteidigte er den Regierungsstandpunkt, der die Durchführung des Koerberschen Kanalgesetzes aus finanziellen Gründen für unmöglich erklärt. Den galizischen Nationaldemokraten liegt aber besonders viel an einer Kanalverbindung zwischen der Weichsel und westlichen Flußsystemen, nachdem die Weichsel durch Vernachlässigung ihres Strombettes auf russischem Gebiet jede Bedeutung für den galizischen Ausfuhrhandel verloren hat. Neben dieser wirtschaftlichen Frage spielen auch persönlicher Ehrgeiz und interne Angelegenheiten des Polenklubs keine geringe Rolle bei dessen Stellungnahme dem bisherigen Kabinett gegenüber. Man wird aus diesem Vorgang schließen dürfen, wie auch die österreichischen Polen in erster Linie engherzige Interessen verfolgen, die mit dem Wohle des Gesamtstaates nicht vereinbar sind. Sollte es Freiherrn von Bienerth, der die Bildung des neuen Kabinetts übernehmen dürfte, nicht gelingen, den deutsch-tschechischen Ausgleich in Böhmen herbeizuführen, dann wird auch das neue Kabinett auf den Polenklub angewiesen sein, der dann zusammen mit den Deutschen solche wirtschaftlichen Maßnahmen wird durchzusetzen verstehen, die den polnischen Einfluß sowohl in den beiden Schlesien wie in Mähren verstärken müssen.

Auch bei uns in Preußen haben die Polen einen neuen wirtschaftlichen Vorstoß gemacht. Die oberschlesischen polnischen Genossenschaften haben vor einigen Monaten einen Schlesischen Verband der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossen ins Leben gerufen, der ähnlich wie der posensche organisiert ist. Wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" berichtet, hat der Verband an den Minister des Innern die Eingabe um Erteilung des selbständigen Revisionsrechts gerichtet. Am 2. Dezember d. Js. hat der Minister unter nachstehender Begründung einen ablehnenden Bescheid erteilt.

„Obwohl der Verband sich „Schlesischer Verband der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften" nennt, unterliegt es keinem Zweifel, daß sein tatsächliches Ziel ist die Vereinigung lediglich der polnischen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften der Provinz Schlesien. In der Unterstützung dieser selbständigen polnischen Genossenschaftsbewegung muß man ein Mittel zur nationalen Absonderung des polnischen Teiles der Bevölkerung erblicken. Das Streben nach diesem Ziele ist aber politische Betätigung, und indem er tatsächlich diese Betätigung ausübt, strebt der polnische Verband, wenn das auch in seinen Statuten nicht ausgedrückt ist, nach anderen Zielen als denen, die nach dem Genossenschaftsgesetz für die genossenschaftlichen Verbände zulässig sind. Nach der gesetzlichen Bestimmung konnte also dem Verbande das Revisionsrecht nicht erteilt werden."

Der Entschluß der Regierung ist von deutscher Seite nur freudig zu begrüßen. Wie bekannt, hat im Jahre 1889 der preußische Handelsminister ein entsprechendes Gesuch des polnischen Genossenschaftsverbandes in Posen zustimmend beschieden,

obwohl er das Recht hatte, es abzulehnen, sofern der Verband andere Zwecke verfolgte, als die Unterhaltung der Geschäftsbeziehungen zwischen den Genossenschaften. Herr Wawrzyniak, der kürzlich verstorbene Patron des Verbandes, dankte für die Genehmigung des Ministers, indem er auf dem Verbandstage von 1892 ausführte: „Mein Herz ist voll Freude und Zufriedenheit, daß es nach den schlimmen Erfahrungen der polnischen Banken gelungen ist, sich wieder zu einem organischen Ganzen zusammenzuschließen, um mit gemeinsamen Kräften für die gleiche Sache zu wirken, die wir dasselbe Streben und Interesse haben und durch dasselbe nationale und sprachliche Band verbunden sind." (Nach Bernhardt S. 140.). Wie bekannt, ist der polnische Genossenschaftsverband in Posen eins der wichtigsten Instrumente im Kampf gegen das Deutschtum geworden, und es wäre eine Pflichtvergessenheit gegen den preußischen Staat, wenn der preußische Minister nach den gemachten Erfahrungen das Gesuch der schlesischen Polen genehmigt hätte.

Neue Klassiker-Ausgaben. Noch liegen die Zeiten nicht sehr weit zurück, in denen die Anschaffung der gesammelten Werke eines deutschen Klassikers für ein mäßig bemitteltes bürgerliches Haus eine wohl zu überlegende Tat war, zu der man sich erst nach langem Bedenken entschließen mochte. Und doch scheinen jene Tage schon so unendlich fern zu sein, weil uns heute Klassiker im weitesten Sinn zu erstaunlich billigen Preisen dargeboten werden, ohne daß dabei infolge der immer neuen Konkurrenz die Güte der Ausgaben unter dem Preise litte. Klassiker im weitesten Sinn — denn längst ist nicht nur die alte Sechszahl der wirklichen, auf der klassischen Bildung der neuhumanistischen Zeit beruhenden Klassiker überschritten worden, längst sind wir mit solchen Ausgaben bis hart an die Gegenwart und in die Gegenwart hinein gekommen, und schließlich ist heute im buchhändlerischen Sinn ein Klassiker schlechtweg derjenige, von dem schon eine Ausgabe seiner gesammelten Werke in handlicher Form existiert. Insbesondere der Verlag von Max Hesse in Leipzig hat in den letzten Jahren das Gebiet seiner Klassiker-Bibliothek außerordentlich erweitert. Unter den letzten Werken, die er veröffentlicht, steht obenan die Platen-Ausgabe in zwölf Bänden, die Max Koch und Erich Petzet darbringen. Es ist die Krone aller Platen-Ausgaben, alles umfassend, was Platen veröffentlicht hat, und sehr vieles von dem, was bisher in den Handschriftenschätzen, zumal der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, verschlossen war. Diese Arbeit am noch Ungedruckten ist besonders dem Epiker Platen zugute gekommen, von dem neben den längst bekannten Werken hier eine ganze Reihe sehr wichtiger Bruchstücke von zum Teil beträchtlichem Umfang dargeboten wird. Kurz und gut, es ist eine für die literarhistorische Forschung unentbehrliche Ausgabe, deren ganze Anordnung und Einteilung doch auch dem bloßen, wissenschaftlicher Zwecke entbehrenden Genuß volle Befriedigung bietet. Max Kochs Einleitung löst sehr glücklich das Problem, die besondere unglückliche Veranlagung des Menschen ohne jede Unzartheit, aber auch ohne jede falsche Retouche begreiflich zu machen. Auch die Klippe der Überschätzung wird ziemlich glücklich umschifft. Besonders wertvoll ist Erich Petzets chronologische Übersicht sämtlicher Werke Platens am Schluß der ganzen Ausgabe. — Im Zusammenhang mit seiner neuen Schiller-Ausgabe veröffentlicht derselbe Verlag unter dem Titel „Aus Schillers Werkstatt" die dramatischen Pläne und Bruchstücke des Dichters mit Einleitungen und verbindendem Text von Georg Witkowski. Die Einkleidung der größeren und kleineren Fragmente bis zu Schnitzeln herunter erscheint mir, wie sie Witkowski hier vollbracht hat, geradezu vorbildlich, weil sie ein ununterbrochenes Lesen ermöglicht, ohne doch im einzelnen der philologischen Treue des Abdrucks irgendwie zu entbehren. — Im gleichen

Verlage gibt Otto Weltzien mit einer leider sehr dürftigen und von dem Wesen des Dichters kaum etwas wirklich darstellenden Einleitung Melchior Meyrs Erzählungen aus dem Ries in vier Bänden heraus. Besser wäre es gewesen, Meyrs tüchtige Erzählungen einfach wieder abzudrucken. Mich wundert, daß es den Herausgeber nicht gereizt hat, Meyr literarhistorisch darzustellen, sein Verhältnis zu Auerbach und Gotthelf — er steht Auerbach näher als dem Schweizer — klarzulegen. — Erstreckt sich somit das Verdienst an der Meyr-Ausgabe lediglich auf die billige Darbietung des Textes selbst, so stellt sich die Milton-Ausgabe Hesses von Professor Dr. Hermann Ullrich auch durch ihre Einleitung und ihren Apparat als eine sehr wertvolle Gabe dar. Eine eindringende, mit großer Liebe geschriebene Einleitung, eine wertvolle Bibliographie der Schriften Miltons, derer über ihn und seiner deutschen Übersetzungen — das alles geht den Werken voraus. Diese umfassen das verlorene und das wiedergewonnene Paradies, die Tragödie „Simson, der Kämpfer" und ein Bändchen Gedichte. Die Übersetzungen stammen zum Teil vom Herausgeber, zum Teil (insbesondere für die beiden Paradiesdichtungen) von Bernhard Schuhmann, zum Teil von Alexander und Immanuel Schmidt. — Gleichfalls aus englischem Umkreis stammen die neuen neun Bände, die Hesse seiner von Richard Zoozmann besorgten Dickens-Ausgabe nachsendet — sie ist nun in sechzehn Bänden fertig geworden. Die neue Serie bringt u. a. den „Nicolaus Nickelby", „Dombey u. Sohn", „Bleakhaus" und „Zwei Städte". — Das Deutsche Verlagshaus Bong u. Co. in Berlin gibt innerhalb seiner „Goldenen Klassiker-Bibliothek" eine neue Ausgabe von Anastasius Grüns Werken. Sie ist dadurch verdienstlich, daß sie neben den Dichtungen und literarischen Aufsätzen Auerspergs eine große Anzahl seiner politischen Reden und Kundgebungen mitteilt. Außerdem hat der Herausgeber, Eduard Castle, für die Volkslieder aus Krain, die Grün übersetzt hat, den slowenischen Schriftsteller Ivan Prijatelj herangezogen, wodurch dieser Neudruck einen besonderen Wert erhält. Merkwürdig ist mir in Castles Einleitung, daß ihr so ganz eine warme ästhetische Neigung für den Dichter abgeht, ein Etwas, das doch der besitzen sollte, der uns einen Poeten in neuem Gewande wieder nahezubringen beabsichtigt. Jene Klippe der Überschätzung kann man doch wohl vermeiden, ohne den Abstand so weit zu wählen, daß dem Lesenden die blutwarme Verbindung zwischen dem Dichter und seinem Darsteller nirgends erkennbar wird. — Alle diese Ausgaben zeichnen sich auch durch einen außerordentlich billigen Preis aus. Etwas teurer sind diejenigen des Verlags von Paul Cassirer in Berlin, wohl deshalb, weil Cassirer abgelegenere Autoren wählt, für die er auf kein so großes Publikum rechnet. Er hat zwei sehr verdienstliche Ausgaben gebracht: zunächst Georg Büchners gesammelte Schriften in zwei Bänden mit einer guten Einleitung von Paul Landau und einer hübschen Anzahl höchst charakteristischer Briefe, die freilich schon gedruckt, aber nur noch schwer erhältlich waren. Es ist mit ein Verdienst dieser sehr dankenswerten Ausgabe, daß „Dantons Tod" in diesem Jahr in Hamburg auf die Bühne kam; in Berlin will man nun auch das Fragment „Wozzeck" spielen. Das Novellenfragment „Lenz" führt uns zu einer zweiten Veröffentlichung des Cassirerschen Verlages, den Gesammelten Schriften von Jacob Michael Reinhold Lenz, die Ernst Lewy in vier Bänden herausgibt. Diese Ausgabe ist vielleicht noch notwendiger als die Büchners, für den wir ja immer die von Franzos hatten — was wir von Lenz-Ausgaben besaßen, war für weitere Kreise entweder zu dürftig oder zu umfangreich. Hier werden uns alle wesentlichen Dramen, ein schmaler Band Gedichte, die Lustspiele nach Plautus, eine Auswahl aus dem von Weinhold veröffentlichten dramatischen Nachlaß und ein starker Band Prosa, Erzählungen und Aufsätze, vorgelegt. Zu beklagen ist

nur, daß die biographische Einleitung durchaus ungenügend ist. Ich verstehe nicht, wie Lewy sich den so dankbaren problematischen Stoff so ganz hat entgehen lassen können. — Nach dem problematischen Stürmer und Dränger der feste Mann der Praxis, der Dichter und Ingenieur, der Organisator und Schriftsteller Max Eyth. Seine Gesammelten Schriften werden von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart in sechs starken, vortrefflich ausgestatteten Bänden dargeboten mit Einleitungen von Conrad zu Putlitz und andern, Eyth vertrauten Persönlichkeiten. Ich brauche hier, wo ich des öfteren auf die Bedeutung dieses insbesondere auch unsere Jugend sehr nahe angehenden Schriftstellers hingewiesen habe, nicht viel darüber zu sagen; es ist auf jeder Seite Leben in diesen Bänden und noch dazu ein Leben, das uns ganz unmerklich und mit großer Energie aus dem stillen Deutschland des Schwabenwinkels bis in unsere Zeit und weit über die Meere führt. Eyths vortrefflicher, tragisch-humoristischer, historischer Roman „Der Schneider von Ulm" wird überdies von demselben Verlage in einer billigen Volksausgabe vorgelegt. — Da ich schon bei billigen Büchern bin, füge ich noch einiges an, dessen Anzeige den „Grenzboten"-Lesern willkommen sein wird. Der Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt in München veröffentlicht in seinen keines Lobes mehr bedürfenden Büchern der Rose zum bekannten Preise von 1,80 Mark ein zweites Buch der „Ernte" aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik, wiederum von Will Vesper verständnisvoll und fein gewählt. Hoffentlich gibt ein drittes Buch dem Herausgeber Gelegenheit, auch einigen bisher übergangenen Dichtern gerecht zu werden, vor allem Ferdinand von Saar, Hans Hopfen und vielen Lebenden, wie Tielo und Agnes Miegel. — Bei Max Hesse ist ein neuer Band der Meisternovellen neuerer Erzähler erschienen, er umfaßt Werke von Arminius, Böhlau, Ganghofer, Handel-Mazetti, Paul Keller, Lagerlöf, Lienhard, Löwenberg, Schmitthenner, Schönaich-Carolath, Seeliger und Zahn und kostet bei seinen sechshundert Seiten mit sechs Bildnissen und einer Einleitung von Richard Wenz, gut in Leinen gebunden, nur 3 Mark. — Endlich sei noch eine neue Übersetzung von Coopers Lederstrumpf-Romanen hervorgehoben, die Richard Zoozmann bei Max Hesse hat erscheinen lassen, fünf handliche, hübsche Bände. Nach den vielen Verballhornungen dieser einst von der ganzen Welt verschlungenen Werke ist es gewiß verdienstlich, sie in gereinigter Form wieder zu bringen — nur habe ich mich beim Lesen des Gefühls nicht entschlagen können, daß Zoozmann ruhig kräftige Striche hätte machen dürfen, um diese recht langatmigen Erzählungen, deren Reiz an sich durchaus nicht verblichen ist, ein wenig zu beschwingen. Heinrich Spiero

Vom „Wandsbecker Boten", Bilder zu Matthias Claudius. (Hamburg, Schloeßmann, 1910. Geb. 5 M.) Unter diesem Titel hat Rudolf Schäfer, dessen Kunst weiten Kreisen besonders durch seine Zeichnungen zu Paul Gerhards Liedern und seine Schmuckausgabe des Sächsischen Gesangbuches bekannt und lieb geworden ist, seinen Freunden eben eine neue prächtige Gabe beschert, die als schönstes Weihnachtsbuch für das deutsche Haus bezeichnet werden kann. Wer Schäfer schon kennt, wird mit Freuden nach seinem neuen Werke greifen und sich im voraus denken können, welch schönen Zusammenklang die fromme und fröhliche Kunst Schäfers grade mit der feinen, tiefen Einfalt der Worte des „Wandsbecker Boten" geben muß; wem der Künstler noch unbekannt ist, dem sei nur gesagt, daß es sich lohnt, mit ihm vertraut zu werden. So wenig er die Meister, denen er nachfolgt, verleugnet, so sehr ist er „selber einer". G. W.

Kunstgenüsse. Für unsere Zeit ist eine soziologische Erscheinung charakteristisch und leider auch von tiefgehender Bedeutung: die Kunstmüdigkeit des Publikums. Dies auszusprechen deucht manchem vielleicht ein Paradoxon, weil er der Hochflut der Theatergründungen und verwandter, immer mehr spezialisierter Institute gedenkt. Es liegt nun auch nicht so, daß die Neigung zur Kunst — und es soll hier im besondern nur vom Drama und von der Oper gesprochen werden — geschwunden oder im Schwinden sei. Vielmehr: Drama und Oper und die mannigfachen Verschmelzungen beider Kunstarten werden vom Geiste der Zeit in Bahnen gepeitscht, die abseits ihres ursprünglichen Wesens führen. Der Geist der Zeit aber ist, konkret angeschaut, immer das, was wir „Publikum" nennen.

Nur ein in der Soziologie und Literaturgeschichte naiver Betrachter wird sich etwa unsere sogenannte zweite Blütezeit im achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert so vorstellen, als ob damals die Begeisterung für die höchsten Ziele der Kunst und ihrer augenblicklichen Schöpfungen allgemein gewesen sei. Sie war nicht anders, jene Zeit, wie jede. Die Aufführungen Goethescher und Schillerscher Dramen bedeuteten an Zahl und „Erfolg" nicht allzuviel neben dem Publikumstriumph Schröderscher, Ifflandscher und Kotzebuescher Stücke. Der am meisten gelesene Romanschriftsteller war nicht Wolfgang von Goethe mit dem „Wilhelm Meister" oder den „Wahlverwandtschaften", sondern August Heinrich Julius Lafontaine mit seinen pikant-sentimentalen Gefühlsfälschungen und später Clauren, der Priester dumpfiger Parfümsinnlichkeit (man könnte heute sagen: Sekundanersinnlichkeit).

Aber eins war doch anders. Das Unterscheidungsvermögen für die Wertabstufungen der einzelnen dramatischen oder opernhaften Schöpfungen war bei dem Publikum des achtzehnten Jahrhunderts in viel höherem Maße verbreitet. Es gab eine Bildungsschicht, die mit Vergnügen Johann Heinrich Voß und den „Wandsbecker Boten" Mathias Claudius neben Goethes Balladen und Römischen Elegien las; aber sie war sich bewußt, wer ihren künstlerischen Instinkten Tieferes, Zeitloseres bot. Und das Publikum, das im Weimarer Hoftheater Ifflands „Jäger" am Dienstag beschluchzte, senkte am Donnerstag mit bewußtem Schauer die Häupter vor dem Gewitterrollen der Wallenstein-Tragödie.

Ich behaupte aber, daß die Mehrzahl der Gebildeten von heute wohl noch einen Unterschied in der Gattung, aber kaum noch im Werte empfindet. Daß sie in einem Stück von Hauptmann, Schmidtbonn, Eulenberg, Stucken sich ebenso „amüsieren" wie in einem Schlafkammerschwank von de Flers und de Caillavet. Daß ihnen für ihren Zweck („Vergessen des täglichen Ärgers" oder so ähnlich heißt er ja wohl) Wagners „Ring" ebenso nutzbar ist wie eine Revue mit Balletts, Zirkustricks und Chansonetten. (Vorausgesetzt, daß der Kritiker nicht ihre noch vom Abend vorher feixenden Lachmuskeln zu einer verachtungsvoll abwehrenden Grimasse erstarren läßt durch die Feststellung: „es sei nichts gewesen".)

Das Traurige ist also nicht, daß der größte Prozentsatz aller theatralischen (oder weiter: mimischen) Aufführungen bestritten wird von dem französischen Ehebruchsschwank, dem Varieté mit Lustspielcharakter, der wenigstens in der Handlung meist sinnlosen und künstlerisch wertlosen Operette, der dramatischen „Revue" mit lebemännischem Tingeltangelhintergrund und nicht zuletzt den kaninchenhaft sich vermehrenden kinematographischen Theatern „höheren Stils"; sondern das ist das Gefährliche, deutlich zu Bekämpfende, daß alle diese Dinge das künstlerische Drama zu ersetzen beginnen. Wir stürzen in einen Strudel der künstlerischen Wertmischung. Das Varieté bringt in die Komödie, Rinaldo-Romantik in die Tragödie, der Zirkus okkupiert die Pantomime, Operettenmotive siedeln sich in

dem an, was man heute „Lustspiel" heißt, talentierte Schauspieler irrlichterieren zwischen der ernsten Bühne und den Brettern, auf denen man nur „Amüsement", nur „Sensation" erheischt, hin und her (Schildkraut) oder erniedrigen den gespielten Text zu Scheinwerfern ihres persönlichen Temperaments (Ferdinand Bonn). Die lebenden dramatischen Autoren werden fortgerissen in diesem Eisgang aller theatralischen Kunstscheidungen und erlahmen nach ein paar schmerzvollen Stößen gegen den Strom. Dann suchen auch die Besten ihre Motive (sagt man nicht „Tricks"?) nach dem aus, was der Speisezettel der Saison verlangt, gleichgültig, welcher Schublade der großen Trödeltruhe „Kunst" sie entnommen werden.

Diese ganze Entwicklung hat nichts mit ethischen Erwägungen zu tun. Die Unterhosen- und Dessous-Komödien, die Varietés, die Kientöppe, die Revuen und Ausstattungspantomimen — alles das ist schließlich auch geworden und hat sein Recht auf Leben. Daß aber das Publikum durch eine gute Aufführung des Grillparzerschen Lustspiels „Weh dem, der lügt" sich im Grunde für den kommenden Arbeitstag ebenso innerlich „aufgebügelt" fühlt, wie am nächsten Abend durch einen Coupletschlager im Metropoltheater — das ist das Beklagenswerte. Damit ist jedoch nur der Exponent einer Kulturerscheinung festgestellt, ohne daß wir des Übels Wurzel so erkannt hätten, daß wir ihr zu Leibe gehen können.

Ein kleiner, müheloser Gedankenspaziergang hat uns dahin geführt, wo ein hallendes Echo unserer Zeit: „Die Erziehung zur Kunst" zum sinnlosen Geräusch wird. Die Kultur einer Epoche bewegt sich auf der Diagonale zwischen dem Wünschen und Können der Allgemeinheit und den Offenbarungen der in dieser Epoche wirkenden genialen Einzelpersönlichkeiten. Wenn uns nun eine Kultur-Emanation wie das „Theater" im weitesten Sinne der Kulturlosigkeit entgegenzutreiben scheint, so wird die Frage, ob die Menge kulturlos sei und daher keinen nährenden Boden für das Talent, das Genie bilde, oder ob die produktiven Künstler selbst die Masse der Nur-Aufnehmenden hinabführe statt empor — diese Frage wird nicht ohne weiteres zu entscheiden sein. Das aber darf für den nötigen Kampf als erste Erkenntnis vorangetragen werden: daß die Menge aus den schmetternden Kulturfanfaren, die von zahllosen Türmen in sie hineingeblasen werden, das Wichtigste noch nicht mit dem Geiste, geschweige mit den Sinnen erfaßt hat: die dem natürlichen Menschen angeborene Fähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Karlernst Knatz

Ein Dichtergemüt

(Ein Beitrag zur Pathologie der Poetiaſis)

Kaum gibt es ein erbarmungswürdigeres Opfer eigener Narrheit, einen Ritter traurigerer Geſtalt, als den Helden jener uralten Tragikomödie vom „Poète imaginaire“, die trotz ihrer Betagtheit immer noch ihres Molières harrt. Der ſkrupelloſe Verleger, der wie ein Geier an dieſem verſtörten Herzen frißt, mäſtet ſich ja oft genug an der Legion troſtloſer Dichterlinge. Und ſo ein Papierſilo und Verswarenhaus wirft zuweilen auf einmal ganze Schubkarren von Gedichtbänden auf den Schutthaufen der Redaktionen. „Zur gefälligen Beſprechung.“ Harmloſe Irre ſoll man an ſich in Frieden laſſen und nicht ernſt nehmen. Erſt dann fängt die Sache an bedenklich zu werden, wenn ihr dreiſtes Auftreten, ihre ſelbſtgefällige Geniepoſe und eine gewiſſe geſchickte Mache die Gefahr mit ſich bringen, daß ſie von anderen ernſt genommen werden und mit dazu beitragen könnten, das Kulturniveau herabzudrücken. Dann mag man einen ſolchen Fall als typiſch herausgreifen und brandmarken. Aber man ſoll darüber auch nicht vergeſſen, aus jeder Blüte Honig zu ſaugen und die unfreiwilligen Humore eines ſolchen Parnaſſauers therapeutiſch für die Mitmenſchen zu verwerten.

Denn dieſe unfreiwilligen Humore, die wie der Schatten der ſeligen Friederike Brun durch dies Buch*) huſchen, wirken heilkräftig und verdauungsfördernd. Eine Kraft, die nicht einmal das Böſe will und doch das Gute ſchafft, wird lebendig in dieſen faden und ſeichten Gemeinplätzen, die etwas euphemiſtiſch „Gedanken“ genannt werden. Eine Null wird erſt in dem Augenblick intereſſant, wo ſie ſich bläht. Man paßt geſpannt auf, ob ſie aufplatzen wird. Ein Dichterling erwirbt ſich vollen Anſpruch auf Dank erſt dann, wenn er ſeinen Quark gewiſſermaßen ex cathedra mit Prophetengeſte vom Kothurn in die Lande ruft.

In dieſem Fall ſcheint eine Ausbeutung ſeitens des Verlegers gar nicht einmal vorzuliegen. Die Troſtloſigkeit der Dichtungen eint ſich aber mit der felſenfeſten Überzeugung des Dichters von ſeiner Sendung zu einer höchſt reizvollen Kakophonie, zu einer Quelle behaglichen und grauſamen Vergnügens. Dieſes Durchdrungenſein von ſich ſelbſt iſt eben unbedingteſtes Mußrequiſit für den äſthetiſchen Wert ſolcher Gedichte. Stünde nicht an der Spitze: „Alle Rechte

*) Hubert Patáky, „Wie ſie träumen, die Gedanken.“ (Gedichte.) Verlegt bei Otto Jonaſſon — Eckermann, Berlin.

strengstens vorbehalten", stünde nicht unter geradezu erschütternden Nichtigkeiten der fußnotpeinliche Vermerk: „Vom Verfasser vertont", schrie nicht aus all dem zusammengeschusterten Zeilengeklingel banalster Art der unverstandene Gram des Einsamen, kein Mensch in aller Welt würde die Sache komisch finden, keiner eine Zeile darüber schreiben. Wer so ein richtiger fridericianischer Poet, ein echter Nachfahre der Kempnerin sein will, der muß es erreichen, daß wir bei seiner Tragik aus vollem Halse lachen können, daß uns aber der Menschheit ganzer Jammer anpackt, will er uns einmal komisch kommen. Es ist erreicht, und die urkomischen Prätensionen dieses Dichters lassen eine gesättigte stille Heiterkeit zurück. „Zyklus" schreibt er großspurig über drei komische Trauerlieder an die tote Geliebte, und der „Zyklus" beginnt:

„In mein Zimmer schaut der Mond,
Traurig, bleich.
Alles, was im Herz mir wohnt,
Sieht ihm gleich."

Aber ihm wohnt offenbar nicht allzuviel „im Herz". Einer über die Maßen rührsamen Kinderweihnachtstragödie gibt er den Untertitel: „Dichterische Skizze". Das schafft dem Ganzen dann gleich eine ganz andere literarische Folie, und man weiß, hier redet ein richtiger Dichter.

„Ach Muttichen, warum darf ich nicht näh'r?
Lieb Muttichen, mich friert so sehr."

„Im Volkston" setzt er über ein anderes Opus, und weiß Gott, es ist nötig, das herüberzuschreiben. Die Sache vollzieht sich nämlich so:

„Ein Wandrer nahm Abschied
Vom lieben Tal
Einmal.
Die Lerche zog südwärts,
Ihr ward's zu kahl
Im Tal."

Robert Johannes würde verständig sein und hier schließen: „aus!" Unserem Dichter fällt das nicht ein. Es ist zum Radschlagen komisch, wie er von sich selbst berichtet, daß er „todeskühn" gegen eine Welt von Tücke, Verrat und Heuchelei zu kämpfen habe, wie sein Geist „stolz und klar" bleibt. Das ist stets Ehrensache bei solchen Dichtern. Zu einem nach Form und Inhalt glänzenden Schilderer des mondänen und demimondänen Großstadtlebens schwingt er sich auf. Irgendwo staut sich eine Menschenmenge:

„Was kann das sein? Ein Unglücksfall?!
O Gott, o Gott, wie gräßlich!
„Feuerwehr!" klingt's wild aus dem Schwall.
„Schutzmann" tönt's unabläßlich."

Gegen die Gräßlichkeit dieses Unglücksfalls ist freilich jede Feuerwehr und der resoluteste Schutzmann wehrlos, und wollten sie auch „unabläßlich" spritzen und dreinhauen. Den Reim weiß er sich auch sonst souverän zu unterwerfen. So singt in einem der höchsteigenhändig vertonten Stücke der „Schwerenöter Spatz":

„Ach, schöne Drossel, hab' mich lieb,
Ach, süße Drossel, pieb! pieb! pieb!"

Da es ein Unding ist, zu liepen, muß man natürlich pieben, was durchaus recht und billig ist. Über das alte und neue Hellas singt der Poet:

„Ach, wie bist du heute anders,
Schönes Ländchen. Doch allein,
Nach solch Vorfahr'n stellt sich meistens
Bei den Enkeln Stumpfsinn ein."

Das erotische Problem findet bei ihm ungeahnte Vertiefung:

„In den Straßen rumzuschlendern,
Nach Belieben Weg zu ändern,
War von je Berliner Art."

„Ein Mädel her! Ob sie schön, ist egal,
Nur schick! Das ist's halbe Leben."

Die „Ehe der modernen Lebewelt" geißelt unser Freund trotzdem mit der Wucht eines zornigen Eiferers:

„Sie lernen sich kennen, er hört, sie hat Geld,
Sie spricht zu den Eltern: „Ach, der mir gefällt!"
— — — — — — — — — — — —
Noch nicht mal neun Monat' hat 's Eh'glück gewährt,
Und dann kommt 's Erzeugnis, — ich find's unerhört!"

Wen wundert das? Solches Erzeugnis wird jeder unerhört finden. Ich bin unverantwortlich ungerecht gewesen zugunsten dieses Dichters, denn ich habe die besten Trümpfe aus der Hand gelassen, und nur ziemlich zufällig einiges herausgegriffen. Wer die tötendsten Lächerlichkeiten erleben will, der lese etwa die Gedichte: „Schlechtes Rendezvous" oder „Kunstkenner", „Seelenschmerz" und anderes. Sie werden, homöopathisch genommen, Feinschmeckern im weichen Nachmittagssessel wohltun. Und aus diesem volkshygienischen Gesichtspunkt heraus ist den Gedichten von Herzen großer Absatz zu wünschen.

Lassen Sie mich Schluß machen, verehrte Festversammlung, mit den schönen Versen, in denen der Begnadete die Lebensadern seines Dichtergemüts als unerhörter Neutöner bloßlegt:

„Ein Dichtergemüt muß Freude und Schmerz,
Den Haß und die Liebe durchspüren;
Muß kämpfen und streben mit mutigem Herz,
Muß stets seine Welt mit sich führen!

Wenn dann auf diesen begnadigten Geist
Die Muse sich niedersenket,
Dann ist er ein Gott, sein Werk es beweist,
Das ewig dem Weltall er schenket!"

Sein Werk es beweist. Es hat sich niedergesenket auf Herrn Dr. James von Bleichröder, dem es „in herzlicher Verehrung gewidmet" ist. Der Ärmste hat augenscheinlich nichts dagegen tun können. Adolf Petrenz-Berlin.

Bücherliste

Supper, Auguste: Holunderduft. München, Süddeutsche Monatshefte. M. 3.50.

Torrund, Jaffy: Ein Kuß aus Versehen und andere Novellen. Essen, Fredebeul & Koenen. M. 4.—.

Schonaich-Carolath, Prinz Emil von: Fern ragt ein Land . . . Auswahl aus seinen Dichtungen. Leipzig, G. J. Goeschen. M. 1.60.

Hansjakob, Heinrich: Der Leutnant von Hasle. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. M. 4.80.

Seidel, Willy: Absalom. Eine Legende. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. M. 3.—.

Weißenborn, H., Bürgermeister in Halberstadt: Die Beteuerung nach dem Wertzuwachs. Berlin, Julius Springer. M. 3.60.

Hauser, Otto: Alt-Wien. Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. M. 5.—.

Groth, Klaus: Briefe an seine Braut. Braunschweig, George Westermann. M. 4.—.

Memoiren der Gräfin Wilhelmine von Bayreuth. 2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag. M. 10.—.

Heine, Heinrich: Briefe. Berlin, Pan-Verlag. M. 3.—.

Meyer, Rich. M.: Goethe und seine Freunde im Briefwechsel. 3. Bd. Berlin, Georg Bondi. M. 6.—.

Schillings, C. G.: Mit Blitzlicht und Büchse. Kleine Ausgabe. Leipzig, R. Voigtländer. M. 5.—.

Ferrero, G.: Größe und Niedergang Roms. 6. Band. Das Weltreich unter Augustus. Stuttgart, Julius Hoffmann. M. 4.—.

Lenaus Werke. Herausgegeben von Carl Aug. v. Bloedau. Goldene Klassiker-Bibliothek. Berlin, Bong & Co.

Ibanez, Blasco: Die Arena. Roman. München, Süddeutsche Monatshefte. M. 3.50.

Wagner, Elin: Die Liga der Kontorfräulein. München, Süddeutsche Monatshefte. M. 2.—.

Angell, Normann: Die große Täuschung. München, Süddeutsche Monatshefte.

Börner, Pauling: Der Winzer Schutzherr. Roman. Karlsruhe, Friedrich Gutsch.

Mann, Heinrich: Das Herz. Novellen. Leipzig, Insel Verlag.

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. 2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag.

v. Thäter, Gottlieb: Meine Feldzugserinnerungen 1870/71. München, C. H. Beck. M. 3.50.

v. Gleichen-Rußwurm, Alex.: Das galante Europa. Geselligkeit der großen Welt. 1600/1789. Stuttgart, Julius Hoffmann. M. 8.50.

Fontane, Theodor: Havelland. Illustr. Ausgabe, herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Lehmann-Haupt, Therese: Komm, es will lenzen. Gedichte. Berlin, Concordia-Verlagsanstalt. M. 2.50.

Nylander, John William: Die Jungen auf Metsola. Leipzig, Georg Merseburger. M. 2.50.

Bode, Wilhelm: Die Lehren Tolstois. München, D. W. Callweg.

v. Wilamowitz-Möllendorf und **B. Niese**: Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer. (Teil II Abt. IV, 1 der Kultur der Gegenwart, herausg. von Paul Hinneberg). Leipzig, B. G. Teubner. M. 8.—.

Dilthey, Wilhelm: Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. M. 5.20.

Verantwortlich George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

245. **Oberlehrer** f. städt. höh. Schul. (Deutsch, Geschichte, Engl., Frz.), April 1911.
249. **Oberlehrerstelle**, kath., 1. 4. 11, Schlesien.
260. **Hauslehrer**, Phil., für 10jähr. Knaben, 1. 1. 11, Neumark.
261. **Hauslehrer**, jüng., ev., 1. 1. 11, Rheinprovinz.
262. **Evang. Hauslehrer**, mus. (1500 M.), 1. 1. 11, Posen.
263. **Hauslehrer**, franz. sprech. bevorzugt, 1. 1. 11, Neumark.
275. **Redakteur**, jüngeren, solid., zuverläss. (Berichterstattg., Stenographie), f. d. lokalen Teil, Württemberg.
276. **Redakteur**, polit., sächs. Verhältn. vertraut, Stenographie erw., 1. 1. 11, Sachsen.
277. **Lokalredakteur**, (Berichterstattg., Stenographie), (120.— M. Gehalt) 1. 1. 11 Pommern.
278. **Hauslehrer**, ev., 1. 1. 11, Schlesien.

B. Für Damen.

225. **Lehrerin**, f. 14jähr. Mädch., Ostern 1911—1912, Sachsen.
236. **Lehrerin**, ev., gepr., erfahren, mit Lateinkenntnissen, z. 1. 1. 11, Schlesien.
238. **Oberlehrerin**, (Englisch) (3600 M.), 1. 4. 11 Posen.
240. **Lehrerin**, gepr., ev., mus., sprachenk., 1. 1. 11.
241. **Lehrerin**, ev., f. Privat-Mädchensch. (ca. 12 Mädch.), Sachsen.
243. **Erzieherin**, gepr., mus., 2. 1. 11, Brandenburg.
244. **Erzieherin**, jung, gepr., mus., 1. 1. 11, Pommern.
254. **Evang. Erzieherin**, f. 3 Mädch., 1. 1. 11, Schlesien.
255. **Geprüfte Erzieherin**, f. 2 Kinder, 1. 1. 11, Hessen.
256. **Feingebildete gepr. Lehrerin**, mus., f. 2 Mädch., Schlesien.
264. **Erzieherin**, ev., f. 2 Kind., mus., 1. 1. 11, Ostpr.
265. **Erzieherin**, ev., geprüft, 1. 1. 11, Posen.
266. **Lehrerin**, ev., f. Mädchenanstalt, 1. 1. 11, Thüringen.
267. **Lehrerin**, ev., geprüfte, mus., sprachenk., 1. 1. 11, Schlesien.
268. **Lehrerin**, ev., geprüfte, 1. 1. 11, Schleswig-Holstein.
269. **Hauslehrerin**, ältere, 1. 4. 11, Holstein.
270. **Erzieherin**, v. 1. 1. bis 1. 4. 11 gef., Thüringen.
271. **Erzieherin**, geprüfte, (gesund, heiter, jung) baid, Thüringen.
272. **Erzieherin**, jüng., ev., gepr., mus., 1. 4. 11, Schlesien.
273. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., 1. 1. 11, Holstein.
274. **Erzieherin**, gepr., ev., (Sprach., Mus., Zeichnen), vorz. Zeugn., 1. 4. 11, Pommern.
279. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., 1. 1. 11, Posen.
280. **Erzieherin**, ev., gepr. (Sprachen, Mus.), 1. 4. 11, Oberschlesien.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Der Übergang der Niederlande zur Schutzzollpolitik und die Frage eines deutſch-holländiſchen Zollbündniſſes

Auch die Niederlande wollen die bisher befolgte Wirtſchaftspolitik aufgeben und Schutzzölle einführen. Denn wie die Thronrede vor den kürzlich eröffneten Staten-Generaal ankündigte, iſt der ſchon im Mai d. Js. von der Regierung in Ausſicht geſtellte Entwurf eines neuen Zollgeſetzes nunmehr fertiggeſtellt, ſo daß er noch vor Weihnachten den Kammern vorgelegt werden kann. Über die einzelnen Abänderungen wird allerdings noch tiefes Geheimnis bewahrt. Aber wer die ſchon 1901 in den Niederlanden eingeſetzten Beſtrebungen zwecks Neuordnung der Handelspolitik verfolgt hat, kann keinen Augenblick darüber im Zweifel ſein, daß es ſich durchweg um ziemlich beträchtliche Erhöhungen der meiſten Poſitionen handelt, und was für uns noch wichtiger iſt, daß Holland feſt entſchloſſen iſt, den auf dem Boden des Freihandels ſtehenden Zolltarif durch einen ſolchen des Schutzes der nationalen Arbeit abzulöſen.

Wie ſchon erwähnt, iſt die Handelspolitik der Niederlande freihändleriſch, und zwar ſeit 1850. Von 1815 bis 1830 hatten die entgegengeſetzten Strömungen die Oberhand, da die während der napoleoniſchen Kontinentalſperre in dem mit Holland noch vereinigten Belgien zum Teil künſtlich ins Leben gerufene Induſtrie im Wettbewerb mit England ohne Schutzzölle nicht auszukommen glaubte. In Holland wußte man noch 1830 indes keinen beſtimmten Weg in der Handelspolitik einzuſchlagen, und erſt nach langem Schwanken erklärten ſich die Kammern im Intereſſe des Zwiſchenhandels durch die Geſetze vom 8. Auguſt 1850 für das Freihandelsſyſtem. Alle Rohſtoffe ſollten zollfrei eingehen, die Halbfabrikate mit einem Zoll von 2 bis 3 Prozent ihres Wertes

belegt werden und die Ganzfabrikate mit 5 bis 6 Prozent. Von den Ausfuhrzöllen blieb der auf Lumpen jedoch noch bis 1862 im Interesse der einheimischen Papierfabrikation bestehen. Als jedoch die meisten europäischen Staaten in den siebziger Jahren eine neue handelspolitische Richtung einschlugen, machten die Niederlande nicht mit, sondern bekannten sich vielmehr 1877 durch einen noch liberaleren Tarif zu den alten Anschauungen, indem von 131 Positionen 31 gestrichen wurden. Ja, 1892 konnten zwei der Regierung nahestehende Schriftsteller noch behaupten, es sei nicht wahrscheinlich, daß die Niederlande ihre freihändlerische Gesetzgebung in protektionistischem Sinne abändern würden, da die Freihändler in der Zweiten Kammer wie in Handelskreisen allzu stark vertreten seien*). Aber die Verhältnisse haben sich auch in den Niederlanden geändert. Schon in den ersten Monaten seines Bestehens verkündigte das konservative Ministerium Kuijper durch die Thronrede vom 17. September 1901 vor den Staten-Generaal, daß die sozialen Reformen nur durch höhere Staatseinkünfte möglich seien und in erster Linie eine Revision des Zolltarifs angestrebt werden müsse, bei welcher zugleich der Schutz der nationalen Arbeit zu erhöhen wäre**). Allein der den Kammern in diesem Sinne am 1. März 1904 vorgelegte Entwurf eines neuen Zollgesetzes wurde, da das Ministerium 1905 gestürzt wurde, nicht Gesetz, und erst die neuen Wahlen von 1909 brachten der Rechten wieder eine solche Mehrheit, daß die Liberalen auf Jahre hinaus von der Regierungsfähigkeit abgedrängt zu sein scheinen. Die neue Regierungspartei nahm unverzüglich ihr früheres schutzzöllnerisches Programm wieder auf, und ihr nahestehende Blätter wußten zu melden, daß ein Zolltarif geschaffen werden solle, der einen radikalen Bruch mit dem bisherigen Freihandelssystem bedeute. Die Ankündigung des Entwurfs eines neuen Zollgesetzes durch die Thronrede vom 20. September d. Js. kommt demnach nicht überraschend.

Da der deutsch-niederländische Warenaustausch einen ziemlichen Umfang hat und die Holländer mit keinem anderen Staate einen solch lebhaften Handelsverkehr unterhalten wie mit uns, haben beide Länder schon frühzeitig ein entsprechendes Abkommen geschlossen. Der jetzt bestehende deutsch-niederländische Handels- und Schiffahrtsvertrag stammt bereits aus dem Jahre 1851 (31. Dezember) und ist in vieler Hinsicht veraltet, da es Preußen in diesem wie in so manchen anderen Verträgen der damaligen Zeit nicht gelang, auch nur seine berechtigtsten Wünsche durchzusetzen. Aber man muß aus den Verhältnissen heraus diese Tatsachen erklären. Die Bemühungen Schwarzenbergs, Österreich in den Zollverein aufzunehmen und ihm die Führung zu übertragen, die scharfe Frontstellung der schutzzöllnerischen Südstaaten gegen das freihändlerische Preußen, dazu die mangelnde Macht und Einheit des Zollvereins überhaupt: das alles sind erklärende Ursachen dafür, daß bei Handelsvertrags-

*) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 49, S. 253 (de Réus und Endt).

**) Volkswirtschaftliche Chronik der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 1901, S. 377 und 1904, S. 167.

verhandlungen mit dem Auslande nicht viel erreicht wurde. Aber direkt ungünstig ist der deutsch-niederländische Handelsvertrag keineswegs; vielleicht hatte Preußen bei ihm unter allen damaligen Verträgen die glücklichste Hand, und die beiden hauptsächlichsten Bestimmungen sind heute nach wie vor von hohem Werte. Dies gilt erstens von den die Rheinschiffahrt betreffenden Vereinbarungen, welche den größten Teil des Vertrages ausmachen und in Art. 16 Abs. 6 bestimmen*), daß „die Schiffe des Zollvereins sowie ihre Ladungen in den Niederlanden gänzliche Freiheit genießen sollen von jeder anderen Abgabe oder Gebühr, die jetzt besteht oder in Zukunft angeordnet werden möchte". Im Anschluß an diesen Wortlaut ist die Abgabenfreiheit dann bekanntlich außerdem noch in der revidierten Rheinschiffahrtsakte vom 17. Oktober 1868 zwischen Preußen, Hessen, Baden, Bayern, Frankreich (Elsaß) und den Niederlanden ausgesprochen worden. Da die deutsche Regierung die Wiedereinführung von Schiffahrtsabgaben auf dem Rhein plant, müßte der Vertrag vom 31. Dezember 1851 ohnehin abgeändert werden, was auf keine weiteren Schwierigkeiten stoßen würde, wenn nicht die den Charakter eines „ewigen" Staatsvertrages tragende Rheinschiffahrtsakte bestände. Denn der deutsch-niederländische Handelsvertrag sieht in Art. 35 eine einjährige Kündigungsfrist vor.

Die zweite noch heute sehr wertvolle Vereinbarung des Handelsvertrages von 1851 ist die über die beiderseitige Meistbegünstigung (Art. 29 bis 33), welche sich auch auf den Handel zwischen Deutschland und den niederländischen Kolonien erstreckt. In dieser Hinsicht ist vereinbart worden, daß die Schiffe des Zollvereins und deren Ladungen in den niederländischen Kolonien auf demselben Fuße wie die Nationalschiffe und deren Ladungen behandelt werden sollen, und und zwar ohne Rücksicht darauf, woher die Schiffe oder deren Ladungen kommen oder wohin diese bestimmt sind (Art. 31). Nur die Küstenschiffahrt in den Schutzgebieten bleibt den Fahrzeugen des Mutterlandes vorbehalten. Dagegen sollen die Waren der Zollvereinsstaaten „weder andere noch höhere Abgaben entrichten als diejenigen, welche die gleichartigen Erzeugnisse irgendeiner anderen meistbegünstigten Nation jetzt und in Zukunft zu entrichten haben". Ja, der Vertrag sieht sogar vor, daß die Waren der Zollvereinsstaaten in Holländisch-Westindien unter allen Umständen denen des Mutterlandes gleichgestellt werden sollen und in Ostindien auch dann, wenn sie von einem niederländischen Hafen aus direkt nach dort verschifft werden, also Güter des Durchgangsverkehrs sind (Art. 32). Ein derartiges Zugeständnis eines kolonisierenden Staates ist für die heutige Zeit etwas ganz Außergewöhnliches. Auch damals mußte es noch allgemein überraschen, da die Niederlande noch 1847 versucht hatten, den ganzen Kolonialhandel staatlich zu monopolisieren, also die merkantilistische Auffassung über den Zweck der Kolonialpolitik von neuem in die Praxis umzusetzen. Und doch war ein solches Entgegenkommen der Kolonialmächte für die Anschauungen der fünfziger und sechziger Jahre nichts Außergewöhnliches.

*) „Gesetzsammlung für die Königlich Preußischen Staaten", 1852, S. 145 bis 172.

Auch Großbritannien machte Belgien und Preußen 1865 dasselbe Zugeständnis, da die Verträge mit beiden Staaten die auf ausdrückliches Verlangen Englands hin aufgenommene Klausel enthielten, daß die Waren der Vertragsstaaten in den britischen Besitzungen in Übersee nicht schlechter behandelt werden sollten als die gleichartigen des Mutterlandes. Allein die Verhältnisse haben sich verändert, und 1897 erfolgte die Kündigung des englisch-belgischen und englisch-deutschen Handelsvertrages lediglich jener Klauseln wegen. Ob wir deshalb beim Abschluß eines neuen Vertrages ein derartiges Zugeständnis von den Niederlanden wiedererlangen, ist doch sehr zweifelhaft, besonders da das Deutsche Reich seitdem ebenfalls in die Reihe der Kolonialstaaten getreten ist und Holland das gleiche Recht für seine Waren und Schiffe im Verkehr mit unseren Kolonien fordern dürfte. Wenn das Deutsche Reich den Handelsvertrag mit den Niederlanden, der nur in Form eines Tarifvertrages zustande kommen kann, auch auf seine Schutzgebiete ausdehnte, wird es nicht umhin können, bei dem Abschluß späterer Verträge die Kolonien ein für allemal an den Rechten der Handelsverträge teilnehmen zu lassen. Jedenfalls werden unsere Unterhändler alles vermeiden müssen, was die jetzige zollpolitische Gleichstellung deutscher Waren und Schiffe in den niederländischen Kolonien mit den Waren und Schiffen des Mutterlandes irgendwie gefährden könnte.

Der Spezialhandel Deutschlands mit Holland und den holländischen Kolonien gestaltete sich in den letzten Jahren (in Millionen Mark) wie folgt: Es betrug die

Einfuhr aus	1899	1904	1907	1909
den Niederlanden	197	212	228	253
den niederländischen Kolonien .	63	100	188	186
Zusammen:	260	312	416	439
Ausfuhr nach	1899	1904	1907	1909
den Niederlanden	321	410	452	454
den niederländischen Kolonien .	21	28	44	41
Zusammen:	342	438	496	495

Hiernach ist unsere Einfuhr aus den Niederlanden und den niederländischen Kolonien in den letzten zehn Jahren um 179 Millionen Mark oder 69 Prozent gestiegen, unsere Ausfuhr nach dort um 153 Millionen Mark oder 45 Prozent. Bezeichnend an der Einfuhr ist, daß sie überwiegend aus Erzeugnissen der Landwirtschaft und Fischerei besteht, während sich die Ausfuhr außer Kohlen vornehmlich aus Fertigfabrikaten der Eisen- und Textilindustrie zusammensetzt. Wenn demnach jetzt die Niederlande Zölle zum Schutze der nationalen Arbeit einführen wollen, werden sie die Hoffnung haben, sich vom Bezuge ausländischer Halb- und Fertigfabrikate möglichst unabhängig zu machen. Allein Holland wolle nicht vergessen, daß es für seine Fabrikate nur einen verhältnismäßig kleinen Inlandsmarkt hat und deshalb auf die Ausfuhr angewiesen ist, wenn es durch den Übergang zum industriellen Großbetrieb sich wettbewerbsfähig erhalten will. Eine Ausfuhr nach Deutschland und Belgien wird durch hohe Zollmauern sehr erschwert, der englische Markt dürfte die längste Zeit ohne

Zollschutz gewesen sein, und die Aufnahmefähigkeit in den eigenen Kolonien ist wegen der Bedürfnislosigkeit und mangelnden Kaufkraft der allerdings zahlreichen Bevölkerung (rund 38 Millionen) gering. Wenn Holland entgegen allen Wandlungen der europäischen Handelspolitik in den letzten Jahrzehnten dem Freihandel treu geblieben ist, um seinem lebhaften Zwischenhandel keinen Abbruch zu tun, dann haben diese Gründe auch jetzt noch dieselbe Bedeutung wie früher. Man muß nur einmal die Richtungen des Rotterdamer Handelsverkehrs näher untersucht haben, um zu erkennen, daß die Spedition bedeutsamer ist als der Eigen- (Aktiv-) Handel, und es kann nicht geleugnet werden, daß selbst der mäßigste und liberal gehandhabteste Zoll dem Durchgangsverkehr stets Umständlichkeiten und Kosten bringt. Da aber Getreidezölle unabwendbar Lohnsteigerungen im Gefolge haben, liefen Rotterdam und Amsterdam Gefahr, ihren alten Ruf als billige Häfen zu verlieren. Deshalb sind vor allem die Handelskreise freihändlerisch gesinnt, während die Landwirte und gewerblichen Arbeiter für Schutzzölle eintreten.

Allein die holländischen Handelskreise sind nicht nur freihändlerisch gesinnt, sondern sie werden auch in allen ihren handelspolitischen Erwägungen von dem Gedanken getragen, mit dem benachbarten Deutschen Reiche wirtschaftlich in gutem Einvernehmen zu leben. Die Überlegenheit des Verkehrs mit Deutschland ist so stark, daß sie dem Außenhandel des Königreichs geradezu den Stempel aufdrückt *). Wenn auch der Verkehr Hollands mit Belgien und Großbritannien bedeutende Ziffern aufweist, so reicht er an die des deutsch-holländischen Warenaustausches nicht heran. Man verschließt sich deshalb in den Niederlanden auch nicht der Erkenntnis, daß jede Mißstimmung in den handelspolitischen Beziehungen zwischen beiden Ländern für Holland die nachteiligsten Folgen haben würde. Schon der Bau des Dortmund—Ems-Kanals hat im Königreiche stark beunruhigt, da der deutsche Verkehr nach den eigenen Nordseehäfen dadurch abgelenkt werden könne. „Ist Deutschland nicht mehr das Hinterland von Holland," schreibt E. Francke**), „dessen wirtschaftliches Gedeihen in hohem Maße durch dies (gute handelspolitische) Verhältnis bedingt ist, so verlieren die Niederlande nicht nur ihren wichtigsten Lieferanten, sondern auch ihren besten Kunden. Für uns wäre ein solches Zerwürfnis vielleicht recht schmerzlich, für den Nachbarstaat aber wäre es geradezu ein tödlicher Schlag."

Aus solchen Umständen heraus erklärt es sich, daß eine wirtschaftliche Vereinigung der beiden Länder schon frühzeitig zur Erwägung stand, und das um so mehr, als sich die beiderseitigen Produktionen mehr ergänzen als Konkurrenz bereiten. Nach der Lostrennung Belgiens von Holland kam ein Anschluß der Niederlande an den deutschen Zollverein nur wegen der Abneigung des

*) Auf einen zahlenmäßigen Nachweis hierfür müssen wir leider verzichten, da die einzig hierfür in Betracht kommenden Quellen holländischen Ursprungs sind und diese als die fehlerhaftesten unter den gleichartigen handelsstatistischen Aufstellungen der größeren Handelsstaaten gelten.

**) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 90, S. 234.

Königs nicht zustande. Trotzdem griff Friedrich List in seinem „Nationalen System der politischen Ökonomie" 1841 den Gedanken von neuem auf und verglich in seiner drastischen Sprache Deutschland ohne Holland mit einem Hause, „dessen Türe einem Fremden gehört" *). Einen bedeutsamen Umfang nahm die Diskussion über die Zollvereinsfrage jedoch erst in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an, als der politische Horizont Ereignisse zeigte, welche imperialistischen Charakter trugen und den Holländern zu denken gaben, daß auch sie in fernen Meeren ein Kolonialreich von hohem Werte besitzen. Wir meinen den Jameson-Einfall, den Krieg der Vereinigten Staaten gegen Spanien und den Burenkrieg. In weiten Kreisen der Niederlande ließ man die politischen Bedenken fallen, welche bis dahin einem Zollbündnis entgegengestanden hatten und dahin gingen, daß ein wirtschaftlicher Anschluß an das Deutsche Reich notwendigerweise einen politischen nach sich ziehen würde. Trotzdem an der nach ihrem Ausgangspunkt benannten „Haager Bewegung" hervorragende Politiker, Staatsmänner, Gelehrte und Volksvertreter standen, hat sie doch niemals amtlichen Charakter angenommen. Denn außer den politischen Gründen wirkten solche wirtschaftlicher Natur mit, insbesondere der Wunsch Hollands, bei seiner Freihandelspolitik zu bleiben, um dem Zwischenhandel keinerlei Hemmnisse entgegenzusetzen. Andere Stimmen hielten die wirtschaftlichen Ursachen jedoch nicht für so ausschlaggebend. So schrieb beispielsweise der „Haagsche Courant" im Juni 1899, daß die aus einem deutsch-holländischen Zollvereine entspringenden Vorteile in „einer größeren Sicherheit für unsere (d. h. holländischen) Kolonien, in einem ausgedehnteren Arbeitsfelde für unsere Industrie infolge der Erleichterung der Zollschwierigkeiten, die dem deutsch-holländischen Warenaustausche entgegenstehen," beständen und daß die Minister, welche einen solchen Zollverein abschließen würden, ein erhabenes Werk für Holland vollbrächten.

Auch auf deutscher Seite hat man sich mit der Angelegenheit beschäftigt. Namentlich haben die Alldeutschen den Vereinigungsplan aufgegriffen**), auf dessen Kundgebungen hier aus Platzmangel jedoch nicht eingegangen werden soll. Daneben haben Gelehrte von Ruf die Frage einer näheren Betrachtung unterzogen. So vor allem Sartorius von Waltershausen***), der für beide Länder in einem Zollbündnis große Vorteile sieht, und Anton †), der auch auf die sich aus einem Zollverein ergebenden internationalen Schwierigkeiten hinweist. Beide Schriftsteller versuchen eine rechnerische Feststellung der Vorteile und kommen auf der Grundlage des Budgets von 1898 zu dem Ergebnis, daß sich die holländischen

*) Ausgabe von Eheberg, 1883, S. 329.

**) E. Hasse, „Deutsche Weltpolitik" passim; Walbersee, „Was Deutschland braucht", 1897; Bley, „Die Weltstellung des Deutschtums", 1897; Reismann-Grone, „Die deutschen Reichshäfen und das Zollbündnis mit Holland", 1899.

***) „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", 1900. (Ein holländisch-deutscher Zollverein.)

†) „Ein Zollbündnis mit den Niederlanden" (Jahrbuch der Geheestiftung, 1902). Siehe auch Stubmann, „Holland und sein deutsches Hinterland", 1901.

Zolleinnahmen durch einen wirtschaftspolitischen Zusammenschluß der Länder von 15 auf 43 Millionen Mark steigern würden und die zolltechnischen Schwierigkeiten durch Übergangsabgaben gehoben werden könnten. Aber in den letzten zehn Jahren hat die Zollvereinsfrage in beiden Ländern keine nennenswerten Fortschritte gemacht oder wertvolle Veröffentlichungen und Kundgebungen gezeitigt, und es scheint heute, als ob auch bei den neuen Vertragshandlungen etwaige Erörterungen über den akademischen Charakter kaum hinausgehen werden. „Käme ... die Frage in den (holländischen) Kammern zur Verhandlung, so würde sie gewiß mit großer Mehrheit verneint werden." Dieser 1900 von E. Francke*) getane Ausspruch besteht unseres Erachtens auch heute noch zu Recht. „Deutschland muß jedenfalls von jedem unmittelbarem Schritte zur Herbeiführung eines deutsch-holländischen Zollvereins Abstand nehmen. Holland möge zu Deutschland kommen. Wir haben seinen Schutz nicht nötig, so wünschenswert auch sein Anschluß sein mag. Aber wir können hinzufügen, daß Deutschland jeden aus Holland kommenden Vorschlag mit Wohlwollen aufnehmen und prüfen muß und es an Bemühungen nicht fehlen lassen darf, die Einigung des vom Hauptstamme abgetrennten Gliedes der deutschen Völkerfamilie herbeizuführen**)."

Die Notwendigkeit der Neuregelung des deutsch-niederländischen Handelsvertragsverhältnisses wird einerseits wegen des lebhaften Warenaustausches zwischen beiden Ländern, anderseits wegen des Umstandes, daß die Vertragsverhandlungen das Vorspiel zu der Erneuerung der Tarifverträge sein werden, eine hohe Bedeutung für sich beanspruchen. Soweit es sich um die Abänderung der schiffahrtspolitischen Bestimmungen handelt, ist das Deutsche Reich der bittende und daher schwächere Teil; soweit jedoch die den Handelsverkehr betreffenden Vereinbarungen in Frage kommen, gilt dies für Holland. Die Neuregelung des handelspolitischen Verhältnisses zwischen beiden Ländern hat insofern über den einzelnen Fall hinausgehende allgemeine Bedeutung, als die Verhandlungen einen Prüfstein dafür abgeben werden, ob das Deutsche Reich die jetzige Richtung seiner Handelspolitik noch einige Zeit beibehalten kann oder ob in den nächsten Jahren schon ein Umschwung eintreten muß. Die Niederlande dagegen mögen erwägen, daß die weitere Entwicklung der deutsch-holländischen Handelsbeziehungen weniger von ihren eigenen Wünschen und Einsprüchen abhängt, als von der Gestaltung der Weltkonstellation, von der Politik der Großmächte und den inneren Verhältnissen der Niederlande. Der Übergang zur Schutzzollpolitik wird den wichtigsten wirtschaftlichen Gegengrund für ein Zollbündnis zwischen beiden Ländern beseitigen.

*) „Zollpolitische Einigungsbestrebungen in Mitteleuropa während des letzten Jahrzehnts" (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 90 S. 237).

**) W. Lexis in der Münchner „Allgem. Ztg." vom 21. Februar 1900.

Philoſophiſcher Dogmatismus

Von Dr. Georg Sellin

Als nach Hegels Tode die Hochflut der teils von ihm geſchaffenen, teils nur in ein Syſtem gebrachten metaphyſiſchen Spekulationen niederzugehen begann und auf den Taumel der verwegenen dogmatiſchen Konſtruktionen eine wohltätige Ernüchterung folgte, trat mit dieſer zugleich, wenigſtens in den Kreiſen der Gebildeten, eine Ermüdung und Erſchlaffung des philoſophiſchen Denkens hervor, eine auffallende Teilnahmloſigkeit gegenüber ferneren philoſophiſchen Forſchungen. Allerdings begann damals gerade die Herbartſche Philoſophie Anhänger zu gewinnen, aber nur unter ſolchen, die das philoſophiſche Studium ſich zur Lebensaufgabe gemacht hatten; Schleiermacher erlangte zwar mächtigen Einfluß, aber mehr durch ſeine theologiſchen als durch ſeine philoſophiſchen, dem Kantſchen Idealismus entgegentretenden Anſichten. Allgemeineres Intereſſe erregten weder Herbart und Schleiermacher, noch Lotzes oder Fechners Spekulationen, noch auch die auf Kant zurückgehenden Denker. Erſt mit dem Anfang der ſechziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts etwa gewann die Philoſophie Schopenhauers einen bedeutenden Einfluß. Sicher iſt, daß Schopenhauer durch ſeine meiſterhafte Behandlung der philoſophiſchen Probleme mächtig anzieht; aber es iſt gerechtfertigt, wenn der Leſer ſeiner Schriften nach deren gründlichem Studium und unbeirrt durch die ungewöhnliche Zuverſichtlichkeit, mit welcher der Autor ſeine Meinungen vorträgt, die Überzeugung gewinnt, daß wenigſtens die metaphyſiſchen Probleme um keinen Schritt der Löſung näher gebracht ſind, daß er überall, wo er hier über Kant hinausgeht, uns in myſtiſches Dunkel ſtatt in klare Erkenntnis hineinführt.

Wer ſich nun ablehnend verhält gegen die dogmatiſchen Konſtruktionen dieſes Denkers und auch in den früheren Philoſophemen nirgends ein widerſpruchloſes Weltbild findet, nirgends ein Weltbild, das zwar noch vieler Ergänzung, mancher Berichtigung im einzelnen bedürfte, deſſen Umriſſe aber feſt und ſicher wären, dem könnte man — glaube ich — kaum verargen, wenn ihn das Ungenügende und die Unſicherheit der philoſophiſchen Reſultate gleichgültig macht gegen alle ſolchen Spekulationen, wenn ihm philoſophiſche Diskuſſionen als

etwas fast Zweckloses, philosophische Bücher als eine sehr überflüssige Ware erscheinen.

Aber wer ein Recht hat, so zu urteilen, der kann dieses Recht sich nur erworben haben durch eingehende Kenntnis der philosophischen Untersuchungen aller Zeiten, und diese Beschäftigung mit den scharfsinnigsten Gedanken ist weder leicht abzuschließen, noch gibt sie leicht den Menschen wieder frei, der sich mit wissenschaftlichem Ernst ihr einmal hingegeben hat. Wer bestritte z. B., daß ihm fortgesetztes geduldiges Studium vielleicht einen Gedankenkreis aufschließen könnte, in welchem er eine in sich harmonische, fest begründete Weltanschauung fände. Und übertrieben ist es sicher, wenn alles in Frage gestellt wird. Es gibt Lehren, die völlig gesichert sind, wie z. B. die aristotelische Logik; es gibt seit Cartesius, Locke und Kant keinen Zweifel mehr über den einzig richtigen Ausgangspunkt für die philosophische Forschung, nämlich das empfindende und denkende Subjekt selber; es gibt ferner unter den philosophischen Parteirichtungen keine mehr, die nicht in den sicheren Resultaten der positiven Wissenschaften eine gemeinsame Basis anerkennt. Und endlich, wenn auch die metaphysischen Probleme bis jetzt nicht in allgemein befriedigender Weise gelöst sind, wie sollten trotzdem ernstere Gemüter es unterlassen, nachzudenken über das nicht Sinnenfällige, über Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt in Raum und Zeit, über das Wesen des Materiellen, über die Natur der Seele, über den Zweck der Weltbegebenheiten und ihre Leitung? Die Fragen sind gewaltig, denn sie berühren zum großen Teil unser Innerstes.

Tatsächlich kennen die sittlich ernsten und philosophisch tief erregten Naturen nichts, was ihnen mehr am Herzen läge als die wissenschaftlich befriedigende Lösung dieser metaphysischen Fragen. Sie haben nachgedacht, gezweifelt, Kämpfe durchgekämpft und doch den Frieden nicht gefunden, doch durch ihre Schlüsse Gott und die Unsterblichkeit nicht gewonnen; und viele müssen für ihr Denken beides haben, ihr Leben hängt daran, daß sie es finden. Wer aber um jeden Preis, auch um den der Klarheit, Gedankenreihen, die zu dogmatischen Philosophemen führen, finden will, findet sie sicherlich. Das Einmaleins der Begriffe ist gefälliger als das der Zahlen. So ersticken sie mit aller Kraft die Zweifel des Verstandes und nehmen die Forderungen des Herzens als Wahrheiten an, nur weil sie so ungestüm und nicht zu beschwichtigen sind. Und das einfache, inbrünstige Ja, das sie dem widerstrebenden Verstande abgezwungen haben, gestalten sie dann zu ausführlichen, allerdings in sich widerspruchsvollen Konstruktionen. Diese stützen sie mit demselben Denkvermögen, das freilich nun gebunden und gefesselt ist, von ihnen aber als ein intuitives oder erleuchtetes bezeichnet wird. Und doch war früher gerade ihr Denken so hell, daß ihnen die Augen schmerzten und sie den Glanz nicht zu ertragen vermochten. Sie hätten gern die lichte Sonne; aber leider spendet diese keine Wärme, wie die wirkliche Sonne am Himmel. Daher flüchten sie aus ihren Strahlen in die stillen, behaglichen Räume, vom Kaminfeuer freundlich erwärmt und trübe

beleuchtet. Das ist ein besserer Ort, und hier findet sich eine bequemere Gelegenheit, allerlei Schattenbilder beim flackernden Schein anzustaunen, die in ihr Nichts verschwinden würden, wenn volles Tageslicht hineinströmte.

Wir rechten nicht mit ihnen; sind es doch tiefste Herzensbedürfnisse gewesen, die sie durch langes Grübeln, durch bange Zweifel zu ihren philosophischen Dogmen geführt haben, Herzensbedürfnisse, von denen jedes ernste Menschengemüt erfüllt ist, ohne sie freilich immer zur Grundlage eines dogmatischen Wissens zu machen. Aussichtslos ist es ja, mit Verstandesgründen gegen Meinungen anzukämpfen, die nicht sowohl im Verstande als im Willen ihr unerschütterliches Fundament haben. Cartesius hat nur zu richtig geurteilt, wenn er in seiner vierten Meditation sagt: „Die Ursache aller meiner Irrtümer liegt darin, daß meine Willenskraft weiter reicht als meine Einsicht und ich die Anwendung jener nicht so einschränke, wie das Maß meiner Einsicht es fordert, sondern auch über das, was ich nicht einsehe, statt mich des Urteils zu enthalten, ein Urteil zu fällen mir anmaße." Goldene Worte! Doch hat sie weder Cartesius in seinen metaphysischen Spekulationen beherzigt, noch irgendein dogmatischer Philosoph. Denn könnte man die Befolgung dieser Vorschrift von dem Ganzen eines Systems rühmen, so hätte man in ihm die volle, lautere Wahrheit; das große Welträtsel wäre der Hauptsache nach gelöst, und die weitere philosophische Arbeit bestände nur noch in einem Weiterbauen und Ausbauen auf durchaus sicherem Fundament. Davon aber sind wir weit entfernt — wie weit, das wird am besten einleuchten, wenn wir uns nur ein wichtiges philosophisches Problem und seine Lösungen vergegenwärtigen, ein kosmologisches: die Frage nach der Substanz aller Dinge.

Woraus besteht die Welt? Das ist die erste Frage, welche die abendländische Philosophie aufgeworfen und nach mehr als zwei Jahrtausende langem angestrengten Denken noch nicht so beantwortet hat, daß eine Antwort darauf als gesichertes philosophisches Dogma gelten könnte. Bestimmt man die Frage genauer als auf die Menge des Bestehenden gerichtet, so fallen die Antworten sehr verschieden aus, je nachdem der Philosoph sich zum Monismus, zum Dualismus oder zum Pluralismus bekennt. Meint man in der Frage die Qualität des Bestehenden, so erscheint in der Antwort wieder der monistische oder der dualistische Standpunkt, oder mit Leugnung des Materiellen der Spiritualismus, mit Leugnung des Immateriellen der Materialismus.

Wenn wir nun mit der Betrachtung der beiden letzten Antworten den Anfang machen, so ist von der spiritualistischen Weltauffassung zu sagen, daß sie in der Geschichte der Philosophie als ein fast ganz „einsamer Standpunkt" erscheint, vertreten durch den englischen Bischof Berkeley im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Für nicht streng erweisbar hatte die Körperwelt schon vor ihm Locke, ja schon Augustinus erklärt, für unrichtig aber hielt Berkeley den Schluß aus unseren Vorstellungen (denn nur diese sind uns unmittelbar gegeben) auf körperliche Existenzen besonders deshalb, weil ein Zusammenwirken

von heterogenen Substanzen, wie Körper und Geist, nicht zu denken sei. Die von ihm erkannte Schwierigkeit, die im Dualismus liegt, ist gewiß; aber die einseitige Lösung verweist seine Weltauffassung, nach der die Naturgesetze nur die Ordnung der Aufeinanderfolge unserer Ideen sind — mag der geistvolle Mann auch mit noch so großem Scharfsinn und mit bewunderungswürdiger Konsequenz seine Ansichten vorgetragen haben — doch in das Reich der metaphysischen Träume.

Es ist nicht zu erwarten, daß diese Lehre je ein größeres Publikum beschäftigen, geschweige denn von ihm angenommen wird. In um so weitere Volkskreise aber ist die entgegengesetzte Ansicht, der Materialismus, gedrungen, und diese gilt bei vielen als eine festbegründete, vollkommen befriedigende Weltauffassung. Nun ist aber zunächst der Begriff, nach dem sie ihren Namen führt, Materie, höchst dunkel und mit unlösbaren Schwierigkeiten für das Denken behaftet.

Denn gehen wir, wie billig ist, von der Erfahrung aus, so findet sich in ihr nirgends das, was man philosophisch Materie nennt. Die Erfahrung liefert uns nichts anderes als Sinnesempfindungen, die, verbunden mit den durch sie ins Spiel gesetzten, in uns vorhandenen Vorstellungen von Raum, Zeit und Kausalität, alles Objektive, das heißt alles Erscheinende, jede Vorstellung von Außendingen hervorbringen. Wir nennen dies Erscheinende wirklich, weil es auf uns unmittelbar wirkt oder seine Wirkung auf anderes von uns wahrgenommen wird; was auf uns nicht wirkt, dessen Existenz wir aber annehmen, sind entweder Phantasiegebilde oder Dinge, auf die wir aus dem Wirklichen nach logischen Gesetzen schließen. Als ein Phantasma wollen aber die Materialisten ihre Materie am allerwenigsten gelten lassen; es bleibt also nur übrig, sie als etwas Existierendes, zwar nicht Sinnenfälliges und Erscheinendes — denn das muß stets eine Kraft sein, die auf Auge, Ohr oder irgendeinen anderen Sinn wirkt —, aber doch mit zwingenden Gründen Erschlossenes anzunehmen. Die Gründe sind nun zwar vorhanden, aber es fehlt ihnen die Hauptsache: das Zwingende. Die Begründung heißt nämlich: Es ist keine Kraft ohne Substrat oder Substanz oder Vehikel, oder wie man dieses Phantasiegebilde bezeichnen mag, denkbar. Was soll nun dieses Substrat? Soll es die einzelne Kraft tragen, verschiedene Kräfte zusammenhalten, so wäre dieses Tragen und Zusammenhalten wieder nichts weiter als eine Kraft. Leistet das Substrat aber dieses nicht, wozu es annehmen, und was ist es dann? Außer den Kräften, die wir an einem Dinge erkennen, noch eine kraftlose Materie annehmen, ist nicht nur eine willkürliche, sondern auch eine nichts erklärende Annahme. Körper sind nichts als krafterfüllte Räume. Will man dies Beieinander, dies Zusammensein der Kräfte als Materie bezeichnen, so würde das Wort nur ein räumliches Verhältnis bedeuten, was wohl am wenigsten im Sinne der Materialisten wäre.

Ich möchte hier die schlagenden Worte von Locke anführen, in denen er über die verkehrte Anwendung der Begriffe Substanz und Akzidenzien in meta-

physischen Spekulationen sagt: „Als man zuerst auf den Begriff der Akzidenzien, als einer Art Dinge, die des Anhängens bedürften, geriet, mußte man das Wort ‚Substanz' erfinden, um sie zu tragen. Hätte der arme indische Philosoph (der da meinte, auch die Erde bedürfe etwas, was sie trage) nur das Wort ‚Substanz' gekannt, so hätte er sich mit seinem Elefanten nicht zu bemühen brauchen, der sie tragen sollte, und nicht mit der Schildkröte, um den Elefanten zu tragen; das Wort ‚Substanz' hätte alles allein geleistet. Und der indische Philosoph hätte auf die Frage, was ‚Substanz' sei, ganz gut, ohne zu wissen, was sie sei, antworten können, sie sei das, was die Erde trage, da man es ja für eine genügende Lehre halte, wenn ein europäischer Philosoph, ohne zu wissen, was die Substanz ist, sage, sie sei das, was die Akzidenzien trage."

Locke hat ganz recht: die ihre Akzidenzien tragende Substanz ist nichts Klareres als der Elefant und die Schildkröte, welche die Erde tragen. Woher kommt nun aber die verwirrte Vorstellung? Offenbar daher, daß, weil man mit vollem Recht eine spezielle Kraft des Dinges dem Komplex aller übrigen Kräfte als eine ihm anhaftende Eigenschaft in Gedanken gegenüberstellen kann, nun auch für diesen ganzen Komplex, der sich durch sich selber trägt und hält, etwas suchen und annehmen zu müssen glaubt, das ihn trägt, und so fort ad infinitum.

So wären wir zu dem Schlusse gelangt, daß Substanz, also auch Materie, die ja nur eine Art von Substanz, nämlich die einen Raum ausfüllende, sein soll, lediglich philosopische Fiktionen sind. Es gibt in metaphysischem Sinne keine Materie, keinen Stoff. Was wirklich ist, ist durch und durch Kraft und nichts anderes. Sicher hat der Begriff Materie oder Stoff sonst seine gute und klare Bedeutung, nur aus metaphysischer Untersuchung ist er zu entfernen. Berechtigung haben die Begriffe Materie und Stoff der Form und auch einer anderen überlegenen Kraft gegenüber. Im Gegensatz zu der Form der Bildsäule nennt man den Komplex von Kräften, der für uns die Erscheinung des Marmors hervorbringt, ihre Materie, und im Gegensatz zu der bildenden Kraft des Künstlers nennt man die von ihm zu überwindenden Kräfte, die im Marmor enthalten sind, seinen Stoff. Sonst aber haben die Begriffe Materie und Stoff nirgends weder Klarheit noch Berechtigung.

Der Materialismus also, soweit er für die allein uns gegebenen Kräfte ein Substrat annehmen zu müssen glaubt, ist schon deshalb eine unhaltbare Weltanschauung. Viel unhaltbarer aber noch und wegen ihrer Übereilung oft zurückgewiesen ist die Art, in welcher er die geistigen Prozesse auf andere bekannte Vorgänge zurückzuführen unternimmt. Denn wären uns wirklich alle Veränderungen, räumliche und qualitative, die im Gehirn während des Denkens vor sich gehen, genau bekannt, so bliebe immer noch die Hauptsache völlig dunkel, nämlich die Antwort auf die Frage:

Wie setzt sich das aus der objektiven Welt uns völlig Bekannte, das heißt die räumlichen und chemischen Veränderungen, in das von uns immer nur subjektiv Aufzufassende, nämlich in die Empfindung um?

Diese Frage ist ihrer Natur nach vermutlich nie zu beantworten, jedenfalls ist sie bis heute, wenn man nicht Redensarten als Erkenntnisse gelten lassen will, unbeantwortet; und aus diesem Grunde ist der Dogmatismus der Materialisten nicht annehmbar. Die geistigen Vorgänge sind nicht erklärt und vermutlich nie zu erklären aus anderen in der Sinnenwelt uns bekannten oder noch zu erforschenden.

Mit der Verwerfung des Materialismus ist aber keineswegs der Dualismus gerechtfertigt, das heißt die Annahme, daß die Welt aus zwei ganz heterogenen Bestandteilen, dem körperlichen und dem geistigen, bestehe. Daß wir weder körperliche noch geistige Substanzen gelten lassen können, ist schon erörtert und auch bewiesen. Nennt man nun körperliche Dinge Komplexe von Kräften, welche einen Raum ausfüllen, und soll das Geistige dazu einen scharfen Gegensatz bilden, so wird der Gegensatz nicht durch Negierung des Begriffes „Kraft", die ja sicherlich auch vom Geistigen ausgesagt werden muß, sondern nur durch Negierung des Begriffes „Raumerfüllung" gefunden werden. Die Menschenseele freilich ließe sich so fassen und ist so gefaßt worden von Cartesius, von Leibniz, von der Herbartschen Schule, nämlich als unausgedehnte, als punktuelle Kraft an einen bestimmten Raum im lebenden Menschen zwar unleugbar gebunden, aber selber unräumlich, unausgedehnt, wobei freilich die Schwierigkeit ungelöst bleibt, wie in dem Unausgedehnten Vorstellungen des Ausgedehnten entstehen können. Man mag für die Menschenseele diese Form der Existenz zugeben; wie verhält man sich aber auf diesem dualistischen Standpunkt dem, wie man sich ihn doch vorstellen muß, allen Raum erfüllenden und durchdringenden, allgegenwärtigen Gottesgeiste gegenüber? Soll man auch hier das Merkmal der Raumerfüllung wegdenken? Welche Denknotwendigkeit oder welche Erfahrung treibt überhaupt dazu, von der geistigen Kraft das Merkmal der Raumerfüllung auszuschließen und ihr Punktualität u. dgl. m. zuzuschreiben? Und wie, wenn nun Philosophen wie Fechner recht behalten, die alles Körperliche aus Atomen, als raumlose und punktuelle Wesen gedacht, erklären wollen, und die Seele nicht auf ein Atom einschränken, wo bliebe dann der metaphysische Unterschied zwischen Körperlichem und Geistigem? Daß wie in der Körperwelt große Unterschiede in der Art der Wirkung, in dem Wert des Gewirkten zwischen den einzelnen Kräften sind, so der Vorzug der geistigen Kraft vor allen übrigen Kräften ein unbeschreiblich großer ist, haben selbst die Materialisten nie geleugnet. Und wenn der Naturforscher noch nicht imstande ist, alle Kräfte, deren Wirkungen er beobachtet und berechnet, auf eine zurückzuführen, und dennoch an der Einheit der ganzen Natur festhält, warum soll der Philosoph außer der großen Verschiedenheit der Wirkungen, die sich im Geistigen zeigen, noch eine solche Verschiedenheit annehmen, durch welche das Universum in zwei disparate Teile auseinander fällt? Warum soll Raumerfüllendes nicht denken können, warum muß das Denkende etwas Punktuelles sein? Will man aber unterscheiden zwischen sinnlich wahrnehmbaren und nicht wahrnehmbaren Kräften

und damit die dualistische Lehre stützen, so ist doch sehr fraglich, ob wir alle die in der Körperwelt vorhandenen Kräfte wahrnehmen, ob nicht vielmehr manche existieren, von denen wir nichts wissen, weil uns die Organe fehlen, ihre Wirkungen zu erfassen; ein durch solche Unterscheidung gestützter Dualismus könnte also zur Unterscheidung auch innerhalb der Körperwelt führen, die wir zwar nicht vollführen können, die aber in Wirklichkeit doch bestände. Wichtiger aber als dieser Einwand ist der, daß wir nie und nirgends die Kraft selber wahrnehmen, sondern nur ihre Wirkung. Nicht die Kraft des Magneten ist wahrnehmbar, sondern die Bewegung des Eisens nach ihm hin ist das, was wir sehen und woraus wir auf die im Magneten vorhandene Kraft schließen.

Und sollen wir denn nun andererseits ein Vorhandensein von geistigen Kräften annehmen, wo wir Wirkungen von ihnen weder sehen noch hören noch fühlen?

Das dualistische Dogma also läßt sich hiernach als eine wissenschaftlich gesicherte Lehre nicht bezeichnen.

Dem Dualismus steht zunächst der Monismus gegenüber, das heißt die philosophische Ansicht, daß Seele und Körper nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen eines und desselben Realen seien, indem nämlich dasselbe von außen oder von innen durch die Sinne oder durch das Selbstbewußtsein aufgefaßt werde. Danach gibt es also nur eine Substanz, oder besser nur eine Kraft, die hier als Schwere, Kohäsion, Magnetismus erscheint, dort als Denken, Fühlen und Wollen. Diese monistische Doktrin ist die älteste und am klarsten und entschiedensten durch Spinoza vertreten. Ihr gegenüber läßt sich nicht geltend machen, daß sie in sich Widersprüche, Übereilungen, Unklarheiten enthält, um so mehr aber, daß sich aus ihr die bunte Vielgestaltigkeit der Welt nicht verstehen läßt. Woher die Verschiedenheiten der ständig miteinander ringenden Naturkräfte, der sich durchkreuzenden menschlichen Bestrebungen, die Fülle unzähliger Gestalten, der Wechsel von Entstehen und Vergehen, Aufblühen und Verwelken, wenn alles im letzten Grunde eine identische Kraft oder Substanz ist? So löst auch der Monismus das große Rätsel nicht, ja es ist unklar, wie von streng monistischer Weltauffassung aus die Lösung je gelingen sollte.

Dieses Bedenken hat schon früh zum Pluralismus geführt, das heißt der Annahme mehrerer an sich, nicht bloß für unsere Auffassung verschiedener letzter unveränderlicher Elemente, auf deren mehrfache Verbindung alles Werden und Geschehen, alles anscheinende Vergehen und Entstehen zurückgeführt wird. Dieser Pluralis gehört zum Materialismus, wenn die letzten Elemente als Teile der vorausgesetzten Materie aufgefaßt werden und alle geistige Tätigkeit durch Bewegungen dieser erklärt wird, er verträgt sich mit dem Dualismus, wenn er auf die Körperwelt beschränkt wird, er nähert sich dem Monismus, wenn die letzten Teile entweder als zugleich körperlich und geistig angenommen werden oder wenigstens die Atomistik auf beide Gebiete gleichmäßig angewendet wird.

Die materialistische Atomistik nun mag immerhin von größtem Wert für die Erklärung und Berechnung der einzelnen Naturvorgänge sein; für die metaphysische Forschung hat die Annahme letzter unteilbarer Körper, also immer noch ausgedehnter Wesen, keine Bedeutung. Etwas ganz anderes ist es, wenn die Atome streng punktuell aufgefaßt werden, als Kraftpunkte oder Kraftzentren. Aber soll aus ihrem Beisammensein und Zusammenwirken die ausgedehnte Welt erklärt werden, so ist das nicht möglich ohne die Annahme einer Actio in distans, also einer durch den leeren Raum geschehenden; und wie durch die Hypothese von Kraftpunkten die Seelentätigkeiten erklärt werden sollen, bleibt uns wenigstens völlig dunkel.

Bisher haben wir uns auf dem Boden realistischer Auffassung bewegt, nach der Raum und Zeit und Kausalität als etwas Wirkliches, unabhängig von unserem Denken Existierendes gilt, und haben in ihr auf die Frage, woraus die Welt besteht, entweder widerspruchsvolle oder ganz unzureichende Antworten gefunden.

Die idealistische, also Kantsche Weltauffassung aber muß auf eine positive Beantwortung dieser Frage ganz verzichten. Hätte sie aber recht, so wäre durch sie wenigstens ein sicheres negatives Dogma gegeben.

Kant erklärt den Raum für etwas Subjektives, außerhalb des erkennenden Subjekts gar nicht Vorhandenes, ist aber zu dieser Lehre nur dadurch gekommen, daß er, nach Trendelenburgs Behauptung, die Raumfunktion in uns nicht gehörig geschieden hat von dem uns wirklich umgebenden Raum. Nur den subjektiven Ursprung dieser Raumfunktion hat er bewiesen, die Realität eines objektiven Raumes keineswegs so widerlegt, daß diese Widerlegung als Dogma gelten kann.

Und wenn das allein Wirkliche, das Ding an sich, raumlos, zeitlos, kausalitätslos ist, woher kommt dann der bunte, vielgestaltige Schein einer ausgedehnten Welt? Jeder Schein, darin hat Herbart recht, weist auf ein Sein, jede scheinbare Veränderung und Vielheit auf etwas diesen trügerischen Schein Hervorbringendes. Wenn Kant recht hatte, dann wäre nach Feststellung des idealistischen Dogmas für den Philosophen nur noch ein Wort zu sagen, nämlich das letzte Wort Hamlets: „Der Rest ist Schweigen". Es gäbe dann nur ein negatives metaphysisches Dogma, daß nämlich die Welt philosophisch völlig unerkennbar und unverständlich ist. Denn Raum und Zeit leugnen und doch über die Welt etwas Positives aussagen, wie es Schopenhauer mit blendender und überzeugender Rhetorik tut, zu sagen, daß sie durch und durch Wille zum Leben sei, ein Einheitliches und doch sich Entzweiendes, der Erlösung Bedürftiges, ohne daß irgendwelche Verschiedenheit — denn die setzt Raum und Zeit voraus — realiter vorhanden ist, führt zum mystischen Denken, dem gerade Widersprüche das Willkommenste sind. Abgesehen davon aber bedeutet der Satz: „Die Welt ist durch und durch Wille zum Leben" entweder nichts anderes, als was der monistiische Realismus auch behauptet, daß nämlich die Welt durch und durch

Kraft sei, nur daß Schopenhauer das hier allein Klarheit bringende Merkmal der Raum- und Zeiterfüllung wegdenken möchte; oder wenn die Bezeichnung „zum Leben" etwas Neues bringen soll, so kann sie nur auf einen Zweck hinweisen, und diese teleologische Annahme gehört am wenigsten hinein in eine Philosophie, die nicht einmal die Kausalität als etwas objektiv Vorhandenes gelten läßt. Also auch die idealistische Theorie führt weder in ihrer Reinheit, noch mit einem erzwungenen Realismus verbunden, wie bei Schopenhauer, zu einem die Welt erklärenden, widerspruchsfreien Dogma und zu einer Lösung der uns beschäftigenden Fragen.

Nimmt man nun noch die Schwierigkeit hinzu, die in der räumlich unendlich aufgefaßten Welt nicht minder liegt wie in der endlich gedachten, weil in einem Falle Körperliches als unbegrenzt, im anderen die große unermeßliche Welt doch als verschwindend dem unendlichen Raum gegenüber angenommen werden muß, nimmt man in die kosmologische Frage auch noch diese Schwierigkeit hinein, so scheint skeptisches Verhalten gegen alle bisherigen dogmatischen Lösungen der Standpunkt zu sein, den philosophische Besonnenheit gebietet. Solches Verhalten ist keine Überhebung all diesen scharfsinnigen Lösungsversuchen gegenüber.

Das besprochene kosmologische Problem aber, so sehr es auch den Menschengeist anzieht, ist nicht derart, daß wir bei der Erwartung seiner etwaigen Lösung mit allen Kräften unserer Seele beteiligt wären. Mag es ungelöst bleiben, mag eine spätere, das Denken völlig befriedigende Antwort ausfallen, wie sie wolle: der Friede der Menschenseele, ihre religiöse Empfindung würde voraussichtlich davon unberührt bleiben. Aber es gibt andere philosophische Fragen, die entweder ebenso ungelöst wie diese oder in einer mit unserem innersten Wesen im Widerspruche stehenden Weise beantwortet, unsere Seele auf das tiefste bewegen. Zu der ersten Klasse gehört die Frage nach dem letzten Grunde und nach der Lenkung aller Weltbegebenheiten, zur zweiten die nach der Freiheit des menschlichen Willens. Die Existenz Gottes ist bisher noch von keinem Philosophen bewiesen, von keinem ist anderseits der Beweis gebracht, daß Gott nicht existiere. Dagegen ist die Unfreiheit des menschlichen Willens als einzige mit dem Kausalgesetz im Einklang stehende Tatsache mit so vollwichtigen Gründen dargetan, daß ein Zweifel nicht mehr möglich ist. Dort besteht also eine Lücke in der Gedankenwelt, hier eine scheinbar unumstößliche Wahrheit, die alle Moral aufhebt.

Demgegenüber hat sich stets und bei allen Philosophen das Gefühl protestierend und ergänzend verhalten. Das Gefühl protestiert gegen den Atheismus; wir fühlen die Unwahrheit einer Weltanschauung, nach der die geordnete Bewegung der Himmelskörper, der kunstreiche Bau der Organismen, die genialsten Schöpfungen des Menschengeistes ihre letzte Erklärung finden sollen in zweckloser Gruppierung von Atomen. Dagegen erhebt das Gefühl Protest und spornt das Denken immer wieder an, es möge ihm eine befriedigende teleologische Weltanschauung suchen. Der erste Philosoph, von dem wir wissen, hat den Satz gesprochen: „Alles ist voll von Göttern". Soll der letzte damit aufhören, daß

er sagt: „Alles ist leer von Gott"? Ebenso lehnt sich auch unsere innerste Empfindung auf gegen die dem Verstande so klare deterministische Lehre von der Unfreiheit des Willens, und immer von neuem wird das Denken angeregt, zu untersuchen, ob nicht ein Fehler in der bis jetzt gültigen Beweisführung zu finden ist. Lichtenberg sagt mit vollem Recht: „Der Widerspruch, den wir zwischen dem klar ausgedrückten Satz und unserem undeutlichen Gefühl bemerken, macht uns glauben, wir haben den rechten noch nicht gefunden".

Das Gefühl verhält sich aber auch ergänzend, die menschliche Seele da erfüllend und beseligend, wo Begriffe und Worte ihr das nicht bieten können, wonach sie mit nie zu stillender Sehnsucht verlangt. Beweist uns auch kein Philosoph die Existenz Gottes, kann auch kein Begriff ihn erfassen, kein Wort sein Wesen ausdrücken, so leben und wandeln und wirken wir in dem mächtig uns durchwogenden Gefühl der Gottesnähe, und vielleicht sind die seligsten Stunden des Menschenlebens die der gotterfüllten Einsamkeit, und das innige Schweigen der Seele und ihre unaussprechlichen Empfindungen ersetzen uns überreichlich die aufgegebenen philosophischen Begriffe.

Freilich, eine dogmatische Philosophie läßt sich weder aus jenem Protest, noch aus dieser friedensreichen Stimmung der Seele gewinnen. Bei dem Maß von Einsicht, das bis jetzt durch philosophische Forschung gewonnen ist, führt solch ein Versuch zu scholastischen Philosophemen, also in ein dämmerndes Dunkel, in dem alle deutlichen Umrisse verschwinden und Schatten und Schemen für Realitäten angesehen werden.

Es ist aber des philosophischen Forschers würdiger, da, wo nichts klar zu erkennen ist, die Schranken der Erkenntnis, die doctia ignorantia einzugestehen, zu bekennen, daß in vielen wichtigen metaphysischen Fragen noch tiefe Nacht unser Denken und Forschen umhüllt; haben wir doch aus einem anderen Gebiet des Geistes her die tröstliche Gewißheit gewonnen: „Es hat die Nacht einen Himmel auch und Sterne".

Nachteile der sozialen Gesetze

Von Dr. F. Ritter-Oldenburg

Vor einiger Zeit ist die neue Reichsversicherungsordnung von der Reichstagskommission erstmalig durchberaten, über ihre bisherige Tätigkeit ist auch manches Ungünstige laut geworden. Unter anderem hat der Abschnitt, welcher das Verhältnis der Krankenkassen zu den Ärzten regeln sollte, sich als völlig unhaltbar erwiesen, und zwar sowohl in der Form des Regierungsentwurfs, als nach den Beschlüssen der Kommission. Daher mußte endlich der Staatssekretär Delbrück

die Unbrauchbarkeit der Arbeit erklären; er würde es begrüßen, so sagte er, wenn neue Vorschläge aus der Mitte der Kommission kämen. Solchen Schwierigkeiten gegenüber dürfte es angebracht sein, neben voller Anerkennung des großen Nutzens der Reichsversicherung für die Versicherten, weitere Kreise wenigstens in knappen Umrissen auf die bisher beobachteten Nachteile aufmerksam zu machen, die sich naturgemäß erst nach und nach, mit wachsender Erkenntnis der gebotenen Möglichkeiten entwickelt haben. Sie lassen sich in finanzielle und ethische trennen, doch greifen beide Gruppen fortwährend ineinander über. Sie zeigen sich am stärksten bei der Krankenversicherung, dem ältesten Zweige des Ganzen, der zu einem großen Teile in sozialdemokratische Leitung gelangt ist, aber auch Unfall- und Invalidenversicherung sind nichts weniger als frei davon. — Das vorliegende Material ist massenhaft, es entspricht dem wachsenden Umfange der Versicherungen; aber es findet sich fast nur in Akten, Fachzeitschriften, Jahresberichten u. dgl., welche nur von Interessenten gelesen werden und dem großen Publikum unbekannt bleiben.

Die finanziellen Nachteile gehen aus den mehr und mehr wachsenden Ansprüchen an die Versicherungsleistungen hervor, sie treiben die Rechnungen aller Zweige regelmäßig in die Höhe, so daß die Beiträge dauernd wachsen; erst vor kurzem sind auch die Invalidenmarken vielerorts in die Höhe gesetzt. Diese Sache wäre erträglich, wenn sie sich auf die gesetzlich zulässigen Leistungen beschränkte, denn solche kann man überblicken. Bedenklich wird sie dagegen durch unerlaubte Forderungen, die mit den erlaubten im engsten Zusammenhange stehen und seltener als sogenannte Simulation, öfter nur als betrügerische Übertreibung vorhandener Leiden sich finden. Erlaubtes und Unerlaubtes geht hierbei unmittelbar ineinander über, ebenso wie Gesundheit und Krankheit, die Grenze zwischen beiden ist schwer ersichtlich zu machen, so daß jedes darauf gerichtete Vorgehen ganz unverhältnismäßige Mühe und damit Kosten veranlaßt. Am deutlichsten bemerkt man die daraus folgende Steigerung der Ausgaben bei den Krankenkassen. Während anfangs nur die Arbeiter selbst versichert waren, sind es jetzt sehr oft auch ihre Angehörigen, Ehefrauen und Kinder, selbst Eltern und entfernte Verwandte werden hier und da zugerechnet. Die Höhe des Krankengeldes, früher höchstens zwei Drittel des Lohnes, ist jetzt vielfach gesteigert, zuweilen bis auf den vollen Lohn, daneben werden unter Umständen noch Gehälter fortbezahlt. Die Dauer der Entschädigung, anfangs dreizehn Wochen, beträgt jetzt meist sechsundzwanzig Wochen, hier und da bis zu einem Jahr. So geht bei großen Kassen oft kein Jahr hin, ohne eine Steigerung der Leistungen zu bringen. — Zu diesem zulässigen Wachstum kommen dann noch die weit bedenklicheren, ungerechtfertigten Ansprüche, welche ebenfalls von Tag zu Tag steigen. Auf diesem Wege sind die Beiträge häufig schon auf die höchste zulässige Stufe gelangt; die Verwaltungen müssen nun nach Kräften auf die anderen Leistungen, vor allem auf Ärzte und Apotheker drücken, kommen aber trotzdem zu ungünstigen Abschlüssen. Der letzte Grund wird dann

natürlich anderswo gesucht, und besonders die Ärzte sollen dann das Karnickel sein, das an allem schuld ist. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, ist es bei der Unfall- und Invalidenversicherung; bei beiden fällt es auf, wie sehr durch Erholungsheime, Rekonvaleszentenanstalten, Heilstätten, mediko-mechanische Institute u. dgl. m. die Kosten des Einzelfalles in die Höhe getrieben werden, und zwar durch Methoden, deren Wirksamkeit keineswegs überall sichergestellt ist, sondern häufig nur der Mode des Tages und freilich der sozialen Richtung entspricht, welche zurzeit noch in den leitenden Kreisen der Regierungen, der Parlamente und der Parteien an der Tagesordnung ist. Sie scheinen immer noch in der Illusion befangen, durch die sozialen Gesetze könne die Sozialdemokratie bekämpft werden; das ist ein grober Irrtum.

Wohin dieser Weg führt, ist aus einem kürzlich bekannt gegebenen Beispiele klar zu ersehen. Die Bahnbetriebskrankenkasse des Großherzogtums Baden, welche nur in Mannheim sogenannte freie Arztwahl, sonst fest angestellte Ärzte hat, schloß das Jahr 1909 mit einem Defizit von fast 106000 Mark ab, obwohl nach Aussage des Vorsitzenden, eines Technikers, die Leistungen nicht gestiegen seien und keine ungünstigen Gesundheitsverhältnisse geherrscht hätten. Trotzdem sind die Leistungen pro Kopf fast um 6 Mark und trotz etwas niedrigeren Mitgliederstandes die Krankengelder um 64000 Mark gestiegen. Der Vorsitzende erklärte in offener Versammlung, daß die Kasse in ganz ungehöriger Weise ausgenutzt werde, daß zahlreiche Mitglieder im Genusse des Krankengeldes sich befänden, ohne arbeitsunfähig zu sein, daß in der Höhe des Krankengeldes ein Anreiz zur Simulation liege; von den freiwilligen Mitgliedern, d. h. denen, die Mitglieder geblieben sind, obwohl ihr Lohn die 2000 Mark-Grenze überschreitet, erwähnte er, daß auf jedes von ihnen fünfzehn bis sechzehn Krankheitstage mehr entfallen als auf ein Pflichtmitglied.

Durch die neue Versicherungsordnung soll nun dieser jetzt schon bedeutende Umfang noch beträchtlich erweitert werden; die Berechnungen sprechen von einer Steigerung der Kopfzahl von 13 auf 19 Millionen, so daß, die Angehörigen eingerechnet, etwa 90 bis 95 Prozent aller Deutschen versichert sein würden. Von besonders begeisterungsfähigen Sozialisten wird sogar die Versicherung bis zu 5000 Mark Einkommen verlangt, so daß nur etwa 1 bis 2 Prozent der Bevölkerung frei bleiben würden; die Kommission hat die Erhöhung der Grenze von 2000 auf 2500 Mark bereits vorläufig beschlossen. Es sollen ferner auch Witwen und Waisen Pensionen bekommen; verlangt wird auch die Versicherung von Privatbeamten, soweit sie nicht schon jetzt versichert sind, d. h. bis zu 2000 Mark Einkommen. Das ganze Werk soll dann mit einem großen neuen Beamtenapparat gekrönt werden, dessen Kopfzahl in die Tausende geht; für zahlreiche Juristen und Militärs mit Zivilversorgungsschein würden sich dadurch gute Aussichten eröffnen. Von den zu alledem benötigten Kosten spricht man nicht gern, die Berechnungen gehen je nach dem Standpunkt auch weit auseinander. Einer der Väter des Entwurfs hat in öffentlicher Versammlung die

Sache den Arbeitern damit mundgerecht zu machen versucht, daß er die Mehrkosten der Arbeitgeber allein auf 46 Millionen Mark angab. Aber es würde ein Irrtum sein, zu glauben, daß es bei diesen Berechnungen der Mehrkosten bleiben würde. Schon das eben angeführte Beispiel aus Baden gibt einen Vorgeschmack davon, auf welchem Wege die Ansprüche ausgebaut werden würden. Sowohl die Beschränkung der jetzigen Selbstverwaltung durch den neuen Beamtenapparat wie die Überschreitung der 2000 Mark-Grenze und die unberechenbare Vermehrung der freiwilligen Mitglieder werden in derselben Richtung einer starken Steigerung der Ausgaben über den bisherigen Durchschnitt wirken. Denn die Kontrolle wird dadurch noch mehr als schon jetzt erschwert. Beamte sind wohl imstande, eine formale Kontrolle durchzuführen, hier handelt es sich aber um mehr, es ist eine sachliche Kontrolle der außerordentlich komplizierten Verhältnisse von Kranken, Verletzten, Invaliden erforderlich, welche nur von Sachverständigen geleitet werden kann, und vielleicht auch nur in beschränktem Umfange. Sachverständig sind hier auch nicht Ärzte allein, weil es sich auch um die Beurteilung von bestimmten Berufsverhältnissen handelt, sondern Ärzte und technisch Gebildete zusammen; diese gemeinschaftlich können allein ein alles berücksichtigendes Gutachten abgeben. Daher sind von Kennern schon vielfach derartige Kontrollkommissionen verlangt und hier und da eingeführt. Natürlich wird dadurch die große Maschinerie erheblich erschwert und für Beamte ungeeignet. Aber auch schon das Bewußtsein, einer von Staatsbeamten geleiteten Anstalt gegenüber zu stehen, wird viele Ansprüche erheblich steigen lassen; denn dem Staat gegenüber, diesem unpersönlichen, allmächtigen Wesen, hört jede Rücksichtnahme auf. Dabei wird gerade die Überschreitung der 2000 Mark-Grenze und die Vermehrung der freiwilligen Versicherungen sich als besonders gefährlich herausstellen. Denn mit dem gesellschaftlichen Niveau der Versicherten steigen auch ihre Ansprüche. Diese freiwillig fortgesetzten Versicherungen werden vermutlich rasch an Zahl wachsen. Man erinnere sich nur, daß in der eigentlichen Geschäftswelt fast jedermann in seiner Jugend versicherungspflichtig wird und dann für die ganze Lebensdauer dabei bleiben kann; mit wachsendem Alter sind das die wohlhabendsten Kreise. Diese werden ihre Ansprüche nach ihren Gewohnheiten einrichten. Da werden kostspielige Kuren in Sanatorien, ausgedehnte Rekonvaleszenzen, Zuschußernährungen, Badereisen, spezialistische Sachen aller Art und andere Seltsamkeiten mehr an der Tagesordnung sein und den an sich gesunden und menschenfreundlichen Gedanken einer Versicherung Bedürftiger gegen Not in sein Gegenteil verkehren.

Das sind keine Phantasien, vielmehr ist dieser Weg schon jetzt von vielen Invalidenanstalten, Berufsgenossenschaften und großen Krankenkassen tatsächlich betreten, und die privaten Versicherungen sowie auch Eisenbahnbehörden wissen davon ein lautes Lied zu singen. Für die Bahnen mit ihren großen Umsätzen machen diese Posten wenig aus; wenn aber Arbeiterzwangsversicherungen sie decken sollen, wird man da nicht bald vor der Un-

möglichkeit stehen? Bis jetzt haben ja Arbeitgeber und Arbeiter die Kosten, ohne Schwierigkeiten zu machen, aufgebracht. Unter dem Druck des sozialen Gedankens und bei der raschen Steigerung der Geschäfte und des Einkommens sind sie den erträglichen Forderungen der Regierungen entgegengekommen, zumal ihnen eine wesentliche Teilnahme an der Verwaltung eingeräumt war. Jetzt sollen alle Lasten bedeutend steigen und zugleich die Selbstverwaltung arg beschnitten werden. Wird da nicht auch der beste Wille mißmutig? Wird da nicht allzu weitherzig mit den durch stramme Arbeit erworbenen Mitteln gewirtschaftet? Wie soll die vergrößerte Last getragen werden in einer Periode weniger guten Geschäftsgangs, in deren Beginn wir vielleicht gerade jetzt stehen?

Aber, so wird man fragen, sind denn die — bereits erwähnten — Kontrollmaßregeln so wenig wirksam? Das führt zu dem zweiten hier zu behandelnden Punkte, den ethischen Nachteilen. Die Kontrolle, das hat längere Erfahrung sicher bewiesen, ist äußerst erschwert durch das Hineinziehen von Geldvorteilen. Wenn ein Kranker zum Arzt geht, haben beide denselben Zweck der Besserung eines Leidens. Der Kranke wird also dem Arzte die Wahrheit sagen, weil das sein Vorteil verlangt. Ein Versicherter dagegen geht zum Arzt, zuerst vielleicht um gebessert zu werden, außerdem aber will er möglichst lange und möglichst hohe Geldentschädigung haben, was leider ein himmelweit verschiedenes Verhalten zur Folge hat. Der Kranke muß alle Symptome möglichst lange und möglichst heftig konservieren, um jenen zweiten Zweck zu erreichen, und tut das mittels der Simulation und Übertreibung. Damit ist das Vertrauensverhältnis zum Arzte im Grunde zerstört. Das Geldinteresse verführt den Kranken zu dem, was man juristisch als Prozeß- oder Parteilüge bezeichnet, d. h. der Lüge, welche im Prozeß vorgebracht wird, welche dort ganz gewöhnlich auf beiden Seiten vorkommt und sogar als selbstverständlich entschuldigt wird. Der damit bekannte Richter muß aus ihr die Wahrheit herausfuchen. In Versicherungssachen dagegen ist sie nur auf einer Seite, beim Kranken, zu finden. Dieser ist Partei und zugleich Zeuge, oft sogar einziger Zeuge, er kann nicht vereidigt werden und hat das größte Interesse an der Verschleierung der Lage. Diesem Verhalten gegenüber versagen die gewöhnlichen Mittel der Richter in unerwarteter Weise; auch der Gutachtenbeweis durch Ärzte ist wesentlich auf die Aussagen dieses Hauptzeugen angewiesen, während die danebenher laufenden Resultate der ärztlichen Untersuchung häufig unsicher, häufig vieldeutig sind. Eine der häufigsten Klagen, der Schmerz, läßt sich durch Untersuchung nicht einwandfrei widerlegen. Die Folgen sind unsichere Ergebnisse des Rechtsverfahrens sowohl für den gegenwärtigen Zustand als für die Vergangenheit. Der Richter muß ebenso wie der Gutachter mit Möglichkeiten rechnen, welche von sozial angehauchten Beteiligten aus den entferntesten Winkeln zusammengesucht werden. Dazu muß der Gutachter sich auch noch meistens über die sogenannte Prognose erklären, d. h. über die Aussichten für die Zukunft, er soll prophezeien. Jedermann weiß aber, was von Prophezeiungen zu halten ist.

Unter solchen Schwierigkeiten häufen sich die mißbräuchlichen Ansprüche an alle Versicherungszweige in bedenklichem Grade. Alle Gegenmaßregeln, die ja auch vom Reichsversicherungsamte fortwährend verlangt werden, haben nicht vermocht, dem Übel zu steuern, die Verführung ist zu groß, und die Mittel werden mehr und mehr bekannt. Der vorgeschriebene Prozeßweg hat wenig genützt, Anklagen wegen Betrug haben nur ganz ausnahmsweise Erfolg und werden von den Versicherungen nur sehr ungern erhoben, schon darum, weil die Betrüger doch den Schaden nicht zu ersetzen vermögen. Dazu kommt zuletzt noch, daß durch die kostenlose Führung der Versicherungsprozesse die Prozeßsucht augenfällig begünstigt wird. Das betrübliche Resultat ist, daß es in so vielen Fällen durchaus an dem guten Willen zur Beseitigung der Leiden fehlt, daß gewisse Krankheiten, viele Folgen von Verletzungen überhaupt nicht mehr gebessert werden, daß manche Körperschäden, um die sich früher nur in schweren Fällen jemand bekümmerte, z. B. Unterleibsbrüche, sich jetzt generell zu schweren Schäden auswachsen, welche mit dauernder Rente, selbst mit Invalidität abgegolten werden müssen.

Es wird kaum eines Beweises bedürfen, daß die Moral der Übertreiber und Simulanten bei diesem Verlaufe und den oft jahrelang dauernden Prozessen bedenklich leidet. Aber auf sie bleibt der Schaden nicht beschränkt; denn es kann nicht bestritten werden, daß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle der wirkliche Sachverhalt und der durch Betrug erstrittene Gewinn in der weiteren Umgebung des Versicherten genau bekannt sind. Die Folgen davon sind: Anstoß bei den ehrlichen Leuten, Lachen bei den Spöttern, bei den unsicheren Elementen der feste Vorsatz, es bei erster Gelegenheit ebenso zu machen, Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie. Bei allen aber kommen die Vorstellungen von der Güte der Gesetzgebung, von der Einsicht der Behörden, von der Gerechtigkeit der Spruchgerichte in bedenkliches Schwanken, und die ganze Wohltat der sozialen Gesetzgebung wird damit in Frage gestellt. Diese Dinge sind den Versicherungsorganen längst bekannt und beklagt. Leider ist der Druck des sozialen Gedankens und die Furcht vor der Sozialdemokratie in den Regierungen wie in den Parteien noch so stark, daß alle Bedenken dagegen unter den Tisch fallen; erst in neuester Zeit scheinen auch in juristischen Kreisen Befürchtungen für das Gemeinwohl aufzutauchen.

Zur Illustration soll noch ein Brief mitgeteilt werden, der schon vor längerer Zeit von einem sog. Meister einer großen Staatswerkstatt, also einem schon besser situierten Manne, geschrieben ist und zwar an sich nur eine minderwertige Sache betrifft, aber eine klare Einsicht in den Gedankengang der Versicherten gewährt. Er lautete so:

„Meine liebe Frau S.! Die Badekur, die ich bei Ihnen in A. im vorigen Sommer durchmachte, ist mir sehr gut bekommen. Um aber gegen einen Rückfall meines Rheumatismus gesichert zu sein, habe ich mich kürzlich wegen eines abermaligen Aufenthaltes in A. an meine Versicherungsanstalt gewandt,

und hoffe in kurzem die Bewilligung zu bekommen. Daher frage ich an, ob ich wieder bei Ihnen Verpflegung und Logis bekommen kann, denn auch bei Ihnen hat es mir gut gefallen. Für den Tag möchte ich dann wieder 2 Mark 50 Pfg. bezahlen, und wenn die Versicherung wie früher 3,50 bezahlt, so können wir den Überschuß ja teilen; denn etwas Taschengeld möchte ich doch auch gern haben."

Leider ist Frau S. nicht diskret gewesen, und aus der Kur wurde nichts.

Verfasser dieser Zeilen ist Optimist. Er glaubt noch an die Zukunft seines Volkes, an eine günstige Entwicklung des jungen Reiches und will sich nicht zur Furcht vor Degeneration verstehen. Er glaubt noch, daß der Schatz an Treu und Glauben, an Pflichtgefühl und Ehrlichkeit, den jede nutzbringende Arbeit, jeder gesunde Verkehr in Familie, Gemeinde und Staat zur notwendigen Voraussetzung hat, dem Volke noch im wesentlichen erhalten ist. Auf der andern Seite hält er es aber für notwendig, diesen Schatz gegen alle Angriffe, sie mögen kommen woher sie wollen, mit aller Macht zu verteidigen. Angegriffen wird er aber nicht allein durch sozialdemokratische Verhetzungen und jesuitische Wenn und Aber, nicht allein durch so manche bedenkliche neuere Vorgänge in allen Gesellschaftsschichten, sondern auch durch die jetzige Überspannung der sozialen Fürsorge, die sich nicht mehr auf die Beseitigung von Notlagen und den Schutz der schwächeren, unselbständigen Elemente beschränkt, sondern weit darüber hinaus bis in genügend gesicherte Schichten greifen will. Die jetzt schon vorhandenen üblen Folgen, von denen hier nur ein Teil erörtert ist, werden dadurch ins Ungemessene gesteigert werden, der soziale Gedanke, an sich gesund und menschenfreundlich, wird in sein Gegenteil verkehrt, und das Reich gerät auf diesem Wege mehr und mehr in die Bahnen der Sozialdemokratie. Es scheint, daß die soziale Gesetzgebung an einem Scheidewege steht.

Homer und Äschylus in moderner Bearbeitung

Von Dr. Kurt Hildebrandt-Wittenau

Wird die Frage nach einer Ur-Ilias jemals gelöst werden? Wer die verschiedenen Versuche von Wolf, Hermann, Lachmann, H. Grimm und Wilamowitz betrachtet, wird zweifeln. Aber nach vielen Einzelarbeiten und -erfolgen scheint eine Aufgabe vor allem zeitgemäß und fruchtbar: ins geistige Zentrum des Gedichtes zu dringen und von da die Ur-Ilias zu rekonstruieren. Dieser Aufgabe hat sich Stephan Gruß unterzogen („Ilias". Rekonstruiert und übersetzt. Straßburg, Ed. Heitz. 1910), und das Resultat ist erstaunlich: Das Lied vom Zorn des Achill liegt in sechs fast gleichlangen Gesängen (wobei allerdings mehrere Lücken in Gedanken zu ergänzen sind)

vor uns; jeder Gesang ist nicht zu lang, um zusammenhängend vorgetragen zu werden, und ist in sich abgerundet; die Gesänge zusammen bilden ein abgerundetes Ganzes. Der Verfasser betont, daß ihm ein solches Resultat nicht vorschwebte und daß die Formierung sich erst ergab, als die Entscheidung über die Echtheit der Stücke geschehen war. Gegenüber der festen Überzeugung des Verfassers, dessen Mittel ja hauptsächlich in Geschmack und künstlerischer Beurteilung bestehen, kann man gewiß sehr skeptisch sein, insbesondere ist es nicht unmöglich, daß gerade die zusammenschließenden Partien nicht auf die ursprüngliche Form, sondern auf die Arbeit der späteren Redaktion zurückzuführen wären. Aber ich glaube doch, daß gerade bei diesen Fragen das überraschende Resultat der gleichmäßigen Formierung einige Beweiskraft besitzt.

Aber die wissenschaftliche Frage ist dem Verfasser nicht das Wesentliche; er tritt zweifellos mit dem Anspruch auf, dem großen Publikum die echte Ilias an Stelle der gefälschten zu geben. Die Ilias, wie wir sie in der Homer-Stunde und bei Voß lasen, ist abgetan. Nun wird, wem das alte, reiche Bild lieb war, vor dem neuen, so vereinfachten und herausgelösten vielleicht frieren, wie beim Anblick der alten Kirchen, die man sorgsam aus der mit ihnen verwachsenen Umgebung freigelegt hat, damit man jeden Stein in der Nähe besichtigen kann. Ein Beispiel für viele! Das Bild von Hektors Abschied gewinnt gewiß an Reinheit, wenn man gewisse Verse streicht. Aber verliert nicht das große Gedicht einen herrlich pathetischen Akzent, wenn wir in Hektors Munde die tragischen Worte vermissen:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt."

Das ist kein Einwand gegen die Wiederherstellung der Urform der Ilias, denn zweifellos kommt in dieser die über alles Maß tragische und wunderbare Gestalt Achills viel reiner und stärker heraus. Damit soll gesagt sein, daß in Zukunft sowohl die festzustellende Urform wie die altüberlieferte erweiterte Form zu unserem klassischen Besitz gehören müssen. Und hier muß der erste, schwere Einwand gegen Stephan Gruß erhoben werden. Darin liegen die komischen Widersprüche unserer modernen Verstandesbildung: sie ist so bescheiden, daß sie nichts erschaffen, sondern immer nur dem Erschaffenen nachlaufen will, und dabei so überheblich, daß sie vor nichts Achtung, geschweige denn Verehrung hat. So kommt denn ein Gelehrter, stolz auf die Masse ererbter Mittel, vergißt, daß bloßes Wissen nie den Zugang zum Kunstwerk öffnet und tritt vor die größten Dichtungen nicht als dankbar Empfangender, sondern als strenger, unfehlbarer Richter. Wo er sorgsam das scheinbar Unechte beiseite stellen sollte, da schlägt er es vielmehr mit Schimpfworten in Stücke. „Roheiten, miserabel, unerlaubt, ärmlich, Stümper, Kolportageroman, peinlich, barer blanker Unsinn, das Dümmste und Unverschämteste, albern, widerliche Effekthascherei, elend, ekelhaft, wie ein Edelstein im Kotballen" sind solche Bezeichnungen, von denen nicht nur mittelmäßige Stücke, sondern auch solche, die unsere größten Dichter und Kritiker besonders geliebt haben, getroffen werden. Noch unangenehmer als dies grobe Schelten wirkt die gar zu billige Ironie, mit der die archaische Kunst erniedrigt wird; Beispiele für diesen Ton, der durch die ganze Abhandlung erklingt, sind unnötig. Es genüge, daß er das schöne Bild: Briseïs an der Leiche des Patroklus „die sentimentalen Tränenströme und die Fütterung des Achilleus durch Athene" nennt. Gewiß ist vieles grotesk in der

erweiterten Ilias; aber grotesk ist nicht unkünstlerisch, und man muß doch jeden Sinnes für das Monumentale bar sein, wenn man die Götterszenen der Ilias mit Offenbach vergleicht, oder gar von einem „Zeus des Pöbels" redet.

Eine Entschuldigung wäre denkbar: man könnte denken, Gruß habe sich so hineingelebt in den Dichter der Menis, daß er aus Liebe zu ihm alle späteren Änderungen mit Haß verfolgt. Aber seine Übersetzung ist da, und die beweist, daß er mit dem Dichterischen überhaupt nichts zu tun hat. Nach naturalistischem Prinzip geht er nur auf die Möglichkeit und Glaubwürdigkeit der Handlung, des Stoffes aus. Den Hexameter lehnt er ab, weil er dem Deutschen Gewalt antue — damit kann man jeden Vers ablehnen. Er bietet dafür „freie Rhythmen", die hinter den schon nicht ernst zu nehmenden unserer „Naturalisten-Lyriker" erheblich zurückstehen. Wie holprig, eckig, verletzend und unerträglich sein willkürliches Abbrechen der Zeilen ist, die zwischen drei und zwanzig Silben hin und her schwanken, hört er wohl nicht; er weiß nicht, daß eine gute Prosa einen viel schöneren Rhythmus hat. So haben wir das närrische Bild eines Tänzers, der sich widerwillig von seiner Tänzerin im Kreis herumschleppen läßt, mal einige poetische Walzerschritte versuchend, mal im prosaischen Trott gehend. Inhaltlich ist die Übersetzung voll von Trivialisierungen, dabei will ich mich nicht aufhalten.

Es genügt, die für unsere Bildung charakteristische Tatsache festzulegen: Ein Gelehrter bringt mit ausdauerndem Fleiß in den Stoff der Ilias ein, bearbeitet mit weitem Blick die wesentlichen Fragen, und doch fehlt ihm jedes Verhältnis zum Kunstwerk. Er sieht nicht, wie das große bunte Gedicht doch die Einheit des gewachsenen Wesens zeigt, wie es ganz von dem Geist eines großen Zeitalters getragen wird; er sieht nicht, wie Tragisches und Derbheiteres sich die Wage halten, wie in Shakespeares Dramen und Goethes „Faust".

So kann man in dieser Rekonstruktion wohl eine wichtige Vorarbeit für die Feststellung der Ur-Ilias sehen, als künstlerische Leistung aber ist sie verwerflich. Für die weiteren Kreise dürften heute noch als Übersetzer H. Voß und als Kommentator Herman Grimm gültig sein.

Von der entgegengesetzten Seite tritt v. Gleichen-Rußwurm an den Schatz antiker Kunst heran („Die Orestie des Äschylus", bei Eugen Diederichs, Jena 1910): er sieht vorwiegend den Stoff für den Künstler. Schon die Gestalt des Buches zeigt an, daß hier nicht, wie bei der eben besprochenen Arbeit, nur das Denkmäßige, sondern auch die äußere Form gewertet wird. Die „Übertragung" selbst ist eine poetische Bearbeitung des archaischen Dramas. Einzelne Stücke sind mit sichtlicher Liebe und gutem Geschmack herausgearbeitet; ich nenne als Beispiel die Opferung der Iphigenie, die man für sich als ein im großen Sinne tragisches Gedicht genießen kann. Dann wird auch mit billigeren Mitteln gearbeitet, etwa mit lässig und willkürlich hingeworfenen Wiederholungen, z. B.:

Und wie der Morgenröte folgt die Helle,
So leuchtet eine Hoffnung, eine Freude
Noch leuchtender, als je die Hoffnung hoffte.

Schlimmer sind noch die konventionellen „Poetisierungen": ein Hund genügt nicht, es muß ein treuer Hund sein; Träume ist nicht schön genug, es muß holde Träume daraus gemacht werden.

Mir scheinen zwei Arten legitim, die Werke anderer Dichter umzudichten. Es kann dem zweiten Dichter nicht verwehrt sein, völlig frei mit dem übernommenen Werke zu schalten, ganz mit eigener Verantwortung und ganz zum eigenen Ruhme zu dichten. Unser Geschmack verlangt dann allerdings, daß die Größe der beiden Dichter nicht allzu different sei. Die zweite Art besteht darin, die bestehenden Werke in allen ihren Teilen als dichterische Einheiten zu vernehmen und dann im ganzen und im einzelnen, in Rhythmus, Tonfall, Gebärde und Sinn aufs treuste nachzubilden.

Rußwurm hat keinen dieser beiden Wege befolgt: zu bescheiden, als Dichter frei schaffend hervorzutreten, war er doch nicht treu genug, Äschylus nachzubilden. Er übersetzt außerordentlich frei, läßt vieles fort, setzt Überflüssiges zu, biegt und ändert. Es sei ihm zugegeben, daß er rein aus künstlerischen Absichten umformt und nicht kunstfremde Tendenzen in die Dichtung hineinbringt, auch daß er nicht Prosa oder gemeine Verständlichkeit erstrebt. Auch sei ihm zugegeben, daß eine adäquate Wiedergabe des Äschylus für die heutige Bühne schwer denkbar ist. Aber es muß doch dem Leser oder Zuschauer gesagt sein, daß er nicht den Vater der Tragödie, sondern den Enkel Schillers vernehmen wird.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Neuntes Kapitel: Besuch aus der Gouvernementsstadt.

Der Winter kehrte zum letzten Mal für dieses Jahr die rauhe Seite heraus. Es fror, und schneidender, trockner Ostwind machte die an und für sich schon bedeutende Kälte empfindlich. Auf der Landstraße gab es abgefrorene Hände und Füße, und auch im Flecken kam es vor, daß zwei Bekannte einander begegneten und einer von ihnen statt des Grußes eine Hand voll Schnee aufraffte und dem anderen ohne Umstände damit in das Gesicht fuhr, um ihm die Nase, das Ohr oder die Wange aus Leibeskräften zu reiben.

„Väterchen," rief er dabei, „weiß, ganz weiß! Ist das ein Fröstchen! Und Sie haben selbst wohl gar nichts gemerkt?"

Der Geriebene stand in solchen Fällen regungslos, ließ sich behandeln und preßte in Absätzen hervor, je nachdem der Reibende ihm den Mund frei ließ:

„Danke, Väterchen, für Ihre Sorge um mich. Etwas gekniffen hat es, aber ich glaubte nicht, daß es so schlimm wäre. Danke, danke, bemühen Sie sich nicht zu sehr. Sie werden ermüden."

Sogar in gut geheizten Zimmern fühlte man den Frost, zwar nicht als wirkliche Kälte, sondern wie einen kühlen Luftzug, der auf dem Gesicht und den Händen spielte und auf den Unterarmen die sogenannte Gänsehaut hervorrief. Botscharow wurde dadurch veranlaßt einen wärmeren Rock anzuziehen und rieb

sich die Hände, während er im Saal umherspazierte. Da kam mit Schellengeläut ein Postschlitten die Straße herunter. Er hielt vor der Haustür, und aus ihm wälzte sich ein ungeheurer Pelz mit einem ebenso riesigen emporgeschlagenen Kragen, den die Spitze eines Baschliks ein klein wenig überragte. Endlich stand der Pelz aufrecht.

„Sieh, Teufel, wie er sich eingehüllt hat!" brummte Botscharow, der an das Fenster getreten war. „Ja, kein Wunder. Es friert wie zur Neujahrszeit. Ein prächtiger Wolfspelz! Haha, ob wohl ein Mensch in ihm steckt!"

Ein Mensch mußte jedenfalls darin stecken, da Pelze ohne menschlichen Inhalt gewöhnlich nicht umhergehen, und dieser bewegte sich auf die Haustür zu und zog mit einem gewaltigen Ruck die Klingel.

Ein Mädchen kam gelaufen und öffnete.

„Ich sehe," hörte Botscharow eine laute Stimme, „daß auf dem Türschilde steht: Tit Grigorjewitsch Botscharow. Also bin ich am Orte. Aber wie ist es? Beliebt er selbst zu Hause zu sein? Ist er gesund? Oder schläft er?"

Dabei ging der Pelz an der Magd vorbei in das Vorzimmer, bekam den Wirt, der sich genähert hatte, zu Gesicht und fuhr laut fort:

„Eh, nach dem Wolfe fragt man, und den Wolf sieht man. Richtig, das bist du selbst. Entschuldige, Tit Grigorjewitsch. Ich weiß nicht, ob es in eurem Flecken ein Gasthaus gibt, wo man seine Bequemlichkeit finden kann. Ich falle dir darum nach der Väter Sitte geradezu ins Haus. Ich hoffe, du nimmst mich auf, jagst mich nicht hinaus."

„Wenn du nach der Väter Sitte kommst, bist du willkommen," versetzte Botscharow. „In meinem Hause wird nach der alten Art gelebt, und so soll es bleiben, bis ich die Augen schließe."

„Tatatata," wehrte der Pelz, „sprich nicht zu früh vom Tode. He, du, Mädchen! Schaffe mein Gepäck herein. Drei Kolli, hörst du! Und vorsichtig, daß du mir den braunen Reisesack schonst. Mache die Augen auf. Er ist ganz neu, kostet acht Rubel."

„Lege ab," sagte Botscharow. „Wie zu Hause. Du, Mädchen, hilf ihm den Pelz abnehmen. Das Gepäck wird der Hausknecht hereintragen. He, Leute!"

Noch zwei Mägde kamen gelaufen. Eine von ihnen half der, die die Tür geöffnet hatte, den Ankömmling aus dem Pelze schälen. Die andere lief nach dem Hausknecht.

Der Pelz war entfernt, und der Mann, der in ihm gesteckt hatte, stand nun halb so umfangreich, aber immer noch dick genug da, denn er hatte einen anliegenden, umgürteten Schuppenpelz auf dem Leibe, dessen Kragen ebenfalls aufgeschlagen war. Als auch dieser zweite Pelz ihm ausgezogen, der Baschlik und die unter demselben befindliche Bibermütze vom Kopfe genommen war, stellte er sich als ein mittelgroßer, wohlgenährter, aber gar nicht dicker Mann mit einem ergrauenden Barte dar.

„Nun sei gegrüßt, Tit Grigorjewitsch," sprach er, faßte den Wirt an den Schultern, küßte ihn auf den Mund und auf beide Backen und verneigte sich nachträglich. „Wie geht es dir? Was macht deine Anna Dmitrijewna — so heißt doch deine Getreue? Und deine Tochter? Alle bei guter Gesundheit?"

„Gott sei Lob und Dank! Es geht langsam. Aber schlage mich tot, Väterchen, ich weiß nicht, wer du bist."

„Siehst du, Tit Grigorjewitsch, wie du deine alten Freunde vergißt!"

Botscharow schüttelte den Kopf.

„Ich kann mich nicht besinnen."

„Räbzow. Kusma Karpowitsch Räbzow."

„Kusma Karpowitsch!"

„Jawohl, jawohl, Tit Grigorjewitsch, er selbst."

„Kusma Karpowitsch, Bruder, wie erkannte ich dich nicht!" rief Botscharow freudig und umarmte wiederholt den alten Geschäftsfreund. „Ist das ein Ereignis! Wie viele Sommer, wie viele Winter haben wir uns nicht gesehen!"

„Ja, es werden wohl an die zwanzig Jährchen sein."

„Gewiß, gewiß. Aber bist du unterdessen grau geworden!"

„Hehe! Du siehst auch nicht jünger aus als damals, Tit Grigorjewitsch."

„Ach ja," seufzte Botscharow, „das Alter macht nicht schöner."

„Wahr, wahr."

Sie betrachteten einander von oben bis unten.

„Ich kann mich aber noch gar nicht fassen," begann wieder Botscharow. „Eine solche Überraschung! Solche Freude! He, Frau, Tochter! Kriecht heraus. Begrüßt den teuren Gast. Hurtig!"

„Nu, Alte, watschle heran, rühre die Beine," fuhr er fort, sich die Hände reibend. „Das ist kein gewöhnlicher Gast. Das ist Räbzow, Kusma Karpowitsch, ein Kaufmann ersten Ranges. Das ganze Gouvernement kennt seinen Namen, ja in der Residenz, im Norden und im Süden hat man von ihm gehört. Begrüße ihn, wie sich gehört, Anna Dmitrijewna, wie den leiblichen Vater. Ich erlaube es. Und du auch, Marja Titowna."

„Nun, du lobst mich schon zu sehr, Tit Grigorjewitsch," sagte Räbzow selbstgefällig. „Was bin ich? Ein Kaufmann, ein Holzhändler wie du. Guten Tag, Anna Dmitrijewna. Erlauben Sie, Mütterchen, mit Ihnen bekannt zu werden."

Er küßte ihr zierlich die Hand, und sie berührte mit den Lippen seine Stirn.

„Ordentlich, ordentlich, Frau!" befahl Botscharow. „Tue nicht, als ob er ein glühendes Eisen wäre. Auf den Mund wie einen Verwandten! So. So gehört es sich."

„Und Sie sind das Töchterchen des alten Knasters, Fräulein!" lächelte Räbzow, als er mit der Mutter fertig war und Marjas Hand erfaßte, die er in der seinen festhielt. Er musterte sie dabei scharf, ließ die Augen an ihrer Gestalt auf und nieder gleiten und zuletzt auf ihrem Gesicht ruhen. „Prächtig, prächtig! Glücklich bist du, Tit Grigorjewitsch, eine solche Schönheit als Tochter zu besitzen. Laß dich begrüßen, Täubchen. Marja heißt du? Erlauben Sie, Marja Titowna, Ihnen die Hand zu küssen. Und — der Vater hat es ja befohlen — auch den Mund. Du machst mich alten Kerl ganz jung, schönes Fräulein. Ah, schmeckt das! Verzeihen Sie, Marja Titowna, wie ein Verwandter! Wir sind ja alte, alte Freunde mit Ihrem Papa."

Er neigte sich tief, küßte zum zweiten Male ihre Hand und machte ihr, indem er zurücktrat, nochmals eine Verbeugung. Wie er dann dastand, sah er trotz dem einfachen langen, grauen Rock recht würdevoll aus. Man brauchte kein

Menschenkenner zu sein, um sofort zu merken, daß seine Bescheidenheit nur gemacht war, und daß ihn keinen Augenblick das Bewußtsein verließ: was er tue, könne er bezahlen.

„Ja, Tit Grigorjewitsch," sagte er, „ein glücklicher Mensch bist du. Die Frau eine Schönheit. Die Tochter eine Schönheit. Sie ist nach der Mutter geraten, aber — uehmen Sie es nicht übel, verehrte Anna Dmitrijewna. Sie bleiben hinter der Tochter zurück. Solch ein Falke von einem Mädchen! Hehehe, was meinen Sie, Anna Dmitrijewna, und du, Tit Grigorjewitsch? Ich bin ganz hin, wie von einem Pfeil getroffen — Witwer bin ich —

„Haha," lachte Botscharow, „immer zu! Ich sehe kein Hindernis. Wir können darüber reden."

„Ich bitte sehr," sprach Marja mit hochgezogenen Brauen, „ich unterwerfe mich nicht allen alten Sitten. Ich lasse mich nicht verhandeln."

„Gut, gut," lobte Räbzow, „ganz wie ich dachte! Äußerlich und innerlich ein Daus! O, das Alter, das Alter! Wenn ich doch dreißig Jahre jünger wäre! Ja, ein wahrhaft glücklicher Mensch bist du, Tit Grigorjewitsch."

„Sie ist ein Trumpf, meine Mascha!" prahlte Botscharow.

„Aber ich bitte, sich weiter zu bemühen," erfolgte jetzt die Einladung der Hausfrau. „Was stehen wir hier beim Eingange! Seien Sie so freundlich."

Räbzow wurde einlogiert. Es war ein Kaufmann, der vor langen Jahren mit Botscharow zusammen Holzgeschäfte gemacht hatte. Er war damals in der Gouvernementsstadt ansässig — im Gouvernement, wie die Leute der Kürze wegen zu sagen pflegten. Er hatte sich in einen entfernten Kreis des Gouvernements zurückgezogen, wahrscheinlich, um Botscharow Raum zu geben, als dieser allmählich den Handel der ganzen Umgegend an sich zu ziehen begann. In dem entfernten Kreise hatte er getan, wie Botscharow in diesem, aber in noch größerem Maße, da es ihm leichter fiel, weil er vom Vater her über großes Kapital verfügte und deshalb nicht anfangs klein und bescheiden aufzutreten brauchte wie Botscharow. Seitdem hatte Tit Grigorjewitsch viel von seinen Erfolgen gehört, aber in persönliche Berührung miteinander waren sie nicht mehr gekommen.

„Ah, Kusma Karpowitsch," sagte Botscharow, als er am Nachmittage mit dem Gaste allein im Kabinett saß, „was war das für ein prächtiger Einfall von dir, dem alten Freunde einen Besuch zu machen! Ein alter Freund ist besser als zwei neue, heißt es, und es ist gewiß wahr. Mir ist dein Besuch so lieb, als hätte mir jemand zehntausend Rubel geschenkt."

Räbzow wiegte den Kopf hin und her.

„Und du glaubst wirklich, Väterchen Tit Grigorjewitsch, daß ich ausgefahren sei, weil ich nicht wußte, wie ich die Zeit totschlagen sollte? So etwa, wie es den Frauen und Mädchen aus Langweile plötzlich einfällt: Ach, ich muß doch die und die einmal besuchen; ich bin schon lange nicht dagewesen. Du hältst mich für einen schlechten Kaufmann, Tit Grigorjewitsch."

„Dann hattest du wohl im Gouvernement Geschäfte und machtest von dort die kurze Fahrt hierher, um mit mir zusammenzukommen?"

„Hm, natürlich bin ich in Geschäften unterwegs, aber — jawohl, im Gouvernement habe ich Geschäfte, ich kann sagen, recht umfangreiche Geschäfte, allein auch hier bin ich in Geschäften."

„So? Ich habe nichts davon gehört, daß du mit jemand hier in Verbindung stehest."

Räbzow strich den Bart auseinander und blickte schlau auf den Hausherrn.

„Konntest davon auch nichts hören, Väterchen, konntest nicht. Ich habe mit niemand darüber gesprochen."

Botscharow sah ihn fragend an.

„Hm, das heißt," fuhr Räbzow fort, „bisher habe ich hier nichts zu tun gehabt, aber ich denke hier ein Geschäft einzuleiten."

„Eine kaufmännische Operation?" warf Botscharow leicht hin, aber sein Gesicht erhielt einen mißtrauischen Zug.

„M—ja, natürlich, natürlich. Ich bin Kaufmann und will nichts anderes sein. Ich mache keine andere Operationen als kaufmännische, rein kaufmännische."

„Willst vielleicht wie in früheren Zeiten in der Umgegend ein Waldstück zum Abholzen erstehen?"

Botscharow sagte das mit Lachen, aber das Lachen klang sehr gezwungen.

„Und wenn das so wäre?" entgegnete Räbzow und kniff die Augen zusammen.

„Mit mir zusammen wie damals?"

„Sage, Tit Grigorjewitsch, liebst du Kompagniegeschäfte?"

Botscharow schwieg ein Weilchen.

„Mit einem guten Menschen, wenn ihm daran liegt," antwortete er dann bedächtig, „ich weiß nicht, ich glaube, ich würde mich nicht zurückziehen. Aber lieben? Nein. Gott sei Dank, ich habe es nicht nötig. Die Geschäfte, die es hier im Kreise geben kann, wo ich dazu da bin, sind mir nicht zu groß. Ich kann sie allein besorgen."

„Gut, gut," versetzte Räbzow. „Das gefällt mir. Ich sehe, du bist, wie man dich geschildert hat. Gut, sehr gut. Hm, wenn sich mir ein Geschäft bietet, werde ich es also allein übernehmen. Ich bin ganz deiner Ansicht. Ich halte auch nichts von Kompagnons."

Botscharow stand auf und ging einigemal das Kabinett entlang.

„Höre, Kusma Karpowitsch," sprach er, indem er sich vor dem Gaste hinstellte, „wir kennen uns ein halbes menschliches Leben, sind beide Leute alten Schlages, gehören zur kaufmännischen Nation. Wir brauchen uns voreinander nicht zu verstecken. Was sollen die halben Reden! Gerade heraus. Hast du die Absicht, hier ein Waldstück zu kaufen?"

„Wollen wir annehmen, ich hätte die Absicht."

„Hier im Kreise?"

„Hier im Kreise."

„Wo ich die Hand darauf halte?"

„Nu, was ist, wenn du die Hand darauf hältst? Ich kaufe, und dann halte ich die Hand darauf."

„Und du meinst, ich würde das zugeben, würde mich so ohne Umstände beiseite schieben lassen?"

„Eh, Bruder, du vermagst doch nicht den ganzen Kreis mit der Hand zuzudecken. Werden genug Spalten zwischen deinen Fingern bleiben, wo ein anderer sich hineinsetzen kann."

„Das denkst du?"

„Das denke ich."

„Und ich sage dir — merke darauf — in diesem Kreise sitze ich, Tit Grigorjewitsch Botscharow. Wer sich neben mich setzen will, sich in meine Geschäfte drängen und mir hinderlich sein will — ich bin ein friedlicher Mensch, aber für jeden solchen Unberufenen wäre es ebensogut, er setzte sich auf ein Faß mit Pulver, das auf glimmernden Kohlen stände."

„Sieh doch!" rief Räbzow spöttisch.

„Ich sage es dir."

„Du denkst, du wärest imstande, mich in die Luft zu sprengen?"

„Ich würde alles daransetzen, und wenn ich als Bettler Haus und Hof verlassen müßte. Doch, Gott sei Dank, zum Betteln würde es nicht kommen. Tit Grigorjewitsch Botscharow kann etwas leisten und etwas aushalten."

„Sieh doch, wie giftig du bist!"

„Ich bin nicht giftig. Ich halte auf mein Recht. Ich denke ja auch nicht daran, in deinem Kreise zu kaufen und Handel zu treiben."

„In meinem Kreise! Wie der Mensch spricht! In meinem Kreise gibt es keine Waldstücke, die du kaufen möchtest."

„Warum nicht?"

„Warum nicht! Weil es dort eben keine Wälder gibt."

„Keine Wälder?"

„Ja, ja, keine Wälder. Das heißt, Wald gibt es, aber solchen Wald kannst du nicht brauchen. Du machst Geschäfte in Bauholz, und ich habe weit umher nur Brennholz, jämmerliches, hungriges Brennholz."

„In deinem Kreise kein Bauholz!"

„Ich sage es dir ja. Du weißt es übrigens selbst."

„Gott sei mir gnädig! Dein Kreis ist ja der waldreichste im ganzen Gouvernement."

„Hahahaha, um die Gouvernementsstadt Waldreichtum! Tit Grigorjewitsch, Gott verdunkelt dir den Verstand."

„Ja, Bruder, einer von uns hat jetzt den Verstand verloren. Was, zum Teufel, faselst du von der Gouvernementsstadt?"

„Nur nicht hitzig, Väterchen, nicht hitzig! Ich lebe seit zwei Monaten in der Gouvernementsstadt."

„Bist nicht mehr in dem fernen Kreise?"

„Habe dort alles aufgegeben und alle Geschäfte beendet. Im Gouvernement habe ich mein Haus und meinen Holzhandel."

Botscharows Wangen und Stirn färbten sich.

„Im Gouvernement lebst du jetzt? Hast deinen Handel in meiner Nähe! Denkst also wirklich dich mir auf die Nase zu setzen und auch hier im Nachbarkreise zu arbeiten?"

„Höre, Tit Grigorjewitsch, wollen wir dies Gespräch heute lassen. Sage mir lieber, wie kommst du in den jetzigen Zeiten mit deinen Kommis aus? Bist du so glücklich, ehrliche Leute zu haben, oder bestehlen sie dich ebenso, wie ich bestohlen werde?"

Wohl eine halbe Stunde blieb Botscharow einsilbig und konnte mit der Aufregung nicht fertig werden, die der alte Geschäftsfreund in ihm heraufbeschworen

hatte. Allmählich gewann er aber doch Interesse an den Klagen Räbzows, und die Unterhaltung bekam dann wieder einen gemütlichen Anstrich.

Spät am Abend, als der Gast bereits schlief oder sich wenigstens in sein Gemach zurückgezogen hatte, ließ Botscharow seinen ältesten Kommis Glebow aus dem Bette holen.

„Höre, Alexej Petrowitsch, du kennst Kusma Karpowitsch, meinen Gast?"

„Den Räbzow? Wie sollte ich ihn nicht kennen! Ich war schon zwei Jahre vor Ihrer Hochzeit bei Ihnen. Damals hatten Sie mit ihm zusammen den Wald des Generals Babinski gekauft."

„Kannst du raten, weshalb er gekommen ist?"

„Wer kann es wissen? Um etwas Gutes gewiß nicht."

„Warum?"

„Erbarmen Sie sich! Er war damals wie der Teufel hinter den Arbeitern und hinter uns her. Es war manchmal schon lange Feierabend, aber er bat: Kinder, ich neige mich vor euch, tut mir die Gnade, noch ein halbes Stündchen; übermorgen ist Feiertag, dann werdet ihr meinen Dank sehen. Der Feiertag kam, aber wer sich dann nicht zeigte und den Dank vergessen hatte, das war Kusma Karpowitsch. Solch ein Filz!"

„Er hat sein Geschäft im Gouvernement eröffnet."

„Da haben wir es!"

„Er will in unserem Kreise Wald kaufen."

„Daß er ersticken möchte!"

„So ist es."

„Schlimm, Tit Grigorjewitsch."

„Nun höre, Alexej Petrowitsch. Er soll nicht kaufen."

„Auf keinen Fall, Tit Grigorjewitsch."

„Wir sind hier die Leute dazu."

„Gewiß, Tit Grigorjewitsch."

„Ehe er seinen kleinen Finger hineinbringt, will ich lieber alles opfern, was ich habe. Und wenn ich zugrunde gehe! Ich spucke darauf. Aber ihm weiche ich nicht."

„Das ist recht, Tit Grigorjewitsch. Aber Geld hat er, o, o, o, o viel Geld!"

„Hole ihn der Teufel! Er soll Tit Grigorjewitsch Botscharow kennen lernen."

„Wir wollen uns halten."

„Also höre. Wie steht die Sache mit dem Grafen?"

„Wie ich gesagt habe, Tit Grigorjewitsch. Der Graf denkt nicht daran, nachzugeben. Er hat nicht eine Silbe wieder von sich hören lassen."

„Aber bei ihm wird nicht gefällt?"

„Bis jetzt nicht. Er sucht wohl nach einem anderen Käufer. Tit Grigorjewitsch!"

„Nu?"

„Ob der Graf sich nicht den Räbzow verschrieben hat?"

„Hm!"

„Tit Grigorjewitsch, wir müssen dem Räbzow zuvorkommen."

„Gehauen wird nicht beim Grafen? Du weißt es bestimmt?"

„Bestimmt, Tit Grigorjewitsch."

„Nu, dann ist es gut. Das Frühjahr ist bald da. Gehauen wird erst im nächsten Winter. Darum wird weder Räbzow noch ein anderer sich beeilen, den Kontrakt abzuschließen. Du aber nimmst gleich morgen Pferde und fährst zum Grafen."

„Morgen kann ich nicht abkommen, Tit Grigorjewitsch. Gerade morgen treffen die großen Transporte von den Gütern des Lapa ein. Der Verwalter ist selbst mit. Sie sind heute schon ganz in der Nähe. Ich muß auch die Abfuhr des großen Stapels zum Bache morgen beginnen lassen. Die Fuhrleute sind bestellt."

„Nun, dann übermorgen."

„Freitag, Tit Grigorjewitsch."

„Schön, wollen wir sagen Freitag. Du handelst mit dem Grafen. Verstehst du? Zum Fenster will ich mein Geld nicht hinauswerfen. Hält er fest, so gibst du ihm im Notfall die volle Summe. Auf jeden Fall aber schließt du mit ihm ab. Der Teufel hole ihn! Ich werde nicht umkommen. Kannst auch, falls er es verlangt, einige Tausende anzahlen."

„Zu Befehl, Tit Grigorjewitsch. Da die Anzahlung solange vorher geschieht, muß er darauf etwas ablassen."

„Nun, du wirst schon sehen, was nötig ist. Habe die Ohren überall. Erfahre, wo noch jemand Wald ausbietet. Ich will mich entblößen bis auf die letzte Kopeke, mich in Schulden stürzen, aber wo Kusma Karpowitsch anfragt, ob verkauft werde, soll er überall hören: Tut uns leid, Botscharow hat eben gekauft. Der Hundesohn!"

„Ja, Gott hat uns da eine Prüfung geschickt."

„Der Teufel hat ihn hergebracht."

Am folgenden Morgen verließ der Gast früh das Haus, erschien flüchtig zum Mittagessen und stellte sich dann erst am Abend ein. Gleich nach ihm kam Glebow zum Rapport.

„Er hat sich den ganzen Tag in unseren Niederlagen herumgetrieben, hat die Stapel besehen, hat mit den Sägern und Fuhrleuten gesprochen. An mich hängte er sich eine Zeitlang und fragte mich nach unseren Geschäften und Kontrakten aus. Auch den fremden Verwalter fing er ab und ging mit ihm spazieren. Solch ein Satan von einem Menschen!"

„Nu, nu, was hast du ihm geantwortet?"

„Ich verhielt mich meist schweigend. Was sollte ich mit dem Schleicher viel reden!"

„Du hättest ihm aber doch erklären sollen, daß wir für alle Geschäfte stark genug sind."

„Nun, das versteht sich von selbst. Ich zuckte die Achseln und sagte nur: ‚Tit Grigorjewitsch hat die Mittel, große Geschäfte zu machen. Tit Grigorjewitsch nimmt auch die kleinen Geschäfte mit. Tit Grigorjewitsch hält nun einmal alle Geschäfte im Kreise in seiner Hand.'"

„Das war gut. Das muß ich loben."

„Erbarmen Sie sich! Als ob wir nicht wüßten, wie man einer solchen Kanaille das Maul stopfen muß!"

„Aber sage mir, Alexej, was für eine Fratze machte er, während du ihm so antwortetest?"

„Er lobte immer. ‚Gut, gut,' sprach er. ‚Das gefällt mir. Das ist eine reine Sache. Tit Grigorjewitsch ist ein Kaufmann ersten Ranges.'"

„Solch ein Judas!"

„Der Antichrist selbst."

„Ich bin neugierig, was er morgen unternehmen wird."

„Tit Grigorjewitsch. . . ."

„Was?"

„Man muß ihm einen Aufpasser geben."

„Wie, einen Aufpasser?"

„Der ihn nicht aus den Augen läßt, ihm folgt, gleich dabei ist, wenn er mit jemand spricht."

„Ja, Bruder, das ist ein guter Rat. Wen nehmen wir dazu?"

„Ich denke, Ignatij Leontjewitsch könnte man dazu brauchen. Zu solchen Sachen ist der wohl gerade recht."

„Der junge Hund! Na ja, freilich, schlau ist der Racker. Gut, schicke mir den Ignatij."

Wieder brach der Tag an, und wieder ließ Räbzow sich nur zum Mittagessen sehen. Über das, was er trieb, verlor er keine Silbe. Am Abend trat Ssurikow lachend in das Kabinett.

„Hat er mich müde gemacht!" rief er. „Bei Gott, ich fühle meine Beine nicht. Und er, der alte Teufel, wanderte immer vorwärts. Das ist gar kein Mensch. Das ist eine Dampfmaschine."

„Wohin gingt ihr?"

„Sehen Sie, Onkelchen, wie er nur das Haus verließ, war ich gleich da. ‚Ach, Kusma Karpowitsch, Sie belieben schon so früh auszugehen!' ‚Höre, junger Mensch,' sagte er, ‚du bist wohl einer von den Botscharowschen?' ‚Sie brauchen gar nicht zu fragen, Väterchen,' sagte ich; ‚wo finden Sie hier im Flecken einen, der nicht ein Botscharowscher wäre!' ‚Ob das wohl so ist?' sagte er. ‚Gewiß,' sagte ich, ‚nicht allein im Flecken, sondern im ganzen Kreise können Sie mit der Laterne nach jemand suchen, der nicht bei Tit Grigorjewitsch in der Tasche säße.'"

„Bravo, Ignaschka!" lobte Botscharow, „Dafür hast du zehn Rubel verdient."

„Danke, Onkelchen. Kusma Karpowitsch versprach mir auch zehn Rubel, wenn ich ihn führen und ihm alles zeigen würde, aber gegeben hat er nicht eine Kopeke, der Geizhals. Ich hoffe, Sie zahlen mir die zehn Rubel gleich aus, Onkelchen."

„Da, nimm, Blutsauger. Wohin ließ er sich führen?"

„Danke. Er fragte, wohin ich ginge. Ich sagte ihm, ich müßte zu einigen Mietern, die mit der Zahlung säumig seien. Ob Sie viele Räume zu vermieten hätten, fragte er. Die Zahl könne ich ihm nicht nennen, sagte ich, denn sie sei zu groß und auch unbestimmt, da Sie stets neue Häuser zubauten und zukauften. Er glaube mir nicht recht, meinte er, aber ich solle ihn führen; er möchte gern alle Ihre Häuser und Grundstücke sehen. Und denken Sie sich, wir sind wirklich überall gewesen, im Flecken, im Vorflecken und am Bache. Hat der die Augen aufgerissen!"

„Gut, gut, Ignaschka."

„Ich habe ihn aber auch geführt. Er blieb einmal stehen. Wissen Sie, Onkelchen, an einigen Häusern fehlen die Hausschilde. Da blieb er stehen und sagte: ‚Ich glaube dir nicht; du deutest mir auch auf Gebäude, die nicht Tit Grigorjewitsch gehören.' Da war gerade in der Nähe das neue Steinhaus, wo die reiche geizige Witwe wohnt. Sie zahlt gewöhnlich immer etwas zu spät. Dort fehlt auch das Schild. Ich ging mit ihm hinein. ‚Tit Grigorjewitsch läßt bitten,' sagte ich zur Witwe, ‚Sie möchten diesmal die Miete nicht hinziehen und zum Termin zahlen.' Nun glaubte er."

„Gut, Ignaschka."

„Jetzt war ich sicher. Wo nur das Schild fehlte, wies ich mit der Hand hin und sagte: ‚Auch unser Haus'. Das Krongebäude, das hinter dem Gefängnisse gebaut wird — auch darauf zeigte ich."

„Du Hundesohn!"

„Und als wir aus dem Vorflecken zurückkamen, sah ich, daß auf dem Schilde des Hauptmanns Schejin die Schrift verwischt war, so daß sie sich nicht lesen ließ. Da sagte ich: ‚Auch das ist unser Haus'. Er schwieg zuletzt lange. Er mochte wohl nachrechnen, wieviel alle die Gebäude und Grundstücke ungefähr wert sein dürften. Endlich meinte er: ‚Ja, Tit Grigorjewitsch hat sich ausgebreitet. Solche Kaufleute gibt es nicht viele im Gouvernement. Er ist einer der ersten.'

„Brav, Ignaschka!"

„Onkelchen, für Sie bin ich stets zu allem bereit. Ich bin doch kein undankbarer Hund, Onkelchen." (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 24. Dezember 1910.

Der Verfassungsentwurf für die Reichslande — Entwicklung der Frage — Die beiden Kammern — Der Wahlgesetzentwurf — Das soziale und wirtschaftliche Element in der Frage.

Zu den großen Angelegenheiten, die während des abgelaufenen Jahres die nationalen Kreise in Spannung erhielten, gehört auch die Frage einer Verfassungsreform in den Reichslanden. Nun hat der Bundesrat nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten in seiner Sitzung vom 16. Dezember den Entwürfen zweier Gesetze seine Zustimmung erteilt, die die seit dreißig Jahren in Elsaß-Lothringen bestehenden Grundlagen des politischen Lebens tiefgehend ändern sollen. Das eine Gesetz betrifft die Verfassung Elsaß-Lothringens, das andere die Wahlen zur Zweiten Kammer des Landtages. Beide Entwürfe wurden entsprechend ihrer Bedeutung am 17., in einer „Sonderausgabe" der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" auszugsweise veröffentlicht. Nachdem über ein Jahr lang die Verhandlungen der in der Frage beteiligten Behörden und Personen mit dem Mantel

eines tiefen Geheimnisses umgeben worden waren, enttäuschen die Entwürfe ein wenig. Sie bringen nichts Neues. Auch die von uns früher zum Ausdruck gebrachten Befürchtungen sind in den wesentlichsten Punkten eingetroffen. Man ist an die Verfassungsreform der Reichslande nicht von dem Gesichtspunkte herangetreten, der seinerzeit zur Einigung des Reichs führte, sondern alle die dezentralisierenden Strömungen, die während der abgelaufenen Jahre in den Reichslanden regierten, finden in den Entwürfen Anerkennung. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" nennt als den „Grundgedanken" der Reform die Absicht, „dem Reichslande größere Selbständigkeit zu verleihen, ohne indessen die historische Stellung Elsaß-Lothringens im Reiche selbst zu ändern.

„Der Verfassungsentwurf will an den staatsrechtlichen Beziehungen des Kaisers zum Reichslande, wie sie Artikel 1 des Vereinigungsgesetzes vom 9. Juni 1871 vorsieht, nichts ändern. Der Kaiser wird auch künftighin als erblicher Vertreter der Gesamtheit der Bundesstaaten, welchen die Souveränität über das Reichsland zusteht, die Staatsgewalt ausüben. Die Statthalterschaft mit ihren teils landesherrlichen, teils ministeriellen Befugnissen, wie sie in dem Gesetz über die Verfassung und die Verwaltung Elsaß-Lothringens vom 4. Juni 1879 geregelt ist, bleibt unverändert. Die Ernennung des Statthalters durch den Kaiser bedarf als ein Akt der Reichsgewalt der Gegenzeichnung des Reichskanzlers. Sobald der Statthalter ernannt ist, sind alle weiteren Akte, insbesondere die Übertragung landesherrlicher Befugnisse des Kaisers auf ihn, Akte der dem Kaiser zustehenden landesherrlichen Hoheit und werden als solche nicht vom Reichskanzler, sondern vom Statthalter selbst gegengezeichnet, der damit die Verantwortlichkeit übernimmt. Der Statthalter wird, soweit es sich nicht um die Ausübung landesherrlicher Befugnisse handelt, durch den Staatssekretär vertreten, der in dieser Eigenschaft die Rechte und Verantwortlichkeit in dem Umfange hat, wie ein dem Reichskanzler nach Maßgabe des Stellvertretungsgesetzes vom 17. März 1878 substituierter Stellvertreter sie besitzt.

„Während sonach in der Stellung der Reichslande zum Reich und in der Regierungsgewalt über die Reichslande der bestehende Rechtszustand aufrecht erhalten wird, äußert sich die weitgehende Selbstbestimmung, die der Verfassungsentwurf den Reichslanden verleiht, in der Bestimmung, daß Landesgesetze für Elsaß-Lothringen künftighin nur vom Kaiser mit Zustimmung des aus zwei Kammern bestehenden Landtags erlassen werden. Nach dem bestehenden Rechtszustand können Landesgesetze für Elsaß-Lothringen entweder in der Form von Reichsgesetzen durch Zusammenwirken von Bundesrat und Reichstag oder vom Kaiser unter Zustimmung von Bundesrat und Landesausschuß erlassen werden. Beide Wege sind künftighin ausgeschlossen, sowohl der Reichstag wie der Bundesrat scheiden als Faktoren der Landesgesetzgebung aus und damit die Instruktion der Bundesratsstimmen durch die einzelnen Regierungen in elsaß-lothringischen Angelegenheiten."

Die Entwicklung der reichsländischen Verfassungsfrage hat vier Phasen durchlaufen. Durch das Reichsgesetz vom 9. Juni 1871 wurde Elsaß-Lothringen „für immer" als unselbständige Reichsprovinz mit dem Deutschen Reich vereinigt. Ohne eigene Gesetzgebung und Verwaltung war es lediglich vom Kaiser und vom Bundesrat abhängig. Am 1. Januar 1874 wurde Elsaß-Lothringen durch die Einführung der Reichsverfassung zur Teilnahme an der gesetzgeberischen Arbeit im Reich hinzugezogen, indem es fünfzehn Abgeordnete in den Reichstag entsenden durfte. Die Landesgesetzgebung in Elsaß-Lothringen wurde auf Bundesrat und Reichstag übertragen. Daneben konnte auch der Kaiser mit Zustimmung des

Bundesrats Notstandsverordnungen mit Gesetzeskraft erlassen. In diese Zeit fällt auch die Berufung des reichsländischen Landesausschusses mit beratendem Charakter. Das Reichsgesetz vom 2. Mai 1877 brachte den ersten Ansatz zu einer Verselbständigung der Reichsprovinz, indem es den beratenden Landesausschuß zur gesetzgebenden Körperschaft erhob, der jetzt den von Kaiser und Bundesrat zu erlassenden Landesgesetzen seine Zustimmung zu geben hatte. Um die Gesetzgebungsmaschine nicht möglicherweise stillzulegen, war neben diesem gesetzgeberischen Verfahren auch noch die Möglichkeit offen, beim Erlaß von Landesgesetzen subsidiär den Reichstag an Stelle des Landesausschusses als Faktor einzuschieben. Zudem konnten Landesgesetze, die auf die erstere Weise entstanden waren, durch Reichsgesetze beseitigt werden, aber nicht war das umgekehrte Verfahren möglich. Durch Reichsgesetz vom 4. Juli 1879 wurde dann die Einführung der eigenen Landesverwaltung zugestanden und der Sitz der Zentralverwaltung von Berlin nach Straßburg verlegt. Elsaß-Lothringen erhielt einen besonderen verantwortlichen Minister, Statthalter genannt, mit einem aus Staatssekretär und Unterstaatssekretären bestehenden Ministerium. Der Landesausschuß bekam das Petitionsrecht und das Recht der Initiative bei gesetzgeberischen Vorlagen; einem ständigen Kommissar wurde das Recht der beratenden Teilnahme an den Bundesratsverhandlungen zugestanden, und ein Staatsrat wurde zur vorberatenden Begutachtung von Gesetzentwürfen einberufen.

Die wichtigste Änderung, die auch die größte politische Tragweite haben dürfte, liegt unseres Erachtens in der Ausschaltung des Reichstags und Bundesrats und in der Erweiterung des persönlichen Einflußgebiets des Kaisers. In welchem Geiste diese Erweiterung gedacht ist, ergibt sich aus den allgemeinen Bestimmungen über die Bildung der Ersten Kammer. Der Ersten Kammer sollen als Mitglieder kraft ihres Amtes angehören: die Bischöfe zu Straßburg und Metz, die Präsidenten des Oberkonsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession und des Synodalvorstandes der Reformierten Kirche, der Präsident des Oberlandesgerichts, ein ordentlicher Professor der Universität Straßburg, ein Vertreter der Israelitischen Konsistorien, sowie ferner ein Vertreter der vier großen Städte Straßburg, Metz, Kolmar und Mülhausen, den die Gemeinderäte dieser Städte aus ihrer Mitte wählen, drei Vertreter der Handelskammern zu Straßburg und Metz, sowie zu Kolmar und Mülhausen, drei vom Landwirtschaftsrat und ein von der Handwerkskammer zu Straßburg gewählter Vertreter. Das sind im ganzen achtzehn Personen. Zu ihnen tritt die gleiche Zahl, vom Kaiser auf Vorschlag des Bundesrats ernannt.

Durch diese Bestimmung wird der Kaiser derart unter die Kontrolle und den Einfluß der Bundesstaaten gestellt, daß es ihm nicht möglich werden dürfte, die Ernennung der achtzehn Mitglieder nach einem großen der Reichseinheit dienenden Gesichtspunkt vorzunehmen, während allen möglichen partikularistischen Einflüssen Tor und Tür geöffnet wird. Durch eine solche Anordnung wird die Erste Kammer nicht das, was sie sein soll, ein Regulativ gegen zu starken Radikalismus in der Zweiten Kammer, sondern, wie wir gleich zeigen werden, ein Hemmschuh für die weitere Germanisierung und innere Verschmelzung der Reichslande mit dem Gesamtreich.

Die Zweite Kammer soll aus sechzig aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervorgegangenen Abgeordneten bestehen. Und hier verrät sich der Geist des Gesetzes zum zweitenmal, indem es in allen wesentlichen Punkten die Bestimmungen des Gemeindewahlrechts auf die Wahlen zur Zweiten Kammer überträgt.

„Der Wahlgesetzentwurf", schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.", „erklärt in voller Übereinstimmung mit dem bestehenden Gemeindewahlrecht für wahlberechtigt die männlichen Einwohner Elsaß-Lothringens, sofern sie im Besitze der Reichsangehörigkeit sind, das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben und in der Gemeinde oder in dem Wahlkreise, zu dem die Gemeinde gehört, entweder drei Jahre wohnen, oder bei einjährigem Wohnsitz entweder ein Grundstück besitzen, oder ein stehendes Gewerbe oder eine Landwirtschaft selbständig betreiben, oder ein öffentliches Amt bekleiden, oder als Rechtsanwalt oder im Schul- oder Kirchendienste tätig sind. Eine derartige Begrenzung des Wahlrechts ist für Elsaß-Lothringen um so unerläßlicher, als sonst jeder Deutsche, auch ohne daß seine Interessen mit den besonderen Interessen der Reichslande verknüpft sind, als solcher wahlberechtigt sein würde. (Das verstehen wir nicht. D. Schriftlg.) Wahlberechtigten im Alter von mindestens 35 Jahren stehen zwei, im Alter von mindestens 45 Jahren drei Stimmen zu. Durch dieses mäßige Alters-Pluralwahlrecht, welches die an Lebenserfahrungen gereiften Wähler bevorzugt und sich ähnlich auch in anderen neuen Verfassungen findet, wird eine weitere Garantie für ein maßvolles Wirken der Zweiten Kammer geschaffen."

Wenn man den Bericht der „Nordd. Allg Ztg." liest, scheint es, als spielten in der Verfassungsfrage nur Personalfragen eine Rolle, als seien wirtschaftliche und soziale Verhältnisse für die Entwicklung der Reichslande ohne jede Bedeutung. Weiter entsteht der Eindruck, als handle es sich bei der Festsetzung der Bestimmungen ausschließlich darum, „dem Reichslande größere Selbständigkeit" zu geben. Es scheint, als sollte das deutsche Element unter allen Umständen von der Politik des Reichslandes ferngehalten werden, damit das französische um so leichter seinen Einfluß bewahren könnte. Geradezu verheerend muß die Bestimmung auf den deutschen Einfluß wirken, die einen dreijährigen Aufenthalt im Wahlkreise für Privatangestellte und Arbeiter und einen einjährigen für öffentliche Beamte zur Bedingung für die Wahlberechtigung erhebt.

Unter diesen Bedingungen wird allen denen, die an der Verfassungsfrage der Reichslande ein Wort mitzusprechen haben, eine kleine Skizze von Dr. Kreuzkam willkommen sein, die sich „Das soziale und wirtschaftliche Element in der elsaß-lothringischen Frage" nennt. (Conrads Jahrbücher III. Folge. Bd. 40. November 1910. S. 660 bis 668.) Kreuzkam stellt fest, daß in den Erörterungen über die Geschicke der Reichslande die sozialen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte unberücksichtigt geblieben waren. Dabei zeigt es sich doch, „wie wichtig und notwendig es ist, das Wirtschaftsleben der Reichslande an das große deutsche Wirtschaftsleben enger anzuschließen und eine Politik des Entgegenkommens . . . auf dem Gebiete zu betätigen, auf dem trotz allen Rufens nach Autonomie und Wahlrecht die elsaß-lothringische Bevölkerung dem Reiche immer noch am ehesten Verständnis entgegenbringen würde: auf dem wirtschaftlichen Gebiete". Weiter gibt Kreuzkam eine knappe Übersicht über die Bevölkerungsbewegung, aus der hervorgeht, daß die Auswanderung nach Frankreich so weit nachgelassen hat, daß sie einen Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes nicht mehr hat. Von der Bevölkerung des Reichslandes waren im Jahre 1905 in Elsaß-Lothringen 83,77 Prozent (1519943) geboren, 11,91 Prozent oder 216169 in einem anderen deutschen Bundesstaat, davon 58072 in der Rheinprovinz (in Preußen überhaupt 121254). Diesem Zustrom deutscher Elemente steht ein Abstrom nach Deutschland von 56869 geborenen Elsaß-Lothringern (im Jahre 1900) gegenüber, von denen allerdings 17000 auf Militärpersonen entfallen. Von großem Interesse ist der berufliche Aufbau der Bevölkerung. Es gehörten zur Berufsabteilung:

	1882	1895	1907	Zu- (+) Abnahme 1905 bis 1907 absolut	Proz.
A. Landwirtschaft	645603	616074	568158	— 47916	— 7,78
B. Industrie und Bergbau . . .	563272	605600	730952	+ 125352	+ 20,70
C. Handel und Verkehr	142627	156458	221393	+ 64935	+ 41,50
D. Lohnarbeit wechselnder Art . .	16606	17864	17364	— 499	— 2,79
E. Öffentlicher Dienst usw. . . .	104212	150899	159502	+ 8603	+ 5,70
F. Ohne Beruf und Berufsangabe	67260	76185	122881	+ 46696	+ 61,29

In diesen Zahlen fällt vor allen Dingen der starke Rückgang der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung zugunsten einer Vermehrung der Industriebevölkerung auf. Dennoch kommt die Industrie mit der einheimischen Bevölkerung nicht aus. Der Bergbau und die Eisenhütten beschäftigen rund 47000 Arbeiter, von denen die Mehrzahl der gelernten aus Altdeutschland, der ungelernten aus Frankreich, Belgien und Luxemburg wie auch aus Italien stammen. „Alles in allem kann man aber doch sagen, daß die Germanisierung der Arbeiterbevölkerung wesentliche Fortschritte gemacht hat." (S. 665.) Hierneben ist es in der Tat „unverständlich, weshalb die Regierung dreijährigen Aufenthalt im Lande als Voraussetzung des Wahlrechts vorschlägt . . . Wir haben hier", schreibt ein Industrieller der „Deutschen Volkswirtschaftlichen Korrespondenz" aus Deutsch-Lothringen, „Tausende von zugewanderten deutschen Arbeitern . . ., die bei einem solchen Wahlrecht nicht mitwählen können. Das gleiche gilt von dem vorgeschlagenen Pluralwahlrecht . . ." — Wir rechnen mit Bestimmtheit, daß der Reichstag gerade an diesem Punkte die verbessernde Hand anlegen wird und daß ihn die Furcht vor der Sozialdemokratie nicht wie die Regierung auf Abwege geleitet.

Die neue Verfassung für Elsaß-Lothringen birgt schließlich noch eine große Gefahr in sich. War es bisher schon schwer, eine großzügige Verkehrsstraßenpolitik zu treiben, so dürften sich die Schwierigkeiten noch vergrößern. Wir denken hier besonders an die Hinausschiebung der Moselkanalisierung durch die Reichsregierung. Jetzt liegt die Gefahr vor, daß nach Durchführung der Kanalisierung der lothringischen Moselstrecke zwischen Metz und Diedenhofen das lothringische Industriegebiet Anschluß an die französischen Wasserstraßen suchen muß. Daß dieser Anschluß um so leichter gefunden werden wird, je mehr Franzosenfreunde in den beiden Kammern des Landtages sitzen, liegt auf der Hand. Im übrigen verweisen wir auf die Artikel in Nr. 2, 3, 10, 17, 18, 26, 27 und 30 der „Grenzboten".

Hoffentlich finden die Abgeordneten trotz der Vorbereitungen für die Reichstagswahlen noch Zeit und Kraft, um die Gefahren wenigstens im Rahmen des Möglichen herabzumindern.

Wippermann. Den Zusammenhang darf der Politiker nicht verlieren, wenn er die Ereignisse vollkommen verstehen will; darum braucht er Wippermanns deutschen Geschichtskalender (der erste Band des Jahrgangs 1910 ist bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienen) auch für solche Zeitabschnitte, die, wie das erste Halbjahr 1910, keine welterschütternden Ereignisse aufzuweisen haben; wird doch in solchen so mancher früher angeknüpfte Faden fortgesponnen und dem Gespinst neues Material zugeführt. Bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung, der Reichswertzuwachssteuer, der Schiffahrtsabgaben und andrer Vorlagen wird man öfter auf das Stadium zurückblicken müssen, das diese Gegenstände in dem hier behandelten Halbjahr durchlaufen haben. Übrigens hat es

auch nicht an Episoden gefehlt, die nicht bloß interessant, sondern auch symptomatisch waren; urbi et orbi wurde die Borromäus-Enzyklika verkündigt (29 Seiten widmet Wippermann der Bewegung, die eine unvorsichtige Stelle dieses kurialistischen Elaborats in Deutschland hervorgerufen hat); im Vaterlande hatten wir u. a. den „Wahlrechtsrummel" mit Straßendemonstrationen, einen Ministerwechsel, den Angriff der reichsländischen Bischöfe auf den Allgemeinen Deutschen Lehrerverein; endlich, um vom Auslande wenigstens etwas zu erwähnen, in Ungarn das in dem Reiche der Magnaten höchst auffällige Phänomen einer wirklichen und wahrhaftigen „Nationalen Arbeitspartei" (der Setzer hat Arbeiterpartei daraus gemacht. Daß in der stürmischen Sitzung des Abgeordnetenhauses am 21. März der Ministerpräsident und einer seiner Kollegen Körperverletzungen erlitten haben, hätte doch als ein recht charakteristischer Vorfall Aufnahme in Klios Gedenktafeln verdient). Am Anfange und am Schlusse des Bandes findet man nützliche Meditationsstoffe. Die vorletzte Seite enthält eine Rede des Präsidenten Taft, die mit der Konstatierung der hohen Lebensmittelpreise beginnt. Die amerikanische Teuerung, speziell Fleischteuerung, ist im Januar und Februar von unsern Zeitungen mit ein paar kurzen, anekdotisch gehaltenen Notizen abgefertigt worden, während sie in langen Leitartikeln hätte behandelt werden müssen. Man bedenke doch, was das heißt: Lebensmittelteuerung in einem Lande, das bequem 500 Millionen Menschen wohlfeil ernähren könnte, statt der 93 Millionen, die es hat, und Fleischteuerung, wo man über etliche tausend Quadratmeilen Weideland verfügt! Das verpflichtet zu einer Würdigung der erstaunlichen Leistungen unsrer heimischen Landwirtschaft, die auf teurem Boden, nicht in der Lage, Neuland unter den Pflug zu nehmen, mit einer Händezahl, die auf einen immer kleineren Prozentsatz der stetig wachsenden Gesamtbevölkerung herabsinkt, wo nicht sich absolut vermindert, die Produktion in dem Maße gesteigert hat, daß sie unser Nahrungsmittelbedürfnis zwar nicht mehr vollständig, aber noch annähernd befriedigt. Und daran wären Erörterungen der Frage zu knüpfen, woher die nächsten Generationen der Kulturwelt Brot und Fleisch nehmen sollen, wenn die dünn bevölkerten Länder am Übergange zum intensiven Anbau verhindert werden durch die Trustmagnaten, die nicht allein den Konsumenten die Nahrungsmittel verteuern, sondern auch die von ihnen abhängigen Farmer ruinieren. Von Seite 9 an aber — das ist der andre Meditationsstoff — wird eine Blütenlese aus den Presseäußerungen über die Wahlrechtsvorlage zusammengestellt von der „Kreuzzeitung" und den „Hamburger Nachrichten" an bis zu dem schönen Diktum der „Leipziger Volkszeitung": „Umsonst waren alle Versuche, das Junkertum zu Reformen anzutreiben, die fette Bestie rührte und regte sich nicht." Man frägt sich, wenn man so was gelesen: wie heißt öffentliche Meinung, wie heißt Volkes Stimme? Wo sind diese nebulosen Wesen zu fassen? Und wie ist aus diesem „Volk" eine parlamentarisch regierende Vertretung zu destillieren? Die Antwort ist aus der Geschichte der Verfassung Englands zu entnehmen, wo die in der Glanzzeit des Parlamentarismus sich selbst regierende Nation nichts weniger als „das Volk" gewesen ist, wo aber, wie jetzt auch den Unkundigen offenbar wird, die Lebensbedingungen des Zweiparteiensystems längst geschwunden sind. Ein über 40 Millionen starkes, reich differenziertes Volk, das lesen kann (die untern Volksschichten Englands konnten vor hundert Jahren nicht lesen), bedarf einer starken Zentralgewalt, und da ist denn die anerkannte und aller Welt bekannte eines Monarchen der hinter den Kulissen regierenden, anonymen, die aus einem Konsortium von Großkapitalisten besteht, entschieden vorzuziehen. C. J.

Städtische Wohnungsfürsorge. Bei der Eröffnung der Internationalen Städtebauausstellung in Düsseldorf hat Oberbürgermeister Marx in interessanter Weise darauf hingewiesen, daß die Ausstellung einem der wichtigsten Probleme des Kulturlebens diene, dem Wohnen und Wirken von Millionen. Vom Lande gehe der Zug zur Stadt, hier ballen sich die Massen zusammen; diese Entwickelung sei unaufhaltsam. Der öffentlichen Verwaltung sei damit eine Aufgabe erwachsen, die ebenso neu wie schwierig sei. Es gelte, den Menschenstrom, der in die Städte drängt, so zu leiten, daß durch das Streben des einzelnen nach Raum zum Wohnen und Luft zum Leben nicht Schaden leiden die volkswirtschaftlichen und hygienischen, die ethischen und ästhetischen Interessen der Allgemeinheit. Diese Aufgaben zu lösen, sei der Städtebau berufen. Er sei getragen von dem Gedanken, daß, wie der einzelne sein Haus nicht ziellos, sondern nach festen Richtlinien baue, so auch die Stadt in ihrer Gesamtheit anzusehen sei als ein Bauobjekt. Der Düsseldorfer Oberbürgermeister bezeichnete diesen Gedanken mit Recht als international, wie die städtische Entwickelung selbst. Alle Kulturvölker haben, mittelbar oder unmittelbar, mitgewirkt, um das zu schaffen, dessen Muster und Vorbilder die der Ausstellung dienenden Räume enthalten. Vor allem aber seien doch Amerika und England auf der einen, Deutschland auf der anderen Seite als diejenigen Länder zu nennen, in denen die moderne Städtebewegung mit ihren beiden Hauptstämmen wurzele. In Amerika und England waren es wohnungspolitische und hygienische Gesichtspunkte, die zuerst Volkswirtschaftler, Ärzte und einsichtige Großindustrielle auf eine zweckmäßige Gesamtplanung der Städte dringen ließen. Deutschland dagegen ist nach Herrn Marx die Heimat jenes heute so mächtig gewordenen Gefühls für den künstlerischen Reiz schöner Städtebilder aus der Überzeugung, daß des besten Architekten Mühen in dieser Richtung vergeblich ist, wenn nicht ein gesunder Bebauungsplan die unerläßlichen Voraussetzungen für den Erfolg solchen Strebens schafft. Diese beiden Strömungen haben sich im modernen Städtebau zusammengefunden, ohne jedoch — und darin liege wie die Eigenart so auch die besondere Schwierigkeit der städtebaulichen Kunst — gänzlich ineinander aufzugehen. Je nach der Lage der Dinge verlange bald das eine, bald das andere Moment in den Vordergrund gestellt zu werden. So seien es bei der Anlage von Monumentalplätzen und repräsentativen Stadtteilen die künstlerischen, bei der Anlage von Wohnvierteln die hygienischen und sittlichen Gesichtspunkte.

Es ist — um meinerseits bei letzteren kurz zu verweilen — eine hohe und dankenswerte Aufgabe für die Städte, in erster Linie dazu beizutragen, daß in gesunden Wohnungen, in Licht und Luft ein an Körper, wie Geist und Seele gesundes Geschlecht aufwächst. Aber die Wohnungsfrage nach dieser Seite ist wirtschaftlich nicht so einfach zu lösen. Im Gegensatz zu früheren Zeiten hat die Entwickelung des modernen Verkehrs dazu geführt, daß die Erbauung von Wohngebäuden namentlich in großen Städten in der Hauptsache nichts anderes ist als ein Zweig der Industrie, der im Einzelfalle so gut wie jeder andere des Kredits bedarf. Die Kreditgewährung hat sich aber beim Häuserbau nicht in gleicher Weise entwickelt, wie bei der Industrie im engern Sinne des Wortes. Auf einen Teil des Wertes von Grundstücken konnte man Geld fast ohne Risiko leihen, sowohl von öffentlichen Instituten als von privater Seite. Dagegen hat sich für den zweiten Teil des Wertes der Grundstücke, für welchen die Banken nur selten Geld schafften, im allgemeinen ein gesunder Kreditmarkt nicht entwickelt, vielmehr hat hier vielfach das Schwindlertum Eingang gesucht und gefunden.

Diese Verhältnisse haben natürlicherweise dazu geführt, den städtischen Kredit für den Wohnungsbau dienstbar zu machen. Die Absicht, möglichst hohe Gewinne

zu erzielen, liegt der Stadtgemeinde fern. Die Leitung ist wohl in der Lage, zu erkennen, wo ein Darlehen bedenklich ist, wo nicht. Eine lokale Einrichtung wie die Stadtverwaltung ist daher besonders geeignet, die hier bestehende Lücke auszufüllen. Vermögen und Steuerkraft der Stadt decken den Kreditgeber. Einige, allerdings nur sehr wenige, Städte stellen daher für den Kleinwohnungsbau zweite Hypotheken zur Verfügung und haben hierdurch erreicht, daß die Bautätigkeit auf dem Gebiete des kleinen und mittleren Baues eine erfreuliche Regsamkeit zeigt, so daß der Wohnungsmarkt dem normalen Stande immer näher gebracht wird.

So werden in Krefeld auf Neubauten mit kleineren oder mittleren Wohnungen, deren Kosten einschließlich des Grundwertes in der Regel 40000 Mark nicht übersteigen sollen, erste und zweite Hypotheken aus städtischen Mitteln gewährt. Damit die an dem Neubau beteiligten Handwerker und Lieferanten zu ihrem Gelde kommen, hat sich die Stadt eine Kontrolle vorbehalten, die dahin ausgeübt werden kann, daß in besondern Fällen die Auszahlung der Darlehnsraten von der Vorlage bezahlter Rechnungen abhängig gemacht wird. In sieben Fällen sah sich die Stadt veranlaßt, von diesem Recht Gebrauch zu machen und das Geld unmittelbar an die Handwerker zu zahlen. Bis zum 1. Januar 1910 wurden für 77 Wohnhäuser insgesamt 1208523 Mark Hypotheken bewilligt. Von dieser Summe übernimmt die Sparkasse 794350 Mark, der Rest entfällt auf die Stadt. Durch Errichtung der Wohnhäuser wurden 6 herrschaftliche, 107 mittlere und 81 Arbeiterwohnungen geschaffen. Von den Darlehnsempfängern sind 13 Bauunternehmer, 43 Handwerker und Privatleute und 21 Beamte. In Neuß gibt die städtische Sparkasse die erste Hypothek bis zu 60 Prozent, der städtische Hypothekenfonds die zweite bis zu 75 Prozent des Wertes. Diese Einrichtung hat sich dort ganz außerordentlich gut bewährt. Eine ähnliche Einrichtung hat auch München-Gladbach geschaffen.

Dagegen pflegen sich die meisten anderen Städte, die den Kleinwohnungsbau unterstützen, mit ihrem Kredit in engeren Grenzen zu halten und in der Regel mit Darlehen nicht über 60 Prozent des Wertes hinauszugehen, schon um die Bewilligung zur darlehnsweisen Beschaffung der Betriebsmittel ihres Hypothekarinstituts — der städtischen Schuldverschreibungen — zu erhalten. Wenn sie hiermit auch nicht in der Lage sind, die in der Organisation des Bodenkredits bestehende Lücke hinsichtlich der Beleihung der zweiten Werthälfte auszufüllen, so können sie, wie dies beispielsweise in Düsseldorf geschieht, doch einen sehr wichtigen Zweig pflegen, der für außerhalb der Stadt ansässige Gesellschaften besonders schwierig, aber für die Wohnungsfrage von größter Bedeutung ist: die Hergabe von Baugelderdarlehen. Das Hypothekenbankgesetz begünstigt diese Art von Darlehen nicht; es schließt sie nicht aus, begrenzt aber ihren Umfang. Die Beschränkung dient dem Schutze der Pfandbriefgläubiger; der Gesetzgeber hält die Beurteilung der Frage, ob Baugelder auf einer reellen Grundlage ruhen, für schwierig und befürchtet namentlich, daß unfertige Häuser im Subhastationswege von den Banken übernommen werden müssen. Solche Bedenken stehen aber dem städtischen Betriebe nicht in gleichem Maße gegenüber, da, wie gesagt, deren Verwaltungen die Sachlage leicht zu übersehen vermögen.

Auch die Unterstützung von Bau- und Immobiliengesellschaften sowie von Privatunternehmern zum Zwecke des Kleinwohnungsbaus aus städtischen Mitteln ist hier und da erfolgt; München hat solche Darlehen bis zu 75 Prozent des Schätzungswertes im Gesamtbetrage von rund 2 Millionen Mark gegeben. Charlottenburg soll ein größeres Projekt zugunsten der Förderung des Kleinwohnungsbaues ins Auge gefaßt haben. Hoffentlich wird die im Jahre 1913 in Leipzig

stattfindende Internationale Baufachausstellung, welche mit Sonderausstellungen verbunden sein wird, auch diese volkswirtschaftlich wie sozialpolitisch hochbedeutsame Frage einen guten Schritt weiter bringen. Seidel

Zur Religionsgeschichte. In dem Diederichsschen Verlag, in dem schon früher die Werke von Robertson, Kalthoff und Drews erschienen sind, die den Nachweis zu führen versuchen, daß das Christentum nicht auf einen geschichtlichen Jesus, sondern auf eine Christusidee zurückgehe, ist neuerdings der erste Teil eines von gleichen Grundgedanken ausgehenden Werkes erschienen: Sam. Lublinski, „Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos". 1. Bd.: „Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur" (Jena 1910. 3 M.). Lublinski lehnt die Kalthoffsche Deutung des Urchristentums als einer sozialen Bewegung ab und sucht, vielfach mit Drews sich berührend, das Christentum zu erklären als die große Kultursynthese der Antike, hervorgegangen aus der ethischen Romantik des Platonismus und den Mysterienkulten des alten Orients. Die Ausführungen Lublinskis, an denen übrigens der würdige, von aller gehässigen Polemik freie Ton wohltuend berührt, sind fesselnd geschrieben und geben ein anschauliches Bild von der neu erschlossenen bunten Welt religiöser Strömungen und Gestaltungen der großen Zeitenwende vor und nach Christi Geburt. Daß er freilich nur durch kühne Kombinationen das ziemlich dunkle und bruchstückartige Material zu seinem geschlossenen Gesamtbilde zusammenzwingt, das ist sich Lublinski selbst bewußt; und seine These, daß das Christentum nicht auf einem geschichtlichen Jesus beruhe und nicht einem geschichtlichen Paulus seine erste Ausbreitung verdanke, sondern seinem Mythos nach viel älter sei, als selbständige Religion sich aber erst nach der Zerstörung Jerusalems vom Judentum habe ablösen können, hat zur Voraussetzung eine Ablehnung des geschichtlichen Quellenwertes sämtlicher neutestamentlichen Schriften, die doch als unhaltbar bezeichnet werden muß. Man wird so aus dem Werke Lublinskis vieles lernen können über die religiöse Umwelt, in die das Christentum hineintrat und von der es sicher auch beeinflußt worden ist; aber die Entstehung des Christentums in völligem Widerspruch zu dessen eigenen ältesten Quellen lediglich aus dieser Umwelt erklären zu wollen, muß wohl von vornherein als verfehlter Versuch erscheinen.

Eine kurzgefaßte allgemeine Geschichte der Religionen bietet Salomon Reinach in seinem „Orpheus". (Deutsche Ausgabe von A. Mahler. Wien und Leipzig; Eisenstein. 1910.) Ob es nötig war, dieses vom Geiste Voltaires (der bis zum Überdruß zitiert wird) und Heines inspirierte Buch deutschen Lesern darzubieten, möchte man bezweifeln. Zwar nimmt Reinach für sich den Ruhm in Anspruch, „zum erstenmal eine zusammenfassende Darstellung aller Religionen unter dem Gesichtswinkel von natürlichen Erscheinungen und nichts anderm zu bieten"; aber das Eigentümliche an seinem Buche ist doch schließlich nur die Vereinigung eines Kompendiums der Kirchengeschichte mit einem solchen der außerchristlichen Religionen. Der Verfasser verfügt, wie besonders die bibliographischen Anmerkungen beweisen, über eine staunenswerte Belesenheit; aber der ungeheure Stoff ist nur ziemlich locker gruppiert zusammengetragen, zum Teil bedenklich oberflächlich behandelt (man lese nur die fünf Seiten über die deutsche Reformation!), und das Ganze wird nur für einen gewissen Leserkreis schmackhaft gemacht durch das tendenziöse Urteil des Verfassers, der so ziemlich die ganze Geschichte der Religionen als Mischmasch von Irrtum und Gewalt darstellt. Auch die Übersetzung läßt zu wünschen übrig (statt „Erwachen" ließ z. B. „Erweckung"!). Ein gutes, lesbares Handbuch der Geschichte der Religionen fehlt uns wohl allerdings noch; das Werk,

das diese Lücke ausfüllen wird, muß aber etwas anders aussehen als das von Reinach und Mahler. Lic. G. Wustmann-Chemnitz

„Der Kaufmannsstand in der deutschen Literatur bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts." In seinem also betitelten Aufsatz äußert M. R. Kaufmann (Grenzboten 1910, Nr. 42 S. 120): „Frischlin hat den Kaufmann in seinen Dichtungen nicht verwertet." Diese Ansicht bedarf einer Ergänzung, insofern nämlich der bekannte Humanist († 1590) zwar kein Kaufmannsstück verfaßt hat, aber doch in seiner trefflichen Komödie „Julius Redivivus" einen Vertreter des Kaufmannsstandes auftreten läßt. In ihr erscheinen Caesar und Cicero unter Führung Merkurs auf der Oberwelt und beobachten mit immer wachsendem Staunen die Fortschritte der Deutschen auf allen Gebieten der Kultur. Als Vertreter des deutschen Wehrstandes tritt ihnen Hermann, ein Namensvetter des berühmten, als Vertreter des Lehrstandes Eobanus Hesse entgegen. Auf seinen Wunsch wird Caesar ins Zeughaus geführt, Cicero betrachtet die Buchdruckerei und Bibliothek:

„Caesar ist unterdessen zurückgekehrt und beschreibt nun,
Was er für Waffen gesehn in dem Zeughaus, welcherlei Büchsen . . .
Da erblickt er von fern, den Hausiererkorb auf dem Rücken,
Einen savoyischen Mann, der in neugallischer Mundart
Wälscht, dem alten Besieger der Gallier nimmer verständlich."
(Vgl. D. Fr. Strauß, „Leben und Schriften Frischlins". S. 134.)

Das ist der Kaufmann aus dem Lande der Allobroger (oder Sabandi); als ein Ungetüm wie Atlas erscheint er Caesar. In seiner „barbarischen" Sprache schimpft er auf die Soldaten, die samt und sonders Taugenichtse und Diebe seien; einer habe ihm seine Börse gestohlen, dafür aber habe er sich an dessen Frau schadlos gehalten. Auf Hermanns und noch mehr Caesars entsetzte Fragen nach seiner Herkunft gibt er grobe, patzige Antworten und beschuldigt gar Hermann des Börsendiebstahls. In einer späteren Szene preist der pfiffige Krämer, der nur seines Geldbeutels Interessen kennt, vergeblich Hermann seine Waren an; dieser läßt ihn schließlich verhaften und befiehlt, ihn zu Tode zu prügeln, weil er durch seine Waren die Soldaten verweichliche und zur Verschwendung treibe. Nur das Dazwischentreten des durch die Hilferufe des Allobrogers herbeigerufenen Merkur, der als Praeses fori fungiert hat, rettet den Bedrängten, und schleunigst trollt er sich auf Nimmerwiedersehen. — Wie Kaufmann das bei Naogeorg hervorgehoben hat, gilt hier dem sittenstrengen Vertreter des deutschen Wehrstandes, Hermann, der Krämer als Sündenbock. Aber es bricht sich doch auch bereits eine andere Auffassung Bahn: Merkur weist in seiner Verteidigung des Allobrogers darauf hin, daß gute Dinge erst durch schlechte Anwendung schlecht würden, und überhaupt trage die Schuld an den vielfach traurigen Zuständen in Deutschland nicht die Ware des Kaufmanns, sondern das Erblaster der Deutschen, die Trunksucht. So bildet die Darstellung Frischlins in dieser Komödie eine Ergänzung zu der Auffassung, die sonst in der Humanistenzeit herrschte, indem sie wenigstens den Versuch macht, dem vielgescholtenen Stande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Dr. W. Janell-Friedenau

Der arme Mann im Tockenburg

enn er kein Narr war, muß man ihn ein Genie nennen. Das erste war er zuzeiten, und daß er Partikeln von einem Genie besaß, läßt sich kaum leugnen. Sein Name? Belieben Sie einen Blick in die Literaturgeschichte zu werfen, wo sie von der künstlerischen Autobiographie des achtzehnten Jahrhunderts erzählt und von jenen Geistern, die Lust und Drang in sich fühlten, sich selber zu modellieren, beileibe nicht zu photographieren. Einer nahm ein Herz in die Hand, der schrieb weich und mollakkordig seine Jugend, so schön, daß Graf Stollberg rühmte: „Dem Büchlein dein bin ich so hold — Ist's doch so rein wie lauter Gold." Goethe gab es heraus. Es hieß: „Henrich Stillings Jugend." Die zarten Lichttöne konnte er von hier herübergeleiten in sein gewaltiges Lebensdokument, das einen schwachen Vorläufer in seines Freundes Karl Philipp Moritzens „Anton Reiser" hatte. Doch Goethe schrieb ja keine peripherische Biographie mehr, sondern die Vita seines Geistes, seines dichterischen Erraffens und Spendens und der großartigen Wechselwirkung seines Ichs mit dem Zeitgeist. Das Epos eines ganz singulären Menschen, so lag sein Leben vor seiner Rückerinnerung. Und wo das Leben dem Epos nicht entsprach, formte er es, wie er es als Dichter wünschte gelebt zu haben. Und nun der vierte unter diesen künstlerischen Formern des eigenen Lebens! Er saß nicht an Goethes Tafelrunde, sondern träumte in seiner Geißbubenherrlichkeit im schweizerischen Toggenburg; er war nicht Herders ansichtig, als er mit triumphierender Geberde die erste flammende Huldigung an Shakespeare sprach, aber es mußte sein, daß die Shakespeareidee in der Luft lag, und daß selbst ein armseliger Weber in der Einsamkeit am Webstuhl sich vor dem Briten verbeugte. Dieser vierte war ein Autodidakt, der aber, trotzdem er jeden Schmöker gierig erhaschte, Bibel und Goethe kannte und hundertfältig das Leben der Gestalten aus andern Büchern miterlebte, doch so fest und sicher in den Angeln seines eigenen robusten Wesens schwebte, daß sein Buch nicht durch andere Bücher hindurch führte, sondern bis in jede Zeile von einem eigenen Leben gefüllt war. Er kannte Rousseau und konnte, was ganz wenige vermochten, sich ihm entziehen. Auch Stillings Leben las er: „Aber, Himmel! welch ein Kontrast! Stilling und ich! Nein, daran ist nicht zu denken. Ich dürfte nicht in Stillings Schatten stehen." Aber es verband ihn mit jenem doch, was Goethe bei Stilling „das Element seiner Energie" nannte, einen unverwüstlichen Glauben an Gott. Ein frommer, aber ehrlicher Augenaufschlag — das war indes alles. In einer Zeit, in der eigentlich nur die Welt der obern Zehntausend sich den geistigen Luxus einer Autobiographie gestattete, schrieb einer aus der untern sozialen Schicht seine Lebensmarginalien. Absichtslos tat er es, sozusagen im künstlerischen Unschuldszustande, gewiß zum Entzücken des Jahrhunderts sehnsüchtigen Preises des weltabgeschiedenen Hirtenlebens! Aber warum kannten sie ihn denn nicht, den „armen Mann im Toggenburg"? Warum pilgerte die Mode Rousseaus nicht zu ihm? Erstens verfehlte Uli Bräker — so hieß der arme Toggenburger — die Konjunkturen des Literaturmarktes und gab sein Leben zu „spät" heraus. Und dann: Diese Natur, die man suchte, existierte nicht. Man suchte sie in Salomon Gesners Idyllen und Bildern und wäre nach solchen Kuliffenzaubern erschrocken über der vierschrötigen

ungeschminkten Wahrheit des Naturlebens, das der arme Mann im Toggenburg schilderte und in dem nicht bloß eine Idylle lächelte, sondern auch düster und herb irgendein Akt aus einer Lebenstragödie aufblitzte. — „Nun in Gottes Namen, nackent bin ich von Mutterleib kommen, nackent werde ich wiedert dort in die Gruft wandern und von allem Weltplunder nichts mitnehmen, als etwa ein altes Leilachen, mich in Charons Nachen vor Wind und Wetter zu schützen. Dann teile immer deine Schätze, alte, für mich verrostete Welt. Meine Schulden kannst du bezahlen oder eintreiben, nach deinem Belieben. Ich werde von oben dem Kinderspiel ruhig zusehen." Was zwischen diesem nackenden Kommen und Gehen liegt, ist ein seltsames Leben eines Träumers, eines Narren, eines sensiblen Herzens, eines himmelhoch Jauchzenden und kleinlaut Verzagenden, eines glühenden Adoranten der Liebe, die ihm zwischen Dornen und Disteln der Schicksale doch auch die Flügeltüren des Paradieses herrlich weit öffnet, kurz eines Menschen, der sich wacker gewehrt, gekämpft, gehaßt, gearbeitet, gedacht, ein bedeutsames Leben auf einem Gipfel behaglichen Glückes führen konnte. Just vor hundertfünfundsiebzig Jahren ist er geboren am 22. Dezember. „Ich sei ein bißchen zu früh auf der Welt erschienen, sagte man mir ... Mag sein, daß ich mich schon im Mutterleibe nach Tageslicht gesehnt habe, und dies Nach-dem-Licht-Sehnen geht mir all mein Tag nach! Daneben war ich die erste Kraft meines Vaters, und Dank sei ihm unter der Erde von mir auch dafür gesagt!" Ist das nicht eigen gesagt? Und dazu von einem Salpeterfieber? Die elementarsten Geschehnisse kerben die natürlichen Höhepunkte in dieses von uraltehrwürdigem epischen Gefüge belebte Buch: Leben, Lieben, Sterben. Seine Jugend ist ein lyrisches Gedicht, nur die Mechanik der Verse fehlt. Also bloß eine Äußerlichkeit weniger. Übrigens Verse hat er auch auf dem Gewissen. Sie sind so schlecht, wie seine Prosa ausgezeichnet ist. Der ältere Schweizer fühlt sich im Verspanzer beengt. Es ging Bräker wie Gotthelf, von dem wir erst durch Ferdinand Vetters „Korrespondenz zwischen Gotthelf und Hagenbach" wissen: „Sobald ich etwas versen will, so gleicht mein Sprachvorrat einem See, der zuzeiten abläuft, daß kein Tropfen mehr vorhanden bleibt, und umsonst grüble ich in allen Spalten und Tiefen nach den einfachsten Silben. Setz' ich zur Prosa an, so rauschen die Worte wieder herauf, und ich kann so ungefähr sagen, was ich will." Auch dem Toggenburger quillt so der Born der Rede. Als ein Krösus an Bildern und funkelnden Vergleichen haßt er fanatisch das körperlose Wort. Unter seinem Hochdeutsch rauscht mächtig und stark das heimatliche Idiom und gibt seiner Rede eine heimliche Traulichkeit und robuste Kraft. Irgend eine lauernde Absicht auf den Leser, ja nur ein köderndes Augenblinzeln kennt er nicht. Er beichtet ja um so treuherziger, weil er sich selber als Publikum denkt. Andernfalls wäre seine Schilderung sub rosa mit dem Ännchen nicht so forsch ausgefallen. „Ha, ha, Uli! Du hast die Kinderschuh auch verheyt*)," tuscheln ihm damals seine Kameraden zu. Spricht seine Prosa hier nur Honigwörtchen, so schlägt sie bald dramatische Funken, da er in Berlin als Soldat nolens volens angeworben wird. Sein ruhiger epischer Stil gerät nun ins Kreuzfeuer militärisch wortkargen, wie Eisenklingen scharfen Dialoges. Der Malefizkerl! Ingeniös fließt ihm das Bild des soldatischen Berlin unmittelbar

*) ausgetreten.

vor dem Siebenjährigen Kriege in die Feder. Freilich, so begeistert ist seine Schilderung des friderizianischen Berlins nicht wie die Salomon Landolts, den alle Freunde der Literatur in Gottfried Kellers „Landvogt von Greifensee" wiedererkennen, und der jenen eigenhändigen Brief Friedrichs des Großen, in dem ihm der Anblick einer Potsdamer Parade gestattet wurde, wie eine teure Relique aufhob.

Es ist etwas Seltsames. Berlin spielt in der erzählenden Literatur der Schweiz eine gewichtige Rolle. In Gottfried Kellers Berliner Jahren wächst „Der grüne Heinrich". Jenes selbe Berlin, das er sein „Sibirien" nannte, schreitet heute als Diskussionsobjekt in den Schweizerroman Paul Ilgs „Landstörtzer", in Berlin erlebt F. Moeschlins „Konrad Hitz" das Leben, begeistert sich und verbrennt die Finger, Berlin vor allem jubelt der immergrüne „Hans Himmelhoch", auch Jakob Schaffner genannt, zu und preist es als den „Superlativ des Lebens". Zu solch dionysischer Weisheit greift der Toggenburger nicht, vielmehr fühlt er sich im alten Sinne des Wortes „elend"; außer Landes muß er den schweizerischen Kuhreihen singen. Aber man versilbert ihm dafür die Hand. Weit gefehlt. Eine Wassersuppe bekommt er. Basta! Im Heimweh befährt Gottfried Keller den Tegelersee und trauert auf „dem nordschen Geistersee", der Toggenburger heult — ganz simpel gesprochen — zum Mond abends aus seiner Fensterluke: „Du, der jetzt auch überm Toggenburg schwebt, sag' es meinen Leuten daheim, wie armselig es nun um mich stehe, meinen Eltern, meinen Geschwistern, meinem Ännchen sag's ..." Er braucht nicht lange zu sinnen. Trommelwirbel! Kriegsgerüchte. Er horcht, der Rekrut bei solcher Kunde „wie ein Schwein am Gatter!" Pfui über das garstige Bild! sagt der sprachliche Schönfärber, und ich freue mich an diesem derben Vergleich wie an dem verwandten Pestalozzis, der den Vogt Hummel so charakterisiert: „Wie ein gefangenes wildes Schwein in seinen Stricken schnaubet, seinen Rachen öffnet, seine Augen rollt und Wut grunzt, so wütete jetzt Hummel." — Wie nun der Toggenburger die Lowositzer Schlacht schildert, bleibt ein Meisterstück; seine Worte galoppieren und hasten in fliegendem Tempo wie der Arme selber der Heimat zu. Er hat gelernt, ordentlich weise über das Leben zu philosophieren: „Zwar billig' ich nicht mehr das Böse, das ich tue — Doch tu' ich nicht das Gute, das ich will. Und so stolpert' ich immer meinem wahren Glück vorbei." Das Glück hätte er sich in der Gestalt eines Weibes erwünscht. Sein „Ännchen" hat er verplempert, nun bleiben die andern. Sein Vater hat gesagt: „Buben! Seid doch nicht so wohlfeil. Werft den Bengel ein bißlein hoch." Tat's, und der Bengel fiel tief. Er heiratete eine, die ihre Episteln mit Versen spickte. Also eine Dichterin! Wenn es keine Nachbarn gäbe, die solches besorgen. Solches erfuhr Bräker, der erschrecklich viel gelesen, Lavater, Hirzels philosophischen Bauern von hinten und vorne durchlas, erst in der Ehe. Er beißt auf die Lippen, will's hinunterschlucken, aber heraus muß es doch, daß die Ehe ein Kreuz. Und wie zum Trost schreibt er jetzt sein „Leben", und ich widerspreche ihm, wenn er behauptet, „er habe darin einen Gedanken in hundert Worten ersäuft". Da ihm die Armut im Nacken sitzt, feiert er das Fest des Geistes, über dem er die Bettelwelt der Erde vergißt. Und schließlich gelingt ihm das Höchste, sein Leben, das ihn am Verzweifeln zeigt und ihn mit Tücken über Tücken schlägt, friedlich und harmonisch im Preis seiner Scholle ausklingen zu lassen. Die schwermütige Des-Dur findet den Rank in die volkstümliche leichte und jedem begreifliche G-Dur.

„Seht, meine Lieben! Das ist meine Geschichte bis auf den heutigen Tag. Künftig, so der Herr will und ich lebe, ein Mehrers. Es ist ein Wirrwar — aber eben meine Geschichte.“ — Ich weiß nicht, warum der Text der neuen bei Meyer und Jessen in Berlin erschienenen Ausgabe, begleitet von der feurigen Huldigung Wilbrandts, dieser Schlußworte entbehrt. Es ist kein Zweifel, daß Fueßli diese nicht „hinzugedichtet“ hat. Auch sonst könnten Nörgler die Textgestaltung von Willkürlichkeiten nicht freisprechen. Doch philologischer Argwohn ist, wenn man von einem Geiste wie Bräker spricht, deplaciert. Vor einem solchen dichterischen Exponenten des Volkstums erblaßt klügelnder Buchstabengeist. Eines weiß ich. Es ist unstatthaft, von einer in der Schweiz so sichtbar werdenden aufsteigenden Entwicklung volkstümlicher Dichtung von Pestalozzi zu Gotthelf und zu Keller zu reden, ohne an den Anfang den Namen Uli Bräkers zu stellen, der als Künstler und Dichter Pestalozzi weit hinter sich läßt und vor Gotthelf voraus hat, daß er nicht schulmeistert.

„Als ich dies Büchlein zu schreiben anfing, dacht' ich wunder, welch eine herrlich' Geschicht' voll seltsamer Abenteuer es absetzen würde. Ich Tor! Und doch — bei besserem Nachdenken — was soll ich mich selbst tadeln? Wäre das nicht Narrheit auf Narrheit gehäuft? Mir ist's, als wenn mir jemand die Hand zurückzöge.“ — Dieser Jemand kann zweifellos nur die gerecht wägende Literaturgeschichte sein, in der ich einleitend Sie bat nachzuschauen. Haben Sie das Kapitel über „den armen Mann im Toggenburg“ gefunden? Nein! Aber ein friedliches Winkelchen mit einer respektvollen Grabinschrift! Nein. Trotz Freytag, trotzdem E. Götzinger vor zwanzig Jahren schon den Toggenburger feierte. Verehrter! Die Literaturgeschichte ist eine ehrwürdige Tante! So sauer es ihr wird, sie muß einen Namen viel geläufiger sprechen lernen. Nicht bloß das. Wenn sie einem gewissen Uli Bräker aus Toggenburg begegnet, dann hat sie den Hut zu lüften. Und wenn der ungelenke Toggenburger, was er zwar nicht würde getan haben, nach seinem Platze auf dem Parnaß fragte, dann hätte sie ihn zu dem Häuflein derjenigen aus dem achtzehnten Jahrhundert zu führen, die heute leben sollen im Andenken der Geister. Der Toggenburger ist nun, trotzdem sein Leben oft aufgelegt, immer wieder vergessen worden. Jetzt aber prägt er sich uns mit dreimaliger Kraft ein: Er war ein Dichter — ein Dichter — ein Dichter.

Dr. Ed. Korrodi-Zürich

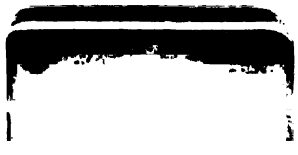
Verantwortlicher Redakteur: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1911 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

ID 11455

211416